Die Grenzboten

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
MARCH 1907

Digitized by Google

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst.

44. Jahrgang.

Drittes Quartal.

Leipzig.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow.

1885.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis.

Jahrgang 1885. Drittes Vierteljahr.

Politik. Volkswirtschaft. Rechtspflege.

Die Reden des Fürsten Bismarck. S. 105.
Der Liberalismus und der prinzipielle Konservatismus. S. 150.
Ungehaltene Ferienrede. S. 274.
Zur Frage der Diätenprozesse. S. 393.
Die Karolineninseln. S. 438.
Der Streit über die Karolinen. S. 608.

Der Ministerwechsel in London. S. 1.
Das Programm des Torykabinets. S. 97.
Kurzsichtige Politiker. Aus Oesterreich. S. 145.
Salisbury und der Mahdi. S. 182.
Die Russen in Zentralasien. 1. S. 193. — 2. S. 320. — 3. S. 481. — 4. S. 529.
Der Tod des Mahdi. S. 280.
Sansibar. S. 337.
Wahlen und Parteien in Frankreich. S. 385.

Zur Prostitutionsfrage. S. 58.
Das Wachstum Berlins und der Maurerstreik. S. 202.
Zur Frage der innern Kolonisation in Deutschland. S. 342.
Die Handwerkerbewegung und ihr mögliches Ziel. S. 395.
Der Notstand des Privatkapitals. S. 538. 584.

Der nordamerikanische Farmer und der deutsche Landwirt. S. 249.
Nordamerikanische Eisenbahnzustände. S. 490.

Das richterliche Urteil und die Phrase. S. 7.
Rechtspolitische Streifzüge. S. 241.
Der deutsche Zivilprozeß in praktischer Bethätigung. S. 295.
Die Aufgabe der Staatsanwaltschaft im Strafverfahren. S. 444.
Strafen und Strafabmessung. Karl Meisel. S. 499.

Geschichtliches und Biographisches. Länder- und Völkerkunde.

Zwei fürstliche Frauen des achtzehnten Jahrhunderts. Christian Meyer. 1. Die große Landgräfin. S. 448. — 2. Fürstin Eleonore Liechtenstein. S. 505.
Die erste Konstitution für Oesterreich. S. 433.
Gustav Nachtigal in Tunis. G. Meinecke. S. 110. 159.

Ostpreußische Skizzen. 6. Politisches. S. 49.
Eichsfelder Arbeiter. Berghoff-Ising. S. 258.
Neuere Literatur über Nordamerika. S. 577.

Literaturwissenschaft.

Hartmanns Armer Heinrich. Max Koch. S. 404.
Ein politischer Dichter und Zeitungsschreiber des achtzehnten Jahrhunderts. (Christian Friedrich Daniel Schubart.) Max Koch. S. 262.
Goethiana. 1. Zu Goethes Verhältnis zu Carlyle. Ewald Flügel. 2. Goethes Logengedichte der Jahre 1815 und 1816. Heinrich Düntzer. S. 558.
Zum Weimarer Jubilate. S. 174.
Heinrich Leuthold. M. Necker. S. 214.
Martin Greif als dramatischer Dichter. S. 309.
Die dramatische Kunst E. v. Wildenbruchs. Arnold Fokke. 2. S. 365.
Plattdeutsche Erzähler. M. Necker. S. 29.
Alberta von Puttkamer. M. Necker. S. 119.
Populäre Schriftsteller. (Julius Stinde und Max Nordau.) S. 467.

Hippolyte Adolphe Taine. Mit Benutzung ungedruckter Mitteilungen. G. Egelhaaf. S. 168.

Kunstwissenschaft und Kunstpflege.

Deutsches Künstlerleben im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert. Rich. Muther. S. 15.
Analekten zur Geschichte der neuern deutschen Kunst. H. A. Lier. 4. Die Aufnahme der belgischen Bilder in Deutschland. S. 302. 347.
Reisebriefe aus Italien vom Jahre 1882. Aus dem Nachlasse von W. Roßmann. S. 126. 223. 269.

Ein Grundproblem des Kunstgewerbes. Veit Valentin. S. 64.

Englische Musik. S. 519.

Verschiedenes.

Dilettantismus und Berufsschriftstellertum. Fritz Kögel. S. 75.
Sommerfrische in Tirol. S. 79.
Unpolitische Briefe aus Wien. 3. Neue Architektur und Plastik. S. 355. — 4. Die Ma-

(RECAP)
0302
.407
v.44:t.3
1885
835687
Digitized by Google

lerei. S. 569. 601.
Ein Knopf von Goethe. S. 408.
Brauch und Mißbrauch. S. 413.
Budget d'une femme incomprise (Frau Carlyle). S. 461.

Roman.

Um eine Perle. Robert Waldmüller (Ed. Duboc). S. 34. 84. 136. 188. 231. 276. 329. 376. 417. 473.

Notizen.

Nochmals Bismarck und die Sonntagsruhe. S. 45.
Geiſtlicher und Politiker. S. 92.
In Männerkleidern. S. 93.
Wider den Schwindel in geſchäftlichen Anpreiſungen. S. 94.
Bildung und Schule. S. 283.
Lord Beaconsfields Home Letters. S. 425.
Gemiſchte Ehen. S. 478.
Agrariſche Bewegungen in Oberitalien. S. 528.
Die konfeſſionelle Schule in neuer Beleuchtung. S. 614.
Eine „phantaſtiſche" Idee. S. 615.

Beſprochene Bücher.

(Die mit * bezeichneten Bücher ſind in größern Aufſätzen behandelt.)

*H. Burmeſter, Harten Leina. Berlin, 1884. S. 31.
*F. Lening, Dree Wiehnachten. Stuttgart, 1885. S. 31.
W. Baur, Das Leben des Freiherrn vom Stein. Karlsruhe und Leipzig, 1885. S. 46.
A. Aſcharin, Dichtungen von Puſchkin und Lermontow. Reval, 1885. S. 46.
M. v. Meyſenbug, Phädra. Leipzig, 1885. S. 48.
*Fürſt Bismarck als Redner. Kollektion Spemann. S. 105.
*Alberta von Puttkamer, Dichtungen. Leipzig, 1885. S. 119.
F. Berghoff-Iſing, Das ſtaatliche Erbrecht und die Erbſchaftsſteuer. Leipzig, 1885. S. 142.
A. Fiſchhof, Die Sprachenrechte in den Staaten gemiſchter Nationalität. Wien, 1885. S. 142.
Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre. Gotha, 1885. S. 143.
J. Boy-Ed, Seine Schuld. Leipzig, 1885. S. 144.
Salvatore Farina, Mein Sohn. Berlin, 1884. S. 144.
*H. Leuthold, Gedichte. Frauenfeld, 1884. S. 215.
E. Friedberg, Die geltenden Verfaſſungsgeſetze der evangeliſch-deutſchen Landeskirchen. Freiburg, 1885. S. 238.
M. Schwalb, Zur Beleuchtung des Stöckermythus. Berlin, 1885. S. 239.
*G. Hauff, Chriſtian Friedrich Daniel Schubart. Stuttgart, 1885. S. 263.
A. S. C. Wallis, Fürſtengunſt. Leipzig, 1884. S. 286.
K. E. Edler, Der letzte Jude. Leipzig, 1885. S. 288.
F. L. Chleborad, Der Kampf um den Beſitz. Wien, 1885. S. 383.
*Hartmanns Armer Heinrich, von W. Toiſcher. Baſel, 1885. S. 404.
*A. Springer, Protokolle des Verfaſſungsausſchuſſes im öſterreichiſchen Reichstage 1848—49. Leipzig, 1885. S. 435.
J. Stinde, Buchholzens in Italien. Berlin, 1884. S. 467.
M. Nordau, Paradoxe. Leipzig, 1885. S. 469.
*v. d. Leyen, Die nordamerikaniſchen Eiſenbahnen. Leipzig, 1885. S. 491.
C. Bornhak, Geſchichte des preußiſchen Verwaltungsrechtes. Berlin, 1884. S. 617.
Fr. Graf Berg, Tagebuchblätter aus der Krim. Reval, 1885. S. 619.
J. S. Turgenjew, Vermiſchte Aufſätze. Berlin, 1885. S. 619.

Digitized by Google

PRINCETON UNIVERSITY LIBRARY PAIR
32101 020367106

Der Ministerwechsel in London.

In der letztvergangenen Woche hat sich in England eine Thatsache vollzogen, die man dort und in ganz Europa kurz vorher noch nahezu für eine Unmöglichkeit gehalten hätte, und die in Wirklichkeit einen schwer erfochtenen Sieg einschließt. Volle vierzehn Tage dauerte die Krisis, durch welche die Regierung des britischen Reiches aus den Händen der liberalen Partei in die der konservativen oder richtiger, da auch die Sieger in gewissem Maße liberalen Grundsätzen folgen werden, aus den Händen der mit Radikalen verbundenen Whigs in die der Tories überging. Es war ein langsames Sterben und eine schwere Geburt, es war in andrer Auffassung ein sehr interessantes, sehr charakteristisches konstitutionelles Schachspiel, bei welchem den Tories das Gewinnen dadurch erleichtert wurde, daß sie zuletzt unter ihren Figuren eine Königin behielten. Nachdem Gladstone in einer nicht sehr bedeutenden Budgetfrage in der Minorität geblieben war, gaben er und seine Kollegen ihr Entlassungsgesuch ein, und Salisbury begann die Bildung eines neuen Kabinets. Er unternahm dies mit der Voraussetzung, daß ihm die Führer der Liberalen im Unterhause bei Erledigung der laufenden Geschäfte während des Restes der parlamentarischen Session keine Schwierigkeiten bereiten würden. Am 18. Juni wurde ein dahingehendes Verlangen an dieselben gestellt. Es schloß keine Unterstützung der Beschlüsse des im Entstehen begriffenen Ministeriums in auswärtigen Fragen oder in Betreff neuer legislativer Vorlagen ein. Es wurde nur gefordert, daß der Regierung bei der Abwicklung der dringenden Geschäfte der gegenwärtigen Session keine Opposition gemacht werde, welche ihr Ansehen im Lande untergraben könne. Nach Empfang dieser Mitteilung beriet sich Gladstone mit seinen bisherigen Amtsgenossen, und man kam zu dem Beschlusse, zu erklären, daß

Digitized by Google

man den Führern der Tories nicht mehr als die allgemeine Versicherung erteilen könne, man werde, soweit man Einfluß habe, den Nachfolgern die Abwicklung der Sessionsgeschäfte weder durch faktiöse Opposition noch (in der Weise der Parnelliten) durch Obstruktion das Regieren erschweren. Dieser Bescheid befriedigte im Lager der Konservativen nicht, in der Bildung des Kabinets trat eine Pause ein, und es erschien einige Tage möglich, daß die Liberalen ans Ruder zurückkehrten. Indes setzte Marquis Salisbury die Unterhandlungen fort, und zuletzt hatte er damit Erfolg, indem mit Gladstone ein modus vivendi vereinbart wurde, welcher befriedigte. Am 24. fand unter Vorsitz der Königin in Windsor ein Kabinetsrat statt, in welcher die bisherigen Minister der Souveränin die Siegel der von ihnen innegehabten Departements überreichten, die sodann den neuen Ministern übergeben wurden. Was die nähern Umstände bei den Verhandlungen zwischen den Parteiführern betrifft, so erklärte Salisbury im Oberhause, daß er anfänglich im Hinblick auf die abnormen, durch die Gladstonesche Wahlreformbill geschaffenen Verhältnisse der Königin geraten habe, die Demission der liberalen Minister zu verweigern. Indes habe Gladstone telegraphisch die Möglichkeit, sein Entlassungsgesuch zurückzunehmen, entschieden in Abrede gestellt, und so sei es nötig geworden, über die parlamentarische Lage eine Verständigung herbeizuführen. Gladstone habe zwar spezielle Zusagen verweigert, in einem letzten Briefe aber doch genauere Versicherungen erteilt, welche der Königin billig und befriedigend erschienen seien, und da dieselbe zugleich eindringlich auf die Nachteile aufmerksam gemacht habe, welche sich aus längerer Verzögerung für den Staatsdienst ergeben müßten, so habe man sich nicht länger bedenken dürfen, die Regierung zu übernehmen. Über die Politik, welche das neue Kabinet befolgen werde, behielt er sich eine Erklärung vor, und in bezug auf die Prophezeiung einiger Politiker, dasselbe werde sich nicht lange behaupten können, bemerkte er, man möge sich erinnern, daß frühere Regierungen, denen man gleichfalls eine kurze Amtsdauer vorausgesagt habe, später neun oder zehn Jahre am Ruder geblieben seien.

Das neue Ministerium ist im ganzen wohlgewählt. Der Chef desselben, der zugleich die auswärtigen Angelegenheiten übernommen hat, Marquis von Salisbury, ragt zunächst durch alten Adel und großen Reichtum hervor, und seine parlamentarische und diplomatische Vergangenheit sichern ihm ein bedeutendes Ansehen. Er hat als Lord Cecil und Viscount Cranborne viele Jahre im Unterhause gesessen und sich dabei, sowie als Mitglied des Kabinets Derby, das er 1867 verließ, weil Disraelis Reformpläne ihm zu weit gingen, als strenger Tory erwiesen. Als Diplomat machte er sich zunächst 1876 auf der Konferenz zu Konstantinopel einen Namen, der in den Ohren der Türken keinen wohlthuenden Klang hatte. Dann erschien er neben Beaconsfield auf dem Berliner Kongresse, wo er am 28. Juni 1878 den Antrag auf Besetzung und Verwaltung Bosniens und der Herzegowina durch die Österreicher stellte und be-

Digitized by Google

gründete. Im Oberhause war er zu jeder Zeit ein eifriger und schneidiger Gegner Gladstones, sodaß man sagen konnte, der eigentliche Führer der Opposition sitze jetzt nicht, wie sonst üblich, unter den Gemeinen, sondern unter den Peers. Sir Stafford Northcote oder, wie wir ihn fortan nennen müssen, Lord Iddesleigh, der neue erste Lord des Schatzamtes, ist eine weichere und anspruchslosere Natur und mit dieser Eigenschaft allgemein beliebt. Er ist zwölf Jahre älter als Salisbury und gehört schon seit 1855 dem Unterhause an, in welchem er zuletzt mehrere Jahre die Opposition gegen Gladstone leitete. Er beobachtete dabei immer, teils seinem Charakter gemäß, teils wohl in Erinnerung an den Umstand, daß er einmal Privatsekretär Gladstones als Präsidenten des Handelsamtes gewesen, eine gewisse Schonung und Zurückhaltung, die zuweilen wie Mattheit aussah. Dagegen war er ein fleißiger und solider Arbeiter und in finanziellen Dingen wohlerfahren, Eigenschaften, mit denen er sich auch in seiner neuen Stellung nützlich machen wird. Für die auswärtige Politik kommt er nicht in Betracht. Was ihm an Schärfe und Thatkraft abgeht, besitzt in hohem Grade sein jüngerer Kollege Lord Randolph Churchill, ein Nachkomme des berühmten Feldherrn Marlborough, dessen fünften Nachfolger in der Herzogswürde er zum Vater hat. Kaum sechsunddreißig Jahre alt und erst seit zehn Jahren Mitglied des Parlaments, bildet er, dem das wichtige Departement der indischen Angelegenheiten zugeteilt worden ist, das sensationelle Element in dem neuen Kabinet. Er ist ein recht eigentümlicher Konservativer, dieser Lord, ein Vertreter des radikalen Torytums. Wie die Whigs einen linken Flügel haben, so haben die Tories in ihm und seinen Freunden, die sich neben den Parnelliten, der „dritten Partei," als „vierte Partei" gefallen, ebenfalls ein solches Nebenglied, das besonders sozialpolitische Zwecke verfolgt und, halb aus Laune und zum Vergnügen, halb aus praktischen Erwägungen, das Loos der Arbeiter zu verbessern strebt. Lord Churchill ist ein Feuerbrand, ein Stürmer und Dränger, aber zugleich ein Talent, das eine Zukunft zu haben scheint. Dieser brillante Rekrut der Altkonservativen mit dem sozialistischen Anfluge hat sich die hohe Stelle, welche er jetzt einnimmt, ohne Zweifel mehr durch seinen Einfluß außerhalb der Schranken des Parlaments als durch seine leidenschaftliche und nicht selten maßlose Polemik im Hause der Gemeinen erworben. Das Land schätzt und bewundert seine Unerschrockenheit, sein dreistes Auftreten, sein Selbstvertrauen; sein vulkanisches Wesen imponirt, besonders neben der Weise Northcotes, alles mit Sammethandschuhen anzufassen und sich ängstlich vor Verletzung zu hüten, seine Reden werden von Freund und Feind mit Begier angehört und gelesen, und trotz mancher Stellen, welche die Klugheit bedauern mag, ist nicht zu leugnen, daß der geistvolle Spott und Tadel, mit dem er, in dieser Beziehung an den Bismarck der Revolutionszeit und der Jahre des Konflikts erinnernd, die Gegner überschüttete, seiner Partei sehr nützliche Dienste geleistet und manchem ein Licht über die Schwächen und Thorheiten der Liberalen auf-

Digitized by Google

gesteckt hat. Es giebt Leute, die ein nervöses Zittern überfällt, wenn sie sehen, wie ein derartig gearteteter Politiker die indischen Angelegenheiten leiten soll, und man muß ihre Befürchtung in gewissem Maße teilen. Indes ist andrerseits zu hoffen, daß Lord Randolph Churchill Sachkenntnis und Selbsterkenntnis genug besitzen werde, um ermessen zu können, wie weit er seiner hitzigen und ungestümen Natur in dieser Beziehung vertrauen und die Zügel schießen lassen darf. Er hat Indien gesehen und muß wissen, daß es keine Nation, sondern ein Gemisch sehr verschieden gearteter Völkerschaften, keine Insel, sondern ein Stück des asiatischen Festlandes ist, welches mit so wenig ausschweifender Theorie und so viel gesundem Menschenverstande als möglich regiert werden muß. Wenn er über Gegenstände seines neuen Wirkungskreises im Unterhause sich zu kräftig geäußert hat, so darf man ihm wohl das Benefizium der neuen, freilich nicht ungefährlichen Regel zuteil werden lassen, welche Politikern für das, was sie „in Stellungen von größerer Freiheit und geringerer Verantwortlichkeit“ gesagt haben, Ablaß zu erteilen erlaubt, wenn sie ins Amt gelangen. Ob Hicks Beach den Erwartungen entsprechen wird, die sich an seine Wahl zum Kanzler der Finanzkammer und Führer im Unterhause knüpfen, muß sich erst noch zeigen. Über die Befähigung des neuen Lordkanzlers, Sir Hardinge Giffard, der als Lord Halsbury fortan einen Wollsack im Oberhause einnimmt, herrscht keine Meinungsverschiedenheit. Der neue Kriegsminister, Smith, gilt als ein sachkundiger und energischer Mann in Marinesachen, als welcher er sich in seiner frühern Stellung als erster Lord der Admiralität bewährte, und man kann nur fragen, warum man ihm jene nicht wiedergegeben hat. Vielleicht beantwortet sich dies aber dadurch, daß in der Admiralität die Arbeit durch ein Kollegium besorgt wird, wogegen jetzt im Kriegsdepartement rascher Erfolg bei der sehr notwendigen Reformirung der Armee sehr von der Energie des obersten Administrators abhängt.

Ob sich Salisburys Hoffnung auf ein langes Leben des Kabinets erfüllen wird, läßt sich jetzt noch nicht sagen. Möglich, fast wahrscheinlich ist es, daß es bei den Herbstwahlen fällt, möglich auch, daß es sein Schiff durch diese hindurchsteuert und dann jahrelang gute Fahrt hat. Viel wird dabei auf die Haltung der Liberalen ankommen, viel auch auf die Politik der Tories, die infolge der liberalen, richtiger radikalen Strömung, welche seit Jahrzehnten schon und ganz besonders in den letzten Jahren England immer weiter nach links und tiefer in demokratische Zustände treiben ließ, sich wie Beaconsfield gezwungen sehen werden, gegen ihre eigentlichen Grundsätze und Absichten in innern Angelegenheiten zu verfahren. Sie werden hier nicht sehr wesentlich von Gladstones Wegen abweichen können, und die Freunde Englands werden zufrieden sein müssen, wenn die neuen Minister es mit der einen und der andern Maßregel für einige Zeit auf der abschüssigen Bahn, auf der es sich befindet, aufzuhalten imstande sind. Vielleicht gewinnt ihnen Churchills Ruf die Arbeiter, welchen das neue Wahlverfahren Stimme und Einfluß verleiht. Die

Parnelliten haben durch ihren Führer erklärt, sich neutral verhalten zu wollen, falls keine neue irische Zwangsbill aufs Tapet gebracht und durchgesetzt würde. Das Kabinet Salisbury wird hauptsächlich in auswärtigen Fragen zu zeigen haben, was es kann. Wenn von Gladstone und Genossen gesagt wird, sie hätten abgewirtschaftet, so kann sich das nur auf jene Frage beziehen. Aber es erheblich besser als der abgetretene Premier zu machen, wird keineswegs leicht sein. Der Wille thut es hier nicht allein, man muß Wege und Mittel finden, wenn der verfahrene Staatswagen weitergebracht und wieder in raschen und regelrechten Gang nach dem durch sein Interesse gesteckten Ziele gesetzt werden soll.

Von Leuten, welche sich als Eingeweihte angesehen wissen wollen, wird die äußere Politik des Torykabinets im allgemeinen als von dem Bestreben ausgehend charakterisirt, dem Lande zu zeigen, daß die Konservativen die wahren Freunde des Friedens seien, da sie nicht die Absicht hätten, sich wie die bisher herrschenden Staatsmänner dem Unvermeidlichen zu widersetzen, um dann nachzugeben, und da sie sich nicht von demokratischen Liebhabereien zur Hinneigung zu republikanischen Staaten und zur Bevorzugung derselben verleiten ließen, was dem Lande nur Demütigung zugezogen und es isolirt habe. Salisbury werde in erster Reihe ein inniges Einvernehmen mit Deutschland und Österreich-Ungarn erstreben und zunächst versuchen, die Frage wegen der russisch-afghanischen Grenze endgiltig zu lösen, und er und Churchill würden sich dabei gegen Rußland entgegenkommender zeigen als Lord Granville. Sie würden nicht wie die Liberalen sich bemühen, Indien durch Verhandlungen und Verträge zu schützen, die nach den Lehren der Geschichte nur geringen Wert hätten, sondern England eine so feste Stellung zwischen Indien und Rußland schaffen, daß die britische Macht zwischen Indus und Ganges fortan nicht mehr gefährdet werden könnte. Im Hinblick auf Ägypten werde Salisbury sich angelegen sein lassen, die Stellung Englands dadurch zu befestigen, daß das britische Kabinet sich offen für die Maßregeln der dortigen Regierung verantwortlich erkläre und im Lande eine Armee zurücklasse, welche hinreiche, die Ordnung aufrecht zu erhalten und einen Einbruch des Mahdi in das untere Nilthal abzuwehren.

Das wären gewiß recht lobwürdige Absichten, nur erfahren wir nichts bestimmtes und ausreichendes über das Wie ihrer Ausführung. Gewiß wird man in Berlin und Wien die Ersetzung Gladstones durch Salisbury nicht ungern gesehen haben, obwohl seine schroffe Art in diplomatischen Geschäften den Verkehr mit ihm einigermaßen unbequem machen könnte. Er ist ehrlicher, konsequenter und zuverlässiger als Gladstone, sodaß man im allgemeinen wissen wird, wie man mit ihm daran ist. Es wird sich wenigstens in Kolonialsachen mehr guter Wille kundgeben als bisher; nur werden die Handlungen der betreffenden Herren nicht über das hinausgehen können, was man hergebrachtermaßen als englisches Interesse ansieht. Auch wird alles, mindestens bis zu den

Wahlen, mehr oder minder den Charakter des Provisorischen und Halben tragen. Die Regierung, welche vom Parlament abhängt und hier nur die Minorität für sich hat, wird nicht wohl imstande sein, vollständig nach ihrer Überzeugung zu handeln, und man wird stets zu befürchten haben, daß die Wähler das, was mit ihr ausgemacht ist, durch Gegner ihrer Politik umstoßen lassen. Endlich muß die deutsche Staatsleitung zwar nicht notwendig eine antienglische sein, wohl aber weist sie das Interesse des Reiches mehr auf Berücksichtigung der Bedürfnisse, Stimmungen und Wünsche der benachbarten Kontinentalmächte hin, die unter keinen Umständen von einer Annäherung zwischen uns und England gefährdet und geschädigt werden dürfen. Mit diesen Mächten in gutem Einvernehmen zu bleiben, ihr Vertrauen weiter zu genießen, ist die Hauptsache; will England mit uns zu einem bessern Einverständnisse gelangen, so ist das willkommen zu heißen, da es den Frieden befestigen würde, nur wird dann England Opfer bringen müssen, nicht aber an uns das Ansinnen stellen dürfen, dieser Freundschaft alte und neue Freundschaften im Osten und Westen zu opfern oder irgendwie zu lockern.

Darnach ist auch das zu beurteilen, was jene „Eingeweihten" über die afghanische und die ägyptische Frage sagen. Wir werden uns als Freunde und Förderer des Weltfriedens freuen, wenn es dem neuen englischen Kabinet gelingen sollte, hier wie dort eine Lösung zu finden, welche alle Teile befriedigt und die Verlegenheiten beseitigt, die Gladstones Ungeschick heraufbeschworen hat. Aber uns zu irgendwelchen Diensten hier gegen Frankreich, dort gegen Rußland bereit zu erklären, darf man uns nicht zumuten. England wird sich in beiden Beziehungen am besten selbst dienen, wenn es der Billigkeit Gehör giebt. Was wir darunter verstehen, wollen wir nicht formuliren. Wie die „Eingeweihten" sich die Schutzmauer zwischen Rußland und Indien vorstellen, welche nach ihren Bericht Salisbury und Churchill zu erbauen vorhaben, können wir uns nicht recht klar machen, und ob das, was sie über die Absichten der Toryminister in betreff Ägyptens sagen, der rechte Hebel sein wird, der den Engländen aus der dortigen Verlegenheit heraushilft und sie namentlich wieder an Frankreichs Seite stellt, ist uns sehr zweifelhaft.

Wir erwarten also bis auf weiteres keine großen Erfolge für das neue Kabinet, es müßte sich denn unerwartet ein ungewöhnliches politisches Element, ein Genie aus dessen Mitte erheben. Bis dahin wollen wir hoffen, daß es sich wenigstens besser zeigen werde als Gladstone und Genossen. Es gehört nicht allzuviel dazu, und die Hoffnung ist begründet. Man wird bei ihm keinen Launen und unpraktischen Theorien, keinen schwächlichen Vorsätzen und keinem ewigen Schwanken zwischen Dreistigkeit und Verzagtheit, keinem zu starken Gebrauch der Notlüge begegnen. Man wird es ein verständliches Spiel beginnen sehen und geneigt sein, seinen Versicherungen, soviel an ihm ist, zu vertrauen. Man wird in Berlin endlich einmal gehörig erfahren, was England eigentlich wünscht

und nicht wünscht, und was es zu bieten hat, wenn man ihm dabei, soweit man sich dadurch nicht selbst anderswo ins Licht tritt, Unterstützung zu gewähren bereit ist.

Das richterliche Urteil und die Phrase.

Anlaß zu dieser Besprechung giebt uns ein in jüngster Zeit entschiedner Strafprozeß, der Prozeß wider den Redakteur der in Berlin erscheinenden „Freien Zeitung“ wegen Beleidigung des Hofpredigers Stöcker, ein Prozeß, der, nächst dem vor elf Jahren verhandelten Prozeß Arnim, wohl mehr als jeder andre die öffentliche Aufmerksamkeit in Deutschland auf sich gezogen hat. Die Tagesblätter haben ausführliche Mitteilungen über die Verhandlungen in diesem Prozesse gebracht, auch das von dem Vorsitzenden des Gerichts verkündete Urteil umfassend wiedergegeben. Wenn auch nach § 267 der Strafprozeßordnung bei erfolgter Aussetzung der Entscheidung die Urteilsgründe zur Zeit der Verkündigung schon schriftlich festgestellt sein mußten, so scheint doch, wie man nach Inhalt der Verkündigung annehmen muß, der Vorsitzende von der Befugnis Gebrauch gemacht zu haben, die Urteilsgründe, statt sie aus der schriftlichen Aufzeichnung zu verlesen, „ihrem wesentlichen Inhalte nach“ in freier mündlicher Rede mitzuteilen, und es wird daher die veröffentlichte Entscheidung auf einer stenographischen Aufzeichnung dieser mündlichen Rede beruhen. Da nun aber einmal das Urteil in dieser Form in die Öffentlichkeit gelangt ist, so werden wir diese Form einstweilen auch als die authentische betrachten und an sie unsre Bemerkungen knüpfen dürfen.

Von vornherein wollen wir aussprechen, daß es uns hier nicht um eine Verteidigung des Hofpredigers Stöcker zu thun ist. Wir bekennen offen, daß wir keine Anhänger dieses Mannes sind. Wenn wir auch glauben, daß derselbe in voller Überzeugungstreue für Zwecke, die er für gut hält, in die Bewegung der Zeit eingetreten ist, so erachten wir doch die von ihm gewählten Mittel und Wege nicht für die richtigen. Das, was uns zur Feder greifen läßt, ist allein der Wunsch, daß in Prozessen dieser Art die Gerichte stets eine ihrer völlig würdige Haltung einnehmen und nicht — wenn auch nur unbewußt — sich zu Werkzeugen politischer Agitation hergeben möchten.

Seitdem die Redekunst in den Parlamenten zu großer Bedeutung gelangt ist, ist sie natürlich bemüht gewesen, sich aller derjenigen oratorischen Mittel zu

bemächtigen, welche auf die Zuhörer, und wenn nicht auf diese, doch auf die Öffentlichkeit, vor welcher man redet, einen Eindruck zu machen geeignet erscheinen. Eingeleitet wird die Parlamentsrede in der Regel mit einer captatio benevolentiae, die dann auch öfters am Schlusse wiederkehrt. Bei der Sacherörterung aber will der Redner nicht allein als sachkundiger, sondern vor allem auch als geistreicher Mann glänzen. Er schmückt also seine Rede, wo sich irgend Gelegenheit dazu bietet, mit allerhand geistreichen Zuthaten. Auf diese Weise hat die Phrase in unserm öffentlichen Leben eine nicht unbedeutende Herrschaft gewonnen. Diese Übung ist dann seit der Mündlichkeit und Öffentlichkeit des Gerichtsverfahrens aus den Parlamenten auch in die Gerichtssäle übergegangen. Der Anwalt, zumal wo er vor Geschwornen redet, aber auch in andern Sachen, die das öffentliche Interesse in Anspruch nehmen, ist bemüht, durch oratorische Künste jeder Art die Sache seines Klienten zu fördern. Und auch der Staatsanwalt greift, sei es aus persönlicher Neigung, sei es, um den ihm gegenüberstehenden Anwälten es gleich zu thun, oft zu diesen Mitteln. An dieser ganzen Sachbehandlung ist nun, wenn sie auch den wahren Interessen der Justiz wenig entspricht, nichts ab- und nichts zuzuthun; wir müssen sie als eine Folge bestehender Einrichtungen hinnehmen. Widerspruch erheben aber müssen wir dagegen, wenn nun auch der Richter sich von dieser Tendenz anstecken läßt und sich berufen fühlt, sein Urteil in der beliebten Form oratorischer Leistungen zu geben. Möglichste Einfachheit in der Form und strengste Einhaltung innerhalb der Grenzen dessen, was zur rechtlichen Beurteilung der Sache gehört, das ist es, was dem richterlichen Urteil seine Würde giebt.

Leider finden wir in neuerer Zeit das Bewußtsein hiervon innerhalb unsers Richterstandes im Schwinden begriffen. Erinnern wir uns des Urteils in dem Prozesse Arnim. Es enthielt eine Einleitung, worin die Rede war von den „vielen Richtern außerhalb des Gerichtshofes, die in dieser Sache sich berufen gewähnt, ihr Urteil abzugeben," von den „hochgehenden Wogen der Leidenschaft, die selbst bis an sonst unerreichbare Stellen mit ihrem Gischte hinausgeschlagen" u. s. w. Es wurde von den Interessen gesprochen, welche sich an diesen Prozeß knüpfen, dann aber gesagt, daß „alle diese Interessen für den Richter nur die Staffage und Szenerie des Dramas bilden; während es seine schwere Aufgabe sei, die nackte, trockne Handlung selbst, frei von allem Ausschmucke, entkleidet von allem jenen interessevollen Beiwerk, unter sein kritisches Sezirmesser zu bringen, unbekümmert um die Wunden, die seine Schnitte hervorrufen möchten, als einziges Hilfsmittel in der Hand nur noch das Gesetz." Aus dem weitern Verlaufe des Urteils wird wohl vielen noch in der Erinnerung sein, daß darin unter anderm von Depeschen geredet wurde „über eine so brennende Frage, daß sie auch durch die Wände des ungeöffneten Koffers hindurchleuchten mußten."

Aus einem vor zwei Jahren verhandelten Prozesse, der unter dem Namen des Erpressungsprozesses des „Unabhängigen" viel besprochen wurde, ist uns noch

erinnerlich, daß (nach Zeitungsberichten) das Urteil sagte: „Die Handlungsweise der Angeklagten ist eine so unerhörte, daß man sie kaum für glaublich hält, wenn sie nicht durch die dreitägige Verhandlung bestätigt worden wäre. Nachdem die Gesetzgebung schon lange den mittelalterlichen Schandpfahl abgeschafft hat, haben die Angeklagten einen modernen Preß-Schandpfahl konstruirt, an welchen zahlungsfähige Menschen gestellt wurden" u. s. w.

Auch das jüngst veröffentlichte Urteil huldigt dieser Richtung. Es enthält zuvörderst wieder eine Einleitung, ganz in dem oratorischen Stile des Arnim-Prozesses. Der Vorsitzende entschuldigt sich, daß er wegen körperlicher Indisposition nicht mit ganz klarer Stimme publizire. Er entschuldigt sich, daß er nur einen „Überblick der Gründe" gebe, indem er darauf hinweist, daß das Gesetz ihn nur zur Mitteilung des Wesentlichen verpflichte. (Beiläufig bemerkt, ist dieser Überblick sehr ausführlich ausgefallen.) Dann wird der Prozeß als ein Partei- und Tendenzprozeß bezeichnet, bei dem, wie die Richter vorausgesehen, die Wogen der Leidenschaft und Leidenschaftlichkeit hochgegangen seien. An den sittlichen Wert eines politischen Gegners habe die scharf eingehende und scharf einschneidende Sonde gelegt werden müssen. Unbeirrt von Leidenschaft und Leidenschaftlichkeit, unbeirrt von dem, was das Parteitreiben da draußen verlangte, sei es Aufgabe des Gerichts gewesen, aus der förmlichen Mosaik von Beweisen das Rechte herauszufinden, die Spreu von dem Weizen zu sondern und auszuscheiden. Das Ergebnis dieser Ausscheidung solle jetzt nach einer gewissenhaften, eingehenden, nahezu achtstündigen Beratung publizirt werden. Auch am Schluß verfällt das Urteil wieder in diesen Ton. Es wird gesagt, daß das Gericht nach eingehendster Erwägung, nach vielfach streitenden Für und Wider schließlich zu der Auffassung gelangt sei, daß der Angeklagte nicht zu einer Geld-, sondern zu einer Gefängnisstrafe zu verurteilen sei. Aber der Gerichtshof sei dabei weit unter das beantragte Strafmaß herabgegangen. Der Angeklagte werde einsehen, daß sie, die Richter, ihn nicht zu hart bestrafen wollen, und er werde dem Gerichtshofe das Zeugnis nicht versagen, daß alles, was irgend nur mit Recht zu seinen Gunsten in die Wagschale geworfen werden konnte, reiflich und reichlich von ihnen erwogen worden sei. Schließlich wird im Namen des Gerichtshofes die Hoffnung ausgesprochen, daß diese Konflikte mit dem Strafgesetze im Leben des Angeklagten die letzten seien. Aus dem übrigen Inhalte des Urteils wollen wir — andrer schönredenden Wendungen nicht zu gedenken — nur hervorheben, daß von „dem Falle der gewissermaßen aus dem Grabe leider wieder erstandenen Esther Solymossi" geredet wird, was einigermaßen an die aus dem Koffer durchleuchtenden Depeschen des Falles Arnim erinnert.

Wir sind der Ansicht, daß alle solche Auslassungen eines Gerichts — denn in dessen Namen redet doch der Vorsitzende — vom Übel sind. Das Gericht braucht das, was es thut, nicht zu rechtfertigen, wenn es nur das Rechte thut.

Über die Natur des Prozesses, die ohnehin jeder kannte, war jedes Aussprechen unnötig. Daß das Gericht bei einem solchen Prozesse wie auch bei jedem andern seine Schuldigkeit thut, versteht sich von selbst; es braucht das nicht zu versichern. Auch wie lange das Gericht beraten hat, ob die Beratung mehr oder minder schwierig gewesen ist, gehört nicht vor das Publikum. Vollends sollten sich die Richter nicht in Versicherungen darüber ergehen, daß sie den Angeklagten nicht hart behandeln wollen, und diesen nicht um ein Zeugnis bitten, durch welches er ihr Wohlwollen anerkenne. Daß jemand, der soeben verurteilt wird, künftig nicht wieder mit dem Strafgesetz in Konflikt gerate, ist ja bei jedem Angeklagten zu hoffen. Eben deshalb aber ist ein Ausspruch darüber, wenn er nicht etwa eine gutgemeinte Mahnung sein soll, ohne Wert. Vor allem aber möchten wir wünschen, daß unsre Richter in ihren Urteilen es streng vermieden, sich in pathetischen und geistreichen Wendungen zu ergehen. Das richterliche Urteil wiegt in sich selbst so schwer, daß es solchen rhetorischen Beiwerkes nicht bedarf. Überdies ist Geistreichsein eine gefährliche Sache. Es mißlingt mitunter; und dann fällt es als Geschmacklosigkeit auf den Redenden zurück. Doppelt schwer aber fällt es auf ihn zurück, wenn der Redende ein Richter ist, weil jedermann fühlt, daß Geistreichsein nicht zum Berufe des Richters gehört. Je nüchterner und einfacher der Richter seinen Ausspruch abgiebt, umso besser erfüllt er seine Aufgabe.

Wir wollen nun auch den eigentlichen Inhalt des Urteils etwas näher betrachten. Selbstverständlich lassen wir dabei die rechtliche Beurteilung, die das Gericht der Sache hat angedeihen lassen, völlig unberührt. Nur dasjenige soll hier besprochen werden, was uns in der Form des Urteils verfehlt erscheint, wozu wir allerdings auch alle diejenigen Aussprüche rechnen, die das Gericht gegeben hat, ohne daß die rechtliche Beurteilung der Sache dazu nötigte. Wir bemerken in dieser Beziehung, daß es ja unzweifelhaft Pflicht des Gerichtes war, das von der Verteidigung geltend gemachte Verhalten des Hofpredigers Stöcker aus dem Gesichtspunkte zu prüfen, ob durch dasselbe die in den beleidigenden Artikeln enthaltenen Vorwürfe sachlich gerechtfertigt oder doch wenigstens einigermaßen entschuldigt werden. Diese Grenze hatte aber auch das Gericht in seinen Aussprüchen umso strenger einzuhalten, als es ja von vornherein klar war, daß es sich hier um einen Tendenzprozeß handelte, durch welchen der Richterspruch für politische Zwecke dienstbar gemacht werden sollte.

Die Hauptfrage war darauf gerichtet, ob das an die Spitze des Schmähartikels gestellte Wort „Lügner" in dem Verhalten Stöckers einen Anhalt finde; ob man also demselben die Gepflogenheit, absichtlich und bewußt die Unwahrheit zu sagen, vorwerfen könne. Das Urteil erörtert zu diesem Zwecke eine Reihe von Fällen und zieht das Ergebnis, daß in diesen Fällen Stöcker mit den Thatsachen sich in Widerspruch gesetzt habe. Bei einigen dieser Fälle wird dieser Ausspruch durch Einschiebung der Worte „teilweise" oder „halb und halb" ab-

geschwächt und verliert schon dadurch an Bedeutung. Bei andern wird dagegen bestimmt gesagt, daß der Widerspruch bestehe „festgestellten und unzweifelhaften“ oder „vorhandenen, bestehenden und ermittelten Thatsachen“ gegenüber. Da nun auch diese Thatsachen unzweifelhaft Stöcker bekannt waren, so hätte man danach erwarten sollen, das Gericht werde allerdings zu dem Ergebnis gelangen, daß Stöcker mehrmals absichtlich und bewußt die Unwahrheit gesagt, also gelogen habe. Es folgt dann aber der Ausspruch, daß der Gerichtshof sich nicht zu der Annahme „bequemen“ könne, daß Stöcker nicht im Irrtum sich befunden habe, was mit der Erregtheit Stöckers und der notorischen Erregtheit und Heftigkeit politischer Debatten motivirt wird. Ohne Zweifel wäre es zur Vermeidung mißbräuchlicher Benutzung des Urteils dienlicher gewesen, wenn man bei jeder einzelnen Thatsache die Frage beantwortet hätte, ob dabei Stöcker bewußt und absichtlich die Unwahrheit gesagt habe. Dann würde man auch vielleicht minder entschieden einen „Widerspruch mit den Thatsachen“ konstatirt haben. Denn in Wahrheit lag die Sache so, daß auch in jenen beiden Fällen, wo das Gericht unbedingt einen solchen Widerspruch als vorhanden aussprach, nur ein relativer Widerspruch mit den Thatsachen vorlag. Dies tritt am deutlichsten hervor bei der Frage über die Beteiligung Stöckers an den Verhandlungen der Thüringer Kirchenkonferenz. Stöcker hatte seine Beteiligung an diesen Verhandlungen verneint. Nun stand fest, daß er bei dieser Konferenz keine Rede gehalten, daß er aber auf eine dort an ihn gerichtete Frage mit einigen Worten geantwortet hatte. War dies nun eine Beteiligung an der Verhandlung? Je nachdem man diese Frage verneinte oder bejahte, konnte man sagen, daß Stöcker wahr oder unwahr gesprochen habe. Sonderbarerweise erklärt das Urteil, diese Frage dahingestellt sein lassen zu wollen, und der Vorsitzende spricht sogar seine persönliche Ansicht dahin aus, daß er diese Frage nicht bejahen würde; gleichwohl wird unmittelbar darauf gesagt, daß Stöcker sich durch jene Verneinung mit den feststehenden Thatsachen in Widerspruch gesetzt habe. Ähnlich verhält es sich mit der Unterschrift der Antisemitenpetition. Stöcker hatte dieselbe anfangs unterschrieben, dann aber seine Unterschrift auf Ansuchen des Dr. Förster zurückgenommen. Die große Mehrzahl der Petitionen war ohne seine Unterschrift in die Welt gegangen. Nur eine kleinere Anzahl war mit seiner Unterschrift versehen. Stöcker hatte nun auf Befragen verneint, daß er die Petition unterschrieben habe. Das war wahr oder nicht wahr, je nachdem man die Sache auffaßte. Wegen solcher relativen Unwahrheiten, die davon abhängen, wie der Erklärende die gestellte Frage aufgefaßt habe, kann man aber niemand der Lüge zeihen. Dafür liegt der deutliche Beweis darin, daß, wenn Stöcker in beiden Fällen die an ihn gestellten Fragen statt mit „nein“ mit „ja“ beantwortet hätte, auch dies relativ unwahr gewesen wäre, und man dann auch dies für eine Lüge würde haben erklären können. Der Ausspruch, daß Stöcker in jenen Fällen mit den fest-

stehenden Thatsachen sich in Widerspruch gesetzt habe, paßt also nicht und steht zum Teil mit den eignen Entscheidungsgründen des Gerichtes nicht im Einklange. Nur in diesen Verhältnissen, allenfalls in Verbindung mit der „Erregtheit" Stöckers, kann aber der eigentliche Grund gefunden werden, welcher den Vorwurf die Lüge ausschloß. Statt dieses klar auszusprechen, gebraucht das Urteil die ungeeignete Form, erst einen entschiednen Widerspruch mit den Thatsachen zu konstatiren und dann einen unzureichenden Entschuldigungsgrund dafür aufzustellen — eine Form, die der Agitation gegen Stöcker nicht wenig zu statten kam. Auch die Bemerkung in dem Urteile, daß bei der Antisemitenpetition Stöcker „umsomehr" mit den Thatsachen sich in Widerspruch gesetzt habe, weil er nicht freiwillig, sondern auf Drängen Försters, seine Unterschrift zurückgezogen habe, ist ganz unverständlich.

Nachdem nun das Urteil sich für Annahme eines „Irrtums" bei Stöcker ausgesprochen, erklärt es gleich darauf weiter, daß es doch dem Angeklagten „nicht verargen könne," wenn er an der Hand der gedachten Widersprüche ꝛc. zu der Annahme gelangt sei, daß Stöcker sich bewußt mit der Wahrheit in Konflikt gesetzt habe. Es ist Regel, daß diejenige Beurteilung, die das Gericht der Sache angedeihen läßt, auch der Angeklagte gegen sich gelten lassen muß; und wenn dieser Grundsatz angewendet wurde, so mußte das Gericht allerdings dem Angeklagten jene Annahme verargen. Oder lag etwa für den Angeklagten die Beurteilung der Frage anders als für das Gericht? Ohne Zweifel wollte man nur sagen, es gereiche dem Angeklagten einigermaßen zur Entschuldigung, daß Fälle vorliegen, die sich auf dem Grenzgebiet relativer Wahrheit und Unwahrheit bewegen.

Noch an vielen andern Stellen hat das Urteil Aussprüche gegeben, die offenbar ihre Spitze gegen Stöcker kehren, ohne daß diese Aussprüche durch die Sachlage veranlaßt waren. Wenn, wie das Gericht annahm, die Beschäftigung des ꝛc. Aschenbrenner als Redakteur rechtlich nicht in betracht kam, so war auch die Bemerkung im Urteile überflüssig: „Mag es auch noch so unangemessen erscheinen, einen Portier mit der Zeichnung von Artikeln zu befassen." Der Vorgang mit dem Pfarrer Witte stand den äußern Thatsachen nach völlig fest. Wollte aber das Gericht — worauf es doch vor allem ankam — annehmen, daß dabei Stöcker aus „Ehrgeiz" und aus „Rache" (welche der Vorsitzende in „Revanche" übersetzte) gehandelt habe, so hätte dies doch noch einer besondern Begründung bedurft. Diese fehlt aber in dem Urteil. Nahm das Gericht an, daß der Vorgang mit Ewald, weil er erst nach Erscheinen der beleidigenden Artikel stattgefunden habe, nicht in betracht komme (was sich mit wenigen Worten hätte sagen lassen), so hatte es auch keinen Beruf auszusprechen: „Mag man über diesen Eid (Stöckers) denken, wie man will, mag man ihn als einen vorsichtigen oder, was wohl näher liegt, unvorsichtigen ansehen." Hatte Stöcker die Bezeichnung jemandes als Juden mit der Bemerkung zurückgenommen: „Nun, dann ist er noch schlimmer als ein Jude!" so war doch das Gericht nicht

berufen, diese Bemerkung als eine „unschickliche, ja gehässige" zu kritisiren. Bei Beurteilung der Strafzumessungsgründe rechnet das Urteil dem Angeklagten zur Milderung an, daß er der jüdischen Konfession angehöre, und sagt in dieser Beziehung: „Derjenige müßte seinen Glauben und den seiner Väter nicht lieb haben, der nicht schießlich tief gereizt und innerlich empört würde, wenn er Angriffe sieht und wiederum sieht auf seinen Glauben und die Gleichberechtigung seines Glaubens, zumal wenn diese Angriffe von einem Geistlichen kommen." Wir lassen die Frage jenes Milderungsgrundes an sich völlig dahingestellt. Was aber die angeführte Begründung betrifft, so ist ja völlig notorisch, daß nach der Ansicht Unzähliger die neuere Bewegung gegen die Juden, an welcher auch Stöcker hervorragend teilgenommen hat, ihren Grund und ihre Berechtigung hat nicht in dem Glauben, sondern in ganz andern Eigenschaften, die man dem jüdischen Volksstamme beimißt, Eigenschaften, für die man auch die angeschuldigten Artikel als Beleg anführen könnte. Es ist auch nicht bekannt geworden, daß Stöcker in einem andern Sinne sich an dieser Bewegung beteiligt habe. Es war daher durchaus nicht wohl angebracht, den Angeklagten gleichsam zu glorifiziren, daß er aus Liebe zu seinem und seiner Väter Glauben in gerechte Empörung geraten sei gegen einen Geistlichen, der diesen Glauben verfolge. Ein Glaubensmärtyrer ist der Redakteur der „Freien Zeitung" doch gewiß nicht. Gerade in einer Frage dieser Art sollte jeder Gerichtshof sich aufs strengste auch vor dem Scheine einer Parteinahme hüten. Über die Frage, ob Stöcker in seiner Stellung als Geistlicher einen besondern Schutz verdiene, sagt dann das Urteil: „Der Gerichtshof ist gern gewillt, dem Geistlichen, als dem Verkünder des göttlichen Wortes von Liebe und Versöhnung, den von der Staatsanwaltschaft mit Recht verlangten besondern Schutz des Gesetzes angedeihen zu lassen, und zwar deshalb, weil gerade die Stellung des Geistlichen diejenige ist, in der das Vertrauen der großen Menge auf seine Wahrhaftigkeit wurzelt und zu dem (zu ihm?) die große Menge als Zeugen der göttlichen Weltordnung mit besondrer Andacht und Verehrung emporblickt. Aber dieser besondre Schutz des Gesetzes setzt voraus, daß der Geistliche sich nicht mischt in politische Agitation, daß er seinerseits von der politischen Agitation deshalb sich fern hält, weil er, wenn er angreift, Angriffe gewärtigen muß, und weil, wenn er in der Brandung der politischen Agitation steht, er sich nicht wundern und sich nicht beklagen kann, wenn diese nicht immer klare Flut auch ihn mit ihrem Schaum, wenn ich nicht sagen soll Schlamm, zum Teil begießt." Auch hier wäre die Sache sehr einfach auszudrücken gewesen, wenn der Vorsitzende gesagt hätte, daß ein Geistlicher, der sich an politischen Agitationen beteilige, gegen Angriffe, die auf diesem Gebiete gegen ihn gerichtet werden, keinen besondern Schutz beanspruchen könne. Statt dessen ergeht sich das Urteil in einem Wortschwall, der, wenn er auch vielleicht nur aus oratorischem Bedürfnis hervorgegangen ist, doch, wie sich das Gericht selbst sagen mußte, zu der naheliegenden Auffassung führt, es habe damit

durch allerhand Anspielungen eine tadelnde Kritik gegen das ganze Verhalten Stöckers geübt werden sollen.

Zu einer solchen erhebt sich dann auch noch am Schlusse das Urteil. Dem Ausspruche, daß das Gericht Stöcker nicht einen bewußten Konflikt mit der Wahrheit „unterschieben" könne und wolle, wird der weitere Ausspruch zugefügt, daß das ganze Auftreten Stöckers ein unvorsichtiges, ja sogar (wie der Gerichtshof ausdrücklich den Vorsitzenden zu sagen beauftragt habe) ein mindestens leichtfertiges gewesen sei. Wozu dieser Vorwurf? Gehörte er zur Beurteilung des Vergehens des Angeklagten? Oder war etwa Stöcker selbst der „Angeklagte" (wie ihn allerdings der Vorsitzende mehrfach aus Versehen nannte)? Und wenn auch der Ausspruch, daß Stöcker „unvorsichtig" gehandelt — was wohl niemand bezweifelt —, notwendig gewesen wäre, weshalb dann noch ihm durch den gesteigerten Vorwurf der „Leichtfertigkeit" auch einen subjektiven Makel anhängen?

Zu allen diesen kritischen Bemerkungen über Stöcker hatte der Gerichtshof durchaus keinen Beruf. Durch dieselben hat er aber gerade dasjenige herbeigeführt, was er nach dem in der Einleitung des Urteils gesagten vermeiden wollte. Er hat ein Urteil erlassen, welches der von der Verteidigung in den Prozeß hineingetragenen politischen Tendenz volles Wasser auf die Mühle gab. Der Prozeß wurde nun kurzweg „der Prozeß Stöcker" genannt. In einer Anzahl von Blättern erschien sofort eine Blumenlese aus dem Urteil, welche alle die gegen Stöcker gerichteten Spitzen dem Publikum preisgab. Und wo das Urteil in seiner Gesamtheit wiedergegeben wurde, da waren jene Spitzen mit gesperrter Schrift gedruckt, um sie als den eigentlichen Inhalt des Urteils erscheinen zu lassen. Unzählige Artikel folgten dann, welche aus dem so zurechtgemachten Urteile die gehässigsten Folgerungen zogen. Diese ganze wüste Agitation wäre vermieden worden, wenn man mit größerer Vorsicht die Entscheidungsgründe gefaßt, namentlich sich streng auf dasjenige beschränkt hätte, was zur Sache gehörte.

Ihren allgemeinsten Grund haben solche beklagenswerte Erscheinungen in der Thatsache, daß überhaupt in unsern Urteilssprüchen eine Redseligkeit eingerissen ist, die man früher nicht kannte. Früher war es der Ruhm des Richters, sich möglichst knapp und präzis auszudrücken, auch nicht ein Wort mehr zu sagen, als die rechtliche Beurteilung des Falles erheischte. Heute betrachten viele Richter das Urteil als die Stelle, wo sie ihren Herzensergießungen freien Lauf lassen können. Tritt dann noch der Reiz des Sensationsbedürfnisses und vielleicht der Mangel an zureichendem Geschick hinzu, so kommt es leicht zu den unpassendsten Auslassungen. Es würde eine Wohlthat für die Rechtsprechung sein, wenn die höheren Justizverwaltungen gegebene Veranlassungen benutzten, um die Richter von solchen Abwegen zurückzuführen. Sicherlich gehört das Ergehen in nutzlosen Redeweisen nicht zur richterlichen Selbständigkeit und Unabhängigkeit.

Deutsches Künstlerleben

im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert.

Von Richard Muther.

Wie seit mehreren Jahren, so benutzte ich auch diesmal die Pfingstferien zu einem Streifzuge durch die süddeutschen Sammlungen und Archive. Zwar ist es an sich nur ein geringes Vergnügen, mit zweifelhafter Aussicht auf Erfolg die alten Maler- und Zunftbücher, Steuer- und Bürgerlisten zu durchsuchen, aber mitunter hat es doch seinen Reiz. Neben den zahllosen der Vergessenheit überlieferten Namen, über die das Auge gleichgiltig hinschweift, treten uns auf den vergilbten Blättern auch die großen Namen der Kunstgeschichte, die Namen eines Herlin und Zeitblom, eines Dürer und Holbein, eines Burgkmair und Schäufelein entgegen. Man lernt die Männer, die man sonst nur als Künstler zu betrachten pflegt, als Menschen kennen; man erhält Aufschluß über ihren Bildungsgang, ihren Verkehr untereinander, ihr Verhältnis zu Auftraggebern und Gönnern, ihre Vermögensverhältnisse, ihre gesellschaftliche Stellung, man beobachtet den großen Gegensatz des deutschen Kunstlebens zum italienischen; man versteht, warum erst so spät in Deutschland ein eigentlicher Künstlerstand sich entwickeln konnte.

Bekanntlich hat man in der neueren Künstlergeschichte drei Perioden zu unterscheiden. Die Künstler des frühen Mittelalters waren Klostergeistliche, die nicht für ihren Lebensunterhalt zu sorgen hatten, sondern ausschließlich zur Ehre Gottes arbeiteten. Einen Stand, der durch die Kunst sich ernährte, gab es erst seit dem dreizehnten Jahrhundert. An die Stelle der geistlichen Künstler traten damals die Laienmeister, die städtischen Steinmetzen, Rotgießer und Maler, schlichte Handwerker, die uns nur durch ihre Werke, nicht durch ihre persönlichen Erlebnisse fesseln. Und aus diesem weltlichen Handwerkerstande erst entwickelte sich im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert der eigentliche Künstlerstand.

Am frühesten ging diese Entwicklung in Italien vor sich, und sie ist im fünfzehnten Jahrhundert schon beinahe abgeschlossen. Obwohl noch in Zünften vereinigt, erfreuten sich die italienischen Meister damals doch schon aller Ehren, wie sie nur der wirkliche Künstler genießt. Die Medici in Florenz, die Esthe in Ferrara, die Gonzaga in Mantua, die Sforza in Mailand waren mit ihnen

innig befreundet; die Gelehrten und Dichter waren seit Dante und Petrarca die Herolde des künstlerischen Ruhmes, und nicht minder wußte das Volk seine großen Künstler zu feiern. So waren dieselben schon damals von stolzem Selbstbewußtsein durchdrungen und brachten fast auf allen Werken ihre Inschrift oder ihr Selbstporträt an; sie wußten, daß sie nach ihrem Tode des ehrenden Andenkens ihrer Mitbürger sicher seien. Und beinahe ebenso günstig wie in Italien war die Stellung der Künstler in den Niederlanden. Auch hier genossen sie das größte Ansehen bei den burgundischen Fürsten, auch hier wurden sie durch preisende Inschriften und nach ihrem Tode durch ehrenvolle Grabschriften ausgezeichnet.

Nur Deutschland hinkte den übrigen Ländern weit nach. Ganz im Gegensatz zu dem italienischen und niederländischen Künstler war der deutsche Maler des fünfzehnten Jahrhunderts noch ausschließlich zünftiger Handwerker. Während dort schon die Handwerksbande gesprengt waren, bezeichnet in Deutschland das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert noch die Blütezeit des Zunftwesens. 1348 wurde die Prager, 1368 die Augsburger, 1390 die Breslauer, 1410 die Wiener Malerinnung gegründet, und um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts hatte sich — abgesehen von Nürnberg, wo die Patrizier das Entstehen der Innungen verhinderten — das Netz der Zünfte über ganz Deutschland ausgespannt.

Wie im Mittelalter gingen daher auch jetzt noch die meisten Maler aus Handwerkerfamilien hervor. Sie ergriffen das Handwerk des Vaters, wenn sie auch keine besondre Anlage dazu hatten, schon deshalb, weil dem Sohne eines Meisters manche Nachsicht gewährt wurde.

Die Schulbildung, die sie haben mußten, brauchte nicht besser zu sein als die der andern Handwerker. Die Forderung, die L. B. Alberti an den italienischen Maler stellt, daß er „in allen freien Künsten erfahren, mit den Dichtern und Rednern vertraut sei, um von ihnen seine geistigen Inspirationen zu holen," wäre in Deutschland unerfüllbar gewesen. Dürer, der schon eine bessere Erziehung erhalten hatte, schreibt: „Mein Vater, der sonderlich ein Gefallen an mir hatte, ließ mich in die Schule gehen, und da ich schreiben und lesen gelernt, nahm er mich wieder aus der Schule und lehrte mich das Goldschmiedwerk." Die höchste Forderung, die gestellt werden konnte, war, daß der angehende Künstler „recht lesen und schreiben könne und mit dem Latein auferzogen werde, zu verstehen etliche Schriften." Man mutete damals dem Menschen eben noch nicht jene Summe von Kenntnissen zu, die in unserm heutigen Staate die allgemeine Bildung ausmacht.

So konnten die Lehrjahre bedeutend früher beginnen als heutzutage. Gewöhnlich im dreizehnten Lebensjahre wurde der Knabe in die Werkstatt eines angesehenen Malers gegeben. Vorzulegen hatte er dabei ein Geburtszeugnis, da nur ehelich Gebornen der Gewerbebetrieb gestattet wurde. War dieser Ge-

burtsbrief beigebracht, so unterwarf sich der Knabe einer drei- bis vierwöchentlichen Probe. Erst wenn diese zur Zufriedenheit ausgefallen war, wurde der Lehrkontrakt abgeschlossen und in diesem die Dauer der Lehrzeit und das Lehrgeld festgestellt, z. B. „Jorge ebersbach hat globet czu dinen peter Stritschen dem moler 4 yor an czu heben czu phingesten, und der vater sol den Jungen cleyden und der meister sal im schu besorgen.“ Die Aufnahme bei der Zunft im Kreise der versammelten Meister war der erste Festtag des jungen Malers. Die Dauer der Lehrzeit betrug drei bis fünf Jahre. Bei dreijähriger Lehrzeit hatte der Lehrling dem Meister ein Lehrgeld von einer Mark zu zahlen; konnte er dasselbe nicht erschwingen, so sollte er vier Jahre dienen; in der Regel diente er aber noch länger, wobei freilich der Meister in den spätern Jahren ihm Wochenlohn zu zahlen und Kleidung zu liefern hatte. Von theoretischem Unterricht wie in Italien war nicht die Rede. Der Lehrling lernte seine Kunst ganz empirisch, verrichtete alle Handleistungen, die sonst ein Lehrjunge zu verrichten hatte, und eignete sich dabei die Bereitung der Farben und deren Behandlung an. Er lernte ausschließlich durch den steten Verkehr mit dem Meister, durch den Einblick in die Art, wie jener konzipirte und seine Konzeptionen zur Ausführung brachte, und sammelte so gleichsam spielend beim Meister seine Erfahrungen.

Nachdem die Lehrzeit verflossen war, trat er wieder vor die Zunftlade, um durch ein Probestück darzuthun, daß er seine Lehrzeit richtig benutzt habe. Hatte sein „handwerck ein gut gnigen gehabt,“ so trat er in den Gesellenstand über und begann seine Wanderung. Nach altem Handwerksbrauch von Stadt zu Stadt wandernd, hier kürzer, dort länger verweilend, in einer oder der andern Malerwerkstatt arbeitend, suchte er neue Erfahrungen zu sammeln. Wenn es ihm möglich war, pilgerte er nach den Niederlanden, wo gerade damals infolge der Bestrebungen der Eycks die Malerei ihren glänzenden Entwicklungsgang begonnen hatte. Über sein Verhältnis zum Meister, seine sittliche Führung, die Arbeitszeit und dergleichen waren ihm genaue Vorschriften gegeben. Er hatte eine zweiwöchentliche Probezeit zu bestehen, im Sommer mit dem Frühgeläute aufzustehen und bis zum Abendessen, im Winter auch noch bei Licht zu arbeiten. Selbständige Arbeiten, wie sie nur den Meistern zukamen, durfte er nicht übernehmen. Für die Entlassung war eine zweiwöchentliche Kündigungsfrist festgesetzt.

War dann der junge Künstler unterrichteter und geschickter von seiner Wanderschaft in die Vaterstadt zurückgekehrt, um sich dort als selbständiger Meister niederzulassen, so mußte er zunächst das Bürgerrecht erwerben, da keiner, der nicht Bürger war, eine Werkstatt halten und öffentliche Aufträge annehmen durfte. Zur Erwerbung des Bürgerrechtes wurde gewöhnlich das „mannbare Alter“ von fünfundzwanzig Jahren gefordert; das Einkaufsgeld betrug zwei bis vier Gulden. Die Eintragung in die Bürgerlisten erfolgte etwa mit den Worten: „Item Dinstag vor Ulrici anno ... ist N.N. dem maler das burgrecht glihenn. Et juravit prout moris est.“

Erst jetzt konnte er in die Malerzunft eintreten und hatte zu diesem Zwecke ein Meisterstück zu liefern, das den Meistern zur Begutachtung vorgelegt wurde. Die Anforderungen dabei waren in den einzelnen Städten verschieden. Besonders groß waren sie in Straßburg, wo der Aufzunehmende in Ölmalerei, in Leimfarbe und im Bemalen eines Schnitzwerkes seine Geschicklichkeit zu zeigen und demnach drei Meisterstücke zu liefern hatte. Nur den Söhnen und Schwiegersöhnen der Meister waren einige Erleichterungen gewährt. Wenn das Meisterstück genügte und die Eintrittsgebühr bezahlt war, wurde der Neuling in das Zunftbuch eingetragen: „Item es hat die Zunfft entfangen N. N. der moler uff suntag vor sant michelsdag im . . .ten jar und hat geschworen der zunft ordnung zu halten wie ein ander zunftbruder der Moler." So war der junge Meister jetzt ein Glied in dem großen Handwerkerverbande seiner Vaterstadt und gehörte mit den Glasern, Sattlern, Buchbindern, Formschneidern einem Zunftverbande an.

Aber eine selbständige Thätigkeit durfte er noch nicht beginnen, bevor er verheiratet war. „Welcher in der bruderschaft meister werden welde," lautete ein Hauptsatz der Zunftordnung, „der sal ein eliche hausfraw haben" oder wenigstens bei zehn Mark Strafe „binnen Jar und Tag ein Weib nehmen." So wurde fast jeder Künstler schon in jungen Jahren Ehemann. Gewöhnlich führte er eine Malertochter oder eine Malerwitwe heim, da er in diesem Falle, wie schon gesagt, mehrere Erleichterungen vonseiten der Zunft zu erwarten hatte. Michel Wohlgemuth heiratete 1473 die Witwe des Malers Hans Pleydenwurf, Bartholomäus Zeitblom 1483 die Tochter seines Lehrmeisters Schülein, und so konnte der junge Künstler gleich in dem Hause des frühern Ehegatten seiner Frau oder in dem des Schwiegervaters das Geschäft fortsetzen.

Die Aussichten, die sich ihm nun boten, waren sehr verschieden. Sein Thätigkeitsgebiet war ein weites, da, dem Gebrauche des Mittelalters entsprechend, Kunst und Handwerk noch in inniger Verbindung waren. Er hatte nicht allein Gemälde auszuführen, sondern anzustreichen, was mit Farbe zu versehen war, Wände, Fußböden, Möbel, Fahnen und Särge. Seine künstlerische Thätigkeit war dafür umso beschränkter, da die Kunst damals noch ausschließlich im Dienste der Kirche stand. Die Höfe und der Adel waren verarmt; Bilder wurden fast nur von Geistlichen oder wohlhabenden Bürgern bestellt, die durch die Stiftung einer Altartafel ein Bußgelübde erfüllen oder ein gutes Werk verrichten wollten.

Der Maler arbeitete daher nur auf Bestellung und erhielt für seine Darstellungen ein genaues Programm. Bei der Übernahme jedes größern Auftrages wurde ein Vertrag geschlossen, worin alle Einzelheiten des Kunstwerkes zwischen dem Besteller und dem ausführenden Künstler kontraktlich festgestellt wurden. Erhalten ist z. B. derjenige, der 1471 mit Michael Pacher wegen der Übernahme eines Altars in Bozen, 1481 mit dem Breslauer Maler Nikolaus

Schmidt wegen Übernahme eines Altars in Liegnitz, 1508 mit Michel Wohlgemuth wegen Übernahme eines Altars in Schwabach geschlossen wurde. In allen ist der darzustellende Gegenstand, die Größe der Tafel und der zu zahlende Preis genau festgesetzt.

Durch die Art dieser Werke war naturgemäß auch die Art der Ausführung bedingt. Die Maler hatten außer den eigentlichen Bildern auch die Herstellung, Vergoldung und Bemalung der geschnitzten Mittelfiguren der Altarwerke zu übernehmen, weshalb sie in den Urkunden auch bald als Maler, bald als Bildschnitzer bezeichnet werden. An die eigenhändige Vollendung eines solchen umfangreichen Werkes war natürlich nicht zu denken, sondern der Meister mußte bei der Ausführung eine Reihe von Gesellen zu Hilfe nehmen. Die Zahl derselben war in den meisten Städten unbeschränkt, nur in Prag durfte ein Maler als Gesellen nur einen Maler, einen Zubereiter und einen Schnitzer unterhalten. Er begnügte sich, eine Skizze zu entwerfen, auch wohl dieselbe mit dunkeln Pinselstrichen auf die Tafel zu übertragen; diese Entwürfe wurden dann den „Knechten" zur Vollendung überantwortet, und hieraus erklärt sich die an den Altarwerken jener Zeit oft wahrnehmbare ungleiche Arbeit.

Im übrigen richtete sich die Art der Ausführung nach den festgesetzten Preisen, die so verschieden waren, daß man sich nur schwer ein Gesamturteil darüber bilden kann. Der betriebsame Wohlgemuth erhielt für den Schwabacher Altar 600, für den Zwickauer sogar 1400 rheinische Gulden; Nikolaus Schmidt bekam für sein Altarwerk in Liegnitz 270, Hans Pleydenwurf für sein Werk in der Elisabethkirche in Breslau 200 ungarische Gulden. Diesen Meistern steht als der am schlechtesten bezahlte Künstler der alte Holbein gegenüber, der die verschiednen noch jetzt in der Augsburger Galerie bewahrten Bilder für unglaublich geringe Summen lieferte. Er erhielt für die sechs Passionsszenen 26 Gulden, für die Walthersche Votivtafel 54 Gulden 30 Kreuzer, für die Basilika Santa Maria Maggiore 60 Gulden, für die Paulsbasilika gegen 90 Gulden; nur einmal hatte er für die Moritzkirche vier Flügel eines Altarwerkes zu liefern, wofür die überraschend große Summe von 325 Gulden ausbedungen war. Wenn die Maler an Ort und Stelle arbeiteten, so standen sie gewöhnlich in der Verpflegung ihrer Auftraggeber, auch kauften die Besteller dann selbst die Farben und bezahlten die Künstler ratenweise. Wurde das Werk abgeliefert, so wurde über den ausbedungenen Preis noch der Frau und den Gesellen des Künstlers ein Trinkgeld gegeben. Als der alte Holbein z. B. im Jahre 1508 sein Altarwerk an die Moritzkirche ablieferte, erhielt seine Frau 5 Gulden „zu leikoff" und sein Sohn Ambrosius 1 Gulden. Als Wohlgemuth gleichzeitig den Schwabacher Altar vollendet hatte, wurden außer der ausbedungenen Summe von 600 Gulden seiner Frau noch 10 Gulden „zum Leihkauf" verwilligt.

Andre Erwerbszweige neben ihrer Malerthätigkeit hatten die Künstler im fünfzehnten Jahrhundert noch nicht. Zwar begannen sie seit den achtziger

Jahren auch als Kupferstecher und Zeichner für den Formschnitt thätig zu sein. Da jedoch sowohl die gedruckten Bilderbücher wie die Heiligendarstellungen, Spielkarten, Neujahrswünsche, Ablaßbriefe und Kalender damals nur in den niedern Volkskreisen Absatz fanden, denen die Art der Ausführung gleichgiltig war, so vermochten sie nur schwer den Goldschmieden und Briefdruckern Konkurrenz zu machen.

Unter diesen Umständen waren die Vermögensverhältnisse der Künstler jener Zeit nichts weniger als glänzend, und der Klageruf, den im Jahre 1431 der alte Maler Lukas Moser ausstieß, als er sein Altarbild für das Kloster Tiefenbronn vollendet hatte — Schrie Kunst schrie und klag dich ser, Din begert jecz Niemen mer, — ist für die ganze Periode bezeichnend. Das fünfzehnte Jahrhundert war in Deutschland eine Zeit politischer und religiöser Gährung, eine Zeit, in der Hungersnöte wüteten und das Volk von allem denkbaren Unglück heimgesucht wurde. Kein Wunder, daß der Absatz der Bilder so gering und die Bezahlung so schlecht war, daß gar oft Nahrungssorgen an den Künstler herantraten. Selbst ein so geschäftiger Geist wie Wohlgemuth konnte im fünfzehnten Jahrhundert keine großen Ersparnisse machen und ging in den spätern Jahren in seinen Vermögensverhältnissen zurück. Ein Maler Ulrich Altdorfer in Regensburg war so arm, daß er im Jahre 1499, als er die Erlaubnis erhielt, von Regensburg abzuziehen und auf sein Bürgerrecht zu verzichten, nicht die Gebühr von zehn Pfennigen zu zahlen vermochte, was er eidlich bekräftigen mußte. Und das traurigste Bild eines solchen stets mit Nahrungssorgen kämpfenden Künstlers bietet der alte Holbein, der gerade in den Jahren, als er sein Hauptwerk, den Sebastiansaltar, vollendet hatte, jämmerlich zugrunde ging. Diese Nahrungssorgen waren umso schlimmer, als sie auch nicht mit dem Flitter äußrer Ehren verdeckt werden konnten. Der Künstler lebte ganz innerhalb seiner Zunft; hatte er es unter seinen Genossen zu besonderm Ansehen gebracht, so konnte er, wie Stephan Lochner in Köln oder Hans Schülein in Ulm, zum Zunftmeister gewählt werden; das war aber auch die höchste Ehre, die er zu erwarten hatte.

In einem Handwerker, der obendrein in so gedrückten Verhältnissen lebte, konnte sich naturgemäß noch kein künstlerisches Selbstbewußtsein entwickeln. Er war zufrieden, wenn er das Nötige verdiente, um leben zu können, und dachte noch nicht an den Ruhm und die Ehre seiner Kunst. „Wo aber die Tafel an einem oder mehreren Orten ungestalt würde," heißt es in dem mit Wohlgemuth wegen des Schwabacher Altars abgeschlossenen Vertrage, „da soll er solange ändern und bessern, bis sie nach der beständigen Besichtigung, von beiden Teilen dazu verordnet, wohlgestalt erkannt würde; wo aber die Tafel dermaßen großen Ungestalt gewinne, der nicht zu ändern wäre, da soll er solche Tafel selbst behalten und das gegebene Geld ohne Abgang und Schaden wiedergeben." Auch diese Stelle ist für das Wesen der deutschen Kunst bezeichnend. Während in

Italien und in den Niederlanden die Meister schon von einem echten Künstlerstolze beseelt waren, ihre Werke eigenhändig zu vollenden suchten und fast überall ihre Namen beisetzten, suchen wir in Deutschland nach solchen Künstlerinschriften vergebens. Die Maler selbst betrachteten ihre Werke noch ausschließlich als Handwerkserzeugnisse, die sie ebensowenig mit ihrem Namen bezeichneten wie ihre Zunftgenossen, die Tischler und Sattler. Inschriften auf Bildern sind äußerst selten; die Monogramme, mit denen die Holzschnitte und Kupferstiche öfter versehen sind, können nicht zählen, da sie nicht das geistige Eigentum bezeichnen, sondern lediglich eine Fabrikmarke sind, die schon zum Zwecke der Besteuerung von den Behörden verlangt wurde. Ebenso vergeblich sucht man nach Selbstbildnissen der Künstler. Während in Italien fast jeder Maler auf irgendeinem Werke sein Selbstporträt anbrachte, ist von deutschen Meistern nur der ältere Holbein zu nennen, der auf seiner 1504 gemalten Paulusbasilika sich selbst und seine Familie darstellte.

Wer hätte auch ein Interesse an dem Namen oder dem Bildnisse des Künstlers haben können! Gab es doch damals in Deutschland überhaupt noch keinen künstlerischen Ruhm. Es fehlte noch jedes ästhetische Verständnis, wie es in Italien schon so früh seit Cimabues und Duccios Zeiten sich geltend machte. Die Bilder dienten nur zur religiösen Erbauung; man war zufrieden, wenn sie im Goldglanz auf dem Altar prangten, der Name der Maler war der Mitwelt gleichgiltig. In den Malerbüchern wie in den Stadtregistern werden sie nur mit dem Vornamen (michel maler, clawß maler) oder höchstens dem Namen ihrer Heimat (niclas von Oelsen maler) bezeichnet, und ebensowenig Beachtung fanden sie bei den Gelehrten. Auch diese wußten noch nicht, daß es außer den politischen Aktionen noch ein andres Gebiet gebe, das der Beachtung des Geschichtsschreibers würdig sei. Und so hat kein einziger Künstler des fünfzehnten Jahrhunderts in der zeitgenössischen Literatur eine ehrenvolle Anerkennung gefunden. Sie lebten als zünftige Handwerker und wurden, wenn sie starben, von ihrer Zunft zu Grabe getragen. Keine Chronik meldete von ihrem Tode. Wann einer starb, sieht man immer nur daraus, daß er nicht mehr in den Maler- und Steuerbüchern eingetragen ist, daß statt seiner die Witwe oder der Sohn die Steuern bezahlt.

Die Entwicklung, die in Italien schon im vierzehnten Jahrhundert begonnen hatte, ging in Deutschland erst im Reformationszeitalter ganz allmählich vor sich.

Zunächst blieb auch im sechzehnten Jahrhundert das äußere Leben des Künstlers das gleiche. Der Knabe trat wie früher in der Werkstatt eines angesehenen Malers seine Künstlerlaufbahn an, und ging, wenn er seine Lehrzeit vollendet hatte, auf die Wanderschaft, freilich nicht mehr nach den Niederlanden, sondern gewöhnlich nach Italien, das seit dem Beginne des sechzehnten Jahrhunderts die Führung auf dem Gebiete der Kunst übernommen hatte. Ins-

besondre Venedig und die Lombardei zu sehen war das Ziel der Wünsche bei jedem Künstler des sechzehnten Jahrhunderts.

Zurückgekehrt, trat er sodann wie früher, wenn er Meister werden wollte, in die Zunft ein, wurde Bürger und heiratete. Wir finden sowohl Dürer wie Holbein mit dreiundzwanzig Jahren verheiratet und dürfen uns nicht wundern, wenn dabei mancher Konflikt zwischen alter und neuer Zeit sich geltend machte. Die alten Schriftsteller wissen wiederholt von unglücklichen Eheverhältnissen der damaligen Künstler zu erzählen, melden sowohl von Dürer wie von Holbein und Grünewald, daß sie „übel verheiratet" waren. Und diesen alten Berichten liegt bei aller Übertreibung doch sicher eine allgemeine Wahrheit zugrunde. Ein junger Künstler des sechzehnten Jahrhunderts, dessen Brust von Plänen voll war, konnte sich unmöglich als Jüngling in den engen Schranken des kleinbürgerlichen Lebens wohl fühlen.

Allerdings war er jetzt weit eher imstande, Weib und Kind zu ernähren, als im fünfzehnten Jahrhundert, da er auf viel zahlreichere Aufträge rechnen konnte. Auch jetzt war es für ihn keine Schande, als Handwerker thätig zu sein; die Archive belehren uns zur Genüge, wieviel rein handwerksmäßige Aufträge die großen Meister des Reformationszeitalters zu übernehmen hatten. Aber auch die künstlerischen Aufträge wurden häufiger. In den deutschen Fürsten, einem Maximilian dem Ersten, Friedrich dem Weisen, Albrecht von Brandenburg, Wilhelm von Baiern begann sich das Verständnis für Kunst zu regen, die Städte legten mehr Gewicht auf die Ausschmückung ihrer öffentlichen Bauten, und auch die reichen Patrizier in Augsburg, Frankfurt und Nürnberg setzten allmählich ihren Stolz darein, nicht nur kirchliche Stiftungen zu machen, sondern auch das Innere ihrer Wohnungen künstlerisch auszustatten.

Die Preise waren allerdings noch ebenso niedrig wie früher. Dürer hat für das Rosenkranzfest 100, für die „Marter der Zehntausend" 280, für den Hellerschen Altar 200, für die Entwürfe zu den Bildern des Nürnberger Rathaussaales und die Vier Apostel 100 Gulden erhalten. Nicht viel lohnender scheint die Porträtmalerei gewesen zu sein, da Sandrart besonders hervorhebt, daß Amberger 1530 für das Bildnis Karls des Fünften die „hohe Summe" von 12 Thalern erhalten habe. Dazu kam allerdings wie im fünfzehnten Jahrhundert noch das Trinkgeld, woran noch jetzt selbst die größten Künstler keinen Anstoß nahmen. In einem Briefe an Jakob Heller 1509 bittet Dürer ausdrücklich, derselbe möge seiner Frau ein Trinkgeld geben; und noch im Jahre 1526 erhält Frau Agnes 10 Gulden, als ihr Mann dem Rate von Nürnberg seine Vier Apostel verehrt hatte.

Aber die Thätigkeit der Künstler beschränkte sich jetzt nicht mehr wie früher auf ihre Vaterstadt oder ihren engern Heimatkreis, sondern sie erhielten aus den fernsten Gegenden von Fürsten und Privatleuten Aufträge. Sie begnügten sich auch nicht mehr, auf Bestellung zu arbeiten, sondern unternahmen größere

Geschäftsreisen, auf denen sie ihre vorrätigen Bilder zu verkaufen suchten. Als Dürer 1506 nach Venedig ging, hatte er sechs kleine Bilder zum Verkaufe mitgenommen und konnte bald nach seiner Ankunft melden, daß er sie sämtlich bis auf eins verkauft habe; ebenso führte er einen ansehnlichen Vorrat von Kunstsachen auf der niederländischen Reise bei sich. Und wie sehr auch sonst Geschäftsreisen Sitte waren, geht klar aus der Bestallungsurkunde Holbeins vom Jahre 1538 hervor, in der ihm der Basler Rat die Erlaubnis erteilt, daß er die in der Heimat angefertigten Kunstwerke im Jahre ein-, zwei- oder dreimal „in Frankreich, England, Mailand und Niederland" fremden Herren zuführen und verkaufen möge.

Zu diesen Einnahmen aus Bildern kam dann im sechzehnten Jahrhundert noch der reiche Erlös aus Holzschnitt- und Kupferstichblättern. Als die Buchdruckerkunst, die ursprünglich nur den Bedürfnissen des niedern Volkes gedient hatte, allmählich auch in den vornehmern Kreisen Eingang fand, konnten naturgemäß die rohen Holzschnitte der Briefdrucker nicht mehr genügen. Die Maler wurden als die geübtern Zeichner von den Buchdruckern herangezogen, um die Illustrationen zu liefern. So kam allmählich sowohl der Holzschnitt wie der Kupferstich ausschließlich in die Hände der Künstler und wurde für sie zu einem nicht zu unterschätzenden Erwerbszweige. Da die zahllosen Bücher, welche damals erschienen, fast sämtlich mit Holzschnitten geschmückt wurden, waren verschiedne Künstler, wie Erhard Schön und Hans Springinklee in Nürnberg oder Sebald Beham in Frankfurt, imstande, ausschließlich von dem zu leben, was sie als Illustratoren im Dienste der Buchdrucker einnahmen. Bei größern Holzschnitt- und Kupferstichwerken übernahmen die Maler selbst Druck und Verlag, wie es z. B. Dürer und Cranach thaten. Da muß Dürers Mutter auf dem Heiligtumsfeste in Nürnberg feilhalten, während Frau Agnes gleichzeitig die Werke ihres Mannes auf der Frankfurter Messe zu verkaufen sucht. In den benachbarten Städten läßt er seine Holzschnitte durch Kolporteure vertreiben, ja sogar reisende Kaufleute nehmen sie gegen einen gewissen Nutzanteil ins Ausland mit. Je geringer die Preise waren, umso größer war der Absatz. Dürer verkaufte in den Niederlanden seine Hauptwerke, sowohl die kleine Passion wie die drei großen Bücher Marienleben, Passion und Apokalypse um $^1/_4$ Gulden, die Kupferstichpassion um $^1/_2$ Gulden. Die andern einzelnen Kupferstiche bewertete er nach dem Formate des Papierblattes, auf das sie gedruckt waren, gab von den ganzen Bogen wie Adam und Eva, Hieronymus, Melancholie 8, von den halben Bogen 20, von den Viertelbogen 45 zu 1 Gulden. Und in welchen Massen er sie verkaufte, ersieht man zur Genüge aus seinem Tagebuche. „Sebaldt Fischer hat mir abgekauft 16 kleiner Passion um 4 fl. Mehr 32 großer Bücher um 8 fl. Mehr 6 gestochene Passion um 3 fl. Was unter andern der Franzos genommen hat, ist gewest 36 größer bücher thut 9 fl. Mehr 20 halb Bogen aller Gattung für 3 fl. Mehr für 5 fl

viertel bögele. Item hab aus Kunst gelöst 2 Philippsgulden 2 Stüber. Item hab 100 Stüber aus Kunst gelöst.' Meister Marx Goldschmiedt hat mir 3 fl zu lösen geben. Mehr hab ich aus Kunst gelöst 3 fl 20 Stüber. Ich hab ein Holzpassion verkauft um 12 Stüber und um 4 Stüber ein Adam Eva. Item der Felix Hauptmann und Lautenschlager hat mir abgekauft einen ganzen Kupferdruck, ein Holzpassion, mehr ein Kupferpassion, 2 halb Bögen, 2 Viertel Bögen um 8 Goldgulden. Ich hab 4 fl aus Kunst gelöst." So kann er von Seite zu Seite berichten. Und da offenbar Goldgulden gemeint sind, würde sich der Preis des Guldens auf 5 mal 17 Groschen, d. i. $8\frac{1}{2}$ Mark in unserm Gelde stellen.

Zu diesen Einnahmen der Künstler für gelieferte Werke kamen dann bei einigen noch die ebenfalls sehr anständigen Besoldungen vonseiten der Fürsten. Cranach bezog schon seit 1504 von Friedrich dem Weisen 100 Gulden nebst „Sommer- und Winterhoffkleydung uff sein leib," Dürer seit 1515 100 Gulden jährlich vom Kaiser Maximilian — ein Einkommen, das durchaus nicht zu unterschätzen war in einer Zeit, wo der Unterhalt eines Bürgers auf jährlich 50 Gulden angeschlagen wurde, wo die drei ersten Doktoren der Theologie an der Universität Wittenberg nur je 200 Gulden Jahrgehalt bezogen und das höchste Gehalt, das des kaiserlichen Schultheißen, nicht mehr als 600 Gulden betrug.

So waren im Reformationszeitalter die Künstler verhältnismäßig gut gestellt. Nur wenige unpraktische Geister, wie Michael Ostendorfer in Regensburg oder Georg Penz in Nürnberg, vermochten nie auf einen grünen Zweig zu kommen, während die meisten imstande waren, sich ein geordnetes Familienleben zu gründen.

Fast alle treten uns als Besitzer großer Bürgerhäuser entgegen. Dürer kaufte 1509 das geräumige Eckhaus in der Zistelgasse in Nürnberg, das heute sogenannte Dürerhaus, für 275 rheinische Gulden „an bar dargelegtem Geld," und war, da er 1518 dem Bruder Andreas seinen Anteil an dem väterlichen Hause herausbezahlte, seitdem der alleinige Besitzer zweier heute noch ansehnlichen Bürgerhäuser in Nürnberg. Cranach war seit 1513 im Besitze des stattlichen Hauses an der Schloß- und Elbgassenecke in Wittenberg, welches schon damals eins der größten der Stadt war, und zu welchem ihm Kurfürst Friedrich eine anstoßende Waldparzelle zur Anlegung eines Gartens schenkte. A. Altdorfer kaufte in demselben Jahre eine „eigne Behausung samt Turm und Hofstatt" in Regensburg, die noch jetzt zu den stattlichsten Bürgerhäusern der Stadt zählt, und erwarb dazu 1532 noch ein zweites Haus mit großem Garten, das er während der Sommermonate als Gartenwohnung benutzte.

Die Künstler brauchten auch nicht mehr wie früher nur auf den Broterwerb bedacht zu sein, sondern waren imstande, Liebhabereien nachzuhängen und sich Sammlungen anzulegen. Dürer war in den Niederlanden fortwährend be-

dacht, Einkäufe zu machen, mochten es Kunstsachen oder Bücher sein; er kaufte wiederholt „wälsche Kunst," d. h. italienische Bilder und alle neuen Erscheinungen der Literatur. Desgleichen geht aus dem Inventar Altdorfers hervor, daß derselbe eine ganze Reihe von silbernen Bechern, eine Bibliothek von neunzehn Bänden „klein und groß," außerdem eine reiche Sammlung von Waffen, Ringen, Petschaften, Paternostern und heidnischen Pfennigen besaß.

Daneben verfügten sie noch über ein ziemlich ansehnliches Baarvermögen. Der unbedeutende Sigmund Holbein konnte 1546 seinem Neffen Hans „Haus, Hof und Garten, sowie Silbergeschirr, Hausrat, Malergold und Silber und sonstiges Malergerät, alles mit seiner Arbeit erspart und zusammengelegt," hinterlassen. Und auch Dürer, der in seinen Briefen so oft über geringe Einnahmen klagt, konnte 1524 dem Rate von Nürnberg ein Kapital von 1000 Gulden gegen Verzinsung antragen und hinterließ bei seinem Tode ein Inventar, das auf 6848 Gulden geschätzt wurde.

Erst diese veränderte Vermögenslage machte es nun auch möglich, daß jetzt ein ganz neuer Zug in das künstlerische Schaffen kam. Von den drückenden Nahrungssorgen befreit, wurden sich die deutschen Maler allmählich bewußt, daß sie Künstler seien, nicht untergeordnet den großen Meistern Italiens. Während sie im fünfzehnten Jahrhundert schlichte Handwerksmeister gewesen waren, sind sie jetzt, wie es von den beiden Beham ausdrücklich heißt, „stolz prächtig und von sich hochhaltend." Es ändern sich ihre Anschauungen über Ziel und Wesen der Kunst. Während die Altarwerke des fünfzehnten Jahrhunderts mehr oder weniger Fabrikarbeiten gewesen waren, setzen jetzt fast alle Künstler, mit Ausnahme etwa des betriebsamen Cranach, in die eigenhändige Vollendung der Werke ihren Ehrgeiz, bestreben sich, die Malerei aus dem geistlosen Handwerkerschlendrian der frühern Zeit zur geist- und seelenvollen Kunst zu erheben. Sie wollen nicht mehr wie früher „gewöhnliche Gemälde machen, wie man deren in einem Jahre einen Haufen machen kann, daß niemand glaubte, daß es möglich wäre, daß ein Mann es thun kann," sondern sie fangen an, ihre Bilder „anders zu machen, wie man sonst zu machen pflegt," sie beginnen „fleißig zu läubeln, auf daß die Tafeln fünfhundert Jahre lang sauber und frisch sein mögen." Und wenn sie ein solches Werk vollendet haben, dann bringen sie darauf auch mit Stolz ihren Namen oder ihr Bildnis an. Von allen Bildern des Reformationszeitalters ist der größte Teil mit Künstlerinschriften versehen, ja fast auf jedem umfangreicheren Werke hat der Künstler einer der an der Handlung beteiligten Personen seine eignen Züge geliehen. Dürer ging sogar soweit, daß er seine größern Gemälde sowohl mit Monogramm und Jahrzahl als mit deutlicher Künstlerinschrift und mit seinem Selbstporträt versah.

Je mehr aber der Künstlerstolz in den Meistern des Reformationszeitalters erwacht war, umsomehr mußten sie sich der untergeordneten Stellung schämen, die sie gesellschaftlich noch immer einnahmen, umsomehr mußten sie sich bestreben,

die engen Schranken zu durchbrechen, die dem zünftigen deutschen Meister noch immer gesteckt waren. In den ersten Gesellschaftskreisen waren die italienischen Künstler des sechzehnten Jahrhunderts gefeiert. Stolz und unabhängig stand Michelangelo den Päpsten gegenüber; die Literaten wie Pietro Aretino buhlten um seine Freundschaft; der Kardinal Bibiena rechnete sichs zur Ehre an, seine Nichte dem großen Raffael zu verloben. Wie beschämend klingen dagegen die gleichzeitigen Zeugnisse aus Deutschland. Noch 1506 schreibt Dürer von Italien an Pirkheymer: „Wenn Ihr daheim so hoch geachtet seid, werdet Ihr mit einem armen Maler nimmer auf der Gasse zu reden wagen, das wäre ja eine große Schande für Euch, con poltrone di pittore." Und als Erasmus 1523 Holbein eine Empfehlung an Aegidius in Antwerpen giebt, schreibt er kalt und vornehm: „Der Überbringer ist derjenige, der mich gemalt hat, durch seine Empfehlung will ich dir nicht weiter beschwerlich fallen." Der Gelehrte behandelt den Maler noch immer als weit unter ihm stehenden zünftigen Handwerker, und man begreift, wie unter solchen Verhältnissen der stolze, von dem Bewußtsein seiner Künstlerwürde durchdrungene Dürer bei seiner Abreise aus Venedig in den Klageruf ausbrechen konnte: „O wie wird mich nach der Sonnen frieren, hier bin ich ein Herr, daheim ein Schmarotzer." Erst in den zwanziger Jahren war allmählich der Umschwung erfolgt.

Allen voran gingen in der Auszeichnung der Künstler die deutschen Fürsten. Sie hatten auf ihren Reisen am ehesten Gelegenheit gehabt, die einflußreiche Stellung der Künstler in Italien und in den Niederlanden kennen zu lernen, und suchten allmählich auch ihrerseits den Glanz des Mäcenatentums um sich zu verbreiten, durch das die italienischen Großen berühmt waren. Auch sie waren gleich den italienischen Tyrannen von Ruhmessehnsucht, von dem Streben, sich „ein Gedächtnis zu setzen," erfüllt und hatten gleich jenen erkannt, daß die Geschichtschreiber, Dichter und Künstler diejenigen seien, die den Ruhm zu vergeben haben. So erklärt es sich, wenn sie von jetzt an die literarischen und künstlerischen Größen in ihren Dienst zu ziehen suchten. Und nicht mehr wie im Mittelalter werden die Hofmaler mit Stallknechten und Küchenjungen in einem Atem genannt, sondern es kommt wie in Italien zu einer gewissen Gleichberechtigung zwischen den Trägern der Macht und denen des Talentes. In echt bürgerlicher Weise verkehrt Maximilian mit Dürer, als er sich „zu Awgsburg hoch oben awff der pfaltz in seinem kleinen stüble" von dem Meister „kunterfeyn" läßt; und in noch innigerer Freundschaft sind die sächsischen Fürsten mit Cranach verbunden. Friedrich der Weise verleiht ihm 1508 Wappenbrief und Adel und weilt stundenlang in der Werkstatt des Malers, um dessen Arbeiten zu betrachten; der verbannte König Christian von Dänemark nimmt 1523 in Cranachs Hause seine Wohnung, und der unglückliche Johann Friedrich blickt wie zu einem väterlichen Freunde zu dem Maler empor. Der Künstler folgt ihm in die Gefangenschaft und sitzt an seiner Seite, wie der Kurfürst nach seiner

Befreiung wieder in Jena einzieht. Und hinter dem, was die Fürsten thaten, durften natürlich auch die Städte nicht zurückstehen. So sehen wir, wie Cranach von der Stadt Wittenberg zum Kämmerer des Rates und zum Bürgermeister gewählt wird, wie Dürer, Altdorfer, Hans Baldung, Hans Asper als Ratsherren angesehene Stellungen in ihrer Vaterstadt einnehmen.

Länger dauerte es, bis auch vonseiten der Gelehrten die Künstler die gebührende Anerkennung fanden, und es wird von Lübke in der „Geschichte der Renaissance" mit Recht hervorgehoben, wie gleichgiltig sich die deutschen Humanisten im allgemeinen der Kunst gegenüber verhielten, wie namentlich das Haupt derselben, Erasmus, in seinen künstlerischen Anschauungen noch ganz auf dem Boden des Mittelalters stand. Gleichwohl ist der Unterschied gegenüber dem fünfzehnten Jahrhundert bemerkenswert. Aus ihren antiken Studien erfuhren die Humanisten, wie einflußreich die Stellung der Künstler im Altertum gewesen war, wie in Rom sogar vornehme Patrizier in die Reihen der Maler eingetreten waren; auf der andern Seite durchbrachen die Künstler selbst die Schranken, die sie von den Gelehrten trennten, indem sie wie Dürer nach dem Vorgange ihrer italienischen Genossen als Schriftsteller über die Gegenstände ihres Berufes auftraten. So erreichten sie es, daß sie in der zeitgenössischen Literatur doch allmählich Beachtung fanden. Schon 1526 stellt Beatus Rhenanus in seinen bei Froben in Basel erschienenen Emendationen zu Plinius die Meister zusammen, die auch wir noch als die größten des Reformationszeitalters bezeichnen: „Bei den Deutschen sind in erster Linie berühmt Albrecht Dürer in Nürnberg, in Straßburg Hans Baldung, in Sachsen Lukas Cranach, in der Schweiz Hans Holbein." Sie alle wurden, wenigstens in ihren spätern Jahren, ausnahmslos in ihrer Bedeutung erkannt. Wir finden Dürer schon 1505 von Wimpheling als den „vorzüglichsten Meister" genannt, „dessen Tafeln von den Händlern nach Italien und andern Ländern ausgeführt werden, wo sie bei den trefflichsten Künstlern so hoch angesehen sind wie die Werke des Parrhasios und Apelles"; Peutinger nennt ihn später seinen „guten frundt"; Lazarus Spengler widmet ihm seine „Ermahnung und Unterweisung zu einem tugendhaften Wandel"; die Reformatoren Luther und Melanchthon verfolgen mit reger Teilnahme sein künstlerisches Schaffen; 1528 wird er sogar von dem spröden Erasmus als „der Apelles unsrer Tage" gefeiert. Hans Baldungs Ruhm wurde 1521 in den Reimen des gelehrten Kanonikus von Toul, Johannes Viator, verbreitet; Cranach fand in dem Wittenberger Professor Christoph Scheurl seinen Lobredner, der ihn schon 1508 als den „größten deutschen Meister nächst Dürer" verherrlicht; Holbein endlich stand 1538 beim Erscheinen seines Totentanzes auf der Höhe seines Ruhmes und wurde von Nikolaus Bourbon als „größer denn Apelles" gepriesen.

Und es ist kein Zufall, daß alle diese Gelehrten hauptsächlich von den Holzschnitten und Kupferstichen der Künstler zu reden wissen, daß sie immer

wieder darauf hinweisen, „die deutschen Meister hätten ohne den buhlerischen Reiz der Farben das vermocht, was Apelles nur mit Farben zustande gebracht hätte.“ Die Thätigkeit für den Holzschnitt und Kupferstich war es eben in erster Linie, die dem deutschen Künstler des sechzehnten Jahrhunderts zur Volkstümlichkeit verhalf. In einer Zeit, wo es noch keine Kunstsammlungen und Ausstellungen gab, wo noch keine reproduzirenden Techniken das Volk mit den Kunstwerken bekannt machten, konnte ein Maler nicht durch Bilder, die aus der Werkstatt sofort in die Privatwohnungen der Vornehmen wanderten, sondern nur durch Holzschnittwerke, wie die Apokalypse, das Marienleben, die Passion, im Volke bekannt werden. Dieser Thätigkeit hatten es die Künstler zu danken, wenn sie nun auch vom großen Publikum gefeiert wurden. Als Holbein 1538 von England zurückkehrte, ließen es sich seine Mitbürger nicht nehmen, ihm Ehre zu erzeigen. Auf der Mägd, dem Gesellschaftshause der St. Johannesvorstadt, in der er wohnte, fand ihm zu Ehren ein Gastmahl statt; dem Rate aber, der ihn früher hatte von dannen ziehen lassen, als er noch nicht solchen Ruhm genoß, erschien es jetzt Ehrensache, den Künstler der Heimat zu erhalten, „weil er seines Kunstreichtums halber vor andern Malern weit berühmt“ sei. Ebenso ist Dürers niederländische Reise einem Triumphzuge vergleichbar. Schon in Bamberg wird er von den Malern ausgezeichnet, in Mainz streitet man um die Ehre, ihn zu bewirten. Gleich nach seiner Ankunft in Antwerpen laden ihn die Maler samt seiner Frau und Magd auf ihre Zunftstube und ehren ihn durch eine glänzende Bewirtung. „Es waren auch ihre Frauen alle zugegen, und als ich zu Tische geführt wurde, da stand das Volk zu beiden Seiten, als führte man einen großen Herrn. Es waren unter ihnen auch Männer von gar stattlicher Persönlichkeit, die sich alle mit tiefer Verneigung auf das allerdemütigste gegen mich benahmen und sagten, sie wollten soviel wie nur möglich alles thun, was sie wüßten, daß mir lieb wäre. Und wie ich so dasaß, kam der Ratsbote der Herren von Antwerpen mit zwei Dienern und schenkte mir im Namen der Ratsherren vier Kannen Wein, und sie ließen mir sagen, ich solle hiermit von ihnen ausgezeichnet und ihres Wohlwollens versichert sein.“ Zum Schluß wird er mit Windlichtern gar ehrenvoll heimgeleitet.

Kein Wunder, daß jetzt auch der Tod eines Künstlers eine andre Beachtung fand als früher. Als Dürer starb, setzte ihm Pirkheymer das schöne Epitaphium: „Was von Dürer sterblich war, ruht unter diesem Steine,“ während Melanchthon in bittre Klagen ausbrach, daß „Deutschland eines solchen Künstlers, eines solchen Mannes beraubt sei.“ Über den Tod Hans Baldungs wurde in Bühelers Chronik eingetragen: „Auch in diesem hier obgenannten Jar 1545 da ist alhier in der Stadt Straßburg der weit berühmt Hans Baldung mit Tod verschieden und aus seiner Behausung mit einer großen proceß hinaus zu St. Helena getragen und allda zu der Erde bestatigt und vergraben worden.“ Cranach wurde auf seinem Grabstein in der Schloßkirche zu Wittenberg als

der „geschwindeste Maler“ gefeiert, und drei Jahre nach seinem Tode wurde in den Turmknopf der Wittenberger Stadtkirche eine vom Magister Gunderam verfaßte Urkunde eingelegt, die von dem Leben und den Verdiensten des Malers meldete.

So hatten nach langem Ringen die deutschen Künstler die Stellung erkämpft, die ihre italienischen Genossen schon seit hundert Jahren innehatten. Leider verblieb sie ihnen nur sehr kurze Zeit. Die Regierung Karls des Fünften wurde für das deutsche Kunstleben ebenso wie für das gesamte Schicksal Deutschlands verhängnisvoll. Wie Karls ganzes Wesen durch und durch undeutsch war, so hatte er auch für die deutsche Kunst nicht das geringste Verständnis. Tizian und Barend van Orley waren seine Günstlinge, an den deutschen Meistern ging er achtungslos vorüber, wußte Dürer nicht einmal die Ehre einer Audienz zu gönnen. Und was der Kaiser that, fand bald auch bei den übrigen Fürsten Nachahmung. Überall finden wir italienische und niederländische Künstler beschäftigt; überall begann jene Bevorzugung der ausländischen, jenes Zurücksetzen der einheimischen Kräfte, welches die deutschen Meister nötigte, ihre Kunst wie früher wieder ausschließlich in den Dienst des kleinen Bürgertums zu stellen. Auf diese Zeit der Erniedrigung folgte im Beginne des siebzehnten Jahrhunderts der unselige dreißigjährige Krieg, der auf lange hinaus alle deutsche Kultur im Keime erstickte, und so vergingen Jahrhunderte, bis unter ganz andern Verhältnissen wieder ein nationales deutsches Kunst- und Künstlerleben sich entwickeln konnte.

Plattdeutsche Erzähler.

Die Freunde der Poesie haben alle Ursache, den Werken der Dialektliteratur Beachtung zu schenken. Nicht allein die Sprache der Gebildeten gewinnt durch den stets frisch erhaltenen Zusammenhang mit ihren unzähligen Quellen und Zuflüssen, welche die ursprünglichen Mundarten des Volkes für sie bilden, wie in Frankreich beispielsweise jede literarische Neuerung mit einer gesteigerten Aufnahme mundartlicher Ausdrücke in die Sprache der Kunstdichtung begonnen hat. Mehr noch ist es die Erinnerung an die ursprüngliche eigne Volksart, das Bild der nationalen Sitte und Natur, welche der großen Menge der abstrakt und deshalb international Gebildeten durch die dialektischen Volksdichter heilsam auf-

gefrischt werden. So mag es denn auch dem gesteigerten nationalen Selbstbewußtsein zugeschrieben werden, wenn sich jetzt allerwärts eine regsame Thätigkeit auf diesem literarischen Gebiete bekundet und wenn das Plattdeutsch Reuters und das Niederösterreichische Anzengrubers selbst die Bühnen im Norden und im Süden betreten dürfen. Freilich wird man auch zugestehen müssen, daß diese gesteigerte Pflege der Dialektdichtung durch den sich gern in bestimmt begrenzten Gebieten bewegenden Geist der Zeit unterstützt wird: der Zeit der „Spezialitäten"; aber diese wenigstens ist eine der erfreulichsten.

Kein Zweifel, daß in den zwei Hauptgruppen der deutschen Dialektpoesie der süddeutsche Dichter vor dem plattdeutschen durch mancherlei Umstände als der Begünstigtere erscheint. Nicht etwa bloß, weil die hochdeutsche Schriftsprache den süddeutschen Dialekten näher als den plattdeutschen steht und die erstern leichter ihr heimatliches Gebiet überschreiten können, sondern weil der deutsche Süden ein der Poesie, sagen wir bequemeres Lokal als der deutsche Norden bietet. Damit soll keineswegs dem Norden zu nahe getreten werden: überall wo Leben empfunden wird, da ist auch Poesie. Aber schon die äußere landschaftliche Natur des Südens, der mannichfach gegliederten Gebirgswelt ist reicher an anregenden Gestaltungen als die einsame und eintönige Ebene des niederdeutschen Flachlandes mit seinen weiten, sandigen Küsten und der schwermütigen Erhabenheit des unbegrenzten Meeresspiegels. Und nicht minder bedeutsam für den modernen Dichter ist, daß der Süden katholisch, der Norden protestantisch ist. Denn das will sagen: im Süden erhält der Dichter eine reich entwickelte Mythologie, die selbst Poesie ist; im Süden mit seinem Marien-, Heiligen- und Bilderkultus, seinem Legendenreichtum, seinem prachtliebenden, das Volk berauschenden Gottesdienst, aus dem sich dann die Freude an allerlei andrer, weltlicher Art öffentlicher Aufzüge entwickelt hat, seinem wohl auch stärkeren Aberglauben, seinen weitaus schrofferen Gegensätzen zwischen naiver Gläubigkeit und skeptischer Bildung — dieser Süden hat umso viel mehr Motive für den das Landvolk schildernden Dichter, denn das ist ja der Dialektdichter zunächst und allein, als der formenarme, bilderfeindliche protestantische Kultus mehr an den Verstand als an die Phantasie seiner Gläubigen appellirt. Und so allgemein verehrt und vollends in der Literaturgeschichte berühmt das deutsche protestantische Pfarrhaus auch mit Recht sein mag: poetisch wertvoller sind die zum Cölibat verpflichteten katholischen Priester und die mit einem dreifachen Gelübde gebundenen katholischen Klöster, welche teils weil sie romantisch gelegen sind, teils weil sich historische Erinnerungen an sie knüpfen, noch immer der beliebteste Wallfahrtsort der Maler und Dichter sind. So sind Natur und Sitte des Nordens an Formen ärmer als die des Süden, und daher dem Dichter ein spröderer Stoff. Und spröder, verschlossener, schwerzüngiger und daher ungeselliger als der süddeutsche ist der plattdeutsche Bauer. Nicht daß der Charakterzug der Hartköpfigkeit dem erstern

Wein macht ihn gesprächiger, geschmeidiger, er ist auch sangeslustiger; und nur das hohe Gebirge, wo der Mensch mit einer unfruchtbaren Natur hart ums Dasein zu ringen hat, nähert den süddeutschen Charakter dem norddeutsch verschlossenen Wesen. Und aus allen diesen Momenten ergiebt sich der zunächst in die Augen fallende Unterschied zwischen süd- und plattdeutscher Dialektdichtung: dort ist die amüsante neue Fabel die Hauptsache, hier der originale, mehr oder weniger schnurrige Charakter; die ärmere äußere Welt verweist den Menschen auf die innere und erzeugt eine mannichfaltigere Art menschlicher Individuen; im Süden tritt der Einzelne mehr in den allgemeinen Chor zurück. Humoristen zunächst müssen alle Dialektdichter der Natur der Sache nach sein: denn auf dem Dorfe handelt es sich selten um große Dinge, und das Kleine wirkt poetisch nur dann, wenn es der künstlerische Geist im Kontrast mit der Größe anschaut.

Zu diesen Bemerkungen mußte sich ein Leser angeregt fühlen, der im Süden die zwei neuesten, in diesem Jahre erschienenen plattdeutschen Erzählungen zu Gesichte bekam, denen ein guter Ruf schon vorausging. Es sind dies Harten Leina von Heinrich Burmester*) und Dree Wiehnachten von Fritz Lening,**) ersteres in der Mundart Lauenburgs, Schleswigs, kurz Nordalbingens, letzteres in der der Schriftsprache immerhin näher stehenden Mundart der Mark Brandenburg und Pommerns geschrieben. Aber es sind noch weit verschiednere dichterische Charaktere, welche aus beiden Werken dem Leser entgegentreten. Gemeinsam ist ihnen nur der allgemeine Stil nordischer Dichtung: sie haben keine Erzählungen im strengeren Sinne geschrieben, in denen die kunstvolle Entwicklung einer interessanten Handlung ernstlich angestrebt wäre. Weit mehr noch als bei Burmester, der eine harmonische Abrundung in seiner Erzählung versucht, zerfällt Lenings Buch, welches ursprünglich auch den Titel „Bunte Bilder“ führte, in eine lockere Aneinanderreihung schnurriger oder ernster Situationen und Sittenbilder, in denen nur eine Einheit der Personen herrscht und die nur oberflächlich durch einige lustige Heiraten beschlossen werden; beiden also ist die scharfe Charakteristik von heitern Originalen die Hauptsache, und wenn man noch erwähnt, daß sowohl in „Harten Leina“ als in „Dree Wiehnachten“ ein unschuldig der Brandlegung angeklagter vorkommt, der beide male durch ein geheimes Liebesrendezvous in den fatalen Verdacht gerät, welcher ihn in den Kerker bis zur alles offenbarenden Gerichtsverhandlung führt, so haben wir alles Gemeinsame an den beiden Dichtern erschöpft.

Denn ganz verschieden ist die dichterische Tendenz, welche beide verfolgen. Lening ist ein laudator temporis acti, er schaut in die Vergangenheit zurück, etwa fehlte, das ist allgemeine Bauernart; aber der Süden ist leichtlebiger, sein

*) En Speigel vör Land un Lüd. Mit einer Einleitung von K. Th. Gaedertz. Zwei Teile. Berlin, Kogge und Fritze.

**) 'ne Geschichte in märkische Mundart. Stuttgart, Cotta, 1885.

die ihm im schönsten Lichte poetischer Verklärung erscheint, und die Bilder derselben, welche ihm vorschweben, will er festhalten. „Freilich, sagt er in der Vorrede, wo er über die flüchtige Zeit spricht, werd de Welt alle paar Jahre mal wedder met neie Figuren beset't, äber in öhr Hoffen un Wünschen, in öhr Föhlen un Denken, da bliwen sick de Menschen immer gliek. Feindschaft un Fründschaft, Haß un Leewe wassen överall un to alle Tieden bunt dörcheinander; det hebben unse Vorfahren kennen lehrt un det werd ok de Geslechter nich erspart bliwen, de na uns kamen. — Äber 'n Unnerschied is doch, de Anspruchslosigkeit is van Jahr to Jahr mehr verswunnen un de eenfachen, ländligen Verhältnisse werrn unse Kinder bald bloß von Hörensseggen kennen. — Wenn ick mir vörstelle, wie det fröher was, wat ick as Junge sehn un met erlewt hev, un wenn ick die jitzige Tieden dagegen holl! Denn mücht ick behaupten, de Welt wir änders worrn, ganz änders, ob äber better? Det weet ick nich." Die einfachen, ländlichen Verhältnisse, die alte Genügsamkeit, die will Lening einer minder bescheidnen Gegenwart vorhalten, und dieser rousseauische Zug geht durch alle seine Schilderungen, in welchen er oft direkt die städtischen Leser apostrophirt: „Wenn de Lüd ut de große Städe sick det Bild vörstelln, det se mal 'n Winter uppen Lande tobrengen sölln, wo se eenen Abend un alle Abend in't Kaminfuer kieken un immer wedder desülwige Menschen un Gesichter to sehn krien, det se alle Veränderungen entbehren mütten, wo se sick dran wennt hebben seit so voele Jahre, denn mag öhr woll der Gedanke kamen, det et better sin müchte, sick men ganz ruhig begraben to laten, denn Lewen is det nich, na öhre Meinung is det geistiger Dod! — För de Art, ja! Im groten un ganzen is det äber gar nich so unrecht, un wer't länger utholt, de Städter öhre Vergnügen oder de Landlüd öhre Stilllewen, det müchte doch woll sehre de Frag sin; de mägen in öhre fine Gesellschaften oft nogt heimelig na de Uhr kieken, ob se sik woll nonnich los maken könnten ut de Twang, bi die äber kann det nich vörkamen, de weeten ganz sicher, det se 'n schönen vergnügten Abend hebben, wenn na't Eten de Hausdöhre noch mal upgeit, wenn da welche anfangen, sick den Snee von de Bene to trampeln un wenn da under Pelzmütze un Koppdok Vedder un Möhme tum Vorschien kamen; da werd an'n Kachelaben noch dichter tosammen rückt, det Mohme up öhre Spole ordnlich sehn kann, da snurren de Spinnräder so lustig, as wenn se sick freuden, det se mal Wedde lopen können, un denn dücht Ju Städter, det sall langwielig sin? O nich doch! De Landlüd bedurt nich, de vergeten gar licht den teinden Klockenslag, denn det Vertelln werd nich all un kann gar nich all werrn, tomal wenn der Een oder Änder Soldat west is oder wenn gar een van de olle Manns dabi is, der datomal (1813) den Krieg met makt hat, denn sin de Kinder nich mal in't Bedd to krien, voel weiniger noch de Olln." Man sieht leicht aus dieser kleinen Probe seines Stiles, daß Lenings Kunst die des heitern, behaglichen Genremalers ist, und solcher Genrebilder läßt er eins dem andern

folgen. Es sind lauter treuherzige brave Menschen, die er vorführt, mit Ausnahme des Bauers Pernick, der als böses Prinzip die Handlung in Bewegung setzt. Nach allen Beziehungen wird das ländliche Leben geschildert: bei Hochzeit und Taufe, im Wirtshaus und in der Familienstube, beim Edelmann und seinen Unterthanen; der Küster, der Schneider, der Schuster, der Tischler treten auf — alles im Lichte des behaglichsten Humors dessen, der seine schnurrigen Originale herzlich liebt. Lening erhebt sich auch über den rein idyllischen Humor zu politischer Satire, die aber noch immer gutmütig bleibt, indem er die kuriosen Wellenschläge schildert, welche der Sturm des Jahres 1848 in dem kleinen Dorfe seiner Geschichte aufgeworfen hatte. Der Schneider ließ es sich seit dem Beginne der Unruhen nicht nehmen, selbst in die Stadt zu gehen, seine Einkäufe zu machen. „Natürlich word der Snieder bi dise Gelenigkeit immer wichtiger, so woll in sine ei'n Don als för't ganze Dörp; jedesmal, wenn hä ut de Stadt kam, stund all 'n Tröppel Menschen da, do up em lurden, üm to erfohren, wat hä för Nachrichten metbrochte un wat in de Zeitungen stehn harr." Endlich naht sein Wagen. „Freiheit, rep der Snieder un winkte all van fern mit de Pietsche, ick breng de Freiheit un 'ne Verfassung met, de Freiheit sall lemen, Vivat hoch! Wie de Narren stünden de Menschen do un keken sick den Mann an, ob hä woll sehre dun' sin müchte, un der kek sick sine Landslüd an, ob de woll wert wiren, de Freiheit un 'ne Verfassung un 'ne freie Presse to krien, dann äber sprung hä runder van sinen Waan un fing an alles to pussen, wat hä itzens langen künn. »So hebben't de Börger in Berlin up de Straßen makt, so hebben wi't hüt in de Stadt dahn un so hört sick det! Kinder, wi hebben jo siegt, in Berlin hebben se nu all twee Dag up de Barrikaden kämpft un wier nich wat dahn, as Soldaten dod schaten, äber't wiren to voel, sie künnen se nich irst schaffen. Nu sin se dod, alltohop un wi hebben de Freiheit erobert un ne Verfassung krien wi ok. Unsen König willn wi beholln, det hebben wi hüt all so wat bered't, un de meisten wiren ok daför, äber süß alles weg, furt met de ganze Volk, wo we so lange de Afgaben för upbrocht hebben, furt met de Schandarben un de Polizei! Met de lange Pipen sin se hüte all dörch de Straten gahn un den eenen Dahrschriwer hebben se wollt de Fenstern insmeiten, ick führ morgen wedder rin un det will ick den Kerl nich raden, mi an den Waan to kamen; üm de Ohren hau ick em, det em Hören un Sehn vergeit, ick heve mine Freiheit, daför is kämpft, un wo det nonnich geschehn is, da mütt Anstalt dato troffen werrn.« Det majorenne Volk, wat sick üm den Freiheitsapostel versammelt harr, stund da mit apene Mülder, de meisten harrn wier nich'n Wort verstahn, as det in Berlin alle Soldaten dod wiren un det de änderen ok so ball wie möglich sülln ümbrocht werrn. Det schen öhr äber gar keen rechter Grund sin, sick so to freun, wie der Snieder verlangte, Soldaten harr jo doch woll jeder gerne, gar nich davan to reden, det ut Motzien [unser Dorf] ok 'n ganzen Hümpel den bunten Rock drögen." Die Satire

Lenings auf eine Revolution in Krähwinkel erinnert an Hermann Presbers nicht minder witzige Schilderung des „tollen" Jahres in seinen rheinischen Novellen. Aber Presber schrieb nicht im Dialekt, und Lening ruft manchmal die Empfindung hervor, daß sich sein Standpunkt allzusehr über den erhebt, welchen der Dialekt gebietet. Und dies ist die große Klippe aller Dialektpoesie: es darf nie die Grenze ländlichen und rein menschlichen Lebens überschritten werden, daß sich die Frage aufdrängen müßte, ob denn das Gesagte nicht besser oder ebensogut in der Sprache der Gebildeten hätte gesagt werden können. Der bewußte Gegensatz, in den Lening seine ländlichen Bilder zum Stadtleben stellt, dieser reflektirte Gesichtspunkt, der sich auch in zahlreichen Betrachtungen Ausdruck verleiht, ist von vornherein seine Schwäche. So überschreitet er die Grenzen seiner Dichtungsart, wenn er mit weiten Gesichtspunkten die Unruhen des Jahres 1848 mit dem uneingelösten Versprechen der Regierungen nach den Freiheitskriegen in Verbindung bringt, und auch sonst in zahlreichen stilistischen Wendungen, so z. B. wenn er einmal sagt: „För Schepelmanns Slapstuv harr der Slapgott dise Nacht van sinen Segen nich wat torügg laten, daför was de Sorge as Gast kamen un harr de olle Lüd treulich Gesellschaft leist't," das ist ganz hochdeutsch gedacht. Man kann geradezu sagen, Lening hätte seine „Dree Wiehnachten" ebensogut hochdeutsch schreiben können, so etwa, daß nur die Reden der Personen im Dialekt gehalten wären, wie es etwa Rosegger zu thun pflegt.

Die Handlung der Dichtung zu skizziren ist nicht leicht, da sie in vielen Verzweigungen durch eine ganze Generation läuft und nur sprungweise entwickelt wird. In der Mitte stehen zwei elternlose Geschwister Wilhelm und Marie Wiese, welche von gutherzigen Bauern aufgenommen und erzogen worden sind, als sie nach dem Tode der Eltern in der Gemeinderatssitzung des Dorfes Motzien gleichsam versteigert wurden. Mariechen wurde vom Bauer Schröder und seiner tüchtigen Frau genommen, wobei der brave Mann die zwölf Thaler, welche er jährlich für das Kind von der Gemeinde erhielt, zur einstigen Aussteuer Mariens in die Sparkasse legte; ihr Brüderchen hatte es nicht so gut, es kam zu einem ärmern kinderreichen Bauern Henning und wurde bis zur Militärzeit Gänse- und Schweinehirte. Indes starb der Bauer Schröder, seine Witwe hat das Unglück, einen rohen Menschen, Pernick, zu heiraten, der sie um all ihr Vermögen bringen würde, wenn nicht ihr Nachbar Schepelmann zu rechter Zeit sich von ihr alles Baare hätte übergeben lassen. Die Kinder beider Familien wachsen heran, und es entstehen allerlei Liebesgeschichten, unter ihnen die hübscheste die zwischen Wilhelm Wiese, dem Kinde aus dem Armenhause, und der Tochter Luise vom reichen Bauern Schepelmann. Nachdem Wilhelm mit glänzenden Zeugnissen den Militärdienst verlassen hat, wird er Großknecht bei Schepelmann. In der Jugend ein loser Vogel, überrascht er alle durch seine ausgezeichnete Dienstleistung. Luise verliebt sich in den Knecht des Vaters, und jener nicht

minder in sie. Doch wie kann der Knecht die Tochter des Herrn freien? Beide Liebenden empfinden die Kluft, welche sie trennt, und beide sind — was sehr charakteristisch ist — zu ehrlich, um mit der Leidenschaft zu spielen und hinter der Eltern Rücken einen Verkehr zu pflegen. Sie weichen einander aus, ja Luise verfolgt den Knecht geradezu mit Haß, daß es den Eltern auffällt. Sie will dadurch seine Entlassung bewirken, er selbst bittet darum, doch die blinden Alten wollen den treuen und fleißigen Wilhelm nicht entbehren und zwingen ihn zum Bleiben, die Tochter aber zur Höflichkeit. Wie sich nun die beiden Liebenden nach solchem Widerstande gegen die Leidenschaft einander nähern und für immer verbinden, ist überaus schön und anziehend beschrieben. Es sind durchaus kernige, das Herz erfreuende gerade und starke Naturen, bieder, ehrlich, liebenswert, und wenn auch manches Idealisirte mit unter läuft, so ist es doch von der Art, wie es der Deutsche gern hört. Wie schön sind die Szenen, wo der Vater Luisens ihren Verkehr mit seinem Großknecht entdeckt, gegen diesen ganz wütend losfährt und durch die schlichte Entgegnung entwaffnet wird: „Mi geschehgt min Recht; wenn ick an de Stelle stünne, wo Sie stahn, un mi wer det so passirt, denn wärr der Indringling ok rutwesen ut minem Huse un min Segenswunsch mücht em ok woll nich folgen! Äber slechter wie ick bin, mücht ick doch nich ansehn werrn, un det ick in dise Sache leichtsinnig oder gar met Berekning handelt hev, det derwen Ji beid nich van mi denken!" Und dann kommt das böse Ereignis, daß Wilhelm, aus Schepelmanns Dienst entlassen, bei dem Brande seiner Scheune als Brandleger verdächtigt und eingezogen wird, und bei der Gerichtsverhandlung nur durch das Zeugnis seines frühern Herrn und Luisens, die sich selbst damit bloßstellt, freikommt. Das alles ist sehr hübsch erzählt, nur daß zuweilen die Dialektik des Dichters über die bäuerische Art hinausgeht.

Zu dergleichen Bemerkungen wird man sich nie durch die zweite der obengenannten Erzählungen, „Harten Leina" von Heinrich Burmester, veranlaßt fühlen, und dies mit noch andern vorzüglichen Eigenschaften verleiht ihr einen höhern poetischen Wert als den „Dree Wiehnachten." Burmester ist vielleicht nicht so schriftstellerisch gewandt wie Lening, aber an Bildung steht er ihm nicht nach, und was er voraus hat, ist Ursprünglichkeit, Unmittelbarkeit, eine vollkommene Kongruenz zwischen Sprache und Inhalt, eine von volkstümlichen Vorstellungen wahrhaft gesättigte Ausdrucksweise. Ein ganz entgegengesetztes Verhältnis hat er zum Bauerntum. In nichts weniger als idealem Lichte und rückwärts strebender rousseauischer Sehnsucht schaut es der einstige Dorfschulmeister an, der Burmester war, bevor er, wie Gaedertz in der Einteilung erzählt, nach Berlin gezogen ist. Eher ist Burmesters Satire der ländlichen Zustände seiner Heimat zu bitter für eine künstlerische Arbeit, als daß sie dem Städter als das Ideal menschlicher Lebensart hingestellt würde. Als strenger Realist und zugleich als ein Mann, der durch die Darstellung

der Wahrheit seinem Lande und dessen Leuten einen lehrreichen Spiegel zur möglichen Besserung bieten will, als einer, der ein langes Leben hindurch schmerzliche Erfahrungen gesammelt hat, die er sich nun vom Herzen schreiben will, erscheint dieser wahrhaft dichterische Autor, den Gaedertz gewiß mit Recht seinem berühmtern Landsmanne Fritz Reuter unmittelbar zur Seite stellt. Burmester ist bisher — nur seinen engern Landsleuten bekannt — allein mit Versen als lyrischer Erzähler hervorgetreten, und „Harten Leina" ist sein erstes Prosawerk. Der lyrische Grundton seines Wesens zieht sich aber auch durch diese seine Prosaarbeit ungemein anziehend hindurch und offenbart sich an einzelnen Stellen in sehr schöner Weise. Wie z. B. in der folgenden: „An' Heben stünn de Mand und keik so still un bienah weikmäudig ub de schöne Herrgottswelt hendahl, un sien ein Strahl verkreup sik in Busch un der anne in' Bohm, so dat se wied en Schatten smeiten. Blot nerden in de Achtewisch dor süng noch Ein. De süng so, dat ein sik dor nicht satt an hörn kunn. Dat tröck ein' dörch all de Adern, dat treck ein' dörch Lief un Seel, dat güng ein' dörch Kopp un Hart und wer so seut, dat sik dat mit Wörd nicht seggen un mit de Fedder nicht beschrieben lätt. De dor süng, dat wer de Nachtigall. Se süng ehr Leid, wat se lang all sungen hätt, as de Erd besteiht, un wat se so lang singen ward, as de schöne Gottserd' noch bestah'n ward. Dit Leid, so old un so jung tau glieker Tied, un so frisch un so vergneugt, so munter und so hartlich, dat ein' nicht weit, worarns em dorbie ward. Dit olle Leid und dit neige Leid, was uns Herrgott dor baben den lütten Vagel in de Bost un in de Kehl leggt hätt, dat he dorvon tügt, wat de Grundton is, de sik dörch de schöne Herrgottswelt hendörch treck bie Vagel un Veih un bie de Minschen. Dit Leid, wat se all' feuhlt un ahnt, wat se ehr all' nahsungen hebbt un wat noch keiner utsungen hätt. Wenn wie den Globen nicht mehr brukt un de Hoffnung nicht mehr nödig hebben, as de Apostel seggt, denn ward dat, wat se singt, noch fortbestahn, nämlich de Leiv, de ewige Leiv, worin sik mal allens ublösen un wormit uns' Herrgott Allens ümfaten ward."

Und ein andrer fein poetischer Zug in Burmesters Darstellungsweise, welcher sie von der Lenings auszeichnet, ist der, daß seine Bauern weit weniger zungengewandt sind, zumal wenn sie mit Absicht etwas erzählen sollen, wodurch er nicht bloß dem deutschen Volkscharakter näher kommt, sondern damit auch ergötzliche humoristische Wirkungen erzielt. Eine der schönsten Szenen der Erzählung erreicht ihre wahrhaft packende Wirkung nur durch diese Kunst des Dichters im — Schweigen; es ist die gegen den Schluß der Geschichte. Nachdem nämlich der „Buervagt" Harten, ein früher dem Spiele ergebener Mensch, aus altem Haß gegen seinen Nachbar Pinkvoß seiner Tochter Linna, der „Harten Leina," lange Zeit die Ehe mit dem Fritz Pinkvoß nicht hat gestatten wollen, nachdem dieses herrliche, tapfere Mädchen an ihrem nicht minder trefflichen Fritz in allen schmerzlichen Wechselfällen festgehalten hat, auch dann, als er der Brandlegung an ihres Vaters Hause verdächtigt in Haft genommen ward, bis es offenbar wurde, daß ein halber Narr, der Plumm Jochen, ein natürlicher Sohn Hartens, das Feuer angelegt, da endlich bricht der Eigensinn des dünkelhaften Bauernvogts. Er schämte sich ob seiner Jugendsünde, die ihm, bisher geheim gehalten, so übel mitgespielt hat, nicht bloß vor sich selber, sondern auch vor seiner Frau, und namentlich seiner eignen schmucken Tochter Leina. „As de denn ins Dags in de Dönz stünn un wein, dat se son' unglücklichen Brauder [Plumm Jochen] in de Welt harr, de so vel Unglück anrichten ded un nu nach

ne Heilanstalt komen war, dunn sed ehr Vader, der neben ehr ub'n Stuhl seit: Leina! Dat klüng so mild, as ehr all lang kein Wort ut sien' Munn' mehr vörkamen war. Se verfehr sik bienah doräwer, denn dat güng ehr dörch de Seel, as wenn en sanften Sommerregen sik äwer de Natur, da noch eben vörher vör Drögnis har versmachen wullt, utgeiten ded. Se wüß äwers doch nicht, worus he ziel un worhen dat gahn' schull, un deshalb seig se em blot met ehr hellen un klaren Ogen an. Leina! sed' he denn noch mal, un nu war ehr dat grad, as wenn de Sünn' an' Heben ubgüng un dörch Nacht un Newel hervor keum, üm tau wiesen, wor schön se war. So seut har ehr all' lang ehr Nam ut sien' Munn' nicht mehr klung', ja, ehr war dat, as wenn se em von sien Lippen noch garnicht so har utspreken hört, un nu fleug se em üm den Hals un wein noch starker. Wes' still, sed' he dann. Äwers se kunn dat nicht, denn se wüß nicht, worarns se sik saten schull. Du schallst em ok hebben! sed' der' Buervagt wieder. Nu äwers har he gar keine anne Worte seggen kunnt, as grad dat, üm se noch mehr weinen tau maken. As he denn dorbie an sien Back feuhl, dat ehr Kuß so seut un ehr Thranen so heit wern, dunn ded' he, wat he all' lang' nicht mehr dahn' har, he neuhm dat Mäten ub'n Schot un geiv ehr den heiten Kuß werre taurügg, un Vader un Dochter harden sik funden, üm sik nicht werre tau verlern." Die Szene endet damit, daß die herzukommende jüngere Tochter Emma ganz erstaunt über die nie gesehene Gruppe die Mutter herbeiruft, die nicht minder verwundert dasteht. Doch ist's dieser wieder nicht recht, daß Leina so ganz ohne sie zu befragen zu ihrem Fritz gelangen soll, das verletzt ihre Eitelkeit. Na nu! sagt sie herzukommend. „Ja! sed he. Wat sind dat vör Faxen? sed he. De Ümstann' hebbt sik ännert, sed he, denn ik hev mie besunn. So! sed' he en beten snibbsch." Aber Emma tritt dazu, faßt sie, soweit die Kleine reichen kann, um die „Talje" und sagt: Mudder, besinn' die ok! Das wollte die „Buervagtsch" aber erst recht nicht hören: „Dorvon häst du mie kein Wort seggt, dat du die an hellen lichten Dag besinn' wullst," erwiedert sie echt bäuerisch. Doch schließlich besinnt sie sich auch, da ja im Grunde der bisher verhaßte Nachbar nach dem Brande dem ehrenwerten Buervagt Harten eine Menge Geldes zum Aufbau des Hauses vorgeschossen hat, was alles in den Besitz der Tochter kommen muß, wenn sie Fritz heiratet. Auch die Mutter setzt sich nun auf des Vaters Schoß, die kleine Emma kommt dazu. So, dor warn se all', sagt sich der Buervagt im Stillen. Es ist aber mehr als der Sessel vertragen kann, sein warnendes Knacken wird überhört, er geht aus den Fugen und die nach langen Jahren wieder einmal traulich zusammensitzende Familie purzelt übereinander.

Dieser Liebesgeschichte der „Harten Leina" geht parallel die minder heitere Leidensgeschichte des Sandhorster Dorfschulmeisters Schultz, und wenn es, wie Gaedertz in der Einleitung andeutet, wahr ist, daß der Dichter seine eignen Lebensschicksale ziemlich getreu in dem Romane geschildert hat, so ist seine ätzende Satire nicht minder erklärt, als die schwermütige Weltanschauung, welche in dem oben zitirten Naturbilde sich ausspricht. Dieser Schulmeister ist ein wahrer Unglücksmensch. Armer Leute Kind, führt ihn sein Bildungsbedürfnis dem Lehrerberufe zu. Aus dem Seminar entlassen, wird er wegen seiner tüchtigen Kenntnisse Lehrer bei den Honoratioren seiner Heimat, und dann mit 192 Thaler 16 Schilling, wovon er noch für Schulmiete und Feuerung 52 Thaler abgeben muß, als Dorfschullehrer angestellt. Natürlich muß er dabei halb verhungern. Doch hält er aus, bis er sich genügend für die Universität

vorbereitet hat, die er dann bezieht. Auch hier lebt er unter den traurigsten Verhältnissen. Dann wird er Hauslehrer auf den Edelhöfen seiner Heimat, da man ihm die Unterstützung auf der Universität entzogen hat. Er kommt nach Hamburg und hält es auch hier nicht aus, da ihm einige malitiöse Verse auf einen Lehrertag zugeschrieben werden, was alle Pädagogen gegen ihn aufbringt. Endlich kehrt er in den heimatlichen Slebuscher Kreis zurück, wo er mit Mühe und Not eine Dorfschulmeisterstelle in Sandhorst erhält: „provisorisch auf fünf Jahre, zu jeder Zeit widerruflich und mit der Pflicht, noch einmal die Prüfung zu machen.“ Aber nun fängt erst sein Martyrium an. Daß er die Schule vorzüglich führt, nützt ihm nichts; die Bauern, welche bisher gewöhnt waren, an seiner Stelle immer schiffbrüchige Existenzen zu sehen, haben wenig Achtung vor seinem Berufe, und weil er den Gehalt aus dem Gemeindesäckel bezieht, so halten sie ihn ganz zu ihrem Willen verpflichtet. Da er ledig ist, glaubt der Bauernvogt Plumm Hinnik, ein roher, dummschlauer Geselle, bei ihm seine weitschichtige, sitzen gebliebene Cousine, die Magd in Hamburg war, unter die Haube bringen zu können, und um diese Frechheit dreht sich dann die ganze Handlung. Denn der Schulmeister will natürlich von der ihm zugedachten Braut nichts hören, und der wütende Vogt erdenkt alle möglichen Bosheiten, ihm das Leben so sehr als er kann zu vergällen. Sein Zorn ist umso heftiger, als ihm der in Aussicht gestellte Kupplerlohn durch jene Weigerung entgeht. Gegen den intriguirenden Bauernvogt ist der arme Schulmeister ganz machtlos. Der ihm vorgesetzte Pastor (eine köstlich gezeichnete Gestalt) ist auch nicht sein Freund, weil er ihm einmal mit hohen Kniestiefeln ins Haus gekommen ist. Aber auch die infolge von erlittenen Beleidigungen angerufenen Gerichte lassen den Schulmeister im Stich und mißachten selbst einen Eid, den er feierlich abgelegt. Gehetzt und erbittert von allen Seiten, legt er endlich seine Stelle nieder und zieht in ein andres Dorf, wo er Holzpantoffeln verfertigt und von ihrem Erlöse kümmerlich sein Dasein fristet. Endlich leuchtet ihm ein hellerer Stern: er findet einen Freund der ihn nach Berlin mitnimmt; niederdeutsche Landsleute nehmen sich seiner an, richten ihm einen Kaufmannsladen ein, welcher ihm eine angenehmere Existenz verschafft. Daß der Dichter dann diesen seinen Doppelgänger an gebrochnem Herzen über eine in fremder Ehe gestorbene Jugendgeliebte sterben läßt, will uns weniger gefallen. Burmester hat überhaupt alle seine Gestalten am Schlusse etwas umgemodelt, um für seine Darstellung einen versöhnlichen Abschluß zu finden, was nicht ohne Zwang geschehen konnte. Es ist dies die Schwäche seiner Dichtung, welche aus ihren weit überwiegenden Vorzügen entstanden ist. Denn gewiß sind nicht bloß der Schulmeister, sondern auch alle übrigen, mit merkwürdiger Anschaulichkeit gezeichneten Gestalten getreu nach dem Leben geschildert, und wenn irgend etwas im Geiste der Dialektpoesie liegt, so ist es dieser Realismus, welcher mit der Unbefangenheit, die durch keine Überbildung oder literarische Mode getrübt wird, Welt und Menschen anschaut. Dem vielgeprüften Dichter wird es hoffentlich mehr und mehr gelingen, zu der Anerkennung zu gelangen, die seiner Begabung gebührt und die er braucht, wenn er zu neuem Schaffen angespornt werden soll.

Innsbruck. M. Necker.

Die alte Zeit

Historische Bilder aus Wien

Von Hans Wachenhusen

Wien, 1. Januar. Wenn ich heute, am Neujahrstage, meine Feder eintauche, um einige Bilder aus der alten Zeit zu entwerfen, so geschieht es, weil ich mich dabei der Hoffnung hingebe, daß meine Leser sich ebenso gern in die Vergangenheit zurückversetzen werden, wie ich es selbst tue. Ich habe mich dabei auf Wien beschränkt, weil ich hier zu Hause bin und weil ich glaube, daß gerade Wien mit seiner Vergangenheit, mit seinen Traditionen, mit seinen Sitten und Gebräuchen, mit seinen Originalen und Typen, mit seinen Vorzügen und Schwächen, mit seinen Tugenden und Lastern, mit seinen Freuden und Leiden, mit seinen Siegen und Niederlagen, mit seinen Triumphen und Katastrophen, mit seinen Festen und Trauerfällen, mit seinen Belagerungen und Bombardements, mit seinen Revolutionen und Reaktionen, mit seinen Kriegen und Friedensschlüssen, mit seinen Verträgen und Konkordaten, mit seinen Konkordaten und Konkursen, mit seinen Konkursen und Konkubinaten, mit seinen Konkubinaten

salvirt haben. Aber als wir ihn hatten, als er ungefährlich geworden war, warum kamst du auch da noch nicht zu mir und sagtest mir leise ins Ohr: Altezza, Euer Vetter ist ein Verschwörer — vielleicht habt Ihr mir Aufträge zu geben — du verstehst mich, Antonio Maria, denn Mantua hält ihn ja doch für tot — du verstehst mich, was soll zwischen dir und mir die Spiegelfechterei? Aber du kamst nicht zu mir. Und jetzt bist du schuld, daß der Doktor Possevino, statt an der Geschichte der Gonzagas zu schreiben, diesen meinen ruchlosen Vetter mittels seiner Mixturen wieder herauspäppelt. Es wäre doch so einfach gewesen, ihn verbluten zu lassen! Wozu braucht er zu leben?

Und seine Mitschuldigen, Altezza?

Hm. Du wolltest ihn für die Folter aufsparen?

Der Herzog stand auf und machte einige Gänge durch das Zimmer, indem er von Zeit zu Zeit nach demjenigen hinüberschielte, dem gegenüber er soeben zum erstenmale den Ton wirklicher Vertraulichkeit angeschlagen hatte.

Antonio Maria, sagte er dann, vor dem Lakaien mit verschränkten Armen stehen bleibend, ich habe einen Widerwillen gegen die Folter bekommen, und wir werden sehen, wie weit die Kunst meines neuen Staatsrats Primaticcio uns gestattet, die grüne Kammer der Torre della Gabbia nicht wieder aufschließen zu lassen. Ich finde nun in deinem bisherigen Verhalten zwar manches Löbliche, manches, das mich bewegen könnte, dich in die Stelle Vitalianos rücken zu lassen; wie aber steht es mit deiner Glaubhaftigkeit? Sieh, ich bin meinem Lande schuldig, auf meiner Hut zu sein. Wie willst du mir beweisen, daß du nicht gleich mir bis zu den gestrigen Aussagen jenes — Beppo? in dem Wahne lebtest, Giuseppe Gonzaga sei nichts weiter als ein verliebter Thor, daß du dich jetzt also nur nachträglich als ein Alleswisser aufspielst, um dich auf den Stuhl Vitalianos zu setzen?

Der Lakai hatte allmählich eine Haltung angenommen, welche der ihm zugedachten Würde mehr entsprach.

Altezza, sagte er, immer noch geschäftsmäßig, aber nicht ohne Selbstbewußtsein, meine grünen Aufschläge sieht ganz Mantua mit respektvollen Augen an, denn es ist die herzogliche Livree. Muß ich sie ablegen, um mich in Vitalianos Vermummungen einzugewöhnen, so wird es geschehen, denn Euer Befehl ist mir Gesetz. Aber nie habe ich Vitaliano um sein Amt beneidet, Altezza, und glaubt mir, die Folter in der Torre della Gabbia war nicht schlimmer als der Folterstuhl, nach welchem ich, wie Ihr meint, ein Gelüst haben soll.

Du suchst von meiner Frage abzulenken, beharrte der Herzog; kannst du mir Zeugen nennen?

Die Euch bessere Bürgen sind als mein Wort?

Heißen wir es so.

Wie könnte ich, Altezza!

Du warst der einzige Eingeweihte?

Hätte ich sonst Anspruch auf Euer Vertrauen?

Das hätte dich noch lange nicht in den Verdacht gebracht, du seiest ein Plauderer. Die Sache ist unklar, Antonio Maria. Bekenne doch lieber: ich wußte nichts; auch ich habe ja das Nämliche bekannt.

Der Herzog machte eine begütigende Handbewegung, als werde er es den Geständigen nicht entgelten lassen.

Altezza, versetzte Antonio Maria, Ihr habt noch manche Gelegenheit, meine Wahrhaftigkeit zu prüfen. Wollt Ihr denjenigen, der von nun an in so viele Eurer Geheimnisse Einblick gewinnen wird, nicht durch bedingungsloses Vertrauen zu Dank verpflichten?

Aber warum, warum durfte ich's nicht wissen? rief der Herzog sich ereifernd; wer gab dir das Recht, anzunehmen, daß ich meinem Vetter ans Leben gewollt hätte?

Ich nahm mir dieses Recht, entgegnete Antonio Maria, und hätte in diesem Augenblicke mein Haupt demütig vor Euerm Zorn, Altezza, zu beugen; aber Ihr selbst gabt mir ja schon den Dispens. Oder hörte ich falsch? Sagtet Ihr nicht, ich hätte — da ganz Mantua Euern erlauchten Vetter doch ja schon für tot hielt — mit der Frage an Euch herantreten sollen: Vielleicht habt Ihr mir Aufträge zu geben, Altezza?

Um Francescos Lippen spielte ein unheimliches Lächeln; es schoß ihm flüchtig der Gedanke durch den Kopf: dieser Schelm hat seine Brutus-Rolle zu gut gespielt, wie? Sollte ich mir etwa in dieser Kreatur einen zweiten Mentor herangezogen haben? An dem moralisirenden Primaticcio werde ich schon mehr als genug haben!

Gut, nahm der Herzog von neuem das Wort, indem er wie nach reiflichem Erwägen zu einem sehr ernsten Schritte sich anzuschicken schien, gut, mein ehrlicher Freund, ich habe in der That dir einen Auftrag zu geben.

Er verfügte sich an das Ende des Zimmers, öffnete einen geheimen Wandschrank, auf welchem in goldnen Lettern einige verschnörkelte Worte standen, suchte eine Weile unter verschiednen dort aufgestellten leeren Fläschchen, füllte eines derselben bis zur Hälfte mit einem weißen Pulver, verstöpselte das Fläschchen und winkte, nachdem er den Wandschrank wieder geschlossen hatte, den neuen Sbirrenchef heran.

Hier ist mein Auftrag, sagte er bedeutungsvoll, indem er Antonio Maria das Fläschchen in die Hand drückte und ihn dabei mit halbgeschlossenen Augen anblickte; in einer Stunde meldest du mir — wie ihm der Trank bekam.

Der Mund Antonio Marias öffnete sich zu einer erschreckten Frage. Seine Stirn perlte von Schweiß.

Aber Francesco wies nach der Thür.

Und mit unsicherm Schritte wankte der Sbirrenchef hinaus.

Er ist bloße Maschine, sagte der Herzog, wir werden gut miteinander auskommen.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

In einem der versteckteſten Räume des umfangreichen herzoglichen Palastes, auf der Ostseite des vergitterten Erdgeschosses, standen die Fenster offen, und die Düfte der draußen blühenden Zitronen- und Orangenbäume zogen erquickend herein. Auch der Gesang von Rotkehlchen, Steinschmätzern, Finken und Amseln zirpte, schnalzte, schmetterte und flötete draußen in den Büschen, während von einem lustig sprudelnden Springbrunnen das Gurren der Tauben herübertönte, welche sich dort im hellen Sonnenschein den kühlenden Sprühregen der Fontaine vergnüglich zu statten kommen ließen. Hin und wieder flog auch eine Nachtigall, ein Hänfling, ein Grünspecht aus andern Teilen des Gartens hierher, um der Wohlthaten des Quells teilhaftig zu werden, aber die Tauben hatten das Regiment. Das kam daher: sie waren jahraus, jahrein die Schützlinge des alten Doktor Possevino, welcher im nämlichen Teile des Erdgeschosses über seinen Büchern saß und sich an dem muntern Treiben der vielbeweglichen Sippe und an ihren bunt schillernden Hälsen labte, wenn er in halber Verzweiflung die Feder aus der Hand gelegt hatte. Er war geduldig den höfischen Historiographen gefolgt, welche das Geschlecht der Gonzagas zwar nicht auf die Götter Roms, aber doch wenigstens auf einen Königssohn zurückgeführt hatten, auf Louis Gonzach oder Gonzhagi, einen der Söhne Witikinds, so unmöglich es dem Doktor auch gewesen war, andre Gründe als die der Klangverwandtschaft für jene sagenhafte Stammvaterschaft ausfindig zu machen. Jetzt jedoch, wo er an die Aufzeichnungen wirklicher Chronisten gelangte, fand er, daß die Vorfahren seines Gebieters durchaus nicht lediglich Muster von Ritterlichkeit und Tugend gewesen sein konnten, und beim Übersinnen der Mittel und Wege, um sie dennoch als solche erscheinen zu lassen, sehnte der alte Medikus sich oft mit lauten Seufzern nach der Zeit zurück, wo ihm nichts weiter obgelegen hatte als den Puls zu fühlen, gewisse Flüssigkeiten im Glase prüfend gegen die Sonne zu halten und endlich eines seiner blutreinigenden Rezepte zu verschreiben; denn er gehörte zu den Anhängern des berühmten Doktors Salvini von Bologna, führte also jede Krankheit auf Blutunreinheit zurück.

Wenige Zimmer nur lagen zwischen der Studirstube des zum Historiographen gewordenen Jünger Äskulaps und jenem versteckteſten Raume, durch dessen Gitterfenster Vogelgesang und Blütenduft in so ausgiebiger Fülle hereinfluteten, daß selbst ein gramumflortes Gemüt sich dem Zauber des Daseins nicht völlig unzugänglich hätte erweisen können.

Dies war der Raum, in welchem Giuseppe Gonzaga, von der Außenwelt abgeschieden, ja selbst von den übrigen zahlreichen Bewohnern des Palastes so

gesondert, daß er auch ihnen für tot galt, in der Pflege des alten Arztes, trotz der blutreinigenden Medikamente desselben, sich mit der Widerstandskraft der Jugend bis fast zu scheinbarer Genesung erholt hatte. Einzig der alte Doktor, ein Mönch, eine alte Negerin, Antonio Maria und der Herzog selbst wußten, daß er am Leben erhalten worden war. Für ganz Mantua war er verschollen, und die von dem Verteidiger des alten Buonacolsi dagegen erhobenen Zweifel hatten das herzogliche Gericht nicht von jener Hauptbasis des über ihn verhängten Todesurteils abzubringen vermocht.

Heute nun war der Greis in Freiheit gesetzt worden, heute erfüllte alle Plätze und Straßen Mantuas die unglaubliche Kunde von Vitalianos Sturz, von Primaticcios Berufung in den Staatsrat, von der Schließung der verrufenen Torre della Gabbia. Schon seit Sonnenaufgang hatte die Stadt sich mit bunten Festzeichen geschmückt, prangten in allen Fenstern farbenleuchtende Teppiche, umwogte die festlich gekleidete Menge die öffentlichen Gebäude und den herzoglichen Palast.

Francesco hatte während seiner Verhandlung mit Antonio Maria wohl hin und wieder die draußen erschallenden Evvivas vernommen, aber sie hatten ihm keine Freude bereitet; konnte er in ihnen doch auch Veranstaltungen des Buonacolsischen Anhanges erblicken, nicht einzig Beifallzeichen für das Einlenken des Herzogs in ein minder unvolkstümliches Regierungssystem als das bisher von ihm festgehaltene.

Auch bis in die Klausur Giuseppes waren jene, die ganze Stadt erfüllenden Freudenrufe gedrungen, und wenn er schon während der letzten Zeit wiederholt mit der Bitte in den alten Doktor gedrungen war, er möge den Herzog bewegen, ihm die Gnade seines Anblicks zu gönnen, und wenn die Erfolglosigkeit dieser Bitten die Ungewißheit über das seiner wartende Loos bis zur Unerträglichkeit gesteigert hatte, so steckte ihn jetzt die draußen herrschende, überschwänglich sich Luft machende Freudenstimmung an, er glaubte auch seine Erlösungsstunde habe geschlagen und er müsse das Seine thun, um den Stein, der sein vermeintes Grab bedecke, fortzuwälzen.

Er hatte dem Doktor zuliebe während der ersten Wochen, welche er zwischen Leben und Sterben verbrachte, seine bewegungsbedürftige Natur in einer ihm selbst schier übermenschlich dünkenden Weise gezügelt. Wie eine Wachspuppe, so regungslos hatte er auf seinem Schmerzenslager dagelegen, unterhalten einzig durch die auch bei ihm zutraulich aus- und einfliegenden Tauben, aber gemartert von Gedanken wild umherschweifender Art; denn Francescos Befehlen gemäß war er als ein den Mantuaner Vorgängen fremder und fremd bleibender zu behandeln gewesen, also als einer, dessen etwaige Fragen mit dem Hinweis auf das für seine Genesung einzig zuträglich Patientenverhalten zu beantworten seien: mit der Mahnung zum Vergessen der weltlichen Nichtigkeiten und zur beschaulichen Beschäftigung mit den ewigen Dingen.

Ein Mönch aus dem Kloster der Minimi hatte sich demgemäß redlich, wenn auch vergeblich, in letzterer Richtung um das Seelenheil des Leidenden bemüht. Dann wieder war der alte Arzt beflissen gewesen, ihn für Witekind, den weltberühmten Sachsenkönig, zu interessiren, aus dessen mächtigem Geäste ja das ruhmwürdige Geschlecht der Gonzaghi oder Gonzagas emporgeschossen sei — aber was frag' ich nach Vorfahren, die seit tausend Jahren im Grabe modern! hatte Giuseppe ausgerufen; sagt mir, ob Abbondio die arme Fiorita heimführte — nichts als die Antwort auf diese Frage hat für mein Ohr einen Klang. Antonio Maria — der Kranke kannte ihn nur unter dem ihm fremd gewesenen Namen Signor Gheddini und unter dem Titel eines herzoglichen Schloßgärtners — Signor Gheddini also war der dritte, der täglich einige male bei ihm vorsprach und in unterthäniger Weise sich immer besorgt zeigte, ihm jeden thunlichen Dienst zu erweisen, ohne daß diese Dienstleistungen freilich in anderm bestanden als im Lüften des Zimmers, im liebevollen Pflegen eines den Hintergrund desselben erfüllenden Waldes von Blattpflanzen, im Umstellen von Stühlen und Tischen, im Zutragen eines blühenden Blumenstocks und in ähnlichen Kleinigkeiten, welche Giuseppes Ungeduld eher noch vermehrten als verminderten. Eine greise Negerin endlich hatte die grobe Arbeit in Giuseppes Umgebung zu versorgen gehabt; sie war einst als junges Ding um fünfzig oder sechzig Dukaten auf dem Sklavenmarkte in Venedig von dem Vater Francescos gekauft worden, war aber jetzt stumpfsinnig und halb taub, und die Versuche Giuseppes, sie in sein Interesse zu ziehen, hatten solcher Art bald aufgegeben werden müssen.

Nun er die Evvivas wieder und wieder aus der Ferne herübertönen hörte, bemächtigte sich seiner eine grenzenlose Unruhe, und es war ihm, als könne, als müsse sich in diese ihm unverständlichen Freudenausbrüche seine eigne Stimme mischen, als dürfe er keinen Augenblick zögern, jenen Glücklichen in die Ohren zu schreien: Hier ist ein lebendig Begrabener, befreit ihn, sprengt die Riegel, zerreißt seine Ketten!

Aber wie sich vernehmbar machen? Das Brüllen eines Löwen hätte kaum bis in den Lärm da draußen hinausgereicht.

Giuseppe prüfte, ob ihm noch ein Ton in der Kehle geblieben sei. Ahimè! wie schmerzte die kaum vernarbte Wunde bei dem bloßen Versuche!

Da fiel sein Blick auf die ein- und ausfliegenden Tauben. Seine Wangen überstrahlte plötzlich rosige Glut. Seine Hand griff in bebender Hast nach einem spitzen Stücke weißer Kreide, mit welchem der Pater zu Giuseppes vermeinter Erbauung die Örtlichkeiten der Divina Comedia heute in rohen Umrissen auf die Platte des Tisches gezeichnet hatte, welcher neben dem Kopfende des Bettes stand. Dann sah sich Giuseppe im Zimmer suchend um. Die dunkle Ledertapete hatte schadhafte Stellen. Eine derselben war vom Kopfende des Bettes aus erreichbar. In demselben Augenblicke hatte er einen langen Streifen der Tapete, wenn auch unter großen Schmerzen, herabgerissen, den Streifen in ein halbes Dutzend Fähnchen auseinandergetrennt und je ein Ende derselben so durchlöchert, daß der Kopf einer Taube sich hindurchzwängen ließ. Befreiet Giuseppe Gonzaga! schrieb er mit zitternder Hand auf das erste Fähnchen; auf das zweite: Giuseppe Gonzaga lebt; im Palast hält man ihn gefangen! und so, bald leserlicher, bald unleserlicher, beschrieb er mit kürzeren oder längeren Hilferufen die sämtlichen Tapetenfetzen. Er mußte dann eine Weile von der ungewohnten Anstrengung ausruhen und lockte währenddessen

nun die arglosen Tierchen mit leisem Pfiff heran, wie er sie gewöhnt hatte, nach jeder seiner frugalen Mahlzeiten sich um die nachgelassenen Brosamen seiner Tafel zu bewerben.

Sie waren bald ohne große Mühe eins nach dem andern überlistet und mit ihrem Fähnchen am Halse wieder entlassen, und gleich darauf bewies dem gespannt ihrem Fluge Lauschenden ein unstätes Flügelrauschen, daß sich das ganze um den Springbrunnen versammelt gewesene Taubenvölkchen aus seiner Ruhe hatte aufschrecken lassen. Nach allen Richtungen hin war es entflohen, als gälte es, einem halben Dutzend Habichte aus dem Wege zu kommen.

Giuseppes Augen blitzten. Er lächelte. Er hatte Botschaft hinausgesandt aus seinem Kerker. Er vertraute seinem guten Stern. Es war unmöglich, daß nicht wenigstens eine der Tauben, die mit der langen Schleppe dahinflatterten, beobachtet wurde. Es mußte die Stunde seiner Erlösung nahe sein!

Aber die Brust schmerzte ihm heftig, und er sank erschöpft auf sein Lager zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Notiz.

Nochmals Bismarck und die Sonntagsruhe. Aus der meinen Ausführungen im vorigen Hefte hinzugefügten Anmerkung der geehrten Redaktion entnehme ich, daß ich mißverstanden worden sein muß. Ich erlaube mir deshalb meine Anschauungen über den Begriff der Sonntagsruhe noch einmal dahin zu präzisiren, daß ich darunter zweierlei verstehe und allerdings ebenso wie die geehrte Redaktion und Herr F. A. eine äußere und eine innere Sonntagsruhe unterscheide. Jene, die äußere, welche ich als die polizeiliche bezeichnen möchte, hat einen lediglich prohibitiven Charakter, denn sie ist darauf gerichtet, alle Unruhe zu verhindern, durch welche die sonntägliche Stille beeinträchtigt werden könnte. Diesen Ausschreitungen kann die Polizeibehörde mit den ihr gegebenen gesetzlichen Mitteln auf Grund des § 366 Nr. 10 des Reichsstrafgesetzbuches entgegentreten, und es ist dabei ganz gleichgiltig, ob der Lärm auf der freien Straße verursacht wird oder ob er aus den Häusern herausschallt. Es ist also nicht zutreffend, wenn die geehrte Redaktion behauptet, „die Polizei habe nicht das Recht, in das Innere des Hauses zu dringen."

Die andre innere oder subjektive Sonntagsruhe ist aber nicht polizeilicher, sondern religiöser Natur und beruht auf dem alttestamentlichen Bibelworte: „Und also vollendete Gott am siebenten Tage seine Werke, die er machte, und ruhete am siebenten Tage von allen seinen Werken, die er machte." (1. Mos. 2, 2). Diese göttliche, auf die innere Sammlung gerichtete Sonntagsruhe fällt durchaus zusammen mit dem Begriffe der Sonntagsheiligung, zu welcher niemand durch das weltliche Gesetz gezwungen werden kann, welche aber auch niemandem unmöglich gemacht werden sollte. Nur in letzterer Beziehung kann die Gesetzgebung einschreiten, d. h. sie kann vorschreiben, daß kein Arbeiter gezwungen werden soll, wider seine religiöse Ueberzeugung am Sonntage zu arbeiten.

Hieraus folgt, daß sich ein gesetzliches Arbeitsverbot niemals direkt gegen den Arbeiter, sondern nur gegen den Arbeitgeber richten darf, wie dies ja auch die Redaktion in der obengedachten Anmerkung andeutet.

Ein weiterer Schritt, alle Arbeit am Sonntage durch Gesetz zu verbieten, würde an der praktischen Unausführbarkeit, an den Grundsätzen der christlichen Religion und an dem Umstande scheitern, daß das menschliche Gesetz niemals so weit reicht wie das göttliche. Hiervon würde man sich sehr leicht überzeugen, wenn man sich einmal die kleine Mühe machen wollte, festzustellen, welche Uebertretungen der zehn Gebote überhaupt und in ihrem vollen Umfange mit irdischen Strafen bedroht sind.

Karl Parey.

Literatur.

Das Leben des Freiherrn vom Stein. Von Wilhelm Baur. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit dem Bildnis Steins. Karlsruhe und Leipzig, H. Reuther, 1885.

Das vorliegende Buch hat bei seinem ersten Erscheinen, vor fünfundzwanzig Jahren, eine wohlverdiente beifällige Aufnahme gefunden. Es ist ein Auszug aus dem großen Werke von Pertz, eine wahre Volksschrift, klar und schlicht, und dabei doch anziehend und mit warmer Empfindung geschrieben. Man darf sich freilich nicht verhehlen, daß eine für das Volk bestimmte Lebensbeschreibung Steins eine sehr heikle Aufgabe ist. Die Hauptschwierigkeit, die organisatorische Thätigkeit des Staatsmannes anschaulich vorzuführen, hat der Verfasser, der jetzige Generalsuperintendent des Rheinlandes, nicht zu überwinden vermocht; neben Treitschkes lichtvolle Darstellung der Reorganisation der preußischen Verwaltung darf dieses Kapitel von Baurs Schrift nicht gehalten werden. Die Abschnitte über des Helden letzte Jahre und namentlich über seine religiöse Richtung nehmen, obschon gerade die letztere einen ganz hervorstechenden Zug in Steins Charakter bildet, doch zuviel Raum ein; man merkt da dem Buche zu sehr an, daß es ein Theologe geschrieben.

Dichtungen von Puschkin und Lermontow in deutscher Uebertragung von Andreas Ascharin. Zweite Auflage. Reval, Kluge, 1885.

Eine ausgezeichnete poetische Sammlung, die allen, welche sich für die russische Literatur und ihre Entwicklung interessiren, wärmstens empfohlen werden darf. Puschkin und Lermontow gehören beide einer frühern Epoche an: der Zeit der Romantik, des Byronismus, der Entdeckung und Rückkehr zur Volkspoesie, des Bruches mit den französischen Idealen; aber beide werden auch jetzt noch, wo ein Realismus herberer Art die Herrschaft gewonnen hat, als die größten Dichter ihrer Nation gefeiert. Lermontow scheint mehr national als der gebildetere Puschkin zu sein: seine Melancholie, etwa in der Naturbetrachtung, russisch-ursprünglicher als der byronische Weltschmerz Puschkins. In dem vorliegenden Bande hat Ascharin in geschmackvoller Auswahl die wertvollsten und zugleich bezeichnendsten Stücke der beiden Dichter zusammengestellt und in drei Teile geordnet: Lyrische Gedichte, Balladen und Romanzen, Episches. Es sind Gedichte darunter, welche ohne Zweifel in den Schatz der Weltliteratur gehören und zugleich ein ganz nationales Gepräge tragen. Auch Gegenstände, welche lebhaft die Verwandtschaft und Differenz beider Dichter vor Augen stellen können, wählte Ascharin mit Absicht aus: „Der Prophet" S. 9 von Puschkin, S. 10 von Lermontow, das letztere jedenfalls gelungener, obwohl beide denselben Gedanken aussprechen, daß wer die Wahrheit zu sagen hat, ein trauriges Loos gewinnt. Die „Meermaid" (S. 29) von Lermontow erzählt von der Stadt von Krystall, welche auf dem Grunde des Wassers steht; dort hält sie einen bleichen Jüngling verborgen; doch alle ihre Sorgfalt um ihn, all ihr Kosen

vermag ihn nicht aus dem Schlafe zu wecken. Dagegen gelingt es der „Wasserjungfrau" (S. 30) Puschkins, den alten Klausner in der Grotte am Ufer ihres Sees mit Spielen und Lockungen zu bethören:

Und als die nächtlichen Gewalten
Verscheucht der Sonne Strahlenglut,
Gewahrten nur den Bart des Alten
Die Fischerkinder in der Flut.

Auch das berühmte Gedicht Lermontows auf den Tod Puschkins ist aufgenommen, welches seinem Autor die Verbannung in den Kaukasus eintrug, wo er jung an Jahren auch im Duell fallen sollte. Er wußte aber aus seinem Aufenthalte in dem romantischen Gebirge poetisches Kapital zu schlagen. Meisterstücke und national charakteristisch sind die Balladen: „Der Ertrunkene," „Der Wojewode," „Budryß und seine Söhne," „Der Husar" von Puschkin; „Die Gaben des Tarek," „Tamara," „Das Stelldichein" von Lermontow. Von den epischen Dichtungen Puschkins sind übersetzt: „Der Gefangne im Kaukasus," „Die Zigeuner," „Poltawa," und von denen Lermontows: „Das Lied vom Zaren Iwan Wassilijewitsch," seinem jungen Leibtrabanten Liribejewitsch und dem Kaufmannssohne Kalaschnikow: eine Dichtung der seltensten Art, auch in Rußland doppelt berühmt wegen des ersten, genial gelungnen Versuches, den Volkston in der Kunstpoesie fortzubilden. Der junge Günstling des grausamen Iwan verliebt sich im Vorbeireiten in eine schöne Kaufmannsfrau; an der Tafel des Zaren kopfhängerisch dasitzend, erzählt er, aufgefordert, von seiner Begegnung. Der Zar läßt ihm freies Spiel. Der Günstling überfällt hierauf die Frau auf offner Straße mit seinen Liebesanträgen, wodurch sie entehrt wird. Ihr Gatte rächt sie, indem er beim öffentlichen Ringkampfe den übermütigen Leibtrabanten mit einem Faustschlage tötet. Der zuschauende Zar gerät in Zorn; als ihm aber der Kaufmann alles getreu erzählt, auch daß seine Brüder bereit gewesen wären, sein Weib mit dem Tode ihres Beleidigers zu rächen, entscheidet Iwan höchst charakteristisch:

Gut für dich, mein Sohn, wohlerprobter Held
Auf dem Kampfesfeld, kühner Kaufmannssohn,
Daß du Antwort mir nach der Wahrheit gabst.
Will dein junges Weib und die Kinder dein
Reich beschenken aus dem eignen Schatz;
Deinen Brüdern aber geb' vom heut'gen Tag
Ich das Recht, zu handeln ohn' Gebühr und Zoll
In dem ganzen weiten Russenreich.
Doch du selber steigen mußt, mein Sohn,
Auf den hohen Richtplatz, auf den peinlichen,
Daß dein Haupt du legest hin, das stürmische.
Laß' das Beil dir schleifen, schleifen haaresscharf,
Heiß den Henker legen an sein bestes Kleid,
Laß' die große Glocke läuten mächt'gen Klangs,
Daß sie alle wissen in Mostwa der Stadt:
Meine Gnade ist noch verblieben dir!

Diese Verse mögen auch als Beispiel für den kräftigen Stil gelten. Noch sind übersetzt: „Der Novize" und der phantastische „Dämon." Die Uebersetzungskunst Ascharins verdient alles Lob: sie thut der Sprache niemals Zwang an und erweckt mit vollendeter Kunst den Eindruck des Originales in all den verschiednen Formen, die sie zu bewältigen gehabt hat. Wenn hie und da ungewöhnliche Wendungen, wie: „Deiner Hände warme Drücke" oder „er flog auf davon" vorkommen, oder unreine Reime, so sind das verzeihliche Fehler gegenüber der stilistischen Meisterschaft, die sonst bekundet wird.

Phädra. Ein Roman von der Verfasserin der „Memoiren einer Idealistin" (M. von Meysenbug). Drei Bände. Leipzig, Karl Reißner, 1885.

Alles was die „Idealistin" in ihrer vollendeten Prosa schreibt, trägt jedenfalls den Stempel einer bedeutenden Persönlichkeit an sich. Eine umfassende Bildung, ein Reichtum bedeutsamer Erfahrungen, gesammelt in einem bewegten, aber stets in ausgezeichneten Kreisen verbrachten Leben, stehen ihr zu Gebote. Tiefes Gemüt, geistvolle, an die höchsten Probleme des Geistes sich hinanwagende Reflexion, eine wahrhaft liebenswürdige Schwärmerei für die Ideale der Kunst und Sittlichkeit kennzeichnen ihren edeln Charakter. So kommt es, daß man ihr gern folgt, mag man auch ihrer aus der Philosophie Schopenhauers und deren Färbung durch Richard Wagner gewonnenen Weltanschauung skeptisch gegenüberstehen. Denn wundersam geklärt und harmonisch gedämpft erscheint ihr Pessimismus, und wahrhaft künstlerisch bekundet er sich, da er ihr ganzes Wesen wie das Blut in den Adern durchzieht. Ihr ethischer Enthusiasmus bewahrte sie vor allem Quietismus, und dieses thatfreudige, nichts weniger als verzweifelnde Element hält jenen entsagungsvollen Lehren glücklich die Waage. „Ja sicher, heißt es einmal in den zahlreich in den Roman eingestreuten Reflexionen, die Griechen kannten den Schmerz und die Schuld; aber sie kannten auch das Geheimnis der Erlösung durch die Dichtung, durch die Harmonie, durch das ästhetische Wunder; wir aber suchen es in letzter Steigerung durch die ethische That."

Gleichwohl können wir der „Phädra" gegenüber einige Bedenken vom Standpunkte der Kunst aus nicht unterdrücken. Es fehlt ihr an Einheit. Der soziale Roman, die psychologisch kleinmalerische Novelle, der universale Bildungsroman: alle diese drei Stile liegen in der „Phädra" im Streite, und es ist zu keinem einzigen recht gekommen. Wohl interessirt durch das ganze Werk das Schicksal des illegitimen Sohnes Philipp, den seine gräfliche Stiefmutter in hartnäckigem Stolze nicht anerkennen will, bis sie sich, ohne ihn zu kennen, noch von ihm gekannt zu werden, in ihn verliebt, sich ihm hingiebt, um am Morgen nach der verhängnisvollen Nacht über ihn aufgeklärt zu werden. Mit ihrem Tode fängt die Erzählung erst recht an. Philipp, ein Apoll an Schönheit, ist ein genialer Dichter und bildungsfroher Mensch. Im Orient, in Indien (siehe Schopenhauer) findet er die Ideale seiner Weltanschauung; nach Europa zurückgekehrt, siedelt er sich in Korfu an, welches die Verfasserin nach einer ausdrücklichen Anmerkung nur mit Hilfe der Schriften des Freiherrn von Warsberg (Odysseische Landschaften) schildert, um daselbst, im Besitze eines schönen Weibes, das ihn ganz unbekannterweise schon aus seinem Gedicht „Phädra" sterblich lieben gelernt hat, ein ideales, der Wissenschaft, der Kunst und der Menschenbeglückung gewidmetes Leben zu führen. Das alles bewirkt indes nur die Einheit der Person, nicht der Handlung und der Idee. Die Charakteristik ist sehr schwach: durchaus idealische, unwirkliche Gestalten, unwahrscheinliche Handlungen und Zufälle der ersonnensten Art. Vielfach literarische Reminiscenzen an Georges Sand, an Balzac. Und ein Zwiespalt, der durch das ganze Werk geht: die Gestalten werden als Franzosen ausgegeben und sind dort, wo nicht französische Muster nachgeahmt wurden, so bekannt deutsch! Diese poetischen Schwächen mindern aber nicht den Wert des Romanes, der sein Interesse von vornherein durch die geistvolle Verfasserin gesichert erhält. Als Dokument dieser, den edelsten Frauengestalten in unsrer Literatur als ebenbürtig zuzugesellenden „Idealistin" ist er immer lesenswert.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig.

Christliche Pflicht.

Wenn Christus Jesus, der Sohn Gottes, in seinem Wandel auf Erden, in seinem Leiden und Sterben, uns ein Vorbild gelassen hat, dem wir nachfolgen sollen, so ist es auch unsere Pflicht, unsere Kinder zu lehren, daß sie Christo nachfolgen. Wir müssen ihnen zeigen, wie sie sich verhalten sollen, damit sie Gott gefallen. Wir müssen ihnen sagen, daß sie Gott lieben sollen, daß sie ihn fürchten sollen, daß sie ihm vertrauen sollen, daß sie ihn anbeten sollen, daß sie ihn loben sollen, daß sie ihn anrufen sollen, daß sie ihn ehren sollen, daß sie ihm gehorchen sollen, daß sie ihm dienen sollen, daß sie ihm danken sollen, daß sie ihm Opfer bringen sollen, daß sie ihm Gelübde halten sollen, daß sie ihm Gebete darbringen sollen, daß sie ihm Lieder singen sollen, daß sie ihm Psalmen singen sollen, daß sie ihm Hymnen singen sollen, daß sie ihm geistliche Lieder singen sollen, daß sie ihm Gaben darbringen sollen, daß sie ihm Weihrauch darbringen sollen, daß sie ihm Speisopfer darbringen sollen, daß sie ihm Brandopfer darbringen sollen, daß sie ihm Sündopfer darbringen sollen, daß sie ihm Schuldopfer darbringen sollen, daß sie ihm Dankopfer darbringen sollen, daß sie ihm Erstlinge darbringen sollen, daß sie ihm Zehnten darbringen sollen, daß sie ihm Freudenopfer darbringen sollen, daß sie ihm Trankopfer darbringen sollen, daß sie ihm Salzopfer darbringen sollen, daß sie ihm Holzopfer darbringen sollen, daß sie ihm Öl darbringen sollen, daß sie ihm Wein darbringen sollen, daß sie ihm Honig darbringen sollen, daß sie ihm Milch darbringen sollen, daß sie ihm Butter darbringen sollen, daß sie ihm Käse darbringen sollen, daß sie ihm Eier darbringen sollen, daß sie ihm Fleisch darbringen sollen, daß sie ihm Fische darbringen sollen, daß sie ihm Vögel darbringen sollen, daß sie ihm Tiere darbringen sollen, daß sie ihm Menschen darbringen sollen, daß sie ihm sich selbst darbringen sollen.

auf eine lange Zeit die Herrschaft in Ostpreußen gegeben und macht jetzt noch (in einer Provinz, welche durch Natur und Geschichte zu einem Bollwerk des ausgesprochensten Konservatismus bestimmt ist) den Kampf gegen den Fortschritt zu einem schweren und gefahrenreichen. Jetzt noch besteht fast die Hälfte des Provinziallandtags aus Fortschrittlern; in zahlreichen Kreistagen hat diese Partei noch die ausschließliche Herrschaft, in andern die starke Mehrheit; in den landwirtschaftlichen Vereinen ist ihre Herrschaft erst in allerneuester Zeit etwas ins Schwanken gekommen. Aus Reichstag und Landtag allerdings sind, abgesehen von den Vertretern der Stadt Königsberg, die Fortschrittler ausgemerzt. Immer noch ist aber diese Partei in der Presse, sowie im öffentlichen und gesellschaftlichen Leben durchaus vorwiegend. Wie ist das möglich? Sind diese fortschrittlichen Landwirte Gegner einer Preissteigerung für Getreide und überhaupt einer größeren Berücksichtigung der Landwirtschaft? Sind sie ernstlich der Meinung, daß die liberale Sozialgesetzgebung speziell für den Landwirt erfreuliche Früchte gezeitigt habe? Oder sind sie vielleicht lauter unerschütterliche Catone, die ihr eignes Interesse auf Schritt und Tritt dem Gemeinwohl, wie sie dasselbe verstehen, zum Opfer bringen, ohne mit der Wimper zu zucken? Gewiß ist von alledem kein Wort wahr, ja man kann wohl im Gegenteil sagen, daß kein Landwirt auf der Welt weniger als der ostpreußische zu dergleichen unfruchtbaren Tugendhaftigkeiten geneigt sein wird. Es ist vielmehr eine eigentümliche, mannichfach zusammengesetzte Reihe äußerer und psychischer Einflüsse, welche die Haltung dieser fortschrittlichen Besitzer erzeugen, und wenn man sich bemüht hat, über das Wesen dieser Einflüsse ins Klare zu kommen, so bleibt die Sache zwar immerhin wunderlich und schwerverständlich, aber gänzlich unbegreiflich ist sie dann nicht mehr, zumal wenn man bedenkt, daß die Leidenschaften, überhaupt die Gemütsaffekte der Menschen, stets stärker gewesen sind als ihr Vorteil.

Vor allem muß man nicht leugnen wollen, daß auf seiten der adelichen Großgrundbesitzer früher viel gesündigt worden sein muß. Mag noch so vieles auf Rechnung von Hetzereien, von gegenstandslosen Vorurteilen, von neidischen Eifersüchteleien zu setzen sein — es muß doch eine reelle Grundlage für das tiefe Mißtrauen übrigbleiben, mit dem hier wie anderswo die mittleren und kleinen Besitzer den großen, also hauptsächlich doch den „Grafen und Baronen," gegenüberstanden und zum Teil noch gegenüberstehen. Wohl kann man mit gutem Rechte sagen, daß der Adel sich in neuerer Zeit vielfach bemüht, sich wieder eine seiner würdige Rolle zu schaffen; aber es muß gesagt werden, daß selbst dies noch keineswegs so allgemein und in so wohldurchdachter Weise stattfindet, wie es zu wünschen wäre, und ohne Zweifel ist in früherer Zeit viel versäumt und viel Übles begangen worden. Auch liegt diese Zeit noch garnicht so weit hinter uns. Wohlgesinnte, treffliche Männer, die selbst diesem Stande angehören, haben uns wiederholt mit Entrüstung von den Ausbrüchen

junkerlichen Geistes und Wesens erzählt, die noch zu Menschengedenken vorgekommen seien, und vielfach ist es uns bestätigt worden, daß die jetzige, vielfach allerdings gröbliche, tendenziöse Zurückdrängung des Grundadels in der Selbstverwaltung und im öffentlichen Leben nur der natürliche Rückschlag sei gegen eine frühere, nicht minder tendenziöse und einseitige Bevorzugung adelicher Namen. So muß sich alles ausgleichen, und es ist nicht mehr als in der Ordnung, daß die heutigen „Grafen und Barone" sich doppelt bemühen und doppelt ihre Tüchtigkeit und persönliche Integrität beweisen müssen, um frühere Vernachlässigungen aufzuwiegen. Es ist schlimm, daß dergleichen niemals in dem Rahmen persönlicher Wechselbeziehungen bleiben kann, sondern sich stets auf öffentliche Angelegenheiten überträgt — aber das ist nun einmal nicht zu ändern.

In diese Stimmungen und peinlichen Reminiscenzen hinein denke man sich nun vor einem oder zwei Menschenaltern den Emporkömmling, den wenig gebildeten, aber leidlich praktischen Besitzer einer Geldsumme, die ihm den Ankauf eines Rittergutes ermöglicht hat. Er bekommt das Gut billig, denn es ist alles vernachlässigt, und die Geldgeschäfte des frühern Besitzers sind in einer derartigen Unordnung, daß schon die Verpflichtung, dieselben abzuwickeln, einen weitern Druck auf den Kaufpreis geübt hat. Was er von Dienstboten und Instleuten über die frühere Herrschaft erzählen hört, klingt auch nicht alles erbaulich; es ist ohne Zweifel viel Klatsch, viel verständnislos aufgegriffenes, an sich bedeutungsloses Zeug dabei — aber da zu unterscheiden ist seine Stärke nicht. Merken die Leute gar, daß er derartige Dinge gern hört, so wird ihm auch manches geradezuaufgebunden. Die benachbarten Gutsherren, die Standesgenossen, vielleicht die Verwandten oder Freunde des frühern Besitzers, gehen nicht mit ihm um; seinen Umgang muß er sich unter Leuten suchen, die mehr oder weniger in einer ähnlichen Lage sind wie er. Bebend vor Ingrimm muß seine Frau es sich gefallen lassen, als etwas Geringeres angesehen zu werden, als die Frau des benachbarten adelichen Gutsherrn; diese ist „gnädige Frau," der Mann „gnädiger Herr," die Tochter „gnädiges Fräulein," der halberwachsene Sohn „der Herr Junker" — sie ist „Madame," die Tochter „Fräulein," und nur ihr Gemahl hat allenfalls bei Kutscher und Bedienten den „gnädigen Herrn" für sich durchgesetzt; daß man aber die Briefe an ihn mit dem Prädikat „Hochwohlgeboren" versieht, das kann auch er nicht erreichen. Und doch sind sie weit besser situirt als der, bis an den Hals in Schulden steckende adeliche Nachbar, und kommen ganz außer Verhältnis besser vorwärts als er. Warum, in des Teufels Namen, sollen sie nicht ebenso gut sein? — Der kennte in der That die Menschen schlecht, der glaubte, dergleichen nichtige Erwägungen könnten doch unmöglich die politischen Gesinnungen eines Menschen, und gar einer ganzen Generation oder eines ganzen Standes, beeinflussen. Gerade solche Dinge sind es, unter deren Einfluß die Beziehungen ganzer heranwachsender Geschlechter zu einander vergiftet werden können. Eitelkeit, Titelsucht, Neid sind es ja nicht allein, die da ins Spiel kommen, sondern

auch die lobenswertesten Gefühle: der Stolz auf die eigne Tüchtigkeit, das Bewußtsein von einer, wenn auch bescheidnen, so doch durchaus achtbaren eignen Familienvergangenheit können mitwirken, und so mag es wohl kommen, daß in zahlreichen Fällen das heranwachsende Geschlecht keine stärkern und nachhaltigern Eindrücke empfangen hat als diejenigen des bittern, unversöhnlichen Hasses gegen die adelichen Großgrundbesitzer. Die äußere Veranlassung zu dieser Quelle scharfer Gegensätze ist längst geschwunden. Irgendwelche Privilegien des Adels existiren nicht mehr; auch in Kreisen, welche die zur Karrikatur gewordne übliche Übertreibung der Anrede „gnädige Frau" nicht mitmachen, ist es doch längst als Forderung der Höflichkeit anerkannt, die Frauen von Rittergutsbesitzern so anzureden; ebenso pflegt man auf Briefen an Rittergutsbesitzer sich allgemein des Prädikats „Hochwohlgeboren" zu bedienen. Aber die alte, zum nicht unansehnlichen Teil auf diesen Punkt zurückzuführende bittere Gespanntheit dauert fort, vielleicht nur umsomehr, seit ein reifer gewordnes Geschlecht die Erbärmlichkeit der Motive erkannt hat, aus denen es sich in diesen Gegensatz hat hineinhetzen lassen, und daher einen Anflug von bösem Gewissen in dieser Sache nicht loswerden kann. Der Mensch erkennt eben gar zu ungern an, auch nur teilweise im Unrecht gewesen zu sein; lieber thut er in Zukunft doppeltes Unrecht.

Mit dem „bösen Gewissen" ist es übrigens in nicht wenigen Fällen sehr viel ernstlicher bestellt, als bei den hier angedeuteten Beziehungen. Schon früher ist darauf hingewiesen worden, daß durch die von Schön zu diesem, statt zu dem stiftungsgemäßen Zwecke hergegebenen Gelder zahlreiche Inspektoren und dergleichen in den Besitz der Güter ihrer bisherigen Brodherren gekommen sind. Daß diese Leute ein unbehagliches Gefühl gegenüber dem ganzen Stande, dem ihre früheren Gebieter angehörten, nicht loswerden können, ist gewiß sehr begreiflich; sie mögen ja nichts gethan haben, was vor dem Gesetze oder auch vor dem Richterstuhl einer landläufigen Geschäftsmoral ihre Ehrbarkeit beeinträchtigt, aber „schön war's doch nicht." Da ist es denn wiederum sehr verständlich und der Menschennatur sehr entsprechend, wenn diese Herren sich durch tausend Reflexionen über den verwerflichen Einfluß eines grundbesitzenden Adels auf Staat und Gesetzgebung zu betäuben suchen und dadurch, sich selbst unbewußt, immer weiter nach links geraten. Sind sie gar durch Naturanlage zu dieser Entwicklung disponirt, wie dies ganz besonders bei den „Salzburgern" der Fall zu sein scheint, so entwickeln sich sehr leicht aus einem Gegensatze, welcher ursprünglich nur persönlicher und gesellschaftlicher, beziehungsweise gemüthlicher Natur war, umso tiefere politische Gegensätze.

Zu diesen Folgen ungesunder persönlicher Auseinandersetzungen gesellt sich andres, was mehr einen skurrilen Charakter trägt. Wer den von Satz zu Satz sich selbst widersprechenden Blödsinn gewisser fortschrittlicher Wahlaufrufe in Ostpreußen gelesen hat, und wer dann in Erfahrung gebracht hat, daß gerade

solche Aufrufe, aus denen sich alles und nichts herauslesen ließ, sehr wirksam waren, der wird auch glauben können, was ihm sonst freilich als unglaublich erscheinen müßte: daß es auch heute noch ostpreußische Rittergutsbesitzer giebt, die einfach nicht wissen, um was es sich handelt. Wir hatten selbst Gelegenheit, einem Gespräche zuzuhören, in dem einer dieser Herren darüber jammerte, daß zu allen Steuern nun auch noch der neue Getreidezoll getreten sei und die Gutsbesitzer drücke. Man bedenke, daß diesen Leuten seit Jahr und Tag alle politischen Fragen immer nur durch eine bestimmte Brille gezeigt worden sind, daß die Fähigkeit, den parlamentarischen Verhandlungen, dem Wortlaut der Gesetze, ja auch nur den ernstern, tiefergehenden Deduktionen der Tagesblätter zu folgen, vielen derselben gänzlich fehlt, daß sie sich nach kleinlichen persönlichen Gehässigkeiten und gelegentlichen Rencontres ihre Stellung zur ganzen Politik zurechtlegen — um zu begreifen, daß die großen Tagesfragen zahlreichen, selbst größern Besitzern garnicht als solche, ihrem Zweck und Wesen nach, sondern nur als Schattenbilder auf dem dunkeln Hintergrunde einer allgemeinen politischen Verbissenheit zum Bewußtsein kommen. Dringt in diese verbitterten Gemüter einmal ein Lichtstrahl, so schließen sie eher gewaltsam die Augen, als daß sie sich belehren lassen. Nicht wenigen geht es ganz ähnlich wie den Handwerkern, welche mit den Konservativen grollen, weil diese ihnen nicht ohne weiteres die obligatorische Innung geben wollen, und darum lieber fortschrittlich wählen; sie schimpfen über Freizügigkeit, Hausirwesen, Gemeindelasten ꝛc. wie der dickköpfigste Konservative und thun dann gerade so, als ob das alles von der jetzigen Wirtschaftspolitik herkomme. Ja es kann verbürgt werden, daß folgender unglaubliche Fall vor kurzem vorgekommen ist: ein fortschrittlicher Gutsbesitzer erklärte, was er dem Bismarck niemals verzeihen könne, und was ihn (den Sprecher) auf ewig zu dessen politischem Gegner mache, das sei — die Einführung des allgemeinen Stimmrechts!

Aussicht auf Dauer haben diese an Wahnwitz streifenden Querköpfigkeiten allerdings nicht; aber sie können einem eine schöne Zeit lang das Leben sauer machen. Denn die Macht der Gewohnheit ist so groß, daß sie auch für solche Dinge in Betracht kommt; man hat seine ganze Vorstellungsweise auf gewisse Gesichtspunkte hin gerichtet, hat sich an einen bestimmten Umgang gewöhnt, hat aus tausend kleinen Vorkommnissen eine Masse von Groll gegen die politischen Gegner angesammelt, und kann nun, so unbehagliche Empfindungen man auch bei dieser oder jener Angelegenheit hat, als ob man sich doch eigentlich selbst die Nase abschnitte, nicht loskommen. Notorisch ist, daß zahlreiche, innerlich längst zum Hinüberschreiten nach rechts reif gewordne Besitzer nur darum auf ihrer bisherigen Seite bleiben, weil sie andernfalls ihre gewohnte Skatpartie mit dem und dem verlieren würden, denen es ihrerseits vielleicht ebenso geht; nur hat keiner den Mut, anzufangen. Den gewohnten geselligen Verkehr aufzugeben und sich einen andern suchen zu sollen, ist aber in Ostpreußen eine

harte Sache — doppelt hart, wo es sich um Leute von mangelhafter Erziehung und geringen geistigen Hilfsquellen handelt. Rechnet man dazu, daß die beiden großen Königsberger Blätter den geistigen Gesichtskreis der weitaus meisten größern Besitzer gefangenhalten, da letztere aus geschäftlichen Gründen auf diese Blätter (trotz deren fortwährenden, rücksichtslosen Schimpfens gegen den Großgrundbesitz) nicht verzichten zu können glauben, und daß außerdem in Tilsit und Insterburg einige ganz hervorragend bösartige fortschrittliche Organe erscheinen, so wird man sich vieles zurechtlegen können, was sonst als eine unfaßbare Verirrung erscheinen müßte.

Die Leser mögen sich nicht wundern, daß hier immer nur von den Gutsbesitzern und niemals von ihren Leuten gesprochen wird. Hinsichtlich dieser aber gilt in der That heute noch, und zwar in vollem, buchstäblichem Umfange, das Wort: Cujus regio, ejus religio. Geradezu lächerlich ist es, wenn man wohl gelegentlich auf liberaler Seite so thut, als fände eine Beeinflussung der Instleute und Arbeiter nur auf konservativer Seite statt; das ist alles, wie man am Oberrhein sagt, „gehopst wie gesprungen." In jedem Wahlkreise fragt man sich bei Beginn eines Wahlkampfes, welche Veränderungen im Güterbesitz stattgefunden haben, und zieht darnach im beiderseitigen Voranschlag hier fünfzig Stimmen ab, dort zählt man fünfzig Stimmen zu — jedermann weiß, daß über diese Folge der eingetretenen Veränderung gar kein Zweifel obwalten kann. Auch muß man sagen, daß (angesichts der rücksichtslosen Schärfe unsrer gegenwärtigen Parteikämpfe) hiergegen nicht einmal viel einzuwenden ist; wie kann ein Gutsherr dulden, daß seine Leute diejenige Meinung über ihn haben, die von der Gegenpartei über die Männer seiner Partei verbreitet wird? Bei dem Maße von persönlichem Vertrauen, welches dem ländlichen Arbeiter auf Schritt und Tritt geschenkt werden muß, ist dies schlechterdings unzulässig. Weiterhin ist es eine Thatsache, die nur der leugnen kann, der nicht sehen *will*, daß überhaupt unsre geringere Landbevölkerung ein selbständiges Urteil über politische Fragen nicht hat, das Resultat der sogenannten „unbeeinflußten Wahl" also nicht eine Meinungsäußerung der Leute sein, sondern nur einen Ausdruck für die Stärke und Geschicklichkeit der von den verschiednen Parteien entfalteten Agitation bilden würde. Manche Leute wollen behaupten, selbst in den Städten sei es nicht anders; lassen wir diesen Punkt auf sich beruhen. Jedenfalls gilt unser Satz von ländlichen Arbeitern, und ganz besonders von den in der Kultur noch so zurückstehenden ostpreußischen, die ja zum ansehnlichen Teile kaum wissen, was eine Zeitung ist, und zum weitern ansehnlichen Teile eine Sprache reden, die sie von dem öffentlichen Leben Deutschlands nahezu ausschließt. Wollte der Gutsherr, dessen Einfluß doch noch ein ganz naturgemäßer und bis zu einem gewissen Punkte legitimer ist, keinen Druck ausüben, so würde die Folge einfach die sein, daß der nächste thätige Geistliche oder Lehrer die Leute auf seine Seite zöge, sei dieselbe was sie für eine wolle; würde auch

dieser Einfluß fehlen, so träte der nächste städtische Kaufmann oder allenfalls der nächste Advokat in die Lücke. Wer wählt nun?

Um diese Betrachtungen zum Abschlusse zu bringen, bedenke man endlich noch ein letztes. Wie lange oder vielmehr wie kurz ist es nicht her, daß mit verschwindenden Ausnahmen die gebildete Welt den politischen Liberalismus für etwas schlechthin Selbstverständliches, für etwas, an dessen prinzipieller Richtigkeit doch überhaupt kein Zweifel obwalten könne, für ein unausweichliches Korrelat aller zeitgemäßen, auf Besserung und gesunde Entwicklung gerichteten Bestrebungen hielt! Wie wenige waren es noch vor einem halben Menschenalter, die nicht dem Verfasser des „Grünen Heinrich," dem Schweizer Gottfried Keller, zustimmten, wenn derselbe sagte: Heutzutage fehle einem, wenn auch sonst noch so tüchtigen und achtungswerten Manne etwas Wesentliches, falls derselbe nicht liberal sei! Nun ist aber Ostpreußen zwar durch ein hinlänglich starkes Band mit Deutschland verbunden, um allen geistigen Strömungen von da ausgesetzt zu sein, jedoch so entfernt und so in einer, der schnellen und energischen Mitteilung aller geistigen Vorgänge wenig günstigen Weise situirt, daß die Strömungen aus Deutschland stets etwas verspätet hier ankommen. Von der gegenwärtigen nationalen, christlichen und staatlichen Bewegung in Deutschland hat man in Ostpreußen noch nicht viel verspürt — erst allerneuestens beginnt es sich auch in dieser Hinsicht zu regen. Der alte, landläufige Liberalismus verfügt aber hier noch über einen Sondervorteil: die tiefgewurzelte liberale Abneigung gegen die „Junker," die adelichen Gutsbesitzer. Daß die „Junker, "die „uckermärkischen Granden," die Strudelwitz und Prudelwitz, und wie alle die Bezeichnungen lauten, eine verdammenswerte Abart des menschlichen Geschlechts seien, lächerlich oder nichtswürdig oder beides zusammen, das gehört ja so recht zu den Kernsätzen des Liberalismus, und stets ging man hierbei, auch als längst weder für Adliche noch für adliche Güter irgendein Privilegium mehr existirte, von der Voraussetzung aus, diese verruchten Junker (denen es natürlich nicht das geringste half, daß ihre Namen von der brandenburgisch-preußischen Geschichte nicht zu trennen sind) seien überdies immer noch privilegirt. Spricht doch selbst Gustav Freytag in seinen „Bildern" von dem „konservativen Gutsherrn, welcher um die Privilegien seines Standes mit den Mächten der Gegenwart hadert" — dies, während die „Mächte der Gegenwart," die Börse, das mobile Kapital und der Handel, sich allerdings in ihrer Steuerfreiheit und ihrem besondern Handelsrecht ganz hübsche Privilegien zugelegt haben, man sich aber nach Privilegien, welche im Besitze der „konservativen Gutsherren" wären, vergebens umsieht. Aber wie lange dauert es nicht, bis die Gewöhnung an diese alten Anschauungen und Voraussetzungen und an die Terminologie, welche sich an dieselben knüpft, überwunden ist! Und wie verzweiflungsvoll ringen nicht die obenerwähnten „Mächte der Gegenwart" darnach, alle diese Dinge nicht in Vergessenheit kommen zu lassen!

Was den Sieg erringt, das ist eine Umkehr von innen heraus, die sich auch, hier wie überall, nach und nach vollzieht. Aber dieser in unserm Volke vor sich gehende „Umdenkungsprozeß" ist ein langsamer.

Nachtrag. Von Nr. 1 unsrer „Ostpreußischen Skizzen" konnte leider infolge verspäteten Eintreffens die von dem Verfasser ausgeführte Korrektur nicht mehr berücksichtigt werden. Es ist das doppelt störend geworden, indem gerade in dieser Nr. (nach einer mit angesehenen und in hohem Grade landeskundigen Ostpreußen genommenen Rücksprache) eine Anzahl ziemlich einschneidender Abänderungen hätte vorgenommen werden sollen, und so erscheint es zweckmäßig, die wichtigsten und unerläßlichsten dieser Abänderungen hier in einem Nachtrage zusammenzustellen.

Zunächst mögen ein paar Druckfehler korrigirt werden; bekanntlich hat ja der Druckfehlerkobold eine verruchte Neigung, nicht etwa nur Sinnlosigkeiten, sondern sogar Sinnwidrigkeiten zu verursachen, und wenn ein Artikel mißverstanden werden kann oder der Abschwächung oder Interpretation bedürftig ist, so bewegen sich gewiß die Druckfehler gerade in der Richtung, in der die zu rektifizirenden Ungenauigkeiten liegen. So ist es auch hier gegangen. Dazu gesellen sich freilich auch einige Druckfehler ganz gewöhnlicher Art.*) S. 75 Zeile 13 von unten muß es statt „das alte Land" heißen „das alte Band." Hinzufügen läßt sich nichts; dazu ist die Sache zu delikat. S. 76 Zeile 17 von oben muß es heißen „Torfmoos" statt „Torfmars," und drei Zeilen weiter das „große Moos" statt „große Mars." S. 78 soll auf Zeile 20 von unten nicht die „Wirtschaftsmethode" sondern die „Wirtschaftsreform" zur Erklärung herangezogen werden, und Zeile 9 von unten hat der Kobold einen seiner ärgsten Streiche gespielt — nicht „die zahlreichen Güter," sondern „und zahlreiche Güter" müssen sich sozusagen ohne Wiesen behelfen. Eine Menge von Gütern hat ja den herrlichsten Wiesenstand, der sich denken läßt. Ebenso fehlt auf der untersten Zeile von S. 80 das Wort „und"; es muß heißen „in Königsberg und auf manchem der vornehmsten Gutshöfe." Endlich wäre an dieser Stelle noch zu erwähnen, daß mit dem S. 77 Zeile 14 von oben angeführten „Nußbaum" der „Wallnußbaum" gemeint ist.

Weiterhin liegen nun eine Reihe von Punkten vor, hinsichtlich deren, wie dem Verfasser nachträglich zum Bewußtsein kam, Mißverständnisse möglich sind. Da ist gleich im Anfang, S. 75, die Hinweisung auf die Beziehungen, in denen das Land zu Polen gestanden hat oder noch steht. Es ist dem Verfasser gesagt worden, daß bei dieser Hinweisung zweierlei nicht genügend dargelegt sei:

---

*) An denen freilich die oft mit aller Mühe nicht zu entziffernde Handschrift des geehrten Herrn Verfassers Schuld ist. D. Red.

einmal, daß die Gewinnung Ostpreußens einen ganz andern Charakter trage als z. B. diejenige Kurlands und Liflands, indem doch das Land der großen Hauptsache nach bleibend mit Deutschen besiedelt oder die Bevölkerung in das Deutschtum übergeführt worden sei; sodann, daß der Verkehr mit Russisch-Polen und den südöstlich an dasselbe anstoßenden Teilen Rußlands nicht etwa, wie man aus der erwähnten Darlegung schließen könnte, ein geringer, sondern ein gewaltiger sei — flutet doch der ganze Strom von Produkten dieser Landstriche, durch ein Netz altbegründeter, hie und da fast zu Faktoreien sich erhebender Verbindungen begünstigt, nach den Hafenplätzen der Ostsee. Auf S. 76 und 77 ist vielleicht nicht genug hervorgehoben, daß an Spalieren sowie unter sonstigen besondern Veranstaltungen auch in den rauhesten Teilen der Provinz, so z. B. im Kreise Ragnit, noch das vorzüglichste Obst erzielt werden kann. Allerdings sollte sich das von selbst verstehen. S. 81 giebt vielleicht von dem Masuren, da hier mit wenigen und im allgemeinen nicht lobenden Worten über ihn hinweggegangen wird, ein zu ungünstiges Bild. Der Masure hat aber in der That vortreffliche Eigenschaften; er ist ein fleißiger, genügsamer, im allgemeinen auch geistig geweckter Mensch, der seiner vielfach so dürren Scholle immer noch etwas abzuringen vermag. Sein schlimmster Feind ist allerdings der Schnaps.

Endlich hat man dem Verfasser auch versichert, in einigen Punkten seien seine Darstellungen übertrieben und ungenau, oder fänden nur auf ganz bestimmte Einzelverhältnisse Anwendung. So treffe es doch im allgemeinen nur in der Nähe der Seen zu, daß (S. 76) die wasserführende Schicht so nahe unter der Oberfläche ist, um dem Aufkommen hochstämmiger Bäume Schwierigkeiten in den Weg zu legen. Wenn man das „in der Nähe der Seen“ gelegene Gebiet abrechnet, so bleibt allerdings in manchen Teilen Ostpreußens nicht viel übrig — aber die Berichtigung soll doch ihre Stelle finden. Was die Hutweiden (S. 76) betrifft, so sei doch nicht zu vergessen, daß auch diese von zahlreichen Besitzern für ihren Betrieb nutzbar gemacht worden seien. Daß Stoppelrüben und dergleichen (ebenda) nicht mehr gebaut werden könnten, sei nur sehr teilweise richtig; es genüge zu sagen, daß dieser Anbau allerdings geringer sei als in Mittel- und Westdeutschland. Daß (S. 77) in den Landstrichen des nördlicheren und östlicheren Lithauens Weizen und Ölfrüchte nicht mehr viel gebaut würden, sei richtig, habe aber seinen Grund viel mehr in der Beschaffenheit des dortigen Bodens als im Klima. Wenn eben ein Boden nur Roggenboden sei, so könne man doch nicht sagen, der Weizen komme nicht mehr fort. Daß der „schwarze“ und der „rote Lehm“ die S. 77 angegebenen Eigenschaften habe, sei gleichfalls richtig, aber doch in dem Maße nur dann, wenn der Boden nicht in hoher, gleichmäßig unterhaltener Kultur stehe. Endlich versichert man dem Verfasser, und er kann dies einigermaßen aus eigner Anschauung bestätigen, daß die S. 81 erwähnten Unsitten, so des Schlafens

der Dienstmädchen in der Küche, im Verschwinden, mindestens stark im Zurückweichen seien.

Errare humanum. Der Verfasser hat sich redlich bemüht, richtig zu sehen und das Gesehene treulich wiederzugeben.

Zur Prostitutionsfrage.

Wie in der Gesellschaft, so giebt es auch im öffentlichen Leben Dinge, über die man eine Diskussion ängstlich meidet, obwohl man nicht im geringsten im Zweifel ist, daß eine solche zur Klärung der Verhältnisse und zur Abschaffung von Mißständen nicht nur wünschenswert, sondern sogar notwendig sei. Eine ungerechtfertigte Scheu, das Ding beim richtigen Namen zu nennen, verleitet, wie so oft, zu einer „konventionellen Lüge."

Ein solches heikles Thema ist auch die Frage der Bekämpfung oder, besser gesagt, der gesetzlichen Regelung der Prostitution. Niemand hat den Mut, das Thema offen zu behandeln, und wo es ja behandelt wird, da geschieht es einseitig, entweder von theologischer oder medizinischer (sanitärer) Seite, wie es auch wieder in den zahlreichen, dem letzten Reichstage zugegangenen Petitionen der Fall war. So bleiben die wichtigen Erörterungen stets im Schoße der zu dem einen oder andern Lager gehörigen Personen begraben, zu einer zum Ziele führenden objektiven Beleuchtung aber kommt es nie.

Zwischen den beiden ebengenannten Richtungen, der theologischen und medizinischen, wird, weil eine jede extrem ist, wohl kaum eine Verständigung möglich sein. Die erstere geht nämlich von dem Grundsatze aus, daß eine Beseitigung der Prostitution möglich sei, und strebt daher eine solche an. Die Mittel dazu findet sie einmal in dem Magdalenenwerke, andrerseits verlangt sie Unterstützung der Gesetzgebung, indem sie darauf hinweist, daß im Strafgesetzbuche für das deutsche Reich (§ 361,6) eine polizeiliche Kontrole der Prostitution vorgeschrieben, die Prostitution somit gleichsam sanktionirt ist, und mit allen Kräften auf Beseitigung einer solchen Bestimmung hinarbeitet.

Die Mediziner dagegen gehen von der Ansicht aus, daß die Prostitution ein unausrottbares Übel sei, als solches vom Staate in den Kauf genommen werden müsse, aber nach Möglichkeit einzudämmen sei, um das Volk vor den Schäden, die sich daraus ergeben, zu schützen. Man verlangt daher eine noch weitergehende gesetzliche Regelung, als sie im Strafgesetzbuche vorgesehen ist.

Beide Richtungen sind darüber einig, daß die Frage der Prostitution bei der sozialen Lage unsers Volkes und bei der Schädlichkeit der Sache für Sitte und Wohlergehen aller Volksschichten immer brennender wird, daß also etwas geschehen müsse, um das Überhandnehmen der zutage getretenen Übelstände zu beseitigen. Beide verlangen Abhilfe durch die Gesetzgebung nach zwei ganz extremen Seiten hin, und es fragt sich nun: wie kann bei dieser Sachlage Abhilfe ermöglicht werden.

Die Voraussetzung zur Beantwortung dieser Frage ist die, daß man sich zunächst klar darüber werde, ob die Beseitigung der Prostitution überhaupt möglich sei oder nicht. Von dieser Beantwortung hängt es ab, welcher Weg einzuschlagen ist.

Die Geschichte lehrt, daß es keine Zeit gegeben hat, wo zivilisirte Staaten ohne das sogenannte notwendige Übel der Prostitution gewesen sind, und jeder, der Einblicke gewonnen hat, wie Frauen dazu gelangen, sich der Prostitution in die Arme zu werfen, wer insbesondre amtlich damit zu thun gehabt und sich ein unbefangnes Urteil gebildet hat, wird überzeugt sein, daß eine Beseitigung dieses Übels nicht denkbar ist. Es ist hier nicht der Ort, des Nähern darauf einzugehen, daß und warum sich die Prostitution nicht aus der Welt schaffen läßt; wir meinen auch, daß diese Annahme lediglich eine gefällige Selbsttäuschung derjenigen sei, welche auf gänzliche Beseitigung derselben hinarbeiten wollen. Für die nachfolgende Erörterung genügt die Fixirung dieses unsers Standpunktes.

Zugegeben also, die Beseitigung sei nicht denkbar, so bleibt die Notwendigkeit bestehen, das Übel nach Möglichkeit einzuschränken. Der Gesetzgebung aber fällt die Aufgabe zu, die Mittel und Wege zu finden, um den Schaden, welcher der Allgemeinheit durch die Prostitution droht, auf das denkbar geringste Maß zurückzuführen. Der Gesetzgebung aber, wie sie zur Zeit vorliegt, kann der Vorwurf nicht erspart bleiben, daß sie eher zur Vermehrung als zur Verminderung dieser Schäden beigetragen hat, und daß sie eine Inkonsequenz in das Strafgesetzbuch hineingetragen hat, die, vom rechtlichen wie vom sozialen Standpunkte betrachtet, höchst bedenklich ist. Hier thut eine Änderung not.

Das Strafgesetzbuch für das deutsche Reich bestimmt im § 361 unter 6: „Mit Haft wird bestraft: eine Weibsperson, welche wegen gewerbsmäßiger Unzucht einer polizeilichen Aufsicht unterstellt ist, wenn sie den in dieser Hinsicht zur Sicherung der Gesundheit, der öffentlichen Ordnung und des öffentlichen Anstandes erlassenen polizeilichen Vorschriften zuwiderhandelt, oder welche, ohne einer solchen Aufsicht unterstellt zu sein, gewerbsmäßig Unzucht treibt." Die Gesetzgebung erkennt also an, daß eine Kontrole der Prostituirten notwendig sei, und legt dieselbe in die Hand der Polizei; gewissen Weibspersonen ist die Ausübung der gewerbsmäßigen Unzucht gestattet, unter der Bedingung, daß sie den darauf bezüglichen polizeilichen Bestimmungen nachkommen.

Die Polizeibehörden haben infolge dessen Regulative erlassen, in welchen eine regelmäßige ärztliche Untersuchung der betreffenden Personen angeordnet, sowie eine Reihe von Bestimmungen getroffen ist, wonach jene sich zur Erhaltung der öffentlichen Ordnung und des öffentlichen Anstandes gewisse Beschränkungen gefallen lassen müssen.

Mit dieser Sanktion der Prostitution — welche als „Gewerbe" aufgefaßt wird — steht nun aber in Widerspruch die Bestimmung des § 180 des Reichsstrafgesetzbuches, welcher lautet: „Wer gewohnheitsmäßig oder aus Eigennutz durch seine Vermittlung oder durch Gewährung oder Verschaffung von Gelegenheit der Unzucht Vorschub leistet, wird wegen Kuppelei mit Gefängnis bestraft; auch kann auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte, sowie auf Zulässigkeit von Polizeiaufsicht erkannt werden." Während das Gesetz in dem zuerst angezogenen § 361 gewissen Personen erlaubt, gewerbsmäßig Unzucht zu treiben, bedroht es im letztgenannten § 180 jeden, der einer solchen Person Wohnung gewährt, mit harter Strafe. Was folgt daraus?

Entweder wird die Bestimmung des § 180, wie sichs gehört, streng durchgeführt: dann wird niemand mehr eine Prostituirte bei sich aufnehmen, oder er müßte sofort ins Gefängnis wandern und sich obendrein noch der Polizeiaufsicht aussetzen; dann sind mit einem Schlage sämtliche Prostituirte auf die Straße gesetzt, und es wird ein heilloser Zustand geschaffen. Denn es wird doch niemand im Ernste glauben, daß die Prostituirten in eignen Häusern wohnen können — dann hätten sie ja nicht nötig, sich zu prostituiren. Oder die Bestimmung des § 180 wird nicht streng durchgeführt: dann entsteht eine fatale Kollision zwischen Opportunität und Beamtenpflicht. Staatsanwalt und Polizeibehörde kommen in die mißliche Lage, zu sehen, wie ein Vergehen vor ihrem Auge begangen wird, und müssen sich doch des Einschreitens enthalten, nur um nicht einen völlig haltlosen Zustand herbeizuführen. Ja wollte man die logische und daher auch juristische Konsequenz dieses Verhaltens ziehen, so müßte jeder Polizeichef, in dessen Ressort die Wohnungsanmeldung einer Prostituirten erfolgt, sofort den Wohnungsvermieter der Staatsanwaltschaft zur Bestrafung nach dem vorgenannten § 180 anzeigen, oder er machte sich einer Beihilfe zur Kuppelei schuldig, indem er den Wohnungsvermieter der Strafverfolgung entzieht, und hätte demnach gleichfalls die im § 180 angedrohte Strafe zu gewärtigen.

Daß dieser Zustand unhaltbar ist, springt in die Augen, und daran kann auch das Auskunftsmittel nichts ändern, zu dem man in der Praxis seine Zuflucht genommen hat. Man hat nämlich die früher in Deutschland allerorten geduldeten sogenannten öffentlichen Häuser aufgehoben und duldet nur noch das Wohnen der Prostituirten in Privatlogis, wo ihr Treiben angeblich weniger der Öffentlichkeit zu Gesicht kommt und so wenigstens der Schein von Begünstigung vonseiten der Behörden vermieden werden soll.

Unsers Erachtens war gerade dies der größte Fehlgriff, durch den man geradezu aus dem Regen in die Traufe gekommen ist. Denn einmal wird das Rechtsgefühl dadurch ebenso verletzt, als wenn man öffentliche Häuser „konzessionirt." Ob die Prostituirten in letzteren oder in Privatlogis wohnen, ist für die Behörden und deren Duldung gleich, sie wissen, wo und bei wem sie wohnen, und sie müßten daher von Rechtswegen einschreiten. Zum andern aber ist dadurch der öffentlichen Sittlichkeit ein arger Stoß versetzt und der Ausbreitung der Prostitution mit ihren Nachteilen — wie die Erfahrung in den letzten zehn Jahren gelehrt hat — ein starker Vorschub geleistet worden.

Das Verbot öffentlicher Häuser wird insbesondre von derjenigen Seite befürwortet, welche eine solche Einrichtung für nicht vereinbar erklärt mit den Satzungen des Christentums. Das geben wir völlig zu, ja wir gehen weiter und sagen: Die Prostitution überhaupt ist unvereinbar mit dem christlichen Leben, in welcher Form auch immer dieses „Gewerbe" betrieben wird. Aber wenn sich einmal das Übel nicht beseitigen läßt, so darf man nicht eine gewisse Form, unter der allein die größtmögliche Einschränkung des Übels möglich ist, verdammen.

Zunächst läßt sich nicht bestreiten, daß, wenn die Prostituirten in gewissen entlegenen oder versteckt gelegenen sogenannten öffentlichen Häusern wohnen, mit ihrem Treiben der Öffentlichkeit möglichst entrückt sind. Ehrbare Frauen und Mädchen, namentlich aber Kinder, erhalten weit seltner Kenntnis von der Existenz des Lasters. Ferner ist die Verlockung eine bei weitem geringere. Wer nicht die Absicht hat, mit einer Prostituirten in Verkehr zu treten, wird dazu auf Straßen oder in öffentlichen Lokalen nicht animirt, sondern er muß eben ein solches Haus betreten. Dies aber ist für eine große Anzahl von Männern, insbesondre für Jünglinge und Verheiratete, eine Schranke, die nicht so leicht überschritten wird, während jetzt nicht nur die Versuchung, sondern auch die Gelegenheit zur Unzucht unendlich viel näher gerückt ist, wo die Dirnen einem auf der Straße nachlaufen, und wo es nicht auffällt, in ein respektabel aussehendes Miethaus einzutreten, in welchem die Prostituirten ihr Quartier aufgeschlagen haben.

Schon der Jugenderziehung ist man es schuldig, die Prostituirten möglichst von der Straße zu verbannen, wo sie heutzutage zu allen Tages- und Nachtzeiten herumlungern und mit ihrem Treiben der Schuljugend einen Anblick gewähren, der ihr solange als möglich verborgen bleiben sollte. Ganz zu schweigen von den Mißständen, welche das Wohnen dieser Weibspersonen in Privatquartieren in sanitärer Beziehung mit sich bringt. Eine geordnete ärztliche Kontrole ist nicht durchführbar, sobald es den Personen möglich ist, sich derselben nach Belieben, durch Wechseln der Wohnungen, zu entziehen. Vier Fünftel der in Krankenhäusern wegen Geschlechtskrankheiten untergebrachten Frauenspersonen rekrutirten sich da, wo öffentliche Häuser und sogenannte Privatdirnen neben-

einander bestanden, aus der Zahl der letztern. Die den letztern gebotene leichte Möglichkeit zur Verheimlichung solcher Krankheiten sollte allein ausschlaggebend sein bei der Wahl zwischen der Einrichtung öffentlicher Häuser und dem jetzigen Zustande.

Aber noch andre bedenkliche Erscheinungen sind unter der Herrschaft der jetzigen Zustände gezeitigt worden: man sehe nur zu, aus welchen Ständen die Prostituirten hervorgehen. Es sind zumeist Fabrikarbeiterinnen, Dienstmädchen, Nähterinnen, Putzmacherinnen, vor allem aber Kellnerinnen und Verkäuferinnen. Die Bezahlung derselben ist derart, daß solche Mädchen thatsächlich nicht davon existiren können, da insbesondre an Verkäuferinnen, Kellnerinnen ꝛc. die Anforderung eines guten, oft luxuriösen Anzuges gestellt und zur Bedingung gemacht wird. Werden die Mädchen nun schon durch ihre angeborne Eitelkeit dazu verleitet, für ihre Toilette mehr als nötig ist auszugeben, so geschieht dies infolge jener Anforderungen noch mehr. Sie gewöhnen sich außerdem in unsrer genußsüchtigen Zeit daran, Ansprüche ans Leben zu stellen, die bei ehrbarem Verdienste nicht zu befriedigen sind. Die meisten dieser Mädchen haben niemand, der ihnen warnend und ratend zur Seite stünde, ja oft sind die Arbeitgeber selbst so gewissenlos, die Mädchen auf die leichte Möglichkeit hinzuweisen, sich Geld durch das Sichpreisgeben zu verschaffen. Ist uns doch der Fall vorgekommen, daß ein (jüdischer) Geschäftsinhaber, welchen seine Verkäuferin mit dem Hinweis auf die notwendigen Garderobenausgaben um Gehaltszulage angegangen war, antwortete: „Was wollen Sie denn, Sie haben ja den Abend und die Nacht für sich!“

Und zu allen diesen Versuchungen tritt nun an diese Mädchen die gefährlichste in Gestalt des bösen Beispiels heran. Da trifft ein junges, in Geldnot befindliches Fabrikmädchen oder eine Verkäuferin eine ehemalige Kollegin, mit der sie bis vor kurzem zusammen gearbeitet hat, auf der Straße. Wie anders sieht jene jetzt aus! schön angezogen, die Tasche voll Geld, in hübscher, wenn auch teurer Wohnung einlogirt, macht sie schon äußerlich auf das unerfahrene oder schwache Gemüt der Arbeiterin einen verlockenden Eindruck. Die selbst Gesunkene hat selbstverständlich die Sucht, möglichst viel andre zu sich herabzuziehen, sei es auch nur, um nicht allein diejenige zu sein, welche als Gefallene gilt, und so redet sie solange von den goldnen Bergen, bis die andre sich auch geneigt zeigt, das Laster nur von der goldnen Seite zu betrachten und sich ihm schließlich selbst mit in die Arme wirft. Sie will ja nur die wenigen Markstücke, die sie schuldet, auf diese Weise verdienen, dabei und insbesondre nachher wieder fleißig arbeiten; es merkt es ja auch niemand, und sie kann ja immer dabei noch als ehrbares Mädchen gelten. Aber schließlich wird sie entweder krank, oder sie fällt der Polizei in die Hände, oder sie treibt es solange, daß sie keine Kraft mehr hat, sich reeller Arbeit zuzuwenden, von der ihre „guten Freundinnen“ sie abzuhalten sich auch redlich bemühen — und der moralische

Untergang ist fertig. Das ist der gewöhnliche Gang der Dinge. Solange die Prostituirten abgeschlossen von dem übrigen Teile der weiblichen Bevölkerung leben, wird die Versuchung an die moralisch Gesunden weit weniger herantreten. Jedes nur einigermaßen sittlich denkende Mädchen, und wenn sie noch so arm ist, wird lieber ihre ganze Kraft zusammennehmen, um auf redliche Weise sich durchs Leben zu schlagen, als sich freiwillig in ein öffentliches Haus zu begeben und sich dort der Schande preiszugeben. Sie hat auch garnicht der Verlockung in dem Maße wie jetzt zu widerstehen, wo das Laster unter der Maske eines erlaubten „Gewerbes" offen betrieben wird, und ihr Abscheu davor ist umso größer, als sie sich sagt, daß eine Umkehr nach dem Aufenthalte in einem öffentlichen Hause kaum denkbar ist. Diejenigen aber, die sich trotzdem dahin begeben, sind überhaupt nicht aufzuhalten, bei ihnen sind andre Triebfedern im Spiel als die Geldnot; hier ist dann der Punkt, wo die Magdalenensache ihr Arbeitsfeld findet.

Nicht minder gefährlich aber als für die weibliche Jugend ist das Wohnen der Prostituirten in Privatlogis für die öffentliche, die Volkssittlichkeit. Es sind keineswegs immer moralisch gesunkene Familien und Personen, welche den Prostituirten Obdach gewähren, im Gegenteil, es sind meist arme, durch zahlreichen Kindersegen in bedrängte Lage geratene, die sich durch Abgabe eines Zimmers an ein „Fräulein" für hohen Preis einen Nebenverdienst verschaffen wollen, im übrigen aber völlig rechtlich dastehen. Durch die Berührung mit jenen Weibspersonen jedoch und den täglichen Anblick ihres Gebahrens wird notwendigerweise das in ihnen vorhandene sittliche Gefühl abgestumpft, in den Kindern der Wirtsleute oder sonstiger Hausbewohner aber nur gar zu oft von Anfang an erstickt. Was Wunder, wenn die Töchter solcher Leute später, ohne sich etwas schlimmes dabei zu denken, auch solche „Fräulein" werden?

Schließlich mag auf den Übelstand hingewiesen werden, der in allen großen Städten sich fühlbar macht, daß nämlich die Prostituirten, welche vereinzelt wohnen, genötigt sind, zu ihrer eignen Sicherheit (denn sie werden nicht selten von ihren Besuchern gemißhandelt, bestohlen ꝛc.) sich mit einem oder mehreren Zuhältern, „Geliebten" einzulassen. Die Zahl dieser erbärmlichen Subjekte, die sich auf die Bärenhaut legen und sich von den Prostituirten für ihre „Ritterdienste" in der Regel sehr gut unterhalten lassen, ist seit dem Bestehen der jetzigen Gesetzgebung erschreckend gewachsen. Sie rekrutiren sich aus faulen Arbeitern, verbummelten oder durch Bestrafungen heruntergekommenen Kommis und andern, selbst den bessern Ständen angehörigen Personen und bilden gegenüber der Polizei eine geschlossene Phalanx, hinter deren Schutze sich noch alle möglichen andern Existenzen verbergen, welche Grund haben, sich dem Auge des Gesetzes zu entziehen, ganz zu schweigen davon, daß aus der Zahl dieser Zuhälter selbst eine ansehnliche Reihe von Verbrechern hervorgeht.

Alle im vorstehenden gezeichneten Mißstände lassen sich beseitigen oder wenigstens auf das geringste Maß zurückführen, wenn man sich entschließen

wollte — nach vorgängiger Änderung der betreffenden gesetzlichen Vorschriften —, wieder zur Einführung öffentlicher Häuser zurückzukehren. Die dagegen erhobenen Einwände erkennen wir vollständig an, wir verschließen uns durchaus nicht den Nachteilen einer solchen Institution, insbesondre auch nicht dem Umstande, daß eine solche mit der Idee eines christlichen Staates schwer vereinbar ist. Solange aber ein solcher überhaupt sich nicht völlig durchführen und solange insbesondre die Prostitution selbst sich nicht aus der Welt schaffen läßt, halten wir dafür, daß jenes Auskunftsmittel am zweckentsprechendsten sei.

—dt.

Ein Grundproblem des Kunstgewerbes.

Von Veit Valentin.

Aller Orten regt es sich, das Kunstgewerbe neu zu beleben, und Deutschland steht auch hierbei in der vordersten Reihe. Es liegt dieser Thatsache sicherlich überall die Erkenntnis zugrunde, daß die Arbeit umso gewinnreicher sein kann, eine je bedeutendere menschliche Thätigkeit sie darstellt, sowie die andre, daß bei wachsender Menschenzahl an Stelle der das Rohmaterial produzirenden Thätigkeit mehr und mehr die dieses Material verarbeitende Thätigkeit treten müsse: ein neues und zugleich höheres Gebiet muß der arbeitenden Menschheit erworben werden. Auffallend ist dabei nur, daß nicht nur in frühern Zeiten, in Deutschland besonders im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert, eine solche höhere Bethätigung der Menschenkraft bereits vorhanden war, und zwar, ohne daß ihr eine volkswirtschaftliche Erkenntnis zugrunde gelegen hätte, sondern daß das Handwerk zum Kunstgewerbe sich aufgeschwungen hatte, ohne daß ihm die hilfreiche Hand der Kunstgewerbeschulen zur Seite stand. Und andrerseits ertönt immer und immer wieder die Klage, daß trotz solcher Anstalten das Kunstgewerbe heute dennoch das nicht leiste, was es in jenen Zeiten geleistet hat, zu denen das kunstgeübte Auge sehnsüchtig zurückschaut.

Schon die Thatsache, daß wir durch Lehre erreichen wollen, was sich sonst aus der schaffenden Thätigkeit selbst gestaltete, weist auf den Grundunterschied unsrer Epoche von jener frühern hin: es ist uns die naive schöpferische Kraft abhanden gekommen, und wir betrachten es als die Aufgabe der Wissenschaft, den versiegten Born wieder aufsprudeln zu lassen. Das Mittel wäre falsch

gewählt, wenn es nicht dem eigentlichen Charakter unsrer Zeit entspränge, in welcher an die Stelle des unmittelbaren, aus dem Gefühle quellenden Schaffens das aus der Erkenntnis seiner Gründe wirkende Schaffen getreten ist. Wir brauchen aber auch nicht zu fürchten, daß das Mittel ein falsch gewähltes sei: die von den gelehrten Kreisen ausgehende literarische Bewegung des vorigen Jahrhunderts mit dem sich daran schließenden großartigen Aufschwunge unsrer Dichtung hat bewiesen, daß es sehr gut möglich ist, erst durch die Leuchte der Wissenschaft der Kunst den richtigen Weg zu zeigen und, falls die Talente nicht fehlen, dann auf diesem das Große zu gestalten. Nur muß eben dieser richtige Weg gefunden werden, nur müssen die Gründe richtig erkannt werden, auf welchen die künstlerische Gestaltung des Handwerks beruht, nur muß nachgewiesen werden, wie eine solche sich zu den eigensten Anforderungen unsrer Zeit an die Leistungen des Handwerks stellt.

Nennen wir Handwerksthätigkeit diejenige Thätigkeit, welche einen Stoff so umgestaltet, daß er für den erstrebten Gebrauch möglichst geeignet wird, so kommt das künstlerische Element dann hinzu, wenn er in seiner Gestaltung ein Mehr enthält, welches über das ihn zum bestmöglichen Gebrauche befähigende noch hinausgeht und für diesen Gebrauch nicht unbedingt notwendig ist. Wird ein Baumstamm als Träger benutzt und zu diesem Zwecke als Balken bearbeitet, so ist dies Sache des Handwerks; wird die zur Aufnahme der Last notwendige Erweiterung an der Auflagerungsstelle statt durch schräge Stützen vielmehr durch Umgestaltung des erweiterten obern Teils zu einem Blattkranz erreicht, so ist ein künstlerisches Element hinzugetreten. Dies aber darf, wenn es wirklich künstlerisch wirken soll, zweier Eigenschaften nicht entbehren, die, wie es scheint, in unsrer Zeit nicht immer scharf genug erkannt und daher auch nicht immer richtig angewendet werden.

Die erste und nächstliegende ist die des bildlichen Charakters. An einer Stelle, wo ein wirkliches Blatt weder vorhanden ist noch vorhanden sein kann, wird durch Nachbildung die Vorstellung eines Blattes hervorgerufen, und zwar dadurch, daß ein Stoff, der selbst nie zur Gestaltung einer Blattform gekommen wäre, sich der einem fremden Stoffe entlehnten Form unterworfen und angepaßt hat. Während also die Form geblieben ist, hat ein Stoffwechsel stattgefunden. Dieser Stoffwechsel ist nicht nur für alle bildlichen Formen das Charakteristische, er ist sogar das eigentlich Schöpferische, ohne welches eine bildliche Form überhaupt nie entstanden wäre. Und zwar ist dies so zu verstehen, daß der Urquell der künstlerischen Form in dem thatsächlich erfolgten Wechsel, in der Vertauschung des einen Stoffes mit dem andern zu suchen ist. Wollte man nun hieraus schließen, daß es zur Herstellung einer künstlerischen Schöpfung genüge, unter Anwendung dieses Grundsatzes des Stoffwechsels ein bildliches Element anzubringen, so wäre damit allerdings die sachliche Grundlage für die Kunstschöpfung gegeben; ob sie selbst aber erreicht wäre, hinge noch von einem

zweiten Umstande ab, der mit dem ersten sachlich noch nicht gegeben ist. Dieser liegt in der zweiten Eigenschaft, welche für das Vorhandensein des künstlerischen Elementes notwendig ist.

Wenn infolge des Stoffwechsels eine bildliche Form in einem ihr ursprünglich fremden Stoffe einen Träger gefunden hat, so fragt es sich sofort, in welchem Verhältnisse die beiden Bestandteile des neuen Ganzen zueinander stehen. Das Nächstliegende und Naturgemäße ist das, daß sie, als einander fremd, auch nur äußerlich verbunden erscheinen und die Empfindung des Fremdartigen, Nichtzusammengehörigen erregen. Damit ist aber der künstlerische Eindruck ausgeschlossen. Soll dieser dennoch erreicht werden, so müssen die beiden Bestandteile zu einer Einheit zusammenwachsen, sodaß diese den Eindruck des Natürlichen, des Selbstverständlichen hervorbringt. Um dies zu erreichen, muß ein Entgegenkommen von beiden Seiten stattfinden. Dies kann aber nur aus der Erkenntnis des Wesens eines jeden der beiden Bestandteile entstehen. Verhältnismäßig leicht ist dies bei der das Bildliche gestaltenden Form. Sie muß immer erkennbar bleiben, solange sie ihren Zweck erreichen soll; sie kann daher nur soweit nachgeben, als es die Erkennbarkeit ihrer Natur gestattet. Viel schwieriger aber ist es bei dem Stoffe, dem Träger der Form. Auch bei ihm muß die Eigenart seines Wesens bewahrt bleiben: er muß als der Stoff, der er ist, erkannt werden, und es darf ihm, um die Form wiederzugeben, nichts zugemutet werden, was seiner Natur widerspricht. Diese liegt aber nicht auf seiner Oberfläche, welche zudem für die fremde Form in Anspruch genommen wird: sie liegt in seinem Innern, in der Art seines Wachstums, seiner Existenz, seiner wesentlichen Eigenschaften. Es entsteht hieraus die sehr schwere Aufgabe, sich in die Natur des Stoffes hineinzufühlen: wenn er, der tote, nun lebendig und gleichsam mobil werden soll, um in neuer, ihm ursprünglich fremder Form ein neues Dasein zu gewinnen, so muß dies so geschehen, daß damit zugleich seine innerste Natur zur Erscheinung kommt. Dies aber wird sich darin äußern, daß er die nachgiebigere Form zu einem Eingehen in seine Bestrebungen zwingt. Die Fähigkeit, diese innerste Natur eines Stoffes als etwas Lebendiges nachzufühlen, hat früher als eine naive Feinfühligkeit bestanden; sie besteht in der heutigen Menschheit im großen und ganzen als solche nicht mehr, sie muß gelernt werden, und zwar sowohl von denen, welche schaffen, als auch von denen, welche genießen. Sie muß es aber, weil der Stoff im Kunsthandwerk eine weit größere Bedeutung hat als sonst in der Bildkunst. Ist nämlich das Kunsthandwerk, soweit es bildliche Formen benutzt, zur Bildkunst zu rechnen, so besteht dennoch zwischen ihm und dem, was man im engern Sinne Bildkunst nennt, gerade in bezug auf die Bedeutung des Stoffes ein wesentlicher Unterschied. Während bei der Bildkunst im engern Sinne der Stoff in der That weiter nichts ist, als das nicht zu umgehende Mittel der Formgestaltung, für sich aber keine selbständige Bedeutung beansprucht, so verliert der Stoff im

Kunſthandwerk ſeine konſtruktive und damit maßgebende Bedeutung niemals: die Schöpfung des Kunſthandwerks iſt ſtets als Gebrauchsgegenſtand gedacht. Für den Gebrauch wählt man aber bei der Herſtellung des Gegenſtandes denjenigen Stoff, welcher aus irgendeinem ſachlichen Grunde für den Gebrauch als der geeignetſte erſcheint, und die Umbildung des Stoffes hat zunächſt nur die Geſtaltung zum Ziele, in welcher die Eigenſchaften, um derentwillen gerade dieſer Stoff gewählt worden iſt, am beſten zur Geltung kommen. Soll nun noch ein bildkünſtleriſches Element hinzutreten, ſo darf dies keinen höhern Anſpruch verlangen, als daß es die in dem Stoffe vorhandenen und durch die Bearbeitung zu praktiſcher Verwendung gebrachten Eigenſchaften auch für die Erſcheinung lebendig macht. Den Stoff töten aber heißt es, wenn das bildkünſtleriſche Element den Stoff hinter der Form verſchwinden läßt.

Eine noch ſchlimmere Ausartung iſt es, wenn der Stoffwechſel, welcher urſprünglich die künſtleriſche Form geſchaffen hat und in welchem ein unerſchöpflicher Quell für die Fortbildung der Form enthalten iſt, ſtatt ſich mit der bildkünſtleriſchen Form zu begnügen, in möglichſt geiſtloſer Weiſe den einen Stoff einfach an Stelle des andern treten läßt, damit der neue Stoff als ſolcher nicht erkannt werde. Es liegt im Weſen aller Kunſt, daß ihre Schöpfungen das, was ſie darſtellen, nicht wirklich ſind, ſondern nur zu ſein ſcheinen; was wirklich das iſt, was es zu ſein ſcheint, iſt Natur. Will nun eine Kunſtſchöpfung als das wirklich gelten, was ſie zu ſein ſcheint, ohne es doch zu ſein, ſo täuſcht ſie, indem ſie das Bewußtſein von ihrer Bildlichkeit aufhebt, und je mehr es ihr gelingt, dieſe Täuſchung zu erreichen, umſo geringer iſt ihre Bedeutung als Kunſt, die in dem Augenblicke ganz verſchwindet, in welchem die Täuſchung erreicht wird. Wird ein Holzkäſtchen, etwa ein Nähkäſtchen, als Lederkoffer geſtaltet, ſodaß Kaſten, Riemen und Schnallen zwar Holz ſind, aber durch ihre Erſcheinung für das Material gelten müſſen, welches ſie nur nachahmen, ſo iſt in dem Augenblicke, in welchem die Täuſchung erreicht wird, auch jene allerelementarſte äſthetiſche Freude vernichtet, welche aus der einfachen Thatſache der Erkenntnis der Bildlichkeit entſpringt. Es geht hier wie in der Bildkunſt. Sobald eine Wachsfigur ſo vollendet iſt, daß die Täuſchung, die Verwechslung mit der Wirklichkeit eintritt, ſo beginnt dieſe elementare äſthetiſche Freude erſt in dem Augenblicke, in welchem dieſe momentan erreichte Täuſchung als ſolche ins Bewußtſein tritt und nun das Staunen über die Vollendung der Nachbildung beginnt. Iſt aber die Täuſchung erkannt und ſo jene auf der Erkenntnis der vollendeten Nachahmung beruhende, in der That nur kindliche Freude erreicht, ſo kommt bei der Bildkunſt die beſondre Wahl des Stoffes nicht weiter als entſcheidend in Betracht; wir wiſſen, daß jede bildliche Nachahmung ſich eines dem urſprünglichen Stoffe fremden Materials bedienen muß, der ſeine Aufgabe erfüllt hat, wenn er die Nachahmung erreicht. Bei dem Kunſtgewerbe iſt das anders. Der Gegenſtand ſoll, auch nachdem die Täuſchung erkannt iſt,

ja eigentlich erst dann, zum Gebrauche dienen und somit erst jetzt seinen eigentlichen Zweck erfüllen. Dann ist aber bei täuschender Nachahmung von zweien nur eins möglich: entweder entspricht der thatsächlich gewählte Stoff dem gewollten Zweck, dann widerspricht diesem das nachgeahmte Vorbild, oder der Zweck ist gemäß dem nachgeahmten Vorbilde gedacht, dann widerspricht dem Zwecke der wirkliche verwendete Stoff. In dem obigen Beispiele entspricht das Holzkästchen seinem Zwecke als Nähkästchen: diesem Zwecke widerspricht das gewählte Vorbild des Lederkoffers; sollte aber dieser Zweck beibehalten bleiben, dann widerspräche der zur Nachahmung wirklich verwendete Stoff, wozu hier noch der Abstand der Größe käme. Die durch einfachen Stoffwechsel bewirkte Stofftäuschung ist also beim Kunsthandwerk deshalb so schlimm, weil mit der Erkenntnis der Täuschung der praktische Zweck des nachahmenden Gegenstandes nicht aufhört, sondern erst anfängt, der nachahmende Gegenstand also einem Gebrauche dienen muß, der dem nachgeahmten Stoffe widerspricht. Man kann daher diese Stufe des Stoffwechsels als die niedrigste, als die dem künstlerischen Zwecke widersprechendste bezeichnen. Sie ist nur möglich, wo jede Empfindung für die Bedeutung und den Wert des Stoffes für die kunstgewerbliche Schöpfung erstorben oder nie lebendig gewesen ist.

Ganz anders stellt sich die Sache, sobald der Stoffwechsel in der einzig richtigen Weise verwendet wird: der eine Stoff tritt an Stelle des andern, ohne seine Eigenart abzuleugnen, er will für nichts andres gelten, als was er ist. Dann aber ergiebt sich gerade aus diesem Bestreben das andre, daß seine eigne Natur zur Geltung komme. Wird von dem nachgeahmten Gegenstande nicht der Stoff scheinbar beibehalten, so kann an ihn nur durch die beibehaltene Form erinnert werden. Dieser gegenüber ist der neue Stoff insofern frei, als er verlangen kann, daß die zur Nachgiebigkeit an und für sich bereite Form ihm so weit entgegenkomme, daß die ihm eigne Natur hervortreten kann. Es wird sich also das Gesetz ergeben, daß bei jedem Stoffwechsel die Form innerhalb der Grenze ihrer Erkennbarkeit sich so weit nachgiebig erweisen muß, als es die Natur des neuen Stoffes verlangt. Das Resultat für die Form wird sein, daß sie ganz oder teilweise aufhört, Ergebnis der konstruktiven Beschaffenheit des Gegenstandes zu sein, und in die Stufe des Ornaments übertritt; gerade damit werden ihr aber neue Wege der Entwicklung eröffnet. Ein Beispiel mag zeigen, wie der Prozeß sich gestaltet.

Es soll ein geflochtenes Körbchen Vorbild sein und in irgendwelchem Metalldraht nachgeahmt werden. Mit Draht läßt sich wie mit Stroh oder Weidenruten flechten; es kann daher nicht nur die Form, sondern auch das Verfahren, diese Form zu gestalten, beibehalten werden. Wenn jedoch die einzelnen Flechten ebenso stark gemacht würden wie bei dem Vorbilde, so würde das Gesamtgewicht sich dem bequemen Gebrauche entgegenstellen, da das Metall viel schwerer ist als das ursprüngliche Flechtwerk. Nun erlaubt es aber die Natur des Metalls,

den Draht sehr viel dünner zu machen, als Pflanzengeflechte praktischerweise sein können; es wird sich also als Nachgiebigkeit der Form gegenüber der Natur des Stoffes der Umstand herausstellen, daß das Geflecht in seinen Bestandteilen viel feiner wird, als es bei dem Vorbilde der Fall gewesen ist: damit ist aber eine täuschende Nachbildung von vornherein ausgeschlossen. Wäre das Flechtwerk des Vorbildes ein sehr dichtes gewesen, so bliebe die allzugroße Schwere bestehen; es wird sich also als weitere Folge ergeben, daß daß Geflecht ein lichtes wird: die Natur des Stoffes erzwingt sich die Nachgiebigkeit der Form. Wäre aber auch das Vorbild ein lichtes Geflecht gewesen, so träte die Natur des Stoffes in seiner formumbildenden Kraft dennoch gleichfalls in der Verfeinerung des Flechtwerks hervor.

Die Metalltechnik bietet aber zur Nachahmung auch andre Mittel, welche der Natur des Metalles vielleicht noch besser entsprechen: das Gießen und das Schmieden. In beiden Fällen wird an Stelle des Geflechtes die Wandung treten, und falls das Geflecht, auch hier der größern Leichtigkeit wegen als lichtes, beibehalten werden soll, so wird eine Durchlöcherung eintreten, welche die freien Stellen des Geflechtes andeuten sollen. Damit fällt aber das für das Geflecht natürliche Durchschlingen der Flechten weg, die Wandung bewahrt dieselbe Ebene, und die Durchlöcherung, die nun nicht mehr Folge der konstruktiven Beschaffenheit ist, wird ornamentales Element. Damit gewinnt sie eine große Freiheit. Sie kann zu Figuren zusammentreten, welche bei der Technik des Flechtens garnicht oder nur sehr schwer zu erreichen gewesen wären: die Natur des neuen Stoffes hat die nachgiebige Form in ihr zusagende Bildungen gezwungen und gelangt dadurch auf Bahnen, welche der ursprünglichen Form verschlossen waren. Sehr schön zeigen diesen Fortgang die metallenen Siebe oder Durchlässe, welche an Stelle der geflochtenen getreten sind, und deren Durchlöcherung infolge der Natur des neuen Stoffes diesem entsprechend umgestaltet und dadurch ornamental behandelt wird: in ihrem praktischen Zwecke wird sie dadurch nicht gehindert.

Nun soll das Körbchen in Thon nachgebildet werden. Die Bildsamkeit des Stoffes ließe die genaue Nachahmung sehr wohl zu; allein die Gebrechlichkeit des gebrannten Thons sowie die Schwierigkeit bei der immer neuen Modellirung jedes einzelnen Stückes treten hindernd ein. Aus beiden Gründen erscheint die undurchbrochene glatte Wandung der Natur des Stoffes und der gewöhnlichen Art der Herstellung des Gefäßes auf der Scheibe allein entsprechend. Soll das Gefäß dennoch nachahmende Bedeutung haben, so bietet gerade die glatte Wandung ein gutes Mittel, durch Einritzung oder durch Farbenauftrag an die Form des Vorbildes zu erinnern. Gerade weil aber hierdurch nur erinnert, nicht getäuscht werden soll, gewinnt diese nachbildende, erinnernde Form volle Freiheit der Entwicklung, die allmählich zu einer solchen Selbständigkeit und Unabhängigkeit führt, daß die Art die Entstehung mit der Zeit vollständig verdunkelt wird.

Statt des Thones soll das verwandte Porzellan treten. Bei ihm tritt die Herstellung durch Formen ein. Infolge dieser Art der Gestaltung macht ein durchbrochnes Gerät keine besondern Schwierigkeiten; wohl aber wird das nachahmende Flechtwerk bei der gebrechlichen Natur des Stoffes durch diese Technik eine Veränderung erleiden. Die einzelnen Fäden müssen mehr Körper haben, um nicht zu leicht zu zerbrechen. Sie werden daher kräftiger und rundlicher werden als die flachen Stränge des ursprünglichen Flechtwerkes. Freilich wird hierdurch eine größere Schwere bewirkt; diese ist aber doch nicht so groß wie bei der entsprechenden Metallmasse und daher dem Gebrauche nicht hinderlich.

Das Glas ist eine leicht flüssige Masse bei der Verarbeitung. Es könnte daher technisch sehr wohl zu gleicher Form gebracht werden, allein die Haupttugend des Glases für den Anblick, seine Durchsichtigkeit, fiele für die ästhetische Wirkung vollständig weg. Soll aber die Durchsichtigkeit zur Geltung kommen, so bedarf es der Flächen; es wird also hier wieder die Wandung in ihr Recht treten, jedoch aus einem ganz andern Grunde als bei dem Thon. Aber wie bei diesem, bietet die Wandung die beste Gelegenheit für Einritzung und Aufmalung von Zeichnungen, welche an die ursprünglichen Formen erinnern können, sich aber meist wohl lieber der gewonnenen Unabhängigkeit erfreuen und ihre eignen Wege gehen werden.

Die Feinfühligkeit für die Natur des Stoffes und seiner daraus entspringenden praktischen Verwendung, die Empfindung für das, was man ihm nicht zumuten kann, die Fähigkeit, aus der Erkenntnis der Natur des Stoffes heraus die Formen so umzugestalten, wie es dieser Natur entspricht, kann man Stilgefühl nennen. Nur muß man sich dabei bewußt bleiben, daß damit nur eine Seite des Stilgefühls bezeichnet ist, nur die auf die Natur des Stoffes bezügliche Seite. Verstöße gegen dieses Stilgefühl finden sich im praktischen Kunstgewerbe tagtäglich, ja man kann sagen, daß der Geschmack des großen Publikums sich gerade dann am meisten angeregt fühlt, wenn einem Stoffe etwas zugemutet wird, wogegen sich seine Natur am meisten sträubt. Es ist, als ob allein dieser Widerspruch imstande wäre, den stumpfen Geschmack aufzurütteln, damit er überhaupt zu einer Thätigkeit gelangt. Es ist dies der Standpunkt, auf welchem nicht das Kunstwerk, sondern das Kunststück gefällt; dieses ist aber umso größer und darum umso geschätzter, jemehr es dem gewöhnlichen Verlaufe widerspricht.

Haben wir oben gesehen, daß bei der Vereinigung eines Stoffes mit einer seiner Natur ursprünglich fremden Form zu einer neuen Einheit, welche den Eindruck der Notwendigkeit gerade solcher Existenz hervorbringt, die Form der nachgiebigere Teil ist, so folgt daraus noch nicht, daß sie für das richtige Verhältnis der beiden ursprünglich einander fremden Elemente nicht auch eine große Bedeutung habe. Diese wird durch den eigentümlichen Zweck bestimmt, der sich nicht damit begnügt, die Form überhaupt in einem ihr fremden Stoffe

zu gestalten, sondern der sie an einem zu ganz besonderm praktischen Gebrauche hergestellten Gegenstande aus einem ihr fremden Stoffe verwendet. Es tritt also hier der bereits berührte spezifische Unterschied des kunstgewerblichen Erzeugnisses von dem bildkünstlerischen in Wirksamkeit: bei dem bildkünstlerischen liegt der Zweck in der Gestaltung der Form beschlossen, auch auf sie übt der gewählte Stoff seinen Einfluß aus, aber doch so, daß mit der Thatsache, daß er Träger dieser Form geworden ist, seine Aufgabe ihr Ende erreicht hat; bei dem kunstgewerblichen Erzeugnisse fängt aber in diesem Augenblicke der Erreichung der gewünschten Formbildung die auf praktischen Gebrauch ausgehende Aufgabe des umgestalteten Stoffes recht eigentlich erst an. Die bildliche Form darf also zur Erfüllung des praktischen Zweckes, der jetzt erst beginnenden Aufgabe des umgestalteten Stoffes, sich nicht gleichgiltig verhalten oder gar ihre eignen Wege gehen; sie muß vielmehr helfend, dienend, erläuternd eintreten, sie muß die im Stoffe schlummernden, durch seine praktische Umgestaltung thatsächlich lebendig gemachten Eigenschaften auch für die Anschauung beleben, sie muß eine Sprache reden, in welcher die mobil gewordene Kraft des Stoffes sich zu äußern und verständlich zu werden vermag. Soll aber die Form gleich einer Sprache andeuten, so muß sie mit dem Charakter der lebendig gewordnen Kraft eine innere Verwandtschaft haben: nur diese Gleichartigkeit gestattet es, daß sie sinnbildlich, daß sie symbolisch wirke. Soll die aufsteigende Kraft der Säule im Kampfe mit dem lastenden Tragbalken zur Anschauung kommen, so ist das Blatt eine treffliche Form: der Last kann es sich beugen, kraft seiner Elastizität strebt es aber empor, dem natürlichen Ziele seines Wachstums zu folgen. Wo diese sinnbildliche Sprache der Form aufhört, wo sie in ein Mißverhältnis zu der Kraft tritt, die sie aussprechen soll, da ist sie ein Mißbrauch, und das Zusammentreten von Stoff und Form bleibt eine Willkür. Sowie also einerseits als grundlegende Vorbedingung zur Schaffung eines kunstgewerblichen Gegenstandes das Verständnis der eigenartigen Natur jedes Stoffes gehört, damit man überhaupt wisse, was zum Ausdruck gelangen soll, und wie es der Natur des besondern Stoffes entsprechend allein zum Ausdruck kommen kann, so gehört andrerseits das Verständnis der Form dazu, damit für die richtig empfundene Natur des Stoffes auch die richtige Sprache gefunden werde. Die Fähigkeit, die sprachliche Kraft der Formen, ihre sinnbildliche Befähigung herauszufühlen oder zu erkennen, ist die zweite Seite des Stilgefühls, welches also, wenn es ein vollkommnes sein soll, sowohl nach der stofflichen als auch nach der formbildlichen Seite hin wirken muß. Daß auch diese Seite des Stilgefühls im großen Publikum nicht vorhanden ist, daß auch hier das Kunststück, die der Erwartung möglichst widersprechende Erscheinung, in vollster Blüte steht, das zeigt jeder Blick in das praktische Kunstgewerbe. Es drängt sich dabei die Beobachtung auf, daß dies Mißverhältnis zwischen der Kraft, die zum Ausdruck kommen soll, und der Form, welche diesen Ausdruck zu geben hat,

in demselben Grade wächst, in welchem die kunstgewerbliche Schöpfung sich von ihrem sichersten Vorbilde oder doch wenigstens ihrem sichersten Leitstern, der Architektur, entfernt. In der Architektur, die nach ihrer bildlichen Seite hin sehr wohl zum Kunsthandwerk zu rechnen ist, kommen die wirkenden Kräfte naturgemäß am deutlichsten zum Bewußtsein, sodaß auch da, wo sie zeitweilig verdunkelt werden und die Formsprache zur Willkür wird, ihre ursprüngliche Bedeutung sich doch immer wieder am ersten hervordrängt und einen reinigenden Einfluß auch auf das mit ihr Zusammenhängende auszuüben vermag. Wo aber dieser Zusammenhang aufhört, wo, wie beim Ausputz der eignen Erscheinung, die subjektive Willkür ungehemmt hervorbricht und jeder Laune, jeder Liebhaberei der Weg offen steht, da hat der Mangel an Stilgefühl, wie er sich im Mißverständnis des Verhältnisses der Form zu der praktischen Verwendung des zu solchem Zwecke umgestalteten Stoffes zeigt, ein unerschöpfliches Feld.

Aber auch wenn die symbolische Bedeutung der Form erkannt ist, bietet die Behandlung der Form Schwierigkeiten, welche ihre Lösung nur in der richtigen Erfassung der symbolischen Aufgabe der bildlichen Form finden können. Darf diese dahin bestimmt werden, daß sie die im praktischen Gebrauche zur Verwendung kommende Kraft des Stoffes, seine gerade hier wirkende Funktion für die Anschauung andeuten soll, so ist die Art, wie das geschehen kann, doch eine vielfache. Im wesentlichen wird sie sich aber auf die Hauptunterschiede in der Behandlung der bildlichen Form überhaupt zurückführen lassen. Die bildliche Form giebt entweder ein allgemein andeutendes oder ein realistisch getreues oder ein die Natur gleichsam selbst ersetzendes naturalistisches Bild. Auf der ersten Stufe bewahrt der Stoff am deutlichsten seine Natur und kommt daher in seiner Eigentümlichkeit am meisten zur Geltung, auf der zweiten wird er der keine eigne Bedeutung beanspruchende Träger der zur Hauptsache gewordenen Form, auf der dritten sucht der Stoff seine Natur abzuleugnen, damit sich die Form entwickeln kann, als ob sie ihren eignen Stoff zur Verfügung hätte. Bezeichnet man die erste Stufe als die stilisirende, die zweite als die realistische, die dritte als die naturalistische, so ergiebt sich leicht aus dem Verhältnis, welches bei der kunstgewerblichen Schöpfung die bildliche Form zum Stoffe hat, daß hier, wo sie als helfende und dienende Macht, als sprachliches Ausdrucksmittel erscheint, ihr nur die Stellung zukommt, bei welcher der Stoff das herrschende Element bleibt. Die Bildform wird sich also den stilisirenden, nur allgemein andeutenden Charakter bewahren müssen. Dieser aber wird wesentlich darin bestehen, daß die einzelnen Teile sich den einfachsten Formgesetzen unterwerfen, wie sie bei rein linearen Gestaltungen herrschen, und in welchen jede individuelle Regung unterdrückt wird, den Gesetzen des Parallelismus, der Symmetrie, der Proportionen. Es ist klar, daß hierdurch in das Ganze der kunstgewerblichen Schöpfung Stileinheit kommt: die nichtbildlichen Gestaltungen des Gegenstandes unterliegen denselben Formgesetzen, welchen sich

die bildlichen Formen gleichfalls fügen; in ihnen klingt also dasselbe Formgesetz wieder, welchem die praktische Umgestaltung des Stoffes ihre Bildung verdankt, soweit sie ästhetische Wirkung erzielen will. Sowie der Realismus eindringt, entsteht ein Widerstreit zwischen dem linearen und dem bildlichen Teile der Gesamtgestaltung, der zu schreiender Dissonanz wird, sobald die naturalistische Form sich herandrängt. Das stilisirende Kapitäl, wie es die altgriechischen, die strengromanischen und frühgothischen Formen zeigen, weist jene Harmonie deutlich auf; das spätromanische Blattkapitäl, das gothische in seiner Blüte zeigt den zum Naturalismus heranwachsenden und herangewachsenen Realismus; in der späten Gothik, im Rokoko ist der Naturalismus zum entschiedensten Durchbruch gekommen, wenn sich dort das Astwerk bildet und hier z. B. die Balkenträger zum Ausdruck momentaner Seelenstimmung gelangen.

In der geschichtlichen Entwicklung folgt natürlich das Kunsthandwerk der von der Kunst überhaupt eingeschlagenen Richtung. In einer Zeit, welche außerhalb einer sich naturgemäß vollziehenden, die jedesmalige Gegenwart ganz und im wesentlichen gleichmäßig ergreifenden Entwicklung steht, welche tastend und hilfsbedürftig bald hierhin, bald dorthin greift, um festen Boden zu finden, ist es jedoch berechtigt und notwendig, den sichern Ausgangspunkt wissenschaftlich festzustellen. Das Resultat ist dies, daß nur die stilisirende Behandlung der bildlichen Formen dem Charakter der kunstgewerblichen Schöpfung entsprechen. Auf Schulen sollte daher diese Behandlung wie die feststehende grammatische Regel gelehrt werden; nur sie gestattet es, dem wichtigsten Gesichtspunkte die herrschende Bedeutung zu verleihen, die er verdient, dem Einführen in die Charakteristik des Stoffes; nur sie gestattet es aber auch, die dienende symbolische Bedeutung der bildlichen Formen auf Grund der richtig erkannten, dem besondern Stoffe innewohnenden Kräfte in den Dienst eben dieser Kräfte zu stellen und so das richtige Verhältnis zwischen beiden herzustellen. Von diesem sichern Boden aus mag dann das Genie seine Flüge unternehmen: auch bei dem kühnsten wird es des rechten Leitsterns nicht entbehren. Das nachschaffende Talent aber wird durch die daneben hergehende historische Betrachtung nicht zu verkehrter Nachahmung, nicht zu gedankenloser Vermischung der Formen, nicht zu einer mit der konstruktiven Kraft des Stoffes im Widerspruch stehenden Formenbildung gelangen. Durch derartige Schöpfungen kann auch das Publikum allmählich wieder ein Verständnis für die Bedeutung des Stoffes sowie der Form im Kunstgewerbe und ihrer Beziehung zueinander gewinnen. Damit fängt aber sein Urteil an, in gutem Sinne ebenso maßgebend für die Produktion zu werden, wie es dies jetzt meist noch in schlechtem Sinne ist. Vielleicht läßt sich dann auch die größte Gefahr, mit welcher die moderne Zeit das Kunsthandwerk bedroht, leichter abwenden, als es ohne solch gebildeteres Urteil der Fall sein möchte. Diese größte Gefahr aber besteht in der durch die Maschine mehr als jemals früher geförderten und von dem Publikum aus Billigkeitsrücksichten ge-

wünschten Massenproduktion: das Kunsthandwerk wird durch sie mehr und mehr zur Kunstindustrie.

Je größer die Anwendung der Maschine ist, desto mehr wird mit der Hand zugleich der Ausdruck der Persönlichkeit zurückgedrängt; an Stelle der Unmittelbarkeit der Formensprache tritt die seelenlose Regelmäßigkeit, welche mehr das Erstaunen über die besiegte Schwierigkeit, als die Freude über eine nach harmonischer Gestaltung ringende Thätigkeit bewirkt, also mehr den Eindruck des Kunststücks als den der Kunstschöpfung erzeugt. Mangelt aber bei dem Schöpfer der Ausdruck persönlich empfundener Thätigkeit, so stumpft sich bei dem Beschauer die Empfindungsfähigkeit für das künstlerische Schaffen und damit die wesentliche Voraussetzung eines über das Bewußtwerden regelrechter Verhältnisse hinausgehenden ästhetischen Genusses ab. Nun wird aber ferner die Massenproduktion das Bestreben haben, Formen, welche in kostbareren Stoffen Beifall gefunden haben, auch in billigeren Stoffen auszunutzen. Geschähe das mit Berücksichtigung der Natur dieser Stoffe, sodaß eine entsprechende Umgestaltung stattfände, so wäre das der durchaus berechtigte Vorgang des Stoffwechsels: an Stelle des Teppichs tritt die Tapete, welche die durch den Wechsel der Technik unabhängig gewordne Form, auch wenn sie die Erinnerung an den Teppich festhält, dennoch unendlich freier und mannichfaltiger gestalten kann, als die Technik der Weberei je gestattet hätte. In der Regel aber wird dies Ersetzen dahin gehen, dem billigeren Stoffe das Aussehen des kostbareren zu geben: der Stoffwechsel geht auf Täuschung aus, die Tapete soll aussehen, als ob sie ein Gewebe wäre, statt daß unter Bekennung ihres Stoffes und unter Verwertung der durch den Druck gebotenen Erleichterungen und Erweiterungen des Formengebietes nur eine Erinnerung an den Teppich festgehalten und erstrebt würde. Damit ist aber der falsche Weg betreten, welcher das Kunstgewerbe schädigt und das Publikum irreführt.

Glücklicherweise wird nicht die ganze Massenproduktion von diesem traurigen Bestreben nach Stofftäuschung beherrscht. Es scheint doch auch hier allmählich der Gedanke durchzudringen, daß die Grundbedingung für eine gedeihliche kunstgewerbliche Thätigkeit in dem offnen Bekenntnis des Stoffes liegt; erst so wird die künstlerische Verwertung seiner eigentümlichen Kräfte ermöglicht und das Verständnis für sie und damit auch für die Berechtigung der Anwendung des neuen Stoffes gewonnen. Ist dies aber der Fall, so kann sich die durch die Technik bedingte Arbeitsteilung bei der Maschinenproduktion auch wieder segensreich erweisen. Während die technische Herstellung eine Sache für sich ist, gelangt andrerseits die erfindende Thätigkeit des Erfinders zu erhöhter Bedeutung. So scheidet sich aus der großen Masse der Produzirenden ein kleiner Teil, der künstlerisch schaffende, aus. Ihm ist es möglich, sich eine höhere künstlerische Vorbildung zu verschaffen, die Natur der zu behandelnden Stoffe sich klar zu machen, die historische Entwicklung der Sprache der bildlichen Formen, sowie

ihre ästhetische Bedeutung kennen zu lernen und demgemäß ihr Schaffen zu gestalten. Freilich wird ihm die Leistungsfähigkeit der Maschine Schranken auferlegen; aber der rechte Künstler wird gerade in diesen Schranken wieder neue Quellen für die Ausbildung der Formensprache zu finden wissen, gerade hierin wird er beweisen, daß er Künstler ist. Eins aber wird auf diesem Wege immer verloren gehen: der unmittelbare Ausdruck der Persönlichkeit. Da bleibt denn nur zu hoffen, daß neben der Mehrzahl der Minderbemittelten, welche ihr ästhetisches Bedürfnis mit den Maschinenprodukten des Kunstgewerbes befriedigen muß, es Wohlhabende genug gebe, welche mit den Mitteln auch das Bedürfnis besitzen, unmittelbar vom Künstler selbst Geschaffenes nicht bloß auf dem Gebiete der Kunst im engern Sinne, sondern auch auf dem weitern Kunstgebiete, auf dem des Kunstgewerbes zu verstehen und zu begehren; wo zwischen Erfindung und Ausführung die Hand allein thätig ist, kann sich auch in der kunstgewerblichen Schöpfung jenes Leben zeigen, welches als das Ergebnis einer erhöhten Stimmung der auf- und abwogenden menschlichen Seele von Herz zu Herzen spricht. Eine solche Sprache wird aber nur da eintreten können, wo außer der Natur der Form auch die Natur des Stoffes erkannt und damit ein Grundproblem des Kunstgewerbes verstanden wird, die Frage, wie beide in ein richtiges, das im einzelnen Falle erstrebte Ziel erreichendes Verhältnis zu treten vermögen.

Dilettantismus und Berufsschriftstellertum.

Von Fritz Koegel.

Herr Professor Joseph Kürschner will gegen den literarischen Dilettantismus zu Felde ziehen. Er hat die Preisfrage gestellt, wie am besten dem überhandnehmenden Dilettantismus in der Literatur zu steuern sei, und verlangt, daß die Arbeit den Dilettantismus knapp, aber scharf charakterisire, seine Schäden für das Ansehen der Literatur und die „Interessen der Berufsschriftsteller“ darlege und praktische Vorschläge zu seiner „Unschädlichmachung“ (!) angebe.

Diese schriftstellerische Preisfrage kommt mir recht dilettantisch vor. Preisfragen haben zwar von altersher das Vorrecht, ein bischen verkehrt zu sein, von diesem Rechte aber macht die vorliegende Frage doch einen zu ausgedehnten Gebrauch. Man kann nicht anders: wenn man sie behandeln will, muß man ihr auf den Leib rücken.

Es bedurfte nicht eines „äußern Anstoßes," um „die Köpfe zum Nachdenken darüber anzuregen," daß der überhandnehmende Dilettantismus ein Krebsschaden der heutigen Literatur sei. Darüber sind die Leute, die überhaupt denken können, ohne Nachdenken längst einig. Überraschend neu aber ist allen, die sich aus Liebhaberei mit der Literatur beschäftigen, die Entdeckung, daß Dilettantismus und Berufsschriftstellertum Gegensätze bilden, die sich einander ausschließen. Offenbar versteht die erwähnte Preisfrage unter Dilettanten Leute, die, wie der Name besagt, aus Liebhaberei nebenbei schreiben, mit unreifen Erzeugnissen den Markt überschwemmen und dadurch die Interessen der Berufsschriftsteller, d. h. der Leute, die aus dem Schreiben ein Geschäft machen und auf den Ertrag ihrer Feder angewiesen sind, empfindlich schädigen. Die geschädigten Berufsschriftsteller haben also ein Interesse und aus Gründen der geschäftlichen Billigkeit ein Recht, die unzünftlerischen Dilettanten, die ihnen ins Handwerk pfuschen, des Landes zu verweisen. Die Frage ist nur, woher die Macht und die Mittel dazu nehmen. Das vereinte Nachdenken der Berufsgenossen über die brennende Preisfrage soll die Wege dazu weisen. Denn wohl zu beachten, in praktische Vorschläge soll die Antwort ausmünden. Eine sonderbare Forderung, die auf noch sonderbareren Voraussetzungen ruht.

Der Dilettantismus läuft neben allen Künsten thätig teilnehmend her, da, wie Goethe sagt, der Mensch nichts erfährt und genießt, ohne sogleich produktiv zu werden. Die dilettantischen Versuche sind im Wesen des Menschen notwendig begründet und sind lobenswert, da sie Kunstsinn verbreiten und dem allgemeinen Verständnis der hohen Kunstwerke die Wege bereiten. Der allgemeine kunstverständige Dilettantismus ist der breite, flach hinlaufende Gebirgsrücken, aus dem als überragende Gipfel die Kunstwerke aufsteigen. Gemeinschädlich wird er erst dann, wenn sich die Grenzen zwischen seinen Erzeugnissen und den Kunstwerken zu verwischen anfangen, wenn die große Menge der Kunstliebhaber dilettantische Werkchen für künstlerische Schöpfungen hält. In allen Künsten, die zur geläufigen Ausübung eine nach überlieferten Gesetzen mühsam zu erlernende Fertigkeit voraussetzen, liegt diese Gefahr fern: mit dem technischen Handwerk, das der Künstler als Meister beherrscht, wird der Dilettant nie fertig. Darum brauchen die Baumeister, die Bildhauer, die Maler, ja sogar die Komponisten über komponirende, malende, meißelnde und bauende Dilettanten nicht sehr zu klagen. Gar sehr aber klagen über dilettantische Pfuscher die Dichter und die Schriftsteller. Ihre Technik ist scheinbar so mühelos zu bewältigen, die Gesetze ihres Handwerks sind so allgemein und unbestimmt und das Material ihrer Kunstschöpfungen ist aller Welt so vertraut, daß zu literarischem Schaffen sich jedermann berufen fühlt. Sprechen *muß* jeder, und schreiben *kann* jeder, warum sollte denn nicht jeder ohne weitere Anleitung schreibend sprachliche Kunstwerke gestalten können? So drängen sich Berufene und Unberufene in die Literatur und schichten Bücher und Schriften zu unübersehbaren Haufen.

Die Untugenden der unberufenen Schreiber zu schildern, ist überflüssig, sie sind heute so aufdringlich und erbärmlich geworden, daß jedermann, dem es darum zu thun ist, sie längst kennt. Aber das muß gesagt werden, daß weder die einen berufen sind, weil sie von Berufs wegen schriftstellern, noch die andern unberufen, weil sie im zünftlerischen Sinne Dilettanten sind. Daß es nötig ist, das in Deutschland besonders zu betonen, ist seltsam, da viele unsrer größten Schriftsteller in diesem Sinne Dilettanten waren, erklärlich aber ist es, daß man es gerade jetzt sagen muß, wo das deutsche Schriftstellertum anfängt, sich genossenschaftlich zusammenzuschließen. Gegen die Bildung von schriftstellerischen Genossenschaftsverbänden zur Vertretung der Standesinteressen, zur Ausbildung des literarischen Rechtes und zur gegenseitigen Hilfeleistung wird niemand etwas einwenden; es wäre zu wünschen, daß diese Verbände, die sich freilich heute trotz ihrer „allgemeinen" Namen zersplittern und bekämpfen, den Hoffnungen ihrer Gründer entsprechend, wirklich segensreich wirkten; nur möge man sich vor dem Irrtum hüten, daß die Mitgliedskarte eines Schriftstellerverbandes den Besitzer zum Schriftsteller mache. Dies genossenschaftliche Streben führt unbewußt zu einer höchst seltsamen Begriffsverwirrung. Die Ziele der geschaffnen Verbände sind zunächst rein praktische, zugleich aber wollen jene das Gefühl der Zusammengehörigkeit stärken, das die Unterschiede zwischen „guten und weniger guten, berühmten und unberühmten Schriftstellern" verwischen und alle untereinander gleichmachen soll. Für die bürgerlichen und berufsmäßigen Bestrebungen der Schriftsteller und ihrer Vereinigungen mag diese brüderliche Anerkennung recht gut sein, aber die Gefahr liegt nahe, das allgemeine Verbandsgefühl aus dem bürgerlichen in das künstlerische Leben mit hinüberzunehmen. Die Berufsgenossenschaft wird zur literarischen „Kamaraderie." Die „Schranken," welche die Begabung und die künstlerische Bildung zwischen den einzelnen Berufsgenossen gesetzt hat, verschwinden langsam im gutmütigen Gefühl der allgemeinen Kollegialität, die selbst leben will und leben läßt. Der strenge künstlerische Begriff des Schriftstellertums wird durch den gefällig bürgerlichen der „Literatenkarriere" verdrängt. Das ist ein bedenkliches Zeichen. Die Kürschnersche Idee des allgemeinen Schriftstellertums, die dasselbe nur von seiner berufsmäßig rechtlichen und bürgerlichen Seite betrachtet und seinen künstlerischen Inhalt geflissentlich beiseite setzt, ist geistig so leer und liegt von den idealen Bildungszielen der Literatur so weit ab, daß dem deutschen Schrifttum ernstliche Gefahren drohen würden, wenn ihr praktischer Geschäftssinn noch mehr als bisher den ästhetischen Kunstsinn überwuchern sollte. Diese Bestrebungen führen schnurstracks zum Handwerk und zur Zunft. Vielleicht zum goldnen Boden des Handwerks, von dem das Sprüchwort redet, ganz sicher aber zum unkünstlerischen Banausentum und zur neidischen Zünftelei.

Wer die Literatur als Kunst würdigt, weiß garnichts von berufsmäßigen Literaten und unberufsmäßigen Schreibern, er kennt nur gute und schlechte

Schriftsteller. Die schlechten Schriftsteller gelten ihm als die wahren und einzigen dilettantischen Pfuscher, mögen sie auch altgesessene Zunftgenossen des literarischen Handwerks sein; wahre Meister aber sind für ihn nur die guten Schriftsteller, und schrieben sie ihr Lebelang aus Liebhaberei in Nebenstunden. Wir wollen den Begriff der künstlerischen Meisterschaft voranstellen und das bürgerliche Schriftstellertum bescheiden folgen lassen. Daß die Meisterschaft Mühe macht, weiß alle Welt; auch wer zum Meister bestimmt ist, wird nicht als Meister geboren. Arbeit und Übung bilden zur Meisterschaft. Aber in der Literatur sind die Früchte dieses Fleißes den „Dilettanten" gleich erreichbar wie den Berufsschriftstellern. Denn weder in der Dichtkunst noch in der Prosa giebt es geheime Handwerksgriffe, die nur den Lehrlingen der Zunft bekannt würden; was zur literarischen Technik gehört, kann jeder Gebildete lernen, und die schriftstellerischen Talente nutzen die mannichfachen sprachlichen, ästhetischen und wissenschaftlichen Anweisungen in steter Arbeit zur Ausbildung einer persönlichen Kunstweise. Zunft oder nicht, das thut hier garnichts. Vielleicht schadet sie sogar. Ohne Zweifel hat der unzünftlerische Schriftsteller mehr Gelegenheit zu gewissenhaften, mühsamen und zeitraubenden Kunstübungen, als der Berufsschriftsteller, der vielleicht im Dienste der Tagespresse vom Ertrage seiner Feder lebt. Wie manches muß er da schreiben, was er lieber nicht schriebe, wie oft drängt da die Zeit, der Setzerjunge oder der Verleger, und wie wenig Zeit kann er im ganzen auf reine Studien und Übungen verwenden, denen er, höchst ungern vielleicht, entsagen muß, weil sie nichts einbringen. Die Fälle sind so selten nicht, daß ein werdender Schriftsteller sich verdorben hat dadurch, daß er Schriftsteller von Beruf wurde.

Wären alle Berufsschriftsteller wirkliche Schriftsteller, die Pfuscherei unberufener Dilettanten könnte ihrem Beruf und seinen Interessen nicht schaden. Niemand würde die Erzeugnisse ihrer Kunst mit den unfertigen Versuchen jener verwechseln, die Dilettantenwerke würden lauter scharfe Kritiker und gar keine nachsichtigen Leser finden. Pfuschende Dilettanten müßten in der Stille dichten und schreiben, sich zum Vergnügen und niemandem zur Last. Aber die schlimmsten Pfuscher gehören heute zum Handwerk, schädigen ihren eignen Beruf und verwischen die Grenzen zwischen Dilettantismus und Meisterschaft. Sie begehen alle die Fehler, die in allen Künsten den stümperhaften Dilettantismus kennzeichnen. Sie sind „ohne Ernst, halb und charakterlos," flüchtig und ohne Kenntnis der ästhetischen Grundregeln; in der Poesie drechseln sie Dichtungen aus Dichtungen als unbewußte Plagiate einer Reihe von Vorbildern, leere Formspielerei ohne Gehalt, und in der Prosa mißhandeln sie ihre Muttersprache, die hier allerdings nicht „für sie dichtet und denkt," da man sich im Deutschen seinen Prosastil selbst bilden muß. Es ist zum Erbarmen, was diese Herren vom Handwerk in Zeitungen, Zeitschriften und Büchern für ein Deutsch schreiben, und wie sie sich beeilen, in möglichst kurzer Zeit möglichst viel stilistische Fehler

zu häufen. Eine gewisse formale Geläufigkeit und die Kunst der leichten Anempfindung lassen andre nicht vermissen, sie schreiben und schaffen flüssig und gewandt, sie verstehen sich auf die kleinen Künste des koketten, effektvollen Ausputzens; aber ihren Werkchen fehlt die anhaltende Kraft und die energische Tiefe der wahren Kunstschöpfungen, die freilich ohne Versenkung und Konzentration nicht erlangt wird. Die überwuchernde, täglich noch wachsende Presse zieht so viele und oft so früh unwiderstehlich in die Berufsschriftstellerei hinein, daß es kein Wunder ist, wenn die meisten als Unberufene darin herumstümpern. Wie der Pfuscherei dieser Berufsgenossen zu wehren wäre, hätte Herr Professor Kürschner zuerst fragen sollen; die Frage ist dringender und für die Berufsinteressen nützlicher, als ein Feldzug gegen die unzünftlerischen Dilettanten. Eine mit praktischen Vorschlägen versehene Antwort auf eine solche Preisfrage würden ihm freilich alle die schuldig bleiben, die mit ihm in möglichst festen, allumfassenden, kameradschaftlichen Genossenschaftsverbänden das Heil der künftigen Literatur sehen.

Sommerfrische in Tirol.

Die Kombinirbaren sind wieder da! — so ruft wohl mancher aus oder denkt es bei sich im stillen, wenn er das stattliche Heft des Hauptverzeichnisses der kombinirbaren Rundreisebillete mit der anschaulichen Karte vorgelegt bekommt (die gleich ganze Reiselinien andeutet), und mit verschiednen Empfindungen legt es jeder aus der Hand. Wird er wohl Gebrauch davon machen können? wird Krankheit, werden Familiensorgen es gestatten? wird der Beruf, das Geschäft eine längere Unterbrechung ertragen? und last not least — wie steht es mit der Kasse?

Dergleichen Erwägungen beschäftigen jetzt, bei Beginn der heißen Jahreszeit, tausende von Familienvätern, und die Hausfrauen nehmen nicht minder warmen Anteil daran. Denn das Bedürfnis, einmal „auszuspannen," ist ja — soll man sagen leider oder Gott sei Dank? — ein immer allgemeineres geworden. Gewiß ist mit der Zeit der Beruf immer anstrengender und verantwortungsvoller geworden. Man sollte denken, je mehr erfunden, je bequemer es dem Einzelnen gemacht wird, seine Bedürfnisse zu befriedigen, je mehr für die Kultur geleistet und gearbeitet wird, umsoweniger müßten diejenigen zu thun haben, welche nicht in den einzelnen Fortschritten mitzuarbeiten gehabt haben und denen nun

nur der Genuß derselben zu gute kommt. Aber dem ist doch nicht so. Je mehr die Kulturarbeit im allgemeinen wächst und je stärker der einzelne dabei beteiligt ist, umso intensiver wird seine Kraft in Anspruch genommen und umso entschiedner macht sich bei ihm das Bedürfnis geltend, aus dem ihm angewiesenen oder selbstgewählten Berufe, dem er Tag für Tag und Jahr für Jahr seine geistige Kraft widmet, sich einmal im Jahre ganz herauszureißen und fern von der Stätte seiner Thätigkeit geistige wie körperliche Frische und neue Kraft zu immer wieder neuer Arbeit zu gewinnen. „Sommerfrische" ist deshalb ein immer mehr zunehmendes Bedürfnis. Und Hand in Hand mit dem Wachsen des Bedürfnisses, das sich oft wie eine Naturgewalt geltend macht, geht die Erleichterung des Verkehrs und die Einrichtung und Verbesserung geeigneter Aufenthaltsorte für die Sommerfrische.

Schon seit Jahren laden die Riesel, Geucke u. a. zu Extrazügen ein, und Gesellschaften, Turnvereine, Gesangvereine und wie sie alle heißen, die Gemeinschaften des vereinswütigen Deutschen, bleiben dahinter nicht zurück. Haben diese Reisegelegenheiten jedenfalls das Gute, auch dem Minderbemittelten das Fortkommen zu erleichtern und ihn auch einmal ein Stück in die weite Welt hinauszuführen, von der er sonst nicht leicht etwas zu sehen bekäme, so haben sie doch auch ihre Schattenseiten. Mit einer Anzahl von Leuten, die man garnicht kennt, sich gemeinschaftlich zu amüsiren, hat gerade oft für feinfühligere Naturen etwas Banausisches und Abschreckendes. Wie die wahre Freude nur im innersten Wesen empfunden wird, so will sie sich auch nicht von aller Welt beobachtet sehen, und der Erholungsbedürftige darf nicht den Eindruck machen, als wolle er sich nun, gewissermaßen geschäftsmäßig, amüsiren. Wer also sparsam leben muß, aber nicht mit einem solchen Vereine oder einer besondern Reisegesellschaft, die er erst unterwegs kennen lernen soll, reisen mag, und doch gern einmal in die weite Welt hinaus möchte, dem kommen die seit vorigem Jahre eingeführten kombinirbaren Rundreisebillete sehr zu statten. Allerdings haben sie für Familien den Mangel, daß sie kein Freigepäck gewähren, für alle außerdem den, daß sie den Inhaber an eine ganz bestimmte Linie binden. Als letztes Ziel — hoffentlich erleben wir es noch! — wird man die Gründung eines internationalen oder Welteisenbahnvereins als mindestens gleich wichtiges Seitenstück zu dem Weltpostverein ansehen dürfen, bei welchem an Stelle des jetzigen außerordentlich verwickelten und mannichfaltigen Fahrkartenwesens einfache Kilometerchecks treten. Das wird schon der noch unbekannte Stephan des Welteisenbahnvereins bestens besorgen; bis dahin müssen wir für die Einrichtung der kombinirbaren Rundreisebillete dankbar sein und dürfen hoffen, daß die Reichseisenbahnämter in Mitteleuropa auf Beseitigung von wahrnehmbar werdenden Mängeln bedacht sein werden.

Die Hauptsache aber ist doch der Ort, den man zur Sommerfrische erwählt und an dem man sich, je nach der Länge des Urlaubs oder der Ferien, kürzere oder längere Zeit aufhalten will. Nun sind seit geraumer Zeit schon ein beliebtes und regelmäßiges Reiseziel für tausende von Familien die Alpen, von der Schweiz im Westen bis in die Steiermark im Osten, von denen erstere wohl noch am meisten, letztere am wenigsten besucht wird; und in der That, einen herrlicheren Platz für die Sommerfrische kann es nicht geben als die Alpenlandschaften. Neben der Schweiz aber, neben Oberbaiern und dem Salzkammergute, die bisher am meisten besucht wurden, wird in wachsendem Maße Tirol zum Sommeraufenthalte gewählt; aber meist begnügt man sich mit der

nördlichen Seite, wo das Innthal, das Zillerthal u. a. im Sommer von Norddeutschen bevölkert und oft genug überfüllt sind. Aber schöner, mannichfaltiger und farbenreicher ist das herrliche Südtirol, wo bis jetzt noch wenig Norddeutsche hinkommen. Zwar geht der Zug immer weiter südlich; schon ist der Brenner von den Sommerfrischlern überstiegen; schon ist Gossensaß überfüllt und das Pusterthal stark besucht; aber seltsamerweise ist das herrliche Eisackthal noch lange nicht nach Gebühr geschätzt, durch das doch eine der größten Verkehrsstraßen über die Alpen, die Brennerbahn, führt, die das Fortkommen nach dem Norden und Süden gleich sehr erleichtert. Es möge daher dieses Thal den Reiselustigen ganz besonders empfohlen sein, das auch einer der edelsten Söhne des schönen Tiroler Landes, der treffliche Ignaz Zingerle in Innsbruck, in seinen „Schildereien aus Tirol" (Innsbruck, 1877) vor andern schätzt und empfiehlt. Der glänzende Bischofssitz Brixen freilich und die bedeutende Handelsstadt Bozen sind, letzteres besonders als Winterkurort, weit bekannt und viel besucht; aber das zwischen beiden liegende Klausen hat noch keineswegs die gebührende Würdigung gefunden. Aeußerlich hat es zwar nichts blendendes; wie ein Veilchen zwischen zwei Rosen, liegt es zwischen Brixen und Bozen; aber wer es einmal kennen gelernt hat, der wird es beiden Orten vorziehen. Die Stadt an sich ist nicht schön; sie besteht in der Hauptsache aus einer einzigen langen, engen Straße; aber das treffliche Gasthaus des Herrn Kantioler, das „Lambl," zieht trotz seiner bescheidnen Einrichtung jeden Gast, der einmal dort einkehrt, wieder hin; es ist ein wirklich gastliches Haus, zu dem namentlich auch die Münchner Maler immer wieder gern zurückkehren. Und abends trifft man im Waltergarten, der Herrn Kantioler ebenfalls gehört, unmittelbar an dem reißenden Eisack, eine anregende Gesellschaft von Einheimischen und Fremden, in der sich der Norddeutsche bald zu Hause fühlt, wie an wenig Orten Tirols. Besonders angenehm macht den Ort noch die gleichmäßige Temperatur. Während Brixen und noch mehr Bozen im Sommer staubig und geradezu unerträglich heiß sind, ist Klausen durch seine Lage vor der Sonnenglut geschützt; und wenn die Wärme mittags unangenehm zu werden anfängt, dann kommt mit absoluter Sicherheit zwischen zwölf und ein Uhr vom Gardasee her die Bora, welche die Wärme so temperirt, daß das Thermometer nicht so hoch steigt wie in Mitteldeutschland, während man oft bis Mitternacht im Waltergarten am Eisack noch sechzehn bis siebzehn Grad Wärme hat.

Vor allem aber empfiehlt sich Klausen durch seine malerische Lage und seine mannichfaltige Umgebung. Auf dem linken, ihm gegenüberliegenden Ufer öffnet sich das wildromantische Villnösthal wenig oberhalb Klausen, das besonders für Geologen von Interesse sein soll; von hier gelangt man am besten nach Gufidaun, dem Sommersitze des gastlichen Professors Zingerle, an dessen Hause nicht leicht ein Fremder vorübergeht; von seinem Wohnzimmer aus sieht er die Spitzen der Zillerthaler Alpen im Norden und die grotesken Formen der Dolomiten im Osten. Auf der Höhe zwischen dem Villnös- und Grödnerthal liegt das freundliche Laien oder Layen mit seinen Vogelweiderhöfen auf sonniger Halde, wo die Tiroler — und wer möchte es ihnen verargen? — die Heimat Walters von der Vogelweide gefunden zu haben glauben, dessen Andenken hier, und besonders in Klausen, aufs sorgfältigste gepflegt wird; weiter hin das interessante Grödner Thal (dessen Bewohner eine eigentümliche Sprache reden, das nur hier und in ein paar Nachbarstädten vorkommende „Ladinische," eine Schwestersprache des Romanischen im Engadin) mit dem durch seine Holz-

industrie berühmten Hauptorte St. Ulrich, von wo man nicht weit auf die prächtige Seisser Alp, die größte in Tirol, und in die zauberhafte Dolomitenwelt hat. Das Grödner Thal mündet in das Eisackthal bei Waidbruck, unweit der dem Grafen Wolkenstein gehörigen Trostburg. Noch interessanter aber ist das rechte Eisackufer in der Umgebung von Klausen; denn unmittelbar über Klausen erhebt sich auf steiler Höhe Säben, einst die Römerburg Sabiona, welche mit Klausen das Eisackthal beherrschte, heute ein Benediktinerinnenkloster, in welchem nur noch der sanfte Fuß der Nonnen den Boden berührt, der einst von dem eisernen Tritte der römischen Legionen erdröhnte. Geht man aber weiter, so erreicht man im Tinnegrund die Burg Gerstein, in welcher vor wenigen Jahren ein deutscher Edelmann die lange vergessene Stammburg seines Geschlechts wiedererkannte und jetzt wiederherstellen läßt. Tirol ist reich an Burgen und verlassenen Edelsitzen; ein großer Teil verfällt zu Ruinen, andre werden von Bauern erworben und für wirtschaftliche Zwecke verwendet. Da könnte sich mancher einigermaßen Begüterte für einige hundert Gulden — denn so billig sind sie — einen prächtigen Sitz für die Sommerfrische schaffen. Ein großer Teil der edeln Geschlechter mag im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert gezwungen den Stammsitz verlassen haben; die dem neuen, lutherischen Glauben anhingen, fanden jedenfalls seit der Gegenreformation und dem dreißigjährigen Kriege keine Sicherheit mehr und verließen die Heimat. So harrt noch manches „Gschloß" der Erneuerung und neuer Bewohner. Oberhalb Klausen liegt eine solche Perle, das durch sein herrliches Getäfel in Tirol, ja vielleicht in ganz Deutschland und Österreich einzig dastehende Schloß Velthurns, nicht fern von dem Dorfe Tschötsch, wo des Fragmentisten Fallmerayer Wiege stand. Ein Bauer hatte es gekauft, und wer weiß, was aus dem Kleinod geworden wäre, wenn nicht ein rechter Edelmann, der Fürst Liechtenstein, es erworben und so hoffentlich für immer zur Freude und zum steten Genusse aller Kunstsinnigen gerettet hätte.

Auf der andern Seite des hochthronenden Säben aber führt ein Weg durch die aus verstreuten Höfen bestehende, weit ausgedehnte Ortschaft Latzfons auf das Latzfonser Kreuz, wo ein Wallfahrtskirchlein steht, etwa sechs Stunden bequemen Weges von Klausen; ein bescheidnes, aber freundliches Wirtshaus bietet ein angenehmes Unterkommen, auch einige Betten zum Übernachten. Wir hatten uns — im Sommer 1884 unter der Führung des trefflichen Heyl, eines ausgezeichneten Führers — früh aufgemacht und waren mittags oben. Nach einigen Stunden der Ruhe erhoben wir uns gegen vier Uhr wieder und waren bald bezaubert von der wunderbaren Pracht der Dolomiten, die wir am jenseitigen Eisackufer gleichsam wie in Parade dastehend in ihrer ganzen grotesken Eigentümlichkeit von ihren Wurzeln aus vor uns stehen sahen, so nahe, als ob sie in einer Stunde zu erreichen wären. Links, genau im Osten von dem Latzfonser Kreuze aus, erhebt sich der Peitlerkofel, dann rechts neben ihm die wilden Gaislerspitzen, weiterhin der spitze Langkofel und der nach Süden platt abfallende Plattkofel, der mächtige, breite Schlern und so weiter bis zum Rosengarten bei Bozen, im Hintergrunde überragt von der mächtigen, schneebedeckten Marmolada. Noch aber hatten wir den Glanzpunkt nicht erreicht; gegen fünf Uhr machten wir uns auf, um die Kassianisspitze (im Volksmunde Gamsspitz) zu besteigen. Der Weg dahin ist ziemlich bequem; an einem kleinen See mit hellgrünem Wasser geht es über Geröll ohne besondre Beschwerde nach der unscheinbar aussehenden Spitze empor, die wir in einem Stündchen erreichten.

Hier verdoppelte sich die Pracht der Aussicht; nicht nur sahen wir von hier aus die weißgrauen, kahlen Dolomiten noch besser, sondern der ganze Alpenkamm von dem fernen Großglockner im Nordosten bis zu dem Ortler im fernen Westen lag vor uns; die ganze Kette der hohen Tauern, die Zillerthaler, Ötzthaler und Stubaier Ferner mit ihren weißen Köpfen, hunderte von Berggipfeln, kurz, der größte Teil von Tirol ist hier mit einem Blicke zu sehen. Es ist ein unbeschreiblicher Eindruck, den man hier, hoch über den Wohnstätten der Menschen, von der Natur der Alpen empfängt, deren Großartigkeit seltsam zu dem Mandarinenhochmut der kleinen Menschlein kontrastirt, die unten die Thäler bevölkern! Wir konnten uns nicht satt sehen an dieser Pracht. Einen besondern Reiz boten noch die riesenhaften Schatten, welche die Spitzen nach dem Eisackthale stundenlang werfen. Und drunten war es längst dunkel, während wir noch im Sonnenschein standen.

Die Kassianspitze halten die besten Kenner Tirols für einen, wenn nicht für den schönsten Punkt des Landes, und in der That möchte sich kein zweiter Punkt finden, an dem man die Großartigkeit der Alpenhöhen und zugleich die Lieblichkeit der Thäler in so umfassender Weise genießt. Trotzdem ist dieselbe noch wenig bekannt; im Jahre 1883 waren nur etwa dreißig bis vierzig Besucher oben gewesen, im vorigen Jahre steigerte sich derselbe, und sie wird je bekannter, umso besuchter werden. Der Besuch fordert für bequeme Leute (auch für rüstige Damen ist es keine außerordentliche Anstrengung), die sich nicht übernehmen wollen und die besten Stunden wählen können, von Klausen hin und zurück zwei Tage; den Abstieg kann man vom Kreuze aus auch nach Durnholz nehmen, das im Tauferer Thale mündet, und in diesem nach Bozen gelangen.

So eignet sich Klausen in hervorragender Weise gut zum festen Sitze für die Sommerfrische wie als Standquartier für Fußwandrer, die von hier aus Hochgebirgstouren unternehmen wollen. Dazu sind die Preise so bescheiden, daß man auch zu Hause in Mitteldeutschland garnicht billiger leben kann. Es sei deshalb der bescheidne, aber dankbare Ort mit seinem „Lambl“ und der liebenswürdigen Kantiolerschen Familie allen Erholungsbedürftigen, die nicht immer in großen Hotels wohnen wollen, und allen rüstigen Fußwandrern, die einen bequemen Standort für Touren aller Art suchen, aufs angelegentlichste empfohlen.

Der rote Stein

Eine Geschichte aus Alt-Berlin

Von Hermann Sudermann

Als ich vor einigen Jahren in Berlin wohnte, pflegte ich, wenn ich Abends von meiner Arbeit aufstand, einen Gang durch die Straßen zu machen, um mich zu zerstreuen. Ich ging dann meistens nach dem Alexanderplatz, wo ich mich in eine Droschke setzte und mich nach dem Tiergarten fahren ließ. Dort stieg ich wieder aus und ging durch die Allee nach dem Brandenburger Thor, um dann wieder in die Droschke zu steigen und mich nach Hause fahren zu lassen. Ich that das, weil ich mich gern in Droschken fahren ließ, und weil ich gern durch den Tiergarten ging. Ich that es auch, weil ich gern Droschkenkutscher sah, und weil ich gern Leute sah, die durch den Tiergarten gingen. Ich that es endlich, weil ich gern Droschkenkutscher sah, die Leute durch den Tiergarten fahren ließen.

ſolchen waghalſigen Burſchen ſprechen können: Hier iſt mein Auftrag; in einer Stunde meldeſt du mir, wie ihm der Trank bekam.

Antonio Maria wurde von einem Schauder geſchüttelt. Es handelt ſich um meine ewige Seligkeit, bebte es über ſeine Lippen; wie können mir alle Schätze Franceſcos dafür Erſatz bieten?

Aber bin ich für etwas verantwortlich, was mein Herr und Gebieter mich thun heißt? ſuchte er wieder die andre Seite des Dilemmas ins Auge zu faſſen. Iſt Giuſeppe Gonzaga nicht ein Verſchwörer? Sagt das Geſetz nicht, daß ein Verſchwörer den Tod verdient? Wird etwa ein Henker aus Sorge für ſeine ewige Seligkeit einen Verurteilten nicht hinrichten?

Einen Verurteilten — blieb er wieder mit ſeinem Argument in der Schwebe —, da ſteckt der Unterſchied. Hat das Gericht Giuſeppe Gonzaga als Verſchwörer verurteilt? Bin ich nicht ſein einziger Ankläger geweſen? Wußte jemand anders in Mantua um ſeine Schuld? Nicht einmal Vitaliano wußte darum!

Er hörte wieder: Hier iſt mein Auftrag; in einer Stunde meldeſt du mir, wie ihm der Trank bekam.

Zehnmal, zwanzigmal hörte er das Nämliche. Das Blut ſauſte ihm in den Ohren. Eine Uhr ſchlug. Wie lange wollte er ſich beſinnen?

Aber die Ausſagen Beppos ſind ja da! ſchoß es ihm plötzlich durch den Kopf. Habe ich denn meinen Verſtand verloren? Niemand in Mantua wüßte von Giuſeppe Gonzagas hochverräteriſchem Anſchlag? Hat Beppo nicht alles an die redſelige Friaulerin ausgeſchwatzt? Hat er dann in der grünen Kammer nicht alles wiederholt? Bin ich ſein Ankläger geweſen, oder war es nicht vielmehr ſein eigner Diener? Ich bin wahrlich eine Memme. Vorwärts, Antonio Maria!

Und er drehte ſich um, indem er mit einer abweiſenden Handbewegung ſich der letzten Skrupel erwehrte, die ſeinen Pulsſchlag noch in wildem Pochen erhalten wollten.

In dieſem Augenblicke öffnete ſich die Thür, und herein ſtürzte Giacinta d'Iſa, die Neapolitanerin, die Meduſa.

Alſo Ihr betroget mich doch! rief ſie und ſchaute ſuchend im Zimmer umher, er lebt! Ihr haltet ihn verborgen! O, bat ſie, ſagt mir alles, Signor Antonio Maria! Ich werde reinen Mund halten! Nur laßt mich zu ihm! Ich flehe Euch an! Laßt mich zu ihm! Niemand, niemand ſoll davon Kunde erhalten!

Und ſie warf ſich vor dem ihr zürnend Entgegengetretenen auf den Boden und umſchlang ſeine Kniee.

Taci! Schweig! gebot er mit heftiger Geberde; du biſt irrſinnig; ich habe keine Zeit, dein wirres Gerede anzuhören; kehre auf deinen Poſten zurück; heute Abend komme ich auf ein Viertelſtündchen in den Vicolo dei Spadaji. Dann ſage ich dir mehr. Geh jetzt, geh und ſorge, daß deine Thorheit nicht ruchbar wird.

Aber sie hatte, während er so sich ihrer zu entledigen suchte, nicht aufgehört, seine Kniee zu umklammern und mit leidenschaftlichem Pathos gegen ihn anzureden: Ihr belügt mich, er lebt dennoch, er ist hier, ich werde mir den Weg zu ihm bahnen!

Dabei hielt sie einen braunen Lederstreifen in die Höhe, und Antonio Maria gewahrte mit Schrecken, daß auf demselben in jetzt freilich kaum noch lesbarer weißer Kreideschrift eine Mitteilung gestanden hatte.

Ja, strengt Eure Augen nur an, Signor Antonio Maria, rief sie, indem sie sich erhob und ihm den Lederstreifen zu eigner Enträtselung überließ; Ihr seid überführt, da steht es, und sie las aus den wenigen noch nicht verwischten Buchstaben einen der den Tauben auf den Weg gegebenen Notrufe Giuseppes zusammen, dazu seine volle Unterschrift.

Antonio Maria suchte Zeit zu gewinnen, indem er mit spöttisch wegwerfenden Worten Buchstabe für Buchstabe anders ausdeutete, und die Neapolitanerin, inmitten ihres besserwissenden Widersprechens, erzählte während dessen, wie das Jubiliren in den Straßen Mantuas bis in den Vicolo gedrungen sei und sie aus ihrer Lethargie aufgerüttelt habe.

Denn Ihr wißt, Signor Antonio Maria, sagte sie, wie es mit mir stand, seid Ihr erfahren haben wolltet, Giuseppe Gonzaga sei nachträglich doch einer innern Verletzung erlegen, bald nach jener abscheulichen Rauferei mit den Bestien, den betrunkenen Hakenschützen. Also hört! Das Jubiliren drang vor einem Stündchen bis in meine Totengruft, bis auf meinen Posten, wie Ihr es nennt. Da ist denn mit einemmale die Medusa vom Teatro San Donato in mir erwacht. So hatte ich das Volk von Venedig jubeln hören, mir zujubeln hören, und da ist mir's in die Glieder gefahren, wie dem alten Jagdhunde, der das Jagdhorn blasen hört — ins Freie bin ich gestürzt — seit einem Monat hatte ich keinen Schritt aufs Pflaster gesetzt; denn was sollte ich draußen? Betteln gehen, wie meine Kollegin Zaretti? Oder Blumensträuße den Kavalieren vor Sant' Agnese aufdringen, wie meine andre Kollegin la Virgiliana? Was hätte ich in den Straßen gesollt! Aber heute war ganz Mantua aus dem Häuschen. Und so bin ich, wie ich ging und stand, in dieser meiner Heimatstracht, hinausgestürzt. Siehe da, man hatte die Medusa noch nicht vergessen! Cappari! hörte ich rufen, potztausend, sie ist's! Die muß das Banner uns vorantragen! Wer? schrie es dazwischen. La Medusa! rief es wieder, la Medusa! Ich wollte nicht, aber: Sopra la tavola! schrie es von allen Seiten. Man wollte sehen, ob ich es wirklich sei. Und auf einmal — vor der Schmiede am Teatro Diurno geschah es — hob man mich auf einen Tisch, oder war's ein Ambos? und nun sie mich alle erkannten, hieß es: Animo! Vorwärts! Und mit einem mächtigen Banner in der Hand mußte ich den Zug anführen — Handwerker waren es, ich weiß nicht, welchen Gewerkes, ich denke, Schneider und Tuchmacher, aber ordentliche Leute! So sind wir vors große Schloßthor gelangt, ich weiß noch jetzt nicht,

um welches feſtlichen Anlaſſes willen, und ſie haben ſich heiſer geſchrieen in Evvivas! Aber ſtatt daß der Herzog ſich gezeigt hätte, iſt plötzlich ein ungeheurer Taubenſchwarm hinter den Gittern des Schloßgartens aufgerauſcht — wie ein Sturmwind klang es — und hat ſich über unſern Köpfen im Kreiſe bewegt, und wie wir alle ſtaunen, was das für ein Mirakel ſei, da haben einige unter uns ſchwarze oder braune Streifen Zeuges oder Leder in der Luft flattern ſehen, und nun hieß es: Benissimo! eine Antwort Francescos! und der Zug löſte ſich auf, um einen oder den andern dieſer wunderlichen Briefe zu erwiſchen. Giubbilo! Ich habe dieſen hier gegen mein Banner eingetauſcht, als nach und nach die Enttäuſchung immer größer wurde; denn man hatte Goldſtickerei und was weiß ich erwartet, wie eine herzogliche Botſchaft freilich wohl hätte ausſehen müſſen; und ſo hieß es denn: Fi! una natta! una billera! und man ſchämte ſich, auf den Schabernack eines Spaßvogels hineingefallen zu ſein. Die verwiſchte weiße Kreideſchrift zu enträtſeln, hatten übrigens die wenigſten vermocht, und ich weiß nicht, ob einer außer mir ſich die Mühe gegeben hat, es zu verſuchen. Mir aber, Signor Antonio Maria, mir war es, als hätte der Finger Gottes ſelber dieſe ſchlechten Fetzen beſchrieben, ich ſtarrte und ſtarrte, und mein Auge wurde ſehend, Signor Antonio Maria, und jetzt weiſet die arme Meduſa nicht grauſam von Eurer Schwelle!

Sie ſank von neuem auf die Kniee, von dem langen Reden erſchöpft und der Aufregung erliegend, welche ihr die auf ſie eingeſtürmten Eindrücke bereitet hatten.

Antonio Maria war allmählich zu ruhiger Beſinnung gekommen. Die ſchwer entzifferbaren Notrufe Giuſeppes verloren die anfangs durch den Nachfolger Vitalianos ihnen zugetraute Verfänglichkeit. Außer der Meduſa mochte in der That keiner der wenigen Leſekundigen in dem Handwerkerzuge von dem Inhalt jener für eine Fopperei gehaltenen Taubenſtafette etwas ahnen. Nur der überreizte Spürſinn der immer noch von ihrem Pflegling aus dem Bagno di Veſta erfüllten Neapolitanerin war auf die richtige Fährte gelangt.

Und kann man denn mit einem ſo exaltirten Weſen, wie du es biſt, anders verfahren, als ich es gethan habe? ſagte Antonio Maria.

Alſo er lebt! rief Giacinta, und ihren Augen entſtürzten Freudenthränen.

Zitto! Still!

Ich will ganz verſtändig ſein.

Komm erſt wieder zu Atem.

Sie beugte ſich über ſeine Hand und küßte ſie. O welches Glück! rief ſie, wo iſt er? Laßt mich ihm den Ring bringen.

Welchen Ring? O richtig, ich beſinne mich.

Antonio Maria hatte in der That ſchon nach einem Vorwande geſucht, um ſie mit dem, was er ſonſt ihr auftragen wollte, ohne deſſen Mißtrauen zu erregen, an das Bett des Kranken zu ſchicken.

Er öffnete ein Schreibpult und fand bald das Schächtelchen, in welchem er das goldne Ringlein verwahrt hatte.

Ein Vorwurf schwebte auf Giacintas Lippen. Solange hatte Antonio Maria den Raub Colas behalten! Aber ihre Spannung duldete keinen Verzug. Gebt, gebt! bat sie, o endlich kann ich selbst ihm alles aufklären! Der Arme! Wie gelange ich zu ihm?

Kind, sagte Antonio Maria, du hast dich nicht in der Gewalt. Hier ist das Ringlein, aber bedenke, daß du zu einem immer noch Schwerkranken gehst. Jede Aufregung kann ihm den Tod bringen. Was thun wir, um ihn einigermaßen zu behüten? Denn ich sehe dir's an, du wirst dich nicht in der Gewalt haben, und wer weiß, wie sehr die Freude über das Wiedererlangen des kleinen Andenkens sein Blut plötzlich in Wallung bringt.

Ich werde ihn langsam vorbereiten, beteuerte Giacinta.

Du bist deiner selbst nicht sicher.

O sicuro! sicuro! Verlaßt Euch auf mich!

Er sah sich nach dem Fläschchen um. Hier ist, was uns dienen kann, sagte er, und schickte sich an, den verhängnisvollen Inhalt in ein mit Wasser halb gefülltes Glas zu schütten. Er vermied dabei, den Atem einzuziehen und schloß die Augen, um auch seine Sehkraft nicht von dem etwa aus dem Glase aufsteigenden Dunste Schaden nehmen zu lassen.

Dann reichte er es ihr mit möglichst arglosser Miene, indem er sie anwies, beim Eintreten zu sagen: Signor Gheddini — beileibe nicht Signor Antonio Maria, den dürfe sie nicht erwähnen -- Signor Gheddini also habe ihr erlaubt, dem Signor Giuseppe ein Andenken wieder einzuhändigen; der Doktor besorge jedoch, die freudige Aufregung könne dem Signor Giuseppe Schaden zufügen, und so solle der Signor Giuseppe zuvor das Glas hier austrinken; sie habe dem guten Signor Gheddini versprochen, sich keinen Verstoß gegen die Vorschrift des Doktors zu Schulden kommen zu lassen.

Sie mußte ihm seine Worte wiederholen, wobei er die Augen bald niederschlug, bald mit scheuem Blick auf das jetzt leere Fläschchen und den daneben liegenden Traktat richtete. Dann schloß er behutsam eine Tapetenthür auf und führte die mit klopfendem Herzen und wogender Brust mit ihrem Ringlein und ihrem Glase ihm Folgende durch einen langen, kalten und halbfinstern Gang bis an Giuseppes einige Stufen tiefer gelegenes Gemach.

Er schloß die äußere Thür auf und sagte leise: Die innere Thür ist offen; bereite ihm keine Szene; thu genau, was du mir versprochen hast zu thun; in längstens fünf Minuten erscheinst du wieder in meinem Zimmer. Jetzt geh.

Und er entfernte sich lautlosen Schrittes.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Giacinta ſtand auf der Schwelle des entzückendſten Raumes, den ſie je im Leben betreten zu haben glaubte; war er doch, obſchon die Sonne ſchon hoch ſtand, von nur angenehmer Wärme erfüllt, ſpielten doch einzelne ihrer Strahlen noch hie und da durch das üppige Weinlaub der zwei offenſtehenden Fenſter — mit dem Fußende dem dritten, vermauerten Fenſter zugekehrt, ſtand das mit bläulich gemuſterten Gardinen dicht behängte Himmelbett —, zogen doch Roſen-, Orangen- und Jasmindüfte aus und ein, und hatten ſich's doch Tauben ſchon wieder zwiſchen den bunt blühenden Töpfen der beiden offnen Fenſter bequem gemacht, unter ihnen vielleicht die nämlichen, die Giuſeppe Gonzaga mit der wunderlichen Botſchaft an das jubilirende Mantuaner Volk entſandt hatte.

Ja wunderlich erſchienen ihr jetzt dieſe Notrufe.

Freilich, die Fenſter hatten eiſerne Stangen, aber gab es in Mantua oder überhaupt in einer Stadt Italiens Erdgeſchoßfenſter ohne dieſen Schutz? Der arme Herr lag hinter ſeinen Gardinen ſo ſorglich verwahrt und gepflegt da, wie kein Prinz es beſſer wünſchen konnte.

Freilich, Antonio Maria hatte ihn einſt einen argen Verſchwörer geheißen. Aber war dieſe Fabel glaubhafter, als ſich die ſeines Todes ausgewieſen hatte? Wer mochte auf die Worte eines Mannes ſchwören, dem es darauf ankommen mußte, dem Herzog immer neue Verdächtige nachzuweiſen, ſo gutartig auch Antonio Maria in allem übrigen ſicherlich war.

Während ſie ſich in dieſer Weiſe von den ſchrecklichen Vorſtellungen erholte, die in dem langen, kalten und halbfinſtern Gange ihre geängſtigte Einbildungskraft gemartert hatte, kam eine ihr ſeit Wochen fremd geweſene Stille über ſie, und mit vorſichtigen Schritten näherte ſie ſich dem Bette.

Eccellenza, ſagte ſie leiſe.

Hinter der Gardine bewegte ſich eine Hand. Gleich darauf rollte die Gardine zurück.

Giuſeppe lag mit offnen, nach oben gerichteten Augen regungslos da. Ich brauche nichts, Ubidia, ſagte er müden Tones.

Er glaubte es mit der alten Negerin zu thun zu haben und winkte ab, da ſie nichts ganz zu verſtehen pflegte.

Giacinta, von der Bläſſe und Mattigkeit des Kranken bänglich bewegt, vermochte nicht gleich zu antworten.

Es iſt nicht Ubidia, Eccellenza, ſagte ſie dann, es iſt ein Mädchen, das Euch damals in dem Vicolo dei Spadaji einen kleinen Dienſt erweiſen durfte; ſie heißt Giacinta, Eccellenza, Giacinta d'Iſa, einige nennen ſie auch la Medusa — ſetzte ſie ſtotternd hinzu, denn er hatte ſein Haupt nach ihrer Seite gewendet, und es verwirrte ſie die Eigentümlichkeit ſeines befremdet auf ihr ruhenden Blickes in ſolchem Grade, daß ſie völlig vergaß, was ſie hier hatte thun und reden ſollen.

Das schwarze Lockengeringel um ihre Stirn und ihre scheu seinem Blick ausweichenden Augen, dazu das mit weißlichem Inhalte gefüllte Glas in ihrer Hand — der Kranke wußte nicht, ob ein Traumgesicht ihn necke, oder ob eines jener Geschöpfe vor ihm stehe, die, wie es hieß, den Zwecken Vitalianos dienten.

Ich kenne dich nicht, sagte er ungütig; in wessen Auftrag bist du hier?

In niemandes Auftrag, Eccellenza.

So? Und was öffnete dir die Thür meines Gefängnisses?

Ihr seid in keinem Gefängnisse, Eccellenza, wollte Giacinta ihn besänftigen; werdet nur erst gesund; gewiß, man denkt nicht daran, Euch festzuhalten, Eccellenza.

Giuseppe lächelte bitter.

Ist denn Ubidia abgesetzt? fragte er, sollst du an ihre Stelle treten? Was hat die ganze Veranstaltung zu bedeuten?

Ich weiß nicht, von wem Ihr redet, Eccellenza. Ich heiße Giacinta, und ich möchte —

Nun?

Ihr sollt aber erst trinken, hat Antonio Maria gesagt. Sie wollte ihm das Glas reichen.

Antonio Maria? fragte Giuseppe; in seinem Gedächtnisse tauchte zum erstenmale wieder der Name des durch Ambrogio Pellegrini empfohlenen Mannes auf, dessen grüne Aufschläge ihn dann aber verdächtig gemacht hatten.

Es würde Euch die Aufregung sonst schaden können, Eccellenza, erklärte sich Giacinta deutlicher; so habe es der Dottore ausdrücklich vorgeschrieben, hat mir Antonio Maria gesagt. Trinkt, Eccellenza. Nur fünf Minuten darf ich hier bei Euch sein, und ich habe Euch noch allerlei zu sagen. Trinkt, gute Eccellenza, trinkt, mir zuliebe.

Ein Schatten tiefen Abscheues glitt über die Züge des Kranken. Dann strich er mit der Hand über die Bettdecke, als wolle er zum Nachdenken Zeit gewinnen, vielleicht auch zum Verstellen.

Mit Lächeln sagte er darauf: Also dir zuliebe soll ich trinken? Und er streckte die Hand nach dem Glase aus.

Sie gab es ihm, und er führte es langsam, langsam an die Lippen, indem er die verdächtige Überbringerin dieser verdächtigen Mixtur nicht aus den Augen ließ.

Giacinta schaute freundlich aufmunternd zu, indem sie gleichzeitig die Linke fest zusammenkniff, um aus derselben nicht vorzeitig das darin verwahrte Ringlein entgleiten zu lassen. Sie meinte ihn gesund blicken zu können, so ganz lag ihr volles, übervolles Herz in ihren Augen. Wie gern hätte sie ihr Leben für ihn hingegeben!

Das Gegenteil war es, was der Kranke aus den selbst bei ihrer freundlichsten Miene doch noch verhalten dämonischen Zügen der Botin Antonio Marias herauslas und herauslesen mußte. Und so, ohne getrunken zu haben, sagte er plötzlich: Kredenze mir's. Und er setzte das Glas von den Lippen ab, um es ihr hinzureichen.

O Eccellenza, stotterte Giacinta, demütig die Ehre ablehnend.

Hier nimm!

Ihr wollt es?

Sie griff mit zitternder Hand nach dem Glase.

Ich will es.

Mit einem Knixe führte sie das Glas an die Lippen, setzte es aber wieder ab, um nach ihrem Heimatsbrauche dem Kredenztrunke die segnenden Worte: buona sanità! vorausgehen zu lassen.

In demselben Augenblicke hatte Giuseppes Hand ihr das Glas entrissen und es in der Richtung des Fensters fortgeschleudert. Klirrend zerschellte es an einer der Eisenstangen. Der Inhalt überschwemmte die Fensterbank. Die Tauben waren ängstlich flatternd entflogen.

Ruchlose! stöhnte Giuseppe; so jung, so schön und so verworfen! Geh!

Das Mädchen stand sprachlos da.

Geh, Elende! wiederholte der Kranke; sind meine Tage nicht ohnehin gezählt? Wie konntest du dich zu einem so schmählichen Geschäfte dingen lassen! Traditrice! Sieh mich an! Beichte! Du wußtest, daß ich vergiftet werden sollte! Ipocrita! O weg mit der Miene gekränkter Unschuld, du täuschest mich nicht, du hättest nur zum Scheine kredenzt! Oder du warst mit Gegengift für dich versehen worden. A fe! A fe! Welch ein edler Herr ist dieser Francesco, und wie stolz muß michs machen, sein Vetter zu sein! Beichte, Unselige!

Und so strömten Verwünschungen und vernichtende Anklagen über seine fast blutlos gewordenen Lippen, bis er vor Erschöpfung verstummte.

Mit verwirrten Blicken hatte die Neapolitanerin dagestanden. Der Gedanke, das Glas habe Gift enthalten, war wie ein Blitz bei ihr eingeschlagen, und sie horchte, während der Kranke redete, nach der Seite des langen, finstern Ganges, ob sich nicht draußen der Schritt des Entsetzlichen vernehmen lassen würde, daß sie wie eine Furie über ihn herfallen und ihn vor den Augen Giuseppes erdrosseln könne.

Dann glaubte sie das Geräusch seines Nahens von dem Fenster her zu hören. Aber es waren die schon wieder zutraulich auf die Fensterbank geflogenen Tauben, und Giacinta sah sie mit gierigem Schnabel einander beim Aufschlürfen des Gifttranks den Rang streitig machen.

Finster und verschlossen war ihre Miene, als sie die unschuldigen Tierlein so mit flatternden Flügeln sich den Weg zu grausigem Untergange bahnen sah. Trinkt, brach sie schluchzend in Jammerlauten aus, ja trinkt euch nur den Tod! Was ist das Leben, als ein bunt übertünchtes Sterben! O wär' ich selber schon tot!

Sie sank auf den Estrich nieder und raufte sich verzweifelnd das Haar.

Das Ringlein war ihrer Hand entglitten und tanzte auf den Marmorplatten dahin.

Giuseppe sah es rollen und verfolgte es mechanisch mit den Augen.

Verlaß mich, befahl er, oder liegt in deinem Busen etwa noch ein Stiletto für mich auf der Lauer, so mach' ein Ende. Ich bin kraftlos. Ein Kind kann mir das Lebenslicht ausblasen.

Sein Atem versagte.

(Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Geistlicher und Politiker. Den Bemerkungen, welche in Nr. 27 dieser Zeitschrift zu der Fassung des Urteils in Sachen Stöckers gegen die „Freie Zeitung“ gemacht werden, wird unbedingt zustimmen, wer imstande ist, die Angelegenheit unparteiisch zu betrachten. Leider trifft man diese Fähigkeit ziemlich selten an. Wenn Organe der äußersten Rechten es als Ehrenpflicht auffassen, den Mann nicht fallen zu lassen, welchen die Gegner mit allen, schlechthin allen Mitteln zu vernichten trachten, so ist das zu begreifen; aber auch sie schießen zum Teil über das Ziel hinaus, drücken die Augen gegen Dinge zu, welche deshalb doch aufrecht bleiben, und damit schädigen sie wieder nur ihre Sache. Kein Wort braucht verloren zu werden über das Toben und Jubeln der semitischen Presse, welche hartnäckig an dem Glauben festhält, die heute auf dem ganzen Erdboden zu konstatirende Erhebung gegen das Uebergewicht der jüdischen Rasse sei das Werk einiger wenigen und würde ohne diese garnicht eingetreten sein. Aber wohin sind wir geraten, wenn Sachwalter es wagen dürfen, mit dem Hinweis auf Stöcker (dem einen wissentlich abgelegten falschen Schwur niemand hat vorwerfen können) Schuldlosigkeit für meineidige Verbrecher zu verlangen! Antipathie gegen den Hofprediger besteht auch in zahlreichen Kreisen, welche sich gegen jede Gemeinschaft mit dem zu unverdienter Berühmtheit gelangten Herrn Bäcker und dessen Anhang ernstlich verwahren würden; und sympathisch ist auch uns die Agitationsweise Stöckers nicht. Doch darf uns das nicht zur Ungerechtigkeit gegen ihn und zum Generalisiren verleiten. Weil Stöcker seine Sache häufig ungeschickt vertritt, ist seine Sache noch keine einfach verwerfliche, und am allermeisten sollte man sich bedenken, den Geistlichen die Berechtigung zu praktischer politischer Thätigkeit gänzlich abzusprechen.

Wo beginnt die politische Thätigkeit? Soll der Geistliche teilnahmlos bleiben für alles, was außerhalb der Kirchenwände und seines Studirzimmers sich abspielt? Darf er das Wahlrecht nicht ausüben oder wenigstens von dem passiven keinen Gebrauch machen? Das ist wohl noch nirgends verlangt worden, Geistliche aller Konfessionen sitzen als Gewählte oder Ernannte oder ausdrücklich kraft ihres Amtes in den Unter- und Oberhäusern der verschiednen Länder, stehen mithin im politischen Leben und genießen, wie sich das von selbst versteht, in ihrer politischen Eigenschaft eben nur den Schutz, auf welchen diese Anspruch giebt. Oder will man sie auf parlamentarische Thätigkeit in diesem spezifischen Sinne beschränken? Die katholische Geistlichkeit von dem Bischof angefangen, welcher Hirtenbriefe erläßt, bis zu dem Kaplan, welcher in der Predigt, im Beichtstuhl, am Sterbelager, im Wirtshaus und im „Blättchen“ die Tagesfragen bespricht, hat sich eine derartige Beschränkung niemals auferlegen lassen, und ebenso ist allbekannt, eine wie vielseitige Thätigkeit von manchen Rabbinern entwickelt wird. So bliebe das Verbot nur für den protestantischen Geistlichen aufrecht? Nicht doch, wir sehen Pastoren im freisinnigen Lager agitiren, und man rechnet ihnen das als Verdienst an. Mithin wird wieder das doppelte Maß angewandt, nur den konservativen Geist-

lichen steht es nicht zu und an, sich auch als Staatsbürger zu fühlen und zu zeigen! Gewiß teilen viele Amtsbrüder Stöckers diese Ansicht, und wir werden denjenigen keinen Vorwurf machen, welche sich ihren Wirkungskreis als Seelenhirten eng ziehen. Ueberzeugung und Temperament bestimmen die Wahl des Thätigkeitsfeldes. Nur verarge man es auch nicht dem andern, wenn er Erscheinungen, von deren Verderblichkeit er aufs tiefste durchdrungen ist, überall entgegentritt, nicht bloß auf der Kanzel. Und das trifft doch unleugbar bei Stöcker zu.

Der Geistliche soll der Bote des Friedens sein, sagt man. Gewiß. Als Friedensboten fühlten sich auch die Apostel, welche einst unser Vaterland für das Christentum eroberten, aber sie scheuten sich deswegen nicht, eigenhändig die Götzenbilder umzustürzen. Und ein Friedensbote war Luther, der herzhaft in die Politik seiner Zeit eingriff, nicht mit Sammethandschuhen, ob er nun gegen Fürsten oder rebellische Bauern zu Felde zog. Und, um uns auf ein den Widersachern Stöckers vertrauteres Gebiet zu begeben, wie war es denn mit Moses? Daß der nicht wiederkehrt, deß sind die Herren wohl herzlich froh, denn er würde mit manchem ihrer Heiligtümer wenig Federlesens machen.

Wenn der Protestantismus auf nicht wenigen Punkten im Rückgange begriffen ist, so dürfen wir die Schuld daran zum Teil dem Mangel jener lebendigen Beziehungen zuschreiben, welche in der katholischen Kirche zwischen dem Geistlichen und seiner Gemeinde bestehen. Wir haben nicht die Absicht, unsern Pastoren die Bauernkapläne als Muster aufzustellen, welche alle Wahlen dirigiren. Aber wenn sie etwas mehr aus ihrer pastoralen Zurückgezogenheit heraustreten, sich öfter an die Entstehungsgeschichte des Protestantismus erinnern wollten, so würden sie, dünkt uns, der guten Sache große Dienste leisten können. Die protestantische Kirche in der Diaspora könnte in dieser Beziehung manchem als Beispiel dienen.

In Männerkleidern. Durch die Blätter geht die Erzählung einer Verhaftungsgeschichte, welche in einer für die betreffende Person durchaus nicht verstimmenden Weise verlaufen ist und vermutlich die Folge haben wird, daß die an Wilhelm Meisters Wanderjahre gemahnende Zeit der Amazonen-Kleider wieder heraufziehen wird. Die in Haft genommene junge Dame war von Kalmar bis nach Aussig in Männerkleidern gereist, ohne, wie es scheint, ihr Geschlecht zu verraten. Der Eintritt in Böhmen und die Revision ihrer zwei kleinen Koffer — in denen jedenfalls keine Damenkleider steckten — war ebenfalls glücklich überstanden. Aber auf allen böhmischen Stationen giebt es scharfe Vigilanten. In Aussig nahm ein solcher das junge, etwas zu zierlich trippelnde Herrlein aufs Korn, und siehe da: man erkannte in ihm eine Tochter Evas. Sie gestand, aus Kalmar bereits in Männerkleidern abgereist und der Meinung gewesen zu sein, ihre Reise nach Italien unbehelligter in Männerkleidern machen zu können. Da sie aber ohne alle Papiere war, so hielt man dafür, daß die ansehnliche in ihrem Besitz gefundene Reisekasse den Verdacht, man habe in dem schmucken jungen Kavalier eine Hochstaplerin erwischt, nicht ganz ungerechtfertigt erscheinen lasse. Auf die an den Magistrat von Kalmar gerichtete Anfrage kam jedoch der Bescheid, die junge Dame gehöre einer hochachtbaren Familie in Kalmar an, sei dort Lehrerin gewesen, reise in der That nach Italien ꝛc. Es scheint, daß man sich danach in Aussig beeilt hat, sie nicht nur in Männerkleidern weiterreisen zu lassen, sondern die aus Kalmar eingelaufene Legitimation auch noch zu vidimiren, sodaß etwa weitere neugierige Erkundigungen nach dem Grunde der Bartlosigkeit und der schlanken Taille des jungen Herrn dem Fräulein weiter keine Verdrießlichkeiten zu bereiten brauchen.

Bis jetzt ist über die weiteren Abenteuer der jungen Amazone nichts in die Oeffentlichkeit gedrungen, als daß sie sich auf einen Roman berufen haben soll, in welchem ein mit einer schwedischen Admirals-Familie in Riva zusammengetroffener junger Maler sich als ein Fräulein entpuppt habe. Wenn dies Buch, wie nicht zu zweifeln ist, Waldmüllers in Nr. 44 (1884) dieser Blätter ausführlich besprochner Roman „Darja" war, so zeigt sich wieder einmal, wie bei dem berühmten Roman des Cervantes und bei Goethes „Leiden des jungen Werthers," mit welchen Augen das Publikum liest. Don Quixote sollte die Ritter-Romane persifliren und wurde selbst als Ritter-Roman aufgefaßt und zerlesen. Die Pistole des jungen Werther trat erst in Funktion, nachdem der Liebende von Qualen mürbe gefoltert war, und kein Federstrich des Autors hatte den Selbstmord glorifizirt. Dennoch glaubten unzählige Leser und Leserinnen darin eine Aufforderung zu erblicken, kurzer Hand dem schönen Erdendasein auf die Weise des jungen Werther ein Ende zu machen. Auch Darja, die Steppentochter, geht erst nach Drangsalen, welche alle aus dem unvorsichtig von ihr angelegten Männerkostüm erwachsen sind, in den Hafen des Friedens und des Glückes ein. Dennoch wird sie, wie schon erwähnt, vermutlich eine Anzahl von wohlgemuten Nachfolgerinnen erhalten, zumal da die erste — und ist sie wirklich die erste? — in Aussig ihr Abenteuer mit so gutem Gelingen bestanden hat.

Eine ernstere Frage ist: Wie weit läuft die Verkehrung der geschlechtlichen Erscheinung den bestehenden Gesetzen entgegen? Ist sie im deutschen Reiche straffälliger als in Böhmen? Die Frage scheint kontrovers; ihre Beantwortung möge hierdurch angeregt sein.

Wider den Schwindel in geschäftlichen Anpreisungen. Zu den Geschäften, in welchen Unwahrheit und Unredlichkeit noch tief eingenistet ihr Unwesen treiben, gehört allerorten und nicht bloß innerhalb Deutschlands der Handel mit Wein. Kein Mensch, der gelegentlich eine Flasche St. Estephe oder St. Julien vorgesetzt erhält, glaubt mehr daran, daß der Wein wirklich an jenen gesegneten Geländen gewachsen sei, deren Namen er trägt, ja sein Bordeaux muß schon aus recht zuverlässiger Bezugsquelle herkommen, wenn er überhaupt noch als reines Naturgewächs angesehen werden soll. Auch die Namen unsrer bekannten deutschen Weinorte, Deidesheim, Hochheim, Rüdesheim und wie die anheimelnden Fleckchen alle heißen, werden nachgerade allenthalben zur Bezeichnung von Weinen gemißbraucht, die um gewisse höhere Preise abgegeben werden, möge ihr Ursprung auch ganz wo anders zu suchen sein, als der Name besagt. Bei bessern Geschäftshäusern scheint es daher mehr und mehr Sitte zu werden, dem Weine die eigne Firmabezeichnung zu geben, wohl auch den Namen des Weingartenbesitzers beizufügen, von welchem der Wein stammt, um hiermit eine Gewähr für den Gehalt zu bieten. Auch dieser guten Sitte aber drängt sich die Unsitte falscher Firmenangabe zur Seite.

So kam uns jüngst als Beilage der in Berlin erscheinenden „Offertenzeitung hervorragender Firmen für die deutsche Aristokratie" eine gedruckte Anzeige zur Hand, in welcher ein deutsches Geschäftshaus seine Schaumweine empfiehlt und dabei unverhohlen ausschreibt, daß man seine teils aus deutschen, teils aus französischen Weinen hergestellte Waare je nach Wunsch anstatt mit seiner eignen deutschen Firma auch mit einer falschen französischen Etikette erhalten könne; das Anerbieten der falschen Etiketten ist dabei mit fetteren Buchstaben gedruckt, damit der saubere Lockvogel ja nicht übersehen werde. Der Name des uns gänzlich fremden Geschäfts hat mit dem Zwecke gegenwärtiger Einsendung nichts zu thun, sein Inhaber scheint keine Ahnung von dem

Anstößigen und Schimpflichen seines Ausschreibens gehabt und nicht bedacht zu haben, welchen verachtungsvollen Spott und Hohn es besonders bei unsern eifersüchtigen Nachbarn jenseits der Vogesen erregen müsse, sonst hätte er sich wohl gehütet, es so offen in die Welt hinauszusenden. Umsomehr aber erscheint es geboten, die Sache öffentlich zu besprechen und Verwahrung einzulegen gegen solchen Schwindel, durch welchen der gute Ruf der deutschen Geschäftswelt nicht wenig gefährdet wird. Unser Schaumweinhändler hat zwar selber sich im Reichsgesetz über den Markenschutz umgesehen und versichert in seiner Anzeige ausdrücklich, er bediene sich nur solcher französischen Firmennamen, welche es in Wirklichkeit garnicht gebe, seine Ausstattung mit falschen Etiketten könne daher mit diesem Gesetz nicht kollidiren, d. h. man setze sich mit dem Gebrauch derselben keiner gerichtlichen Verfolgung wegen Verletzung des genannten Gesetzes aus. Dies ist richtig, denn eine Firma, die nicht vorhanden ist, vermag auch keinen Rechtsschutz in Anspruch zu nehmen. Ist der Schwindel aber auch nicht unter das Markenschutzgesetz zu bringen, so widerstreitet er darum doch dem Sinne und der Richtung nicht bloß dieses Gesetzes, sondern der gesamten Rechtsanschauung und Gesetzgebung unsrer Zeit, und glücklicherweise giebt es noch andre Gesetze als das von Herrn X befragte, mittels deren ihm wird begegnet werden können. So unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß Herr X für jeden Gebrauch seiner falschen Etiketten auf Grund des Handelsgesetzbuchs straffällig wird, dessen Art. 26 das Handelsgericht anweist, gegen denjenigen mit Ordnungsstrafen einzuschreiten, welcher sich einer ihm nach den Vorschriften dieses Gesetzes nicht zustehenden Firma bedient; dem Herrn X aber stehen die französischen Firmen, ob wirkliche oder erdichtete, deren er sich auf jenen Etiketten bedient, offenbar nicht zu. Er kann sich auch nicht darauf berufen, daß in einem andern großen und geachteten Geschäftszweige ähnliches eine allgemeine und unbeanstandete Uebung sei. Allerdings ist es im Zigarrengeschäft weitverbreiteter Gebrauch, die Waare mit willkürlich erdachten spanisch klingenden Namen und Firmen auszustatten. Auch dies ist ein Unfug, der hoffentlich dem geläuterten Zeitgeist nicht mehr lange wird widerstehen können, er ist aber so allbekannt, daß kein Mensch diesen fremden Firmennamen die Bedeutung wahrer Firmen beilegt, und daß deshalb von einem unbefugten Firmengebrauche und überhaupt von etwas Gesetzwidrigem hier nicht die Rede sein kann.

Anders beim Weinhandel. Bei Weinflaschenmarken macht der Käufer unbedingt den Anspruch auf die Wahrhaftigkeit der denselben gegebenen Firmenbezeichnungen. Die falschen französischen Etiketten verstoßen darum auch nicht bloß, wie gezeigt, gegen das Handelsgesetzbuch, sondern sie geraten sogar mit dem Strafgesetzbuch in bedenklich nahe Berührung. Welchem Zwecke sollen sie nach Absicht des Herrn X dienen? Doch wohl dem, seinen Absatz in Schaumweinen dadurch zu steigern, daß seine Abnehmer einen anscheinend und nach dem Glauben der Leute bessern und kostbareren Wein um verhältnismäßig billigen Preis erhalten. Herr X will freilich seine nächsten Abnehmer hiermit nicht täuschen, denn ihnen bietet er die falschen Etiketten ausdrücklich als falsch an; umso gewisser aber muß er sich sagen, daß die Wiederverkäufer seine falschen französischen Etiketten den echten deutschen nicht bloß um harmloser Spielerei willen, sondern zumeist aus dem Grunde vorziehen werden, weil mit denselben dem Schaumwein der Anschein eines aus Frankreich eingeführten, für besser und wertvoller gehaltnen Weines gegeben und derselbe vermöge dieser Täuschung leichter oder um höhern Preis zu verkaufen sei, mit andern Worten, daß seine Abnehmer die französischen Etiketten zum Zwecke der Täuschung andrer bestellen. Dies wird auch dadurch nicht anders, daß Herr X den Schaumwein aus französischen Weine hat

herstellen lassen, denn ein Schaumwein, der in Deutschland aus französischem Weine gemacht wird, ist darum noch kein französischer Schaumwein; bekanntlich kommt es bei diesem künstlich bereiteten Getränk ebensolcher auf die Art und Weise der Zubereitung, als auf das dazu verwendete Gewächs an, und gewiß wird jemand, der im Wirtshaus einen Schaumwein mit französischer Firma aus Rheims oder Epernay verlangt, nicht einen solchen haben wollen, den Herr X in der Pfalz aus französischem Wein hat machen lassen. Da die Etiketten unstreitig Privaturkunden sind, läßt sich fragen, ob mit deren Gebrauch zum Zwecke der Täuschung nicht ein Verbrechen der Urkundenfälschung begangen wird. Hierzu wird im Gesetz eine solche Privaturkunde vorausgesetzt, welche zum Beweis von Rechten oder Rechtsverhältnissen von Erheblichkeit ist. Die Aufschrift auf einer Flaschenetikette dient zwar zunächst nur zum Beweis der Thatsache, daß der Inhalt der Flasche von der auf ihr genannten Firma herrühre, aber diese Thatsache ist insofern eine rechtserhebliche, als aus ihr entnommen werden kann, daß die genannte Firma für den Inhalt Gewähr leiste, daß sie sich ihrem Abnehmer gegenüber rechtlich für diesen Inhalt verpflichtet habe. Dieses Rechtsverhältnis zwischen dem Urheber und seinem ersten Abnehmer tritt jedoch beim Wiederverkauf so sehr zurück, daß dem dritten Abnehmer gegenüber die Etikette nicht leicht als für den Beweis von Rechten oder Rechtsverhältnissen erheblich in Betracht kommt. Wird es sich daher auch bei ihrem Gebrauch in den hier vorauszusetzenden Fällen nicht um strafbare Fälschung handeln, so liegt doch umso gewisser der äußere Thatbestand des Vergehens des Betruges vollständig vor. Wer den Schaumwein mit falscher Etikette aus zweiter oder dritter Hand kauft, ohne zu wissen, daß die Etikette falsch ist, wird durch die Vorspiegelung einer falschen Thatsache getäuscht und hierdurch, da er für sein Geld eine Sache andrer und weniger geschätzter Art erhält, als welche er erhalten wollte, an seinem Vermögen geschädigt. Herr X aber setzt seinen Schaumwein mit den falschen Etiketten in den Verkehr, um größere Geschäfte zu machen, als er ohne sie machen würde, also um sich einen Vermögensvorteil zu verschaffen, und zwar einen rechtswidrigen, denn er hat kein Recht auf Vergrößerung seines Absatzes durch Ausbieten seiner Waare unter andrer als seiner eignen Firma. Jedenfalls hätte dem Herrn X bei einigem Nachdenken über sein Vorgehen klar werden können und sollen, daß er damit andern Gelegenheit zum Betrug eröffne, daß er zu solchem geradezu einlade und seine Beihilfe zusichere und sich hiermit dem Verdacht aussetze, selber betrügen zu wollen.

Diese Folgerungen aus seinem Thun hat er offenbar nicht gezogen, er hat sich im Eifer des geschäftlichen Wettkampfes zu einem Mittel verleiten lassen, dessen wahre Eigenschaft und Tragweite er nicht erkannt, das er vielmehr für erlaubt und nicht unehrenhaft gehalten hat. Das aber gerade ist es, was uns zu gegenwärtiger Einsendung Anlaß giebt. Nicht so gar selten und selbst in Kreisen, welche streng auf kaufmännische Ehre halten, kann man noch Geschäftsleuten begegnen, bei denen der Sinn für das Rechte eine gewisse Trübung erleidet, sobald ihr eigner, geschäftlicher Nutzen in Frage kommt. Hier kann nur ein schonungsloses Aufdecken klärend wirken, und es erscheint als Pflicht, da, wo die Verkennung der Schranke zwischen ehrlichem kaufmännischem Streben und unehrlichem Schwindel offen zu Tage tritt, öffentlich auch die wahre Eigenschaft solchen Gebahrens bloßzulegen und damit nach Möglichkeit zu gründlicher Ausrottung des Schwindels beizutragen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.

Das Programm des Torykabinets.

Die neuen Minister haben in voriger Woche im Parlament die Politik, die sie zu verfolgen gewillt sind, in großen Zügen entwickelt, und wir wissen nun wenigstens, was sie in innern und auswärtigen Fragen zunächst vorhaben. Von besondrer Bedeutung ist dabei die Rede, welche der Premier Marquis Salisbury am 6. d. M. im Oberhause hielt, und in dieser wieder nehmen die Auseinandersetzungen die erste Stelle ein, die der neue Premier in betreff seiner Ansichten und Absichten in den auswärtigen Fragen des Tages machte.

Für die wichtigste unter den letztern sieht er diejenige an, welche die Unterhandlungen mit Rußland über das nordwestliche Afghanistan hervorrief, und seine Erklärung läuft hier in der Hauptsache auf folgende Gedanken und Vorsätze hinaus. Wir müssen fürs erste die Politik unsrer Vorgänger an der Stelle wieder aufnehmen, bis zu der sie damit gelangt sind, und uns bemühen, sie zu einem Ergebnisse zu bringen, welches den Interessen Englands entspricht. Unsre Erklärungen und unser Handeln sind wesentlich durch den Umstand beschränkt, daß wir die von unsern Amtsvorgängern eingegangenen Verpflichtungen zu erfüllen haben. Die hauptsächlichste Meinungsverschiedenheit ist hier der Paß von Zalfikar, hinsichtlich dessen England dem Emir Abdurrachman die Zusage erteilt hat, er solle bei der Grenzbestimmung den Afghanen verbleiben. Das ist für uns eine Lebensfrage, und so können wir davon nicht abgehen; allen, die uns ihr Vertrauen zuwenden, muß bewiesen werden, daß England bei seinen Versprechungen Wort hält. Allerdings ist hier die Zusage englischerseits erst erfolgt, nachdem Rußland in London ein gleiches versprochen hatte, und es sind dann Meinungsverschiedenheiten hinsichtlich der Ausführung entstanden, über welche noch unterhandelt wird; indes waltet dabei auf beiden

Seiten der ernste Wunsch nach freundschaftlicher Lösung der Frage ob. Übrigens ist — hier beginnt der wichtigere Teil der Äußerung Salisburys über diesen Punkt — einer Übereinkunft, mit welcher diese Unterhandlungen endigen werden, keine entscheidende Bedeutung beizulegen. England darf bei der Unsicherheit der Zustände Asiens auf Verträge, welche dessen Fürsten einzugehen geneigt sind, bei der Abwägung seiner asiatischen Interessen sich nicht verlassen. Die Regierung muß, obwohl sie sich das Vertrauen und die Freundschaft des Emirs von Afghanistan zu erhalten suchen wird, doch zum Schutze der britischen Besitzungen mit Geschick entworfene, rasch und energisch auszuführende Maßregeln treffen, mit denen sich die Grenze an ihren jetzt schwachen Stellen verteidigen läßt. Es sind Bollwerke notwendig, die nicht nur die Grenze schützen, sondern weit genug über sie hinausreichen, um verhindern zu können, daß der Kriegsstrom ihre Füße bespüle. Wir hoffen, daß Vorbereitungen dieser Art — unter denen die Erhebungen der nordafghanischen Städte Maimene, Kanduz u. a. zu starken Festungen und Belegung derselben mit englischen Garnisonen verstanden wird — nie werden aufgegeben oder vernachlässigt werden, gleichviel, welche Partei am Ruder sein wird.

Was dann die ägyptische Frage angeht, so war der Gedankengang in dem von Salisbury entwickelten Programm im wesentlichen folgender. Die Schwierigkeiten, denen wir hier gegenüberstehen, sind sehr groß. Bevor wir uns über ein definitives Verfahren entscheiden, sind alle bisher unternommenen Experimente zu prüfen und alle neuen Pläne so abzuwägen, daß man einmal gethane Schritte nicht zurückzuthun nötig hat. Die Politik der Regierung muß eine stetige sein, ohne irgendwelches Schwanken. Die erste Frage, die hier in Betracht kommt, ist der Feind, der siegreich in Chartum und in Suakin steht; es fragt sich, wie die Streitkräfte Ägyptens zu verwenden sind, um ein fanatisches Barbarentum fernzuhalten und die etwaigen Grenzen Ägyptens derartig zu sichern, daß die Zivilisation, die England zurückzulassen wünscht, wenn es seine Truppen das Land räumen läßt, ungefährdet fortblühe. Hier ist schon die militärische Schwierigkeit sehr erheblich, noch größer aber die politische. England kann den Sudan nicht ganz seinem Schicksal überlassen, es fragt sich nur, wieviel davon bei Ägypten bleiben und wieviel unter dessen militärischer Aufsicht stehen muß. Erst nach Entscheidung dieser Frage werden wir Ägypten in einen gesicherten Zustand versetzt haben. Weit wichtiger noch ist aber die finanzielle Schwierigkeit, vor deren Überwindung nichts unternommen werden kann. Diplomatische Hindernisse stehen einer Operation auf Grund der abgeschlossenen Finanzkonvention im Wege, und wenn dieselben Beseitigung erhoffen lassen, so sind sie doch dermalen noch nicht beseitigt, und solange dies nicht der Fall ist, bleibt die finanzielle Lage mißlich und ein Hindernis für jeden Fortschritt. Wäre die Beseitigung unmöglich, so müßten Maßregeln strenger Sparsamkeit ergriffen werden, um das finanzielle Gleichgewicht in befriedigendem Maße

herzustellen. Zu alledem kommt endlich noch die hochwichtige und sehr ernste Frage über die Regelung der internationalen Beziehungen, des Verhältnisses Ägyptens zu den andern Ländern. Die kluge und umsichtige Politik, welche zur Erledigung dieser Fragen erforderlich ist, erheischt Zeit. Es ist unmöglich, Ägypten in dem Zustande, in welchem es sich bei der Landung der englischen Armee befand, wiederherzustellen, wenigstens müßte die Regierung dann für ihr Vorgehen einen ziemlich langen Weg einschlagen. Der Khedive hat sich gegen England stets loyal gezeigt, und so ist dieses durch alle Erwägungen der Ehre an ihn gebunden.

Schließlich drückte der Premier die Hoffnung aus, die Session des Parlaments bald schließen zu können, und erklärte, daß er die Auflösung desselben nicht zu verschieben beabsichtige, und daß er erwarte, die neuen Wahlen würden etwa am 17. November vorgenommen werden können. Später sprach Lord Carnarvon über die Politik der Regierung hinsichtlich Irlands, und zwar sagte er, das Kabinet sei entschlossen, eine Erneuerung der Ausnahmegesetze nicht zu verlangen, sie wolle Irland nur nach den gewöhnlichen Gesetzen verwalten. Wir bemerken hierzu, daß die irische Frage im neuen Kabinet rasch entschieden werden müßte. Sie war für Salisbury mehr eine parlamentarische als eine politische Frage. Die eigentlichen Whigs im Parlament sind allerdings der Meinung, Irland lasse sich nur mit dem Ausnahme- oder Zwangsgesetze regieren, die radikalen Bundesgenossen derselben aber verwerfen diese Ansicht mit größter Entschiedenheit, und dieser Zwiespalt der beiden Flügel der bisherigen Regierungspartei trug wesentlich zum Falle des Ministeriums Gladstone bei. Es lag durchaus im Interesse Lord Salisburys, sich die hierin dissentirenden Elemente der Parteikoalition zu gewinnen, an deren Spitze Gladstone regierte. Noch mehr vielleicht hatte der neue Premier die Parnelliten zu berücksichtigen, die bei der Abstimmung gegen seinen Vorgänger den Ausschlag gegeben hatten, und deren Hoffnungen er nicht täuschen durfte. Wenn er das Zwangsgesetz fallen ließ, so folgte er der Pflicht parlamentarischer Selbsterhaltung, und die Gerechtigkeit und Zweckmäßigkeit der Sache kam dabei nicht in Frage.

Daran sei gleich ein Wort über die gegenwärtige Stellung Gladstones zu dem neuen Kabinette geknüpft. Man darf dieselbe als nicht ungünstig bezeichnen. Wenigstens sagte er der Regierung am 7. d. M. im Parlamente seine Unterstützung ziemlich unumwunden zu, und da er über die Liberalen fast uneingeschränkt verfügt, so bedeutet dieses Versprechen ungefähr den Beistand der ganzen Partei — d. h. für die Zeit bis zu den Wahlen und unter der Voraussetzung, daß die Minister nicht weiter gehen, als bis zu den Punkten, die Salisburys Programmrede bezeichnet. Wenn die Tories die afghanische Grenze so regeln, daß Zalfikar auch in Zukunft zum Gebiete des Emirs gehört, wenn sie die finanziellen Schwierigkeiten in Ägypten aus dem Wege zu schaffen versuchen, und wenn sie sich getrauen, Irland ohne Zwangsgesetz zu regieren, so

giebt ihnen Gladstone seinen Segen dazu. Es ist ungefährlich und sieht edelmütig aus. „Es ist ja so ziemlich unser Programm, kann er sich sagen, und wir werden sehen, ob die neuen Herren es besser machen werden als wir, ob sie für den Zweck, scharfsichtiger als wir, auch die rechten Mittel finden oder ebenfalls in der Ausführung stecken bleiben werden." Um den Ministern eine Beschleunigung der Beratung des Budgets zu ermöglichen, widersprach er nicht, als zu diesem Ende Verwendung aller Sessionstage (mit Ausnahme der Freitage) beantragt wurde. Das Gewicht seines Einflusses zeigte sich bei den Abstimmungen dieses Abends sofort: Lawsons Mißtrauensantrag wurde mit 151 gegen 2 Stimmen abgelehnt, und der Antrag des Schatzkanzlers, zur Ausstattung der Prinzessin Beatrice die Summe von 30 000 Pfund Sterling zu bewilligen, fand Annahme mit 153 gegen 22 Stimmen. Die Sitzung ließ übrigens deutlich erkennen, wer auf der einen und wer auf der andern Seite Führer der Partei im Hause der Gemeinen ist. Im Lager der Liberalen führte selbstverständlich Gladstone, the grand old man, das Wort, für die Konservativen aber sprach nicht Hicks Beach, dem es eigentlich zugekommen wäre, sondern Churchill, der neue Staatssekretär für Indien, von dem wir wahrscheinlich in der nächsten Zeit noch viel hören und zu berichten haben werden.

Die Rede Salisburys muß durch Ton und Stil überall einen guten Eindruck gemacht haben, besonders wenn man sie mit den frühern mündlichen und schriftlichen Äußerungen des „großen Greises" vergleicht, der ihm in der Leitung der englischen Staatsgeschäfte voranging. Dort eine Fülle rhetorischer Phrasen, durch die man erst hindurch muß, bevor man sich einigermaßen klar wird, was der Redner eigentlich will und nicht will, Widersprüche und Verhüllungen. Hier bei Salisbury einfache Klarheit, Logik, die sich ihrer Ziele und dessen, was möglich, was schwierig, was unausführbar scheint, wohlbewußt ist. Es ist wahr, über die Wege, welche über die Schwierigkeiten hinweg oder um sie herumführen sollen, erfahren wir wenig, der Premier entwickelt kein sehr ins einzelne gehendes Programm, ja er sagt der Welt kaum neues von besondrer Bedeutung, aber seine Ausführungen lassen doch die Grundsätze erkennen, von welchen das Ministerium sich leiten lassen würde, wenn es nach den Wahlen frei werden sollte. Mehr noch als die einzelnen bestimmten Angaben hinsichtlich Afghanistans und Ägyptens befriedigt die aus den Worten Salisburys hervorleuchtende Absicht, die Wiederholung der Schwankungen, der unüberlegten Fortschritte und der überraschenden Rückschritte der englischen Politik unter Gladstone zu vermeiden, und eine feste Haltung zu beobachten, die zugleich vorsichtig, friedlich und ehrlich sein kann. Gladstone war immer auf dem Wege, ein mündliches Abkommen, eine vorläufige Vereinbarung abzuschließen, eine Deklaration zustande zu bringen. Salisbury erklärt dagegen, daß er solchen Dingen keinen Wert beilege. Gladstone strebte als der Träumer, der er auf dem Gebiete der auswärtigen Politik im Grunde ist, lange Zeit und nach kurzer Unterbrechung

durch die Affaire am Kaschkfluſſe von neuem nach einem Freundſchaftsbunde mit Rußland; Salisbury deutet, ſeiner Vergangenheit getreu, verſtändlich an, daß er die Ruſſen als entſchiedene Nebenbuhler und Gegner in Aſien betrachtet und einen Ausgleich mit ihnen, der Dauer verheißt, für ein Ding der Unmöglichkeit hält. Gladſtone war endlich der Meinung, man dürfe die Verteidigungsanſtalten für Indien nicht zu weit hinausſchieben, und er war wohl nicht abgeneigt, unter Umſtänden Herat und ſelbſt ganz Afghaniſtan preiszugeben; Salisbury iſt im Gegenteil überzeugt, daß die Bollwerke Indiens weit nach Norden hinausgebaut werden müſſen, damit der Kriegsſtrom deſſen Grenze nicht beſpüle. Man wird bald ſehen, wie das in Petersburg berührt hat. Über die andre große Schwierigkeit, Ägypten, konnte Salisbury wenig ſagen, aber was er ſagte, lautete befriedigend, indem er die Abſicht kundgab, mit dem unglücklichen Lande, an dem England ſich ſo ſchwer vergriffen hat, in feſter und vorſichtiger Weiſe vorzugehen. Er beſitzt nicht den Zauberſtab, der nötig wäre, wenn das dortige Wirrſal mit einem Schlage aufgelöſt werden ſollte. Die neuen Miniſter übernehmen hier eine ungeheure Erbſchaft von finanziellen, militäriſchen und politiſchen Verpflichtungen und Laſten, bei der man ſie ſchon loben würde, wenn ihnen nur einiges gelänge und anders nur halb mißriete. Salisbury nahm ſich hier vor entſchiednen Erklärungen in Acht, und er that weiſe daran. Er ſteht hier nicht bloß einer Großmacht, ſondern einer Koalition aller bedeutenden Mächte des europäiſchen Feſtlandes gegenüber, unter denen das deutſche Reich mit Fürſt Bismarck iſt, mit welchem ſich die Tories auf möglichſt guten Fuß ſtellen möchten. Trotzdem ließ der Redner durchblicken, daß er England als berufnen Protektor des Nillandes betrachtet. „Wir“ müſſen deſſen Finanzen ordnen, ſagte er. „Wir“ können den Sudan nicht ganz ſeinem Schickſal überlaſſen. „Wir“ müſſen uns mit der Frage beſchäftigen, wie das Verhältnis Ägyptens zu den andern Mächten zu regeln iſt. Das klingt nicht nach der Auffaſſung Gladſtones, nach welcher der Staat des guten Chedive Tewfik ein „afrikaniſches Belgien,“ neutral und unantaſtbar ſein ſoll. Es iſt möglich, daß es den Tories gelingt, die internationalen Beziehungen Englands ſo zu verändern, daß ſie Ausſicht gewinnen, auch die internationalen Beziehungen Ägyptens zu regeln. Wir gehen nicht weiter auf dieſen Punkt ein und ſagen nur, daß es nicht an einem Hinweiſe fehlt, wie das zu bewerkſtelligen iſt.

Werfen wir noch einen Blick auf die gegenwärtige parlamentariſche Lage Englands und deren vorausſichtliche Entwicklung in der nächſten Zeit. Dieſelbe gleicht einem Drama, bei dem das Hauptintereſſe in den letzten Akt fällt. Noch niemals haben, wie es bis jetzt ſcheint, die Liberalen ſo gelaſſen zugeſehen, als ihre politiſchen Widerſacher zur Herrſchaft gelangten, und dieſe Gleichgiltigkeit iſt nicht unbegreiflich. Sie erklärt ſich u. a. aus dem Glauben, daß das Kabinet Gladſtone ſich offenbar Glück wünſchte, daß ſein Tod ſo rechtzeitig und ſo ſanft eintrat, und aus der Hoffnung, daß die neuen Leute, die bei den

Herbstwahlen zum erstenmale ein Wort mitzusprechen haben sollen, der Mehrzahl nach liberal sein werden. Infolgedessen betrachtet man das Toryregiment, das früher als Nationalunglück und als Pandorabüchse, gefüllt mit allerhand schrecklichen Dingen, verschrieen wurde, gutgelaunt, wo nicht apathisch, und das wird ohne Zweifel fortdauern, wenn der Leiter des neuen Kabinets sich so klug zeigt, als er patriotisch ist, und so vorsichtig handelt, als er klar und fest gesprochen hat. Der Kurs, den er zu steuern hat, ist ihm durch die Umstände vorgeschrieben; er ist also nicht so frei und nicht so verantwortlich wie ein andrer Lenker des britischen Staatsschiffes. Er ist der Minister einer Minorität, die zur Macht gelangte, weil die Majorität zufällig oder aus Indifferenz einmal unterließ, einen finanziellen Vorschlag ihres eignen Führers zu unterstützen. Er hat vorläufig nur die Bedeutung eines zeitweiligen Verwalters der laufenden und dringend notwendigen Geschäfte des Landes, welches schon in fünf Monaten sein Verdikt über Bleiben oder Gehen der Tories abgeben wird. Er kann deshalb keine neuen Wege einschlagen, keine kräftige Initiative wagen, sondern muß sich im ganzen auf den Geleisen bewegen, in denen seine Vorgänger zuletzt fuhren. Dazu kommt in betreff der auswärtigen Politik ein andrer Umstand, der Vorsicht empfiehlt und rasche Anläufe in neuer Richtung verbietet. Salisbury würde, wenn er mit andern Kabineten sich auf neuen Grundlagen verständigen wollte, nicht mit dem Ansehen sprechen können, welches dazu erforderlich wäre. Fremde Staatsmänner kennen das Unsichere und Provisorische seiner Stellung, sie wissen, daß die baldige Rückkehr der Partei Gladstones ins Amt wo nicht wahrscheinlich, doch sehr möglich ist, und daß er selbst in dem Falle, daß die Wahlen dem jetzigen Kabinet im Unterhause die Mehrheit verschafften, für seine künftige Politik schwerlich sehr viele Mitglieder über die Hälfte auf seiner Seite sehen wird. Es würde deshalb unklug sein, wenigstens für die nächsten Monate, wenn eine auswärtige Macht darauf hoffen wollte, mit einem von ihm geleiteten England zu einem dauernden Einvernehmen in wichtigen Fragen zu gelangen. Aber zum Glück für ihn und seine Kollegen liegen die Dinge in diesem Bereiche so, daß die Windstille, die hier zunächst herrschen wird, ihm nicht schaden kann. Mit andern Worten: die gegenwärtige Sachlage verlangt von dem Toryministerium nirgends einen neuen und kühnen Entschluß. An der afghanischen Nordgrenze werden Salisbury und Churchill zuvörderst bloß das Kompromiß auszuführen haben, welches Granville mit Giers nahezu abgeschlossen hatte, als er abtrat. Die Räumung Dongolas ist soweit vollzogen, daß eine vollständige Wiederbesetzung für jetzt sehr schwierig, wo nicht unmöglich erscheint. Der Mahdi zögert mit seinem Vorrücken nach Ägypten, und Suakin befindet sich noch in den Händen der Engländer. Die Ausführung des Finanzplanes für Ägypten, die bei Gladstones Rücktritt stockte, läßt sich einigermaßen beschleunigen, aber in der allgemeinen ägyptischen Frage darf Salisbury jetzt nicht daran denken, wesentlich andre Ziele ins Auge zu fassen

als sein Vorgänger. Die Tories werden der Pforte gegenüber freundlicher auftreten als die Liberalen, und sie werden vermutlich von Berlin kommenden Winken und Wünschen ein aufmerksameres Ohr leihen als diese. In allen diesen Angelegenheiten müssen aber die Ereignisse ihre Politik bestimmen, und sie werden sich für die nächste Zukunft damit zu begnügen haben, die laufenden Geschäfte prompt zu erledigen und wachsam auszuschauen, was sich für die folgende Zeit entwickeln will. Das gilt auch von Irland. Geduld, Wohlwollen und das gewöhnliche Gesetz sind hier die Parole. Doch ist Salisbury hier vorteilhafter gestellt als seine Vorgänger, welche als Urheber und Exekutoren der Crimes Act sich trotz der großen Wohlthaten, die sie den irischen Pächtern durch andre Gesetzvorschläge erwiesen, den Haß aller derer zuzogen, die in Unordnungen und Verbrechen die besten Mittel zum Kampfe gegen die englische Verwaltung der grünen Insel erblickten.

Die Hauptsache bleibt bei allen diesen Betrachtungen schließlich die Beantwortung der Fragen: Wie werden die herannahenden Parlamentswahlen ausfallen, und wird das Toryministerium diese überleben? Welche Wirkung wird die jetzige windstille Zeit auf die Wähler ausüben? Und das ist mit Bestimmtheit kaum zu sagen. Wenn Lord Salisbury in seiner Politik Wege verfolgt, die Vorteile versprechen, und bei denen er nicht zu stark gegen Grundsätze verstößt, welche bis jetzt die Mehrheit der Engländer beherrschten, so wird es nicht zu einem so gewaltsamen Ausbruche gegen die Tories kommen, wie er 1880 in der Midlothian-Kampagne erfolgte, wo Gladstones Beredsamkeit die Bahnhöfe von seinen leidenschaftlichen Ansprachen wiederhallen ließ und das Wählergewimmel wiederholt den Eisenbahnverkehr ins Stocken brachte. Die Partei Salisburys und Churchills, die damals als ein Haufe politischer Ungeheuer in Menschengestalt hingestellt wurde, wird dann einige Monate am Ruder gestanden haben, ohne das Staatsschiff in „blutigen Ruin und offenkundigen Gesetzbruch“ hineingesteuert zu haben. Die Liberalen andrerseits werden, statt auf ihre Vergangenheit hinzuweisen, die in Verwaltungssachen und besonders in den auswärtigen Angelegenheiten nicht viel Rühmliches und Empfehlendes von sich zu sagen gestattet, die Grundzüge einer zukünftigen Politik vorlegen müssen, welche die Massen zu gewinnen geeignet ist, sie werden dabei Schwierigkeiten finden und maßvoll aufzutreten genötigt sein. Man darf also annehmen, daß sie nicht den Feuerbrand schwingen werden wie bei den Wahlen von 1874 und 1880. Bei jenen sah man den Verdruß aller Klassen und Interessenten auflodern, welche ein in großem Stile reformirendes Ministerium fünf Jahre lang vor den Kopf gestoßen hatte. Bei dieser erklärte sich die öffentliche Meinung mit Ungestüm für Ablassen von „imperialistischen Abenteuern“ und Aufgeben jeder kriegerischen Politik. Die Enttäuschung, welche die Liberalen mit diesen Forderungen erlebt haben, wird ihren frühern Eifer stark abschwächen, aber es folgt daraus nicht, daß es der Partei unmöglich sein wird, bei der ruhiger denkenden, ernüchterten

Nation eine genügende Mehrheit zu gewinnen. Wie berichtet wird, machen ſich in manchen Städten und Gegenden Anzeichen von Gleichgiltigkeit gegen Programm und Führung der Liberalen bemerklich, nach denen ein Sieg der Konſervativen zu erwarten wäre, doch wird darauf kein großes Gewicht zu legen ſein. Dagegen dürfen die Liberalen viel von der Million ländlicher Handwerker hoffen, welche jetzt Stimmrecht erhalten und ſich desſelben — weniger aus Hoffnung als aus Dankbarkeit —, ähnlich wie ihre ſtädtiſchen Berufsgenoſſen, zugunſten Gladſtones bedienen werden. Was die andre Million neuhinzukommender Wähler, die bei der Landwirtſchaft beſchäftigten Arbeiter, betrifft, ſo tappt man völlig im Dunkeln. Die Radikalen verſprechen ſich hier viel von der Wühlerei gewiſſer außerhalb der Epiſkopalkirche ſtehenden Geiſtlichen, und es mag ſein, daß die zu den Tories haltenden Landjunker und Pfarrer es unterlaſſen haben, ſich des guten Willens des armen Lazarus vor ihrer Thür zu verſichern. Es kann zu einer Wahlſchlacht ähnlich der von 1859 kommen, als Lord Derby an das Volk appellirte. Die Konſervativen hatten damals eine kurze Zeit regiert, ohne ſich in Mißkredit zu bringen. Die Liberalen waren weder ſehr warm für ihre Sache, noch einig, ganz wie jetzt, und doch endigte der Wahlakt damit, daß Palmerſton eine Majorität erhielt, die zwar nicht groß, aber genügend war, um ihm ein ſechsjähriges Regieren zu ermöglichen. Zwei Faktoren, die damals fehlten, werden jetzt vorhanden ſein: die neuen Wähler und das Kontingent der Anhänger Parnells. Die mit Stimmrecht beſchenkten ländlichen Wähler können in die engliſche Geſchichte ein radikales und revolutionäres Element hineintragen und gefährliche Umwälzungen vorbereiten, und eine iriſche Partei in der Stärke von etwa achtzig Köpfen würde etwas ſeit dem Anfange dieſes Jahrhunderts unerhörtes ſein.

Der Ausfall der Wahlen zur Wiederbeſetzung der Parlamentsſitze, welche durch den Eintritt der betreffenden Abgeordneten in Regierungsämter erledigt worden waren, iſt für die Konſervativen ſehr günſtig, für die Liberalen eine unerfreuliche Überraſchung geweſen, aber auf die bevorſtehenden allgemeinen Wahlen läßt ſich daraus doch nur ein beſchränkter und bedingter Schluß ziehen.

Die Reden des Fürſten Bismarck.

Die „Kollektion Spemann“ hat es unternommen, unter dem Titel „Fürſt Bismarck als Redner“ dem deutſchen Volke eine vollſtändige Sammlung der parlamentariſchen Reden unſers Reichskanzlers zu liefern. Die Sammlung (geordnet von Wilhelm Böhm) erläutert durch einige Vorbemerkungen den Zuſammenhang einer jeden Rede und giebt auf dieſe Weiſe ein ziemlich überſichtliches Bild der Verhandlungen, bei denen Fürſt Bismarck ſich beteiligt hat. Das erſte Bändchen, welches zum ſiebzigſten Geburtstage des Reichskanzlers erſchien, umfaßte die Reden der Jahre 1847 bis 1852. Jetzt iſt auch das zweite Bändchen mit den Reden der Jahre 1862 bis 1866 erſchienen. Dieſer Zeitraum, die ſchwere Zeit des preußiſchen Verfaſſungskonfliktes, iſt ja vielen — ſo auch dem Schreiber dieſer Zeilen — noch in lebendiger Erinnerung. Und dennoch rufen dieſe Reden, deren Einzelheiten wohl den meiſten entfallen ſein werden, beim Durchleſen wieder einen mächtigen Eindruck hervor. Ein gewaltiger geiſtiger Kampf zieht vor unſern Augen vorüber. Auch wird manches geklärt, was im Laufe der Zeit ſich einigermaßen verdunkelt hat. Man macht ſich gewöhnlich von dem ſogenannten Verfaſſungskonflikte eine unrichtige Vorſtellung. Man glaubt, das Abgeordnetenhaus habe den klaren Wortlaut der Verfaſſung für ſich gehabt, und die Regierung habe ſich über dieſen Wortlaut hinweggeſetzt. So lag die Sache in Wahrheit nicht. Es war durch die Komplikation des Falles eine Lage geſchaffen, bei welcher die Regierung den Wortlaut der Verfaſſung allerdings nicht für ſich, aber auch nicht gegen ſich hatte. Es iſt ja unzweifelhaft, daß das aus der altlandſtändiſchen (urſprünglich völlig freiwilligen) Steuerbewilligung hervorgegangene Budgetrecht der Volksvertretungen eine der wichtigſten Garantien des konſtitutionellen Staatsrechts bildet. In der preußiſchen Verfaſſung hat aber dieſes Budgetrecht nur einen unvollkommenen Ausdruck gefunden. Die Bewilligung der „Einnahmen“ iſt ſchon dadurch beſchränkt, daß alle durch Geſetz angeordneten Steuern ohne weiteres erhoben werden dürfen. Überdies iſt die Bewilligung von „Ausgaben und Einnahmen“ an die Form des Staatshaushaltsetats geknüpft, welcher „jährlich durch Geſetz feſtgeſtellt wird.“ Bei dieſem Geſetz hat nun auch das Herrenhaus mitzuwirken, darf jedoch den Etat nur im ganzen annehmen oder — „ablehnen.“ So ſagt ausdrücklich Artikel 62 der Verfaſſung. Nun kam im Jahre 1862 die Oppoſition des Abgeordnetenhauſes auf den unglücklichen Gedanken, die im Etat angeſetzten Koſten für die

Neuorganisation des Heeres zu streichen. Bereits zweimal waren diese Kosten, allerdings nur „provisorisch," bewilligt, und es war die Neuorganisation auf Grund dieser Bewilligungen ins Leben gerufen worden. Der jetzt erfolgende Abstrich bedeutete also nichts geringeres als das Verlangen, die Neuorganisation rückgängig zu machen. Da machte nun das Herrenhaus — ohne Zweifel den Wünschen der Regierung entsprechend — von der Befugnis des Artikels 62 Gebrauch und lehnte den vom Abgeordnetenhause beschlossenen Etat ab. Es konnte also ein Etat-„Gesetz" nicht erlassen werden, ein Fall, welcher völlig außerhalb der Bestimmungen der Verfassung lag. Und nun erachtete sich die Regierung für ermächtigt, da das Staatsleben nicht stillstehen könne, die notwendigen Ausgaben, einschließlich der für die Armeeorganisation, deren Rückgängigmachung als eine politische Unmöglichkeit bezeichnet wurde, auch ohne Etatgesetz zu bestreiten. Es ist ja nicht zu leugnen, daß mit Durchführung dieser Ansicht der Beweis geführt wurde, daß das preußische Verfassungsrecht in einem wesentlichen Punkte nur ein prekäres Dasein hat, und daraus erklärt sich die Leidenschaftlichkeit, mit welcher die große Mehrzahl des Abgeordnetenhauses das Verfahren der Regierung als ein „verfassungswidriges" angriff. Dieser Flut von Angriffen stellte sich der Ministerpräsident von Bismarck mit einem Mute ohne gleichen entgegen. Er wies darauf hin, daß alles Verfassungsleben nur auf Kompromissen beruhe; daß, wenn jede der beteiligten Gewalten ihre Ansichten mit absolutem Doktrinarismus durchsetzen wolle, an die Stelle der Kompromisse Konflikte träten; diese Konflikte aber, da das Staatsleben nicht stillstehen könne, zu Machtfragen würden, bei denen der, welcher die Macht in den Händen habe, in seinem Sinne vorgehe. Auf Grund dieser Ausführung wurde ihm dann vorwurfsvoll der Ausspruch in den Mund gelegt: „Macht geht vor Recht," ein Ausspruch, den Fürst Bismarck in Wahrheit niemals gethan hat.

Auch auf das Gebiet der äußern Politik spielte sich der Kampf hinüber. Im Januar 1863 brach die polnische Revolution aus. Die Regierung ließ die Grenzen stärker besetzen und schloß mit der russischen Regierung eine auf die Unterdrückung des Aufstandes bezügliche Übereinkunft ab. Den Inhalt dieser Übereinkunft verlangte man im Abgeordnetenhause zu erfahren. Der Ministerpräsident lehnte es ab, darüber Auskunft zu geben. Darob großer Zorn der Abgeordneten, die mit unverkennbarer Sympathie sich dem Aufstande zuwandten. Herr von Bismarck wies diese Sympathien zurück mit dem Bemerken, daß ein propagandistisches Polen die größte Gefahr für Preußen sei, und deshalb die preußischen Interessen unmöglich in dem Lager der Insurgenten gesucht werden könnten.

Im November 1863 starb König Friedrich von Dänemark. Der Nationalverein verlangte die sofortige Anerkennung des Erbprinzen von Augustenburg als Herzog von Schleswig-Holstein, und ihm folgte das preußische Abgeord-

netenhaus. Herr von Bismarck erklärte, daß zunächst an dem Londoner Protokoll festgehalten werden müsse, aber auch dafür Sorge getragen werden solle, daß die bisherigen Zustände in Schleswig-Holstein nicht fortdauerten. Ohne Zweifel hatte er schon damals die Verbindung der Herzogtümer mit Preußen ins Auge gefaßt. Aber man verstand ihn nicht. Man sah in ihm nur einen Verräter an der deutschen Sache. Als im Dezember 1863 die Regierung „angesichts der gegenwärtigen Gestaltung der zwischen Dänemark und Deutschland schwebenden Streitfragen" eine Staatsanleihe von 12 Millionen Thalern verlangte, antwortete das Abgeordnetenhaus zunächst mit einer Adresse an den König, worin es bekundete, daß es mit tiefem Leidwesen auf die Wirksamkeit der königlichen Staatsregierung blicke. Auch eine königliche Botschaft, welche die beruhigendsten Versicherungen gab, blieb ohne Erfolg. Die Anleihe wurde abgelehnt.

Gleichwohl wurde der dänische Krieg geführt. Der Wiener Frieden war geschlossen, Schleswig-Holstein und Lauenburg in den Besitz von Preußen und Österreich übergegangen. Damit war die Herrschaft Deutschlands in den Herzogtümern gesichert. Nun verlangte die Regierung, das Abgeordnetenhaus solle wenigstens nachträglich die Bestreitung der Kriegskosten aus dem Staatsschatze genehmigen. Dabei kam bereits durch einen Antrag des Abgeordneten Wagener die Frage der Annexion der Herzogtümer an Preußen zur Sprache. Der Ministerpräsident bat dringend, das Abgeordnetenhaus möge sich doch über die Zukunft der Herzogtümer aussprechen. Aber man hatte keine andre Antwort, als Verwerfung der Vorlage.

Auch die soziale Frage regte sich schon damals. Eine größere Anzahl Arbeiter der Reichenheimschen Fabrik in Schlesien hatte eine Bittschrift an den König gerichtet, worin sie bittre Klage über ihre Arbeitsverhältnisse führten. Der Ministerpräsident veranlaßte, daß eine Deputation dieser Arbeiter (die sogenannte Waldenburger Deputation) von dem Könige empfangen und daß eine Untersuchung ihrer Beschwerden angeordnet wurde. Auch gewährte der König aus seinen eignen Mitteln zum Versuche einer Produktivassoziation der Arbeiter ein Kapital von 6000 Thalern. Auf Grund dieser Vorgänge wurden wiederum im Abgeordnetenhause, namentlich von dem beteiligten Abgeordneten Reichenheim, die heftigsten Angriffe gegen den Ministerpräsidenten erhoben. Er lehnte sie ab mit der Hinweisung darauf, daß von jeher die Könige Preußens es als ihre Aufgabe angesehen haben, sich der Not und Armut anzunehmen.

In allen diesen Fragen hat seitdem die Geschichte ihr Urteil gesprochen. Niemand zweifelt heute, daß die Aufrechterhaltung der Armeeorganisation eine Notwendigkeit war, um die Größe Preußens und Deutschlands vorzubereiten. Das Zusammenhalten mit Rußland hat sich für die deutsche Politik der folgenden Jahre reichlich gelohnt; für ein selbständiges Polen schwärmen heute in Deutschland nur noch hirnverbrannte Politiker. Die Elbherzogtümer gehören

Deutschland, und wie man auch über die Annexion an Preußen denken mag, so hatten doch preußische Politiker wahrlich keinen Grund, ihr zu widerstreben. Auch in der sozialen Frage verkennen heute nur noch wenige, daß, wie damals schon Herr von Bismarck klar vor Augen hatte, der Staat den Beruf habe, soviel als möglich helfend einzugreifen.

Daß in allen diesen Dingen damals die fast das ganze Abgeordnetenhaus umfassende Opposition die wahre Sachlage verkannte, daß sie in blindem Eifer für ihr Budgetrecht alles andre mißachtete, daß sie auch die mannichfachen Andeutungen nicht verstand, welche ihr der Ministerpräsident, wenn auch mit der unumgänglich gebotenen Zurückhaltung, über seine Pläne gab, das alles war ja zu verzeihen. Die Politik ist eine schwere Wissenschaft, und wer sie praktisch übt, dem bleiben Täuschungen selten erspart. Man muß sich, wie einst Fürst Bismarck im Reichstage sagte, schon glücklich schätzen, wenn man sich in keiner größern politischen Frage mit seiner Voraussicht völlig geirrt hat. Was aber in jenen Verhandlungen auf das peinlichste berührt, das ist die Überhebung und Geringschätzung, mit welcher jene Männer fast ohne Ausnahme ihrem großen Gegner gegenübertraten. Da war kein denkbarer Vorwurf, den man nicht gegen ihn geschleudert hätte. Daß er die personifizirte Reaktion sei, daß es sich bei ihm nur darum handle, die Volksfreiheiten zu unterdrücken, das verstand sich ganz von selbst. Aber auch seine Fähigkeiten wurden auf das geringste Maß herabgesetzt. Bei diesem Ministerium, sagte ein Hauptführer der Linken, könne man weder auf eine große Politik in Europa, noch auf eine klare und wahre und freie und redliche Politik im Innern irgend einen Anspruch machen. Ein berühmter Professor sprach Herrn von Bismarck jedes Verständnis für „nationale Politik“ ab, und als ihn dieser darauf hinwies, daß er doch mehr von seinem Spezialfach als von der Politik verstehe, drückte er spöttisch den Wunsch aus, daß es dem Herrn Ministerpräsidenten gelingen möge, unter den Diplomaten Europas eine ähnlich anerkannte Stellung zu finden, wie er selbst unter seinen Spezialkollegen gefunden habe! Von andrer Seite wurde als das eigentliche Motiv für den Standpunkt der Regierung die Furcht vor der Demokratie und die Besorgnis vor dem Auslande bezeichnet. Es wurde der Vorwurf erhoben, daß das Ministerium das Steuerruder stets nach dem Winde drehe. Der Gang desselben wurde ein fortgesetztes Stürzen und Stolpern genannt. Auch der Vergleich mit Don Quixote und einem Seiltänzer, der sich nur mit Mühe vor dem Fallen bewahre, kam aus dem Munde eines bewährten Parlamentariers. Selbst der Vorwurf eines Mangels an Wahrheitsliebe wurde Herrn von Bismarck entgegengeschleudert, was dann zu einer, von dem Redner jedoch nicht angenommenen, Herausforderung führte. Freilich vergalt Herr von Bismarck diese Schmähungen den ihm gegenüberstehenden „politischen Dilettanten“ oft mit dem bittersten Spott, der sie dem Gelächter ihrer eignen Parteigenossen preisgab. Wohl selten aber hat ein

Staatsmann lange Zeit hindurch so furchtbarer Angriffe sich zu erwehren gehabt, wie während dieser Jahre der Ministerpräsident von Bismarck.

Für alle diese Politiker, die sich so hoch über Herrn von Bismarck erhaben dünkten, brachte die Schlacht von Königgrätz eine moralische Niederlage, die kaum geringer war als die physische Niederlage, welche Österreich erlitt. Ein Teil derselben war noch klug und patriotisch genug, fortan von ihrer blinden Opposition abzustehen und dem Leiter der preußischen Politik gegenüber eine andre Sprache zu führen. Manche unter ihnen würden sicherlich vieles darum geben, wenn sie ihre früher gehaltnen Reden aus den unerbittlichen Protokollen hinwegschaffen könnten. Ein andrer Teil jener Männer hielt sich dagegen für berufen, die Opposition, wenn auch in etwas gedämpftem Tone, doch noch fortzusetzen. Das furchtbare Fiasko der vorausgegangnen Jahre glaubten sie leichten Mutes abschütteln zu können. Manche von ihnen hat seitdem der Tod hinweggerafft. Einzelne aber beharren bis auf den heutigen Tag in den Deklamationen von 1863, und an die Stelle der Verstorbnen sind andre getreten, welche ganz in deren Fußstapfen wandeln. Auch die längere Zeit vorwaltende Schüchternheit des Ausdrucks hat man mehr und mehr wieder abgelegt. Zwar wagt man auch heute noch nicht wieder, den Fürsten Bismarck als einen Stümper in der auswärtigen Politik und als einen Verleugner des nationalen Gedankens zu behandeln. Dagegen ist es nun die innere Politik, vor allem die Wirtschaftspolitik, in welcher man nach dem Urteile jener Männer den Fürsten Bismarck der gänzlichen Ignoranz, andrer noch schlimmerer Eigenschaften nicht zu gedenken, ohne Scheu zeihen darf.

Angesichts dieser Erscheinungen möchten wir wünschen, daß recht viele, namentlich auch jene Männer selbst, das kleine Buch, welches uns die Verhandlungen der Jahre 1862 bis 1866 in nuce wieder vor Augen führt, einmal durchsähen. Sie würden sich kaum verhehlen können, daß die damals gehaltnen Reden — wir sehen sie ja mit den aufgeklärten Augen der Geschichte an — doch eigentlich recht kindisch waren. Sollte unsern Oppositionsmännern dabei nun garnicht der Gedanke kommen, daß vielleicht nach zwanzig Jahren auch die Reden, die sie heute halten, der Welt ebenso erscheinen könnten, wie uns schon jetzt die damals gehaltnen? Und sollten sie hierin nicht eine Mahnung erblicken, doch wenigstens in etwas bescheidneren und minder anspruchsvollen Formen ihre Opposition zu führen, als sie es zur Zeit thun? Oder genügt es ihnen schon, daß sie im Augenblick wenigstens einen Teil des Publikums, der die Geschichte der letzten Jahrzehnte bereits vergessen hat, glauben machen können, daß sie allein die Staatsweisheit besitzen und ihnen gegenüber der Reichskanzler nur ein kleines Licht sei? Das sind die Fragen, die wir an die uns neu in Erinnerung gebrachten Vorgänge jener Jahre knüpfen möchten.

Gustav Nachtigal in Tunis.

Ueber die näheren Lebensumstände des Forschers, dessen Tod wir tief betrauern, ist, was die Periode zwischen seiner Reise nach Tunis und der Übernahme seiner ersten Mission nach Bornu betrifft, verhältnismäßig wenig bekannt geworden, obgleich gerade diese Zeit für seine Entwicklung eine äußerst bedeutungsvolle war. Es ist bekannt, daß Nachtigal infolge eines Brustleidens gezwungen war, ein wärmeres Klima aufzusuchen, und von Algier nach Tunis ging, um dort als Arzt zu praktiziren; aber die sich seiner Absicht entgegentürmenden Schwierigkeiten, welche in den dortigen Verhältnissen sowohl wie in ihm selbst lagen, sind bis jetzt weniger gewürdigt worden. Und doch wurde gerade in diesen schwierigen Kämpfen seine Kraft gestählt, und seine geistige Durchbildung nahm an Intensität zu, sodaß er, als seines Königs Ruf an ihn erging, in jeder Beziehung gerüstet seine gefahrvolle Reise antreten konnte.

Im Nachfolgenden soll versucht werden, auf Grund der an seine Schwester geschriebenen Briefe ein Bild seines dortigen Lebens zu entwerfen, und zwar von seiner Thätigkeit während der tunesischen Revolution im Jahre 1864 an. Das erste Jahr seiner Anwesenheit in Tunis war ein verhältnismäßig trübseliges gewesen; erst von dieser Zeit ist ein gewisser Aufschwung in seiner Stimmung und seinen Verhältnissen zu bemerken. Den Schluß werden einige während seines letzten Aufenthaltes in Tunis geschriebene Briefe bilden, für deren Übermittlung und Entzifferung, denn die Handschrift Nachtigals war eine mikroskopische, der Herausgeber dem Neffen des Verstorbenen, Herrn R. Prietze, dem das Hauptverdienst der vorliegenden Arbeit gebührt, zu Danke verpflichtet ist.

Die unglaubliche Mißwirtschaft der tunesischen Regierung hatte durch eine gewaltige Erhöhung der Kopfsteuer im Jahre 1864 einen Aufstand hervorgerufen, der alles über den Haufen zu stürzen drohte. 60—100000 Mann aus den westlichen Distrikten hatten sich zusammengerottet und forderten Abschaffung der Konstitution, dazu die Köpfe des Khasnadar, des Premierministers, den sie hauptsächlich für ihr Elend verantwortlich machten, und mehrerer seiner Kreaturen. Eine gegen sie gesandte Abteilung Soldaten hatten sie zersprengt und dem General derselben den Kopf abgeschnitten. Die Regierung versuchte bei ihrer unzureichenden Militärmacht zu beschwichtigen. Die Steuer wurde wieder herabgesetzt, die Konstitution suspendirt, der Bey saß wieder zu Gericht, wie in den alten patriarchalischen Zeiten, und namentlich das letztere Zugeständnis, von

den im Grunde urkonservativen, den europäischen Neuerungen abgeneigten Arabern heiß ersehnt, bewog viele, in ihre Dörfer zurückzukehren. Die Hauptmasse aber erklärte sich nicht für befriedigt, ehe nicht der Khasnadar beseitigt sei, welchen der Bey nicht fallen lassen wollte. Zwar verstieg sich die Revolution infolge der angestammten Loyalität nur bis zur Steuerverweigerung; man wollte die Dynastie nicht stürzen, sondern nur von dem Berater befreien; auch war kein religiöser Fanatismus im Spiel, mithin für die Fremden kein Grund zur Besorgnis. Doch schon versammelten sich zahlreiche Kriegsschiffe der Großmächte im Hafen von La Goletta, um zur Hand zu sein. Die Haltung des französischen Geschäftsträgers ließ leicht erkennen, wie sehr seiner Regierung schon damals daran lag, sich um die Pazifikation von Tunesien verdient zu machen. Vom französischen Generalkonsulate kamen stets die aufregendsten und schlimmsten Nachrichten aus dem Innern des Landes. Der französische Generalkonsul hatte vom Bey Absetzung und Verbannung des Khasnadar und der andern Kreaturen gefordert. Er war es, der Truppen ans Land setzen wollte. Dazwischen langte aber ein türkischer Abgesandter an, und Frankreichs Vertreter, obwohl diese Macht die Unabhängigkeit von Tunis stets ohne Rückhalt anerkannt hatte, überhäufte ihn mit Ehren und Freundschaftsbezeugungen.

Die Lage der Regierung wurde von Tag zu Tag kritischer; kein Geld kam mehr ein, man glaubte, sie werde sich nur noch Wochen halten können. So gering war ihr Kredit, daß Dr. Nachtigal die Stelle eines Militärarztes für die bevorstehende Expedition, für die man ihn mit 10000 Franks auf wenige Monate engagiren wollte, ausschlagen zu müssen glaubte, da er das Geld doch nicht bekommen würde. Da erschien ein Brief von ihm aus Mdjez-el-Bab, datirt den 1. August 1864. Er hatte das Engagement schließlich doch noch angenommen und war der Armee nachgezogen. Er schreibt:

Ich kann auf diese Weise endlich meinem Wunsche, Land und Leute kennen zu lernen, genügen; zugleich kann ich hoffen, nach Vollendung in konvenabler Weise plazirt zu werden. Kann auch mein Gehalt nicht dasselbe bleiben — denn ich bekomme jetzt 2000 Piaster per Monat —, so werde ich doch einen Platz bekommen, der mir andre Aussichten bietet als kleine und große Städte Preußens. . . . Ich habe einen jüdischen Jüngling, der sich David nennt und siebzehn Jahre zählt, engagirt. Dieser hoffnungsvolle Knabe ist Dolmetscher, Koch, Wasch- und Plättfrau und erschreckt mich ordentlich durch seine vielseitigen Talente. 1000 Piaster habe ich gleich für Equipirung ausgeben müssen, denn bei den geringen Hilfsquellen des Landes muß man alles mitnehmen. Es gehört dahin ein Fäßchen Wein, Kaffee, Lichter, Cognac, Matratzen, einige Burnus und die berühmte Schäschia, das Zeichen der tunesischen Anstellung, eine rote Mütze mit blauseidner dicker Quaste. Revolver und Dolche fehlen nicht. Gegen die Sonne bin ich durch einen Hut geschützt, von dem unsre Bezeichnung Pflanzerhut nur eine höchst unvollkommene Idee giebt, und der etwa vier Fuß im Durchmesser mißt. Es war mir höchst interessant, als ich, eskortirt von vier Spahis, gestern von Tunis hier ankam, das mannichfaltige Ensemble des Lagers zu überblicken. Am Eingange bedrohten einige

kümmerliche Kanonen feindliche Eindringlinge; einige zerlumpte Soldaten hielten mich und meine Sachen zurück, bis der Kommandant en chef die Erlaubnis gegeben hatte. Wenn die Geschichte nur nicht zu lange dauert, würde ich sehr zufrieden sein. Die Leute thun alles, was sie thun, so langsam, daß man manchmal wirklich verzweifelt. Jetzt sind sie noch immer nur etwa zehn Stunden von Tunis entfernt, während sie doch schon vor vier bis sechs Wochen die Stadt verließen.

Noch am 15. Oktober war man nicht weit über den ersten Lagerplatz hinausgediehen, da die hundert Kameele mit Provisionen, die man von der Stadt erwartete, ausblieben. Auch die pünktlichste Erfüllung seiner Pflichten ersparte Nachtigal nicht zahlreiche Stunden tötlicher Langweile.

Die Hauptunannehmlichkeit ist zweifelsohne, mit keinem Menschen eine ordentliche Unterhaltung führen zu können. Ich bewohne ein Zelt mit dem empirischen Arzte, welcher dem Lager beigegeben ist. Zur Charakteristik der Leute muß ich erwähnen, daß er nach halbtägiger Bekanntschaft ganz harmlos bat, doch bei der nächsten Untersuchung wieder einzuziehender Soldaten dieser Gegend einige Individuen nicht sehen zu müssen, die er gegen Bezahlung einer gewissen Summe freizumachen versprochen habe. Alle Welt ist so hierzulande, doch vorzüglich Juden und Christen, denen ihre Ueberlegenheit es erleichtert, die armen Araber zu betrügen.

Nachtigals Stellung im Lager war eine sehr bevorzugte, wie dies sein Verhältnis zum Chef, dem Ferik Sidi Rustan, ergiebt.

Die Persönlichkeit des Ferik hat etwas zu bedeuten. Ein preußischer Feldmarschall hat nicht soviel Ehren als ein General hier. Alle übrigen oder vielmehr nur die Höherstehenden in der Umgebung des Ferik hatten die Ehre, ihm die Hand zu küssen. Nur ich verhandle mit ihm auf dem Fuße der annähernden Gleichheit und küsse ihm die Schulter. Er ist dabei noch ganz jung und hat gar nichts Ehrfurchtgebietendes, als seine Abkunft von einer Zania in einer für wahre Frömmigkeit hochgeschätzten Sekte. Wenn er öffentlich erscheint, was selten der Fall ist, führt er einen langen, mit großer, eiserner Zwinge beschlagenen Stab, an dem er gebückt einherschreitet, um seine Ehrfurcht vor Gott anzudeuten. Ich habe mit ihm und noch mehr mit seinem Bruder Si Mardi, meinem Kranken, viel über religiöse Materien gesprochen, doch nichts bei ihnen gefunden als Kenntnis des Koran, keine philosophischen Ideen, keine Kenntnis andrer Religionen, kein Verständnis fremder Ansichten, nur diese Enfoncirung in dem Islamismus. Und dabei gilt der General Rustan noch für einen Gönner europäischer Einflüsse.

Zu dem Ansehen, dessen Nachtigal sich bei den Chefs erfreute, trug wesentlich der Umstand bei, daß man ihn für einen guten Engländer hielt. Denn da man damals dort nur Franzosen und Engländer kannte und er die erstere, ihnen äußerst verhaßte Nationalität lebhaft von sich ablehnte, wurde er den Engländern eingereiht, welche in Tunis sehr in Gunst standen.

Sehr langsam bewegte sich die Expedition westwärts, wo der Rebellenbey Sidi Ali Ben Grhdahum sein Volk unter den Waffen hielt, weil er der in Aussicht gestellten Amnestie nicht traute und den Seinen vorspiegelte, das tunesische Heer wolle nicht nur Steuern, sondern auch Köpfe heimbringen. Nachtigals Anstrengungen waren nicht bedeutend. Des Morgens um sieben Uhr

schwang er sich in den Staatswagen des Chefs, und drei herrliche Maultiere führten ihn mit Rapidität dem Tagesziele entgegen. Die Märsche waren immer sehr klein. Die Verschleppung war ihm bei seiner unruhigen Natur, und da er einem bescheidnen Komfort, mindestens den Ansprüchen auf Reinlichkeit, sehr ungern entsagte, äußerst zuwider. Das allmorgendliche Frühstück im Generalstabe, bestehend aus saurer Milch und Datteln, obgleich nach den Ansichten der Eingebornen ein wahrhaft kostbares Essen und den geehrtesten Gästen offerirt, zu Mittag der monotone Wechsel von Hammel- und Ziegenfleisch, nur zuweilen durch die Jagdbeute des Generals etwas variirt, war nicht geeignet, den Eindruck der Einförmigkeit zu verringern. Auch sonst äußerte sich der Einfluß des Lagerlebens.

Die Läuse gedeihen auf das herrlichste. Nach eurer Theorie muß ich später gründlich ausgekocht, in den Backofen gesetzt und dann vergraben werden. Die Verbreitung dieser Wesen hat gewiß in der Menschlichkeit der Muselmänner ihren Grund, da sie ein solches Insekt, wenn sie es auf ihrem Körper attrapiren, durchaus nicht töten, sondern sanft abheben und auf den Boden setzen, von wo aus es dann neue Opfer aufsuchen kann.

Im Januar 1865 stieß man endlich auf den Feind.

Es verlautete etwas von einem beabsichtigten Überfall auf unser Lager. Man wartete die Nacht durch. Bis um zwei Uhr blieb ich im Zelte des Ferik, wo wir durch Kaffee unsern Mut zu stärken und uns zu erwärmen suchten. Dann legte ich mich mit Kleidern und Revolvern etwas ins Bett. Am folgenden Morgen — das Lager war bereits abgebrochen — entstand ein Gewimmel von Reitern, die von verschiednen Seiten hinter den Hügeln, welche das Lager umgaben, auftauchten und dieselben bevölkerten. Bald waren zwei Drittel unsers Lagerkreises von ihnen eingenommen, und ich sah den Kreis sich langsam vervollständigen. Aber der Feind dokumentirte eine ungewöhnliche Furcht vor Kanonen. Ihr Chef hatte ihnen weißgemacht, daß dieselben unbrauchbar seien, doch sobald sie die ersten Schüsse empfangen hatten, stellten sie ihr weiteres Vordringen ein und erwarteten unsre Reiter und Zuaven. Eine Kanone besetzte einen günstigen Hügel, indem sie von Zeit zu Zeit durch ihr Feuer den Weg bahnte. Bis Mittag waren unsre Lorbern gepflückt, wir Herren des Terrains, der Feind in eiliger Flucht begriffen. Um zwei Uhr kehrten die Soldaten mit klingendem Spiel und die Zuaven, zu meinem Entsetzen abgeschnittene Köpfe vor sich hertragend, mit Fahnenschwenken ins Lager zurück. Nach weiteren acht Tagen rückten wir nach Medeina. Nach Haidra kamen wir am Sonnabend mit der Absicht, am nächsten Tage zu ruhen, vor uns eine Gebirgskette, die dem Ben Ghdahum zum Aufenthalt diente. Wie viel Leute er noch hatte, war nicht genau bekannt, gewiß nicht über 5000. Seit langer Zeit zum erstenmale legte ich mich vollständig ausgekleidet ins Bett und genoß die Wärme desselben. Wir haben des Nachts bis sechs Grad Kälte, und beim morgendlichen Aufbruch ist von Waschwasser keine Rede, da alles vorhandene Wasser gefriert. Plötzlich um drei Uhr morgens erwache ich durch heftiges Geschrei und lebhaftes Gewehrfeuer mit obligaten pfeifenden Kugeln. In wenigen Minuten war ich angekleidet, bewaffnet und außerhalb des Zeltes, wo ich bald die Rebellen in einiger Entfernung von uns auf einem Hügel hörte, von dem aus sie einen Ueberfall versuchten. An diesem Tage fand ein entscheidendes Treffen statt, und

ich war in aufreibender Thätigkeit mit Kugelausschneiden, Arterienunterbinden und Verbinden beschäftigt. Mit aufgehender Sonne hatten wir den das Lager beherrschenden Hügel besetzt und verlegten das Schlachtfeld weiter hinaus. Es war dies ein letzter Versuch des Feindes, das Terrain zu behaupten, denn das Schlachtfeld liegt keine zwei Meilen von der französischen Grenze; der Rebell und seine Leute bekundeten also eine ungewöhnliche Hartnäckigkeit. In der Vorahnung dessen hatte General Rustan an den Thronfolger, der auf seinem Wege nach dem Dattellande in einiger Entfernung vorbeipassirte, geschrieben, und dieser traf glücklicherweise mit 2000 Djallons gerade im Momente des heißesten Gefechtes ein und schlug mit unsern Truppen vereint die Insurgenten völlig aufs Haupt. Wir ermordeten an diesem Tage über 500 Mann und verloren nur zehn, von denen fünf unter meiner Behandlung ihr Leben aushauchten. Die übrigen Verwundeten genasen, ohne daß ich behaupten möchte, es sei dies durch meine Hilfe geschehen. Um Mittag war die Sache soweit entschieden, daß wir mit dem ganzen Lager nachrücken konnten. Ich werde diesen Marsch nie vergessen mit seinen schmerzlichen Eindrücken, seinen schaudervollen Szenen. Durch Blutlachen und zwischen Leichen zogen wir etwa eine Meile weiter, um unsern erschöpften Körpern Ruhe zu gönnen. Fast alle zehn bis zwanzig Schritte verlegten einige Tote den Weg oder krümmten sich Schwerverwundete in Todesschmerzen. Viele genossen als trauriges Endschauspiel ihres ruhmlosen Lebens den schmerzlichen Anblick ihres gefallenen Bruders oder Freundes, dem einer den Kopf als Siegeszeichen abschnitt. Ich bin wohl zwanzigmal vom Pferde gestiegen, um die noch Lebenden zu untersuchen, ihnen ein wenig Wasser zu verschaffen, doch ohne jemals etwas für sie thun zu können. Niemand bekümmert sich um sie. Und sie selbst finden dies ganz in der Ordnung, wohl wissend, daß sie es mit den gefallenen Feinden nicht besser machen würden. Allen Toten, Verwundeten, Gefangnen werden von den Siegern sofort die Kleider geraubt, bis auf ein Stück Hemd oder Leinen, das die sehr weit getriebene Schamhaftigkeit der Araber nicht zu nehmen gestattet. Denkt euch die Verwundeten ohne alles Labsal, ohne Hilfe, ohne Lager, ohne Kleidung, ausgesetzt einer Kälte von zwei bis sechs Grad! Noch nach Tagen, als ich die Ruinen von Haidra besuchte, fand ich in ihren Schlupfwinkeln Halbverhungerte, Verwundete, die dort, um der Gefangenschaft und den Mißhandlungen der Sieger zu entgehen, Schutz suchten. Denn Gefangne genießen gewohnheitsgemäß die schlechteste Behandlung. Jeder Vorübergehende schimpft sie, schlägt sie, stößt sie, sodaß ich manchmal mit Gewalt einen vorübergeführten Gefangnen seinen Peinigern zu entreißen suchte.

Indessen verfolgten die dem Lager des Thronfolgers angehörigen Hilfsreiter den flüchtigen Feind gegen Süden hin. Sie waren am Tage vorher mit Sonnenuntergang von ihrem Lager aufgebrochen, die ganze Nacht auf dem Pferde gewesen, am Morgen in den Kampf gegangen, alles ohne Nahrung für sich und ihre Tiere. Sie kämpften den halben Tag durch und begaben sich dann ohne alle Rast oder Erquickung auf die Verfolgung, etwa acht bis zehn Stunden weit. Weder Roß noch Reiter in unsern Ländern sind einer solchen Entsagung fähig. Der Araber ist wirklich der beste Reiter der Welt, wie der Kabyle der beste Schütze ist. Und dies konnte auch eine Revolution in einem Lande von nicht zwei Millionen Einwohnern so bedenklich machen, daß jeder von fünfzehn Jahren bis zu siebzig Soldat ist, der eine besser als Reiter und im Gesamtkampf, der andre besser einzeln im Guerillakrieg der Gebirge. In der Höhe von Tebessa endlich ging Ben Grhdahum über die algerische Grenze, von den Franzosen, als dem tunesischen Gouvernement nicht gerade freundlich gesinnt, Schutz hoffend. Diese haben ihn

festgemacht, nach Constantine geführt und warten die Entscheidung des Marschalls Mac Mahon ab.

Der kriegerische Teil der Expedition war hiermit abgethan, die Steuereintreibung nahm ihren Fortgang. Sie vollzog sich in gewohnter Langsamkeit. Der Winter, kälter als die frühern, machte sich im Lager doppelt fühlbar.

Furchtbarer Wind, Schnee, Hagel zwingen uns tagelang, in den Betten zu bleiben, zerstören die Zelte, töten unsre Kameele und setzen das Leben unsrer Pferde und vieler Kranken in Gefahr. Manche Nächte sterben uns dreißig bis fünfzig Kameele, deren Konstitution in dieser Hinsicht äußerst delikat ist. Ihr werdet euch wundern, zu hören, daß wir noch in diesem Monate [März] Schnee und heftige Kälte haben. Das ist subtropisches Klima. Nichtsdestoweniger befinde ich mich wohl, und während alles um mich hustet, blieb ich frei davon, mehr als im vorigen Winter in Tunis.

Die wiedergewonnene Gesundheit hatte ihre Probe glänzend bestanden, und als Basis weiterer Aussichten war vor der Hand wenigstens ein beträchtlicher moralischer Erfolg errungen.

Wenn ich jemals versucht habe, mich nützlich zu machen und mehr als meine strikte Pflicht zu thun, wenn ich jemals in meinen Bestrebungen reüssirte, so ist es während der jetzigen Expedition gewesen. Selbst ohne weitern Erfolg würde ich niemals bedauern, so vielen Menschen von großem Nutzen und vielem Troste gewesen zu sein. Wir hatten gerade während der Kriegszeit eine Reihe schwerer Typhusfälle im Lager, welche ohne meine Anwesenheit wahrscheinlich tötlichen Ausgang gehabt hätten. Nicht als ob ich behaupten wollte, durch meine Medikamente direkt lebenrettend in dieser Krankheit helfen zu können, aber die beständige Mühe, die ich mir gab, die Kranken vor Kälte zu schützen, ihnen Bouillon zu verschaffen und sie zweckmäßig zu transportiren, ist von glücklichem Erfolge gekrönt gewesen. Ich verlor von zwanzig Erkrankten — und man weiß, wie schwer der Typhus im Elend des Lagerlebens aufzutreten pflegt — nur zwei, von denen einer ein alter Mann war. Die Soldaten wollen, wie ich höre, nach ihrer Rückkehr den Bey bitten, mich ihnen zu lassen. Die Höherstehenden haben wenigstens bemerkt, daß mir manches Gute gelungen ist und daß ich mich vor ihren kümmerlichen Gefechten nicht fürchtete. Letzteres besonders hat mich sehr in ihrer Achtung befestigt, wie denn physischer Mut auch bei zivilisirtesten Nationen oft höher geschätzt wird als edlere Tugenden.

Obwohl sich jedoch Nachtigal namhafter Resultate seiner Kunst erfreuen durfte, gab er doch schon damals wiederholt dem lebhaften Wunsche Ausdruck, diesem Berufe einst entsagen zu können. Es war die zuweilen übertriebene peinliche Gewissenhaftigkeit seiner Natur, die ihn an derselben keine rechte Befriedigung finden ließ. Gelegentlich Mißerfolge, wie sie keinem Arzte erspart bleiben, zehrten an seiner Gemütsruhe. Er nahm daher die Anstellung, welche er als Lohn für seine Dienste hoffte, nur als Durchgangsstadium an und eine Beschäftigung andrer Art in Aussicht.

Wenn ich etwas vom Ackerbau verstünde, so würde ich mich jetzt diesem widmen. Er ist die einzige naturgemäße Beschäftigung, welche den gebildeten Menschen fernhält von Habsucht, Ehrsucht, alberner Unterwerfung unter das Urteil

andrer, von stupidem Gesellschaftsleben, von Krankheit und Laster, die ihn veredelt und kräftigt, ihn zum wahren Philosophen macht. Jetzt gerade hätte ich die schönste Gelegenheit, das schönste Land in der unmittelbaren Nähe von Tunis für einen Spottpreis zu pachten. Ach, ich muß zuvor durch den Arzt Geld erwerben!

Er verhehlte sich dabei nicht, daß seine Verdienste ihn in jenem Lande der Hinterthüren noch keineswegs den gewünschten Lohn, die Anstellung verbürgten.

Es wird eine schwere Aufgabe für mich sein, da ich mit den geschicktesten Intriganten zu kämpfen habe, die die Judenschaft Livornos erzeugte, die mir durch Kenntnis von Land und Leuten, durch Selbstvertrauen und Schamlosigkeit überlegen sind, und die allein aus Rücksicht auf meine geringen Talente mich aus ihrer Gemeinschaft fernhalten möchten. Und trotz seiner frühern Freundschaftsversicherungen muß ich leider den Baron Lumbroso, Protomedico della Sua Altessa, für meinen grundsätzlichen Gegner halten.

Die Geduld Nachtigals wurde inzwischen durch die unglaubliche Verzögerung des Rückmarsches auf eine harte Probe gestellt.

Ich bin des Lebens mehr als müde [Ende Mai 1865 von El Kef aus], das Einerlei, die Langweile tötet mich. Dazu noch wenige Kranke, wie Anfang des Sommers stets, sodaß nichts meine Energie aufstachelt. Ich hätte nie gedacht, als ich Tunis verließ, daß ich zweimal die Fliegensaison außerhalb erleben würde. Und die Fliegen sind schlimmer als Sturm, Hagel, Schnee, Skorpione und alle unsre sonstigen Plagen; sie hindern Essen, Trinken, Schlafen, jede Beschäftigung; sie peinigen die unglücklichen Opfer fortwährend. Die Hitze von dreißig bis fünfunddreißig Grad Celsius, deren wir uns während eines großen Teiles des Tages erfreuen, trägt ebenfalls das Ihrige dazu bei, alle meine geistigen und körperlichen Kräfte und Fähigkeiten einzuschläfern und zu töten. Ich kann Stunden lang, wie ein Araber, auf dem Rücken liegen, lasse meine Phantasie etwas herumschweifen und denke und thue nichts. Mein einziges Vergnügen bleibt das Reiten. Doch ist es auch nur halber Genuß, wenn die Ziele der Promenaden stets dieselbe Physiognomie darbieten, dieselbe Leere, dieselbe Abwesenheit von Leben und Thätigkeit. Bisher trug die Natur noch einen heitern und lebhaften und mannichfaltigen Charakter. Doch der Frühling ist hier kurz, und schon hat die brennende Sonne die Blumen des Feldes ertötet. Noch kurze Zeit, und sie hat das Getreide gereift, das Gras gedörrt und drückt bald der ganzen Natur den Stempel des Todes auf. Möchten wir doch vorher in den Hafen der tunesischen Kapitale einlaufen!

Nur die archäologischen Interessen Nachtigals fanden stellenweise einige Ausbeute. Er korrespondirte über dergleichen lebhaft mit seinem Freunde Rocca, einem französischen Philologen in Tunis.

Meine Antiquitätenwut, schreibt er am 15. Juni, ist noch stets im Zunehmen begriffen; das Beste in dieser Gegend ist der Genuß, den mir die Ruinen von Haidra bereitet haben. Zahlreiche Inskriptionen habe ich auch von diesem Orte zurückgebracht, dessen alter Name von den Gelehrten nicht festgestellt ist. Man findet dort eine große byzantinische Zitadelle, die durch ihre grandiose Ausdehnung Zeugnis für die Wichtigkeit des Platzes ablegt, einen wunderschönen Triumphbogen, christliche Kirchen, Mausoleen, Kasernen u. s. w.

Nachdem die Kampagne elf Monate gedauert hatte, rückte man endlich anfang Juli 1865 wieder in Tunis ein.

Gestern früh, schreibt er am 4. Juli, wurden wir feierlich in der Residenz Bardo vom Bey und vom Minister empfangen. Ich habe dem erstern der Sitte des Landes gemäß die Hand geküßt und vom Premier und andern hohen Personen schmeichelhafte Komplimente nicht allein über meine ärztlichen Leistungen, sondern auch wegen meinem Zeitungsberichte über die Ereignisse während der Revolution — die öffentliche Meinung Europas mußte gegenüber tendenziöser Entstellung französischer Organe aufgeklärt werden — erhalten. Der Bey hat mir die Offiziersklasse des Ordens Iftakar-Nischam angeheftet; des weitern Lohnes vonseiten des geretteten Vaterlandes harre ich noch.

Seine Ahnungen über die Schwierigkeit, diesen Lohn zu gewinnen, hatten ihn nicht getäuscht. Es kostete noch Umwege, und das Endresultat stand, dank den Machinationen der Gegner, in keinem Verhältnis zu seinen Verdiensten. Am 1. September berichtet er:

Es ist unleugbare Thatsache, daß ich seit Wochen das traurige Leben eines Höflings führe. Ich bin provisorisch in der Sommerresidenz des Hofes (an der Stelle des alten Karthago) am Meeresufer installirt, zehn Minuten vom Wohnsitze des Khasnadar, und bringe meine Tage in gräßlicher Nichtsthuerei im Hause des letztern zu. Ich bin zwar vom Bey zum ersten Arzt der tunesischen Flotte ernannt worden, doch hatte dies bis jetzt noch keine andre Folge, als daß ich auf dem Büreau des Marineministeriums meinen Namen verstümmelt eintragen ließ. Ich fürchte, daß sich das Provisorium sehr verlängern wird, da die Anstellung garnicht im Sinne des Ministers war, der mich in seiner Nähe behalten wollte. So besteht denn mein Dienst bis jetzt in nichts weiter als darin, morgens in das Haus des Ministers zu gehen, ihm guten Morgen zu sagen, wenn er seine Privatwohnung, die natürlich für die Außenwelt abgeschlossen ist, verläßt, dann vier Stunden in den Vorzimmern herumzuirren, bis er zum Bey geht, was ungefähr zu Mittag stattfindet. Dann kann ich zum Frühstück nach Hause gehen, um gegen zwei Uhr ihm bei seiner Rückkehr aufzulauern und ihn in seinen Gemächern verschwinden zu sehen. Abends gehe ich dann noch einmal hin und treibe mich dort bis neun oder zehn Uhr herum. Dann dinire ich und gehe äußerst erschöpft zu Bette, ohne auch nur das Geringste gethan zu haben.

Diese seltsame Zwitterstellung, deren Grund ihm erst später klar wurde, dauerte eine geraume Weile. Sein Interesse gebot, dem Verlangen des allmächtigen Ministers, der eine Vorliebe für ihn gehabt hatte, ihn täglich zu sehen wünschte und ihn anstatt des Dr. Lumbroso zum Leibarzt zu begehren schien, möglichst zu willfahren. Diese Perspektive war wesentlich verlockender als die Stellung, die er jetzt fast nur nominell bekleidete, die ihm nur etwa tausend Thaler Jahrgehalt bot und ihn mit Ausgaben für Domestiken, Haushalt, berufsmäßigen Apparat u. s. w. unverhältnismäßig belastete. Auch war sein Vertrauen in den Bestand der Dinge in Tunis sehr gering. Man hatte zwar seit der Revolution dort fabelhafte Anstrengungen gemacht, hatte eine Armee geschaffen, kleidete die Soldaten aufs schönste, hatte den rückständigen Sold mehrerer Jahre bezahlt, hatte neue Kanonen gießen lassen, besaß zehn große Dampf-

schiffe u. s. w., aber bei der geringen Ordnung, die in den Finanzen herrschte, bei der Last, die infolge früherer Darlehen das Land bedrückte, konnte das kein gutes Ende nehmen. Und wie sah es im Kreise der Machthaber aus?

Ich habe hinlänglich Gelegenheit, es zu beobachten, denn der Minister ist der Mittelpunkt von allem, der Bey selbst eine komplette Null. Ich habe mit größter Mühe bis jetzt ein halbes Dutzend Menschen entdecken können, die wirklich arbeiten. Das ist der Minister en chef, seine Stütze und sein Halt Sidi-el-Azis, der nach ihm wichtigste Mann im Staate, und drei oder vier Schreibmaschinen. Alle andern arbeiten hier und da einmal, wenn sie einen Auftrag erhalten, aber durchaus nicht gewohnheitsmäßig oder regelmäßig. Ich habe bisweilen Sorge, daß der Schwindel nicht lange mehr fortdauern wird. Die paar Dreier, welche ich inzwischen als Notpfennige erübrigen kann, werde ich dann in auswärtigen Papieren anlegen. Doch vorher muß ich noch etwas verdienen, wozu ich jetzt leider keine großen Aussichten entdecken kann.

Einstweilen galt es daher, die Protektion Sidi Rustans, der inzwischen Minister des Innern geworden war, und vor allem des Khasnadar wahrzunehmen, der ja für die Kollision seiner Ansprüche mit den Funktionen der eigentlichen Stellung Dr. Nachtigals verantwortlich war. Noch im Oktober meldet Nachtigal:

Ich habe bis jetzt noch absolut nichts in meinem Amte thun können. Ich bleibe von morgens bis abends beim Minister, und alle Welt sagt, ich dürfe ihn und seine Nähe durchaus nicht verlassen. Genauer wird es sich entscheiden, sobald der Hof nach dem Bardo zurückkehren wird. Alsdann werde ich den Minister direkt fragen. Meine Stellung bei diesem selbst ist noch etwas unbestimmt. Er würde mich wohl allmählich zu seinem vollständigen Hausarzte machen wollen, da er den Dr. Lumbroso, den ersten Arzt des Reiches, nicht mehr leiden zu können scheint. Doch seine Damen haben mich noch nicht zugelassen. Es scheint, die Prinzessin ist eine stolze, eigenwillige Frau. Ich nenne die Frau des Ministers Prinzessin, da sie, soviel ich weiß, die Schwester Achmed Beys ist. Sobald ich von ihr zugelassen sein werde, ist meine Stellung gesichert, und um dahin zu gelangen, muß ich die Eunuchen gut behandeln. Solch ein Hausstand ist sehr groß. Die Prinzessin hat fünfzehn Gesellschaftsdamen, von denen jede einzelne wieder zahllose Dienerschaft hat. Wenn ich wegen irgend eines kleinen Kindes bisweilen ins Innere des Harems geführt werde und die Eunuchen mit dem Ausruf „Aufgepaßt!“ vor mir herschreiten, höre ich es in den Korridoren hinter jeder Thür von weiblichen Gewändern rauschen. Hoffentlich wird der Minister mir endlich auch den Anblick seiner Gemahlin verschaffen und ich dann dieselben Vorteile wie Lumbroso genießen. Mein Marineminister — denn seiner Botmäßigkeit gehöre ich an — ist nach der Aussage aller ein sehr braver und verhältnismäßig sehr thätiger Mann. Bei einem etwaigen Sturze des jetzigen Ministers würde er wahrscheinlich das neue Kabinet zu bilden haben.

(Schluß folgt.)

Alberta von Puttkamer.

Es giebt Sammlungen von Gedichten, die interessanter sind durch die Persönlichkeit, welche man aus ihnen kennen lernt, als durch die Bedeutung der Kunst, die sie darbieten. Etwas andres ist es, Empfindungen, Leidenschaften, Zustände, Erlebnisse mit der ruhigen Beschaulichkeit des über seinem Stoffe schwebenden Künstlers darzustellen, dem auch sein eignes Seelenleben Objekt war; etwas andres, im schriftlichen Ausdruck oder auch im Verse sich allein Befreiung zu schaffen von dem, was das Herz bedrückt. Dort tritt der Schreibende ganz hinter seinen Stoff zurück, und das schöne Bild, der merkwürdige Vorgang beschäftigen uns zunächst; hier stellt sich der Mitteilende mit seiner ganzen, leidenschaftlich bewegten Persönlichkeit dem Leser vor die Augen. Dort erzeugt er, still gestaltend, Schönes; hier kann nur die Summe seiner ganzen Erscheinung, und dies nur dann, wenn sie sich ganz ehrlich und wahrhaftig in ihrem edeln Bestreben ausspricht, dichterisch anmuten. Dort allein ist Kunst, hier Konfession. Und insofern jeder Mensch, der nach Harmonie, nach Einheit mit sich selbst strebt, eine Welt für sich ist, anziehend durch die eigenartige Gestaltung seines Naturells und hingebender Betrachtung wert, insofern sind auch solche Konfessionen stets interessant.

Zu dieser zweiten Art von Gedichtsammlungen gehören die Dichtungen von Alberta von Puttkamer (Leipzig, 1885). Wohl ist diesen Dichtungen ein Streben nach künstlerischer Form anzumerken, auch kann man einzelnen Stücken, Stimmungsbildern, Hymnen, Gestalten, einen rein dichterischen Wert zuerkennen. Aber im großen und ganzen ist doch die Frau interessanter als ihre Kunst. Nach kurzer Lektüre merkt man, daß hier ein weiblicher Feuerkopf sich ausspricht, dem man nicht immer beizustimmen, aber stets zuzuhören geneigt ist. Und wenn man näher zusieht und erkennt, wie wahr und ehrlich empfunden meist die Schmerzen sind, denen hier Ausdruck verliehen wurde, wie organisch einheitlich Erlebnis, Anschauung und Gesinnung sind, so ersteht vor einem unwillkürlich das ganze Bild dieser geistreichen Frau, man glaubt eine Gestalt aus dem Jean Paulschen Kreise oder eine aus seiner Phantasiewelt vor sich zu sehen, und fühlt sich versucht, diese Persönlichkeit aus ihren Gedichten zu konstruiren.

In der „Vision bei Geibels Tod“ schildert sich die Dichterin selbst, indem sie von der Wirkung seiner Werke auf ihr Gemüt berichtet.

Dein Sang war mild, wie frühe Zeit im Mai —
Und leicht geſchwingt wie erſter Lerchenflug ...
Du kannteſt nicht den Sturm, der bis ins Herz
Verwirrend greift. Du warſt von Wildheit frei.
Nur kannteſt du den leichten Sturm des März,
Der, heißen Atems, ſpielt mit reichen Blüten,
Und nicht Baumkronen fällt in blindem Wüten.

Wie vieles, was zu hoch in mir entbrannt,
Haſt du herabgedämmt in kühle Schranken;
Wie vieles zwang und tilgte deine Hand,
Was allzu üppig ſchoß in krauſe Ranken!
Ob dich mein Auge niemals auch erſah,
In ſeinen Zügen ſchaute dich mein Geiſt.
Du bliebeſt meinen Jugendwegen nah,
Wie ſeltſam ſie auch liefen, und wie kühn
Ihr letztes Ziel auf fremde Höhen weiſ't ...
Kein Kräutlein war in uns verwandtes Blüh'n,
Und dennoch zog's mich an: denn deine Seele
Gab meinem Geiſt, was ihm an Milde fehle.

In der That iſt die milde Gemütsart des modernen Minneſängers kein ihr wahlverwandtes Naturell. Streng kritiſch, ja ſchneidig ſtellt ſie ſich der Welt und ihrer nähern Umgebung gegenüber. So ſehr ſie die Schönheit zu feiern weiß, ſo vermag dieſe allein ſie nicht zu erfüllen, voran ſtellt ſie die Wahrheit. Keine der holden Muſen geleitet ſie zum Parnaß, ſondern der leidenreiche Feuerräuber Prometheus, und zwar führt ſie ſeine Flammenſpur durch die dunkeln Wirren der Welt:

An dem betäubenden Hauch
Der Städte vorüber;
Abſeits der ſchillernden Feſſeln der Sünde,
Der bunten und eiteln Wunder der Luſt,
Der Ohnmacht des Irdiſchen;
Abſeits der goldübertünchten
Thönernen Götzen der Ehre.

Es iſt bezeichnend, daß zwei ihrer beſten Gedichte Heroen der ſittlichen Welt feiern. Im „Diogenes vor Korinth" läßt ſie den griechiſchen Bettlerphiloſophen leidenſchaftlich gegen die Üppigkeit und Genußſucht der Korinther ſprechen:

Ihr könntet göttlich ſein nach eurer Kraft,
Und ſeid kaum Männer!

Er forderte ſie auf zur Thätigkeit, doch ſie verharrten in der Schwelgerei, und er blieb der einzige, der den nahenden Untergang ihrer Freiheit vorausſah. Da floh er in die Einſamkeit: „Beſchränkung in Natur iſt gottgeſeit." In „Moſe's Tod" wird ausdrücklich des Kampfes gedacht, den der Verkündiger göttlicher Geſetze gegen die Diener des goldnen Kalbes zu beſtehen hatte. Und zur Oſterzeit, da ſie in der Kirche der Muſik lauſcht, erſteht vor ihr die Szene, wie

Chriſtus in Begleitung ſeiner Jünger in Jeruſalem einzieht und die Häſcher den „ſanften Gott“ gefangen nehmen. Daran knüpft ſie die Reflexion:

Wohl gingen mehr denn tauſend Jahr hindann,
Seitdem das Gottesblut für ſie entrann,
Doch, dünkt's mich, ſteht ſie [die Welt] in derſelben Schuld
Noch heute vor dem Manne der Geduld.
Sie ſchlägt noch heut das Herrliche an's Kreuz,
Sie häuft noch heut mit fürchterlichem Geiz
Die Silberlinge lächelnd zum Verrat,
Und ſiegelt wohl mit Küſſen gar die That.

Nicht minder kritiſch iſt das Verhalten der Dichterin gegen ihre nächſte Umgebung. Die Luft des Salons, in der ſie aufgewachſen iſt und die immerhin, vielleicht ihr unbewußt, durch alle ihre Verſe ſtreicht, dieſe Luft erklärt ſie für ein Hindernis geſunden Gedeihens. In dem hübſchen Gedicht „Gerettet“ erzählt ſie, wie ſie einſt eine „blaſſe, knoſpenjunge Blume“ in einem prunkhaft weiten Saale, mit breiten Würzelein in einer engen Schale, fand, die friſche Erde lag ſpärlich drüber in dem koſtbaren Gefäß, das ſie umſchloß: Ein golden Haus! und doch im Martertume. Da nahm ſie die welkende Blüte mit ſich und löſte ſie aus dem dumpfen Zauberkreiſe. Dann fährt ſie fort:

So fand ich einſt auch eine Menſchenblüte
Und trat zu ihr in liebesſtiller Weiſe.

Wie ſie in ungeweckter Kraft erglühte,
Sehnſucht nach Sonne in dem kleinen Herzen,
Wie ſie ſich angſtvoll aus der Sphäre mühte,

Die nichts ihr gab, als falſche Glut von Kerzen
Und ſie umſchmeichelte mit ſchwülem Duft;
Und wie ſie endlich matt ward von den Schmerzen,

Da trug ich ſie in lenzesgoldne Luft,
Und löſte ihres Daſeins Wurzeln ſacht
Aus jener gleißenden, doch engen Kluft.

Und das Mädchen gedieh, daß ſie es ſelbſt kaum wieder erkannte, denn:

Ein wundervoller Trieb vom Lebensbaum
— Dies Eine fühlt ich überwältigt nur —
Ward ſo zurückbefreit aus engem Raum

Und falſchem Prunk zur glücklichſten Natur!

So trotzig ſie ſich aber auch, um ihren eignen Ausdruck zu gebrauchen, gegen die Außenwelt verhält, ſo empfänglich iſt ſie für alle Eindrücke, die von dieſer kommen — eine Empfänglichkeit, die ſich bis zur Nervoſität ſteigert. Sie ſchildert ſich als ein frühreifes Kind mit einer lebhaften Phantaſie begabt:

Ich weiß, ich war ein ängſtig einſam Kind
Mit ſonderbaren heimatloſen Augen.
Die mochten wenig wohl zum Fröhlichſein,
Und deſto mehr zu Traum und Thränen taugen.

Aus dem einſamen Apfelbaum im engen Hausgarten macht ſie ſich, wie ſie es eben in einem alten, zerblätterten Buche geleſen hatte, die Weltеſche, ſie ſelbſt iſt die Norne darunter, und nachts glaubt ſie oft den Midgardwurm im Mondenlicht am Apfelbaume zu ſehen. Ihr lebhafter muſikaliſcher Sinn ſteigert noch ihre Senſibilität. Wie ſie in dem oben zitirten Oſterbild durch die Kirchenmuſik in Träume verſenkt wird, ſo ſchreibt ſie ein andermal ein Gedicht „Als ich eine Tanzmelodie aus der Kinderzeit hörte," oder ſie erzählt eine Geſchichte von einem jungen Paare, das ein ſüßes, enges Band verknüpft, ohne daß ſie miteinander noch je geſprochen haben: In Liedern nur und in Tönen, da haben ſie alles geſagt. Muſik ſcheint ihre Lieblingskunſt zu ſein und von den Komponiſten, was auch bezeichnend iſt, der ſchwermütige Salonmann Chopin ſie am meiſten zu intereſſiren. Sie widmet ihm ein Gedicht, dem ſie in geiſtreicher Wahl die erſten ſehr charakteriſtiſchen Takte der Mazurka op. 24 Nr. 4 voranſtellt. In einem reich ausgeſtatteten Gemach ſpielt der bleiche, ſchöne Mann der holden Herrin des Hauſes vor. Sie ſind allein. Da fragt ſie ihn, warum er denn immer nur ſeine „Schmerzensmelodien, den dunkeln Sehnſuchtsdrang, den Schwung der Luſt, das Lächeln goldnen Glücks, im eiteln Tanzesſchritt, im Walzertakt, im wilden Rhythmus der Mazurka" ſchreibe? Und Chopin erwiedert, die Hand immer auf den Klaviertaſten:

Seht, was ich ſpiele, blonde, fremde Frau,
Iſt nur das Leben, wie es raſt und ringt.
Der Tänzer, nennt „Gefühl" ihn, reißt euch hin
In heißem Arm zum großen Lebenstanz.
Erſt wiegt er euch gelind; der Fuß berührt
Den ſchweren Boden kaum; die Sehnſucht giebt
Euch goldne Flügelpaare, und das Glück
Fliegt wie ein heller Schmetterling voraus —
Doch plötzlich raſt der Takt — das Leben ſpielt
In tollen Tönen auf; der Wirbel reißt
Euch hin, daß ihr ihm heiß eratmend folgt. . .
Ein andrer Tänzer, nennt ihn „Leidenſchaft,"
Nennt ihn die „Liebe" oder wie ihr wollt,
Ergreift euch nun. Die Melodie wird heiß
Wie ſein Umarmen, raſtlos wie ſein Schritt.
Hört ihr's in meinem Ton? ſein Auge glüht,
Sein Mund lacht auf in überſel'gem Schrei —
Hört den Akkord und den! Das iſt die Luſt!
So ruft die Luſt aus letztem Seelensgrund!
Ihr biegt euch ab — ihr werdet atemlos —
Euch ſtockt der Lebenspuls vor Bangigkeit. . .
Der Tänzer „Leidenſchaft" reißt weiter euch —
Herauf, herab, durch duftend Gartenland,
In tief verſchwiegnen Wald zu kurzer Raſt,
Durch Feſtesſäle, über Gräber hin,

Bald jubelnd, bald in Thränen; einmal matt,
Und dann so frisch, als käm' ein Frühlingssturm!

Dies Gedicht auf Chopin gehört zu den gelungensten der Dichterin. Es ist charakteristisch für sie, daß sie am glücklichsten in diesem Stück ist, welches die Stimmung des Salons, dem sie ein andresmal nichts gutes nachsagen kann, treffend wiederspiegelt.

Nun haben wir soviel von den Gedichten dieser Frau gesagt, haben sie als eine ebenso geistreiche als fein empfindsame Dame geschildert, als einen mit männlicher Energie hohen Idealen nachstrebenden Geist — und sie hätte die Liebe nicht? O doch! und es ist leicht vorauszusehen, daß in dieser feurigen Seele die Liebe eine ganz besonders entscheidende Rolle spielen muß. Wie man bei den Handlungen der Männer nach der französischen Regel fragen soll: Où est la femme? ebenso richtig scheint es uns, bei der Betrachtung weiblicher Schicksale nach dem Manne ihrer Leidenschaft, nach seinem Geist und seinem Charakter zu forschen, denn er ist es, der ihr Schicksal macht. Und die Bekenntnisse, welche Alberta von Puttkamer von ihrer grande passion in zahlreichen Gedichten ablegt, sind durchaus dazu geeignet, diesen Satz zu bestätigen; ja, kaum anderswo kann es so klar ersichtlich sein, wie entscheidend auf die ganze Art, die Welt anzuschauen, der Mann für das Weib werden muß, welches ihm mit der ersten Glut eines jungfräulichen Herzens, mit den ungebrochenen Idealen eines unverdorbenen Gemütes entgegenkommt und die Verwirklichung derselben in ihm sucht. Unsre Dichterin hat sie nicht gefunden. Weißt du, fragt sie in dem „Elend" überschriebenen Gedichte:

Weißt du, was in wachen Winternächten
Mir wie Tod durch mein Gehirn geschlichen,
Daß, berührt von ungekannten Mächten,
Alles Blühn zu Schatten hingeblichen?

Und warum mir reiche Lenzesstunden,
Dunkler Wetterdrang der Sommertage,
Gleichen Maßes, gleichen Werts geschwunden?
Ohne Jubellaut und ohne Klage?

Weil ich Göttlichkeit in dir begehrte
Und doch nur ein kindisch Herz gefunden;
Weil ich dich als Schmerz- und Glückgefährte
Lebenfordernd an mein Sein gebunden;

Und du dich mit plumpen Kinderhänden
Aus dem Zauberlande losgerungen,
Hast'gen Spiels, nicht mit der Lust zu enden,
Doch von jämmerlichem Trieb bezwungen.

In andern Gedichten wird uns der Charakter dieses Mannes, der sie so enttäuschte, ganz klar vor Augen gestellt, und wir begreifen, wie gerade dieser Frauenseele, die in sich selbst soviel Energie fühlt, ein Mann, dem die Zähigkeit des ausdauernden Wollens, die Treue der Gesinnung, das Festhalten des einmal Ergriffenen bei einer Fülle glänzender Eigenschaften mangelte, Eigenschaften, welche sie anfänglich berauschen und bestechen mußten, verhängnisvoll wurde. Es ist eine Byronsche Gestalt, welche sie in dem zehnten Gedichte aus dem Cyklus „An einen fahrenden Ritter" schildert, das wir diesmal ganz hersetzen müssen:

Ich weiß, du biſt ein armer, heimatloſer,
Europakranker Mann und du mußt wandern;
Mit dir trägſt du den Fluch des ew'gen Suchens,
Und Ruhe find'ſt du nur im ewig Andern.

Heut dünkt's dich gut, an Frauenlippen hängen,
An zarter Bruſt, in Roſendüften träumen;
Und morgen, kriegeriſch dein Schwert ergreifen
Und dich auf ungezähmten Roſſen bäumen.

Und heute eilſt du ſtrahlend durch die Feſte,
Als löſte deine Seele ſich im Tanze —
Und flichtſt mit deinen fieberhaften Händen
Dir luſt'ge, wilde Blumen eng zum Kranze.

Und ſchwärmend kannſt du wohl ins Mondlicht blicken
Und zärtlich eine dunkle Blume küſſen —
Und morgen dünkt es dich vielleicht wie Poſſen,
Und du wirſt laut darüber lachen müſſen.

Dann fliehſt du wohl mit furchtgehetzten Mienen
In deines Schloſſes allerletzte Zelle,
Und beugſt dich über alte Folianten —
— Und draußen rauſcht des Lebens reiche Welle...

Bald ſcheint ein Spiel dir Ernſt — bald Ernſt ein Spielen;
Unſelig Irren nach dem einzig Wahren!
Heut kriechſt du wie ein Wurm im niedern Staube,
Und morgen fliegſt du ſonnennah den Aaren.

Doch aufrecht durch die blüh'nde Erde gehen,
Und allen Dingen tief ins Auge blicken,
Und in das vollgemeſſne Glück und Leiden
Die trotz'ge Seele ernſt und männlich ſchicken,

Das haſt du nie gelernt, mein armer Knabe,
Und dieſes Rätſel wirſt du niemals löſen.
Nur ruhevoll entriegelſt du die Thore,
Die da umſchließen goldner Wahrheit Weſen.

Dieſe Geſtalt kehrt immer in ihren Liedern wieder. Sie iſt der fahrende Ritter, dem die Dichterin mit liebeglühender und eiferſüchtiger Phantaſie auf allen ſeinen abenteuerlichen, genußſüchtigen, Kraft und Leben vertobenden Wanderungen nach dem Orient und in ſein ſtilles Schloß zurück folgt. Es iſt der „geiſtreiche Freund," dem ſie zuruft: Halt' an die tolle Bahn; gieb einmal doch nur voll und ganz an Eines all dein Wollen. Zerſprenge deiner wilden Laune Joch, darunter deine beſſern Kräfte grollen, und dem ſie zum Abſchied das Gedicht „Geh hin!" widmet, welches zugleich ihre Leidenſchaft charakteriſtiſch ſchildert:

Du haſt mir nicht Lebwohl geſagt,
Wie du Willkommen einſt geboten;
Denn damals war es Hoffnungsglut,
Von der die hellen Blicke lohten.

Und heute irrt dein Auge leer
Wie ausgetobte Kraterbrände,
Ich weiß es wohl, wie trüb's auch iſt:
Die Aſche iſt der Gluten Ende...

Wir kannten nicht das fromme Licht,
Das da erſtrahlt wie Altarkerzen,
Es brannten wild, zu jähem Glück,
In Leidenſchaften unſre Herzen.

Und nicht wie Herdesflammen war's,
Geſellig holdes Feuer ſchürend,
Nein, wie ein kurzer Götterblitz
Die Herzen zur Begeiſt'rung rührend.

Geh' hin, wenn du auch ausgeglüht,
Es waren dennoch Himmelsfunken.
Die aber laſſen mir den Geiſt
Von ſeligem Erinnern trunken.

So „ſelig" jedoch, wie es in dieſem freundlichen Stimmungsgedicht ausgeſprochen wird, kann dieſes Erinnern nicht immer geweſen ſein. Viel wahrer mögen folgende Strophen ſein, wenn ſie auch poetiſch anfechtbar ſind, da das geiſtreich

gewählte anmutige Bild nicht konkret genug aufgefaßt, sondern nach seinem abstrakteren Gehalte verwertet ist:

Wie Siegfried, der den Vogelsang versteht,
Seit er gebadet hat im Drachenblut,
So ward's mit mir, seit du mein junges Herz
Versenkt in des Verrates Gift und Glut.

Nun ward mir plötzlich das Geheimnis kund,
Das schmerzlich durch die ganze Schöpfung klingt,
Gleichviel, ob es das Meer, ob Frühlingssturm,
Ob Vogel- oder Menschenmund es singt.

Was das für ein Geheimnis sei, das erraten wir leicht: es ist die Einsicht des Pessimismus, der durch ihr ganzes Dichten geht und der erst die Charakteristik dieser durch und durch modernen Titanide abschließt. Denn moderner noch als ihre Kritik des romantischen Mannesideales, ist eben diese ihre mehr als resignirte Weltanschauung. Mag sein, daß auch noch andre Lebenserfahrungen dazu beigetragen haben, wie etwa die des Verrates einer Freundin, die sie heiß geliebt hat — um was es sich damals gehandelt hat, läßt die Dichterin den Leser, welcher die weibliche Natur kennt, ahnungsvoll erraten —

Nie schlug ein Liebesleid so tiefe Wunde,
Nie hat das Schicksal tötlicher getroffen
Mein Herz, als dieses grimme Weh es that —

jene erste enttäuschte Leidenschaft hat wohl den Ausschlag gegeben. Zwar fehlt es nicht an freundlichen, heitern Motiven in dieser Sammlung der Puttkamerschen Dichtungen, wie sie z. B. sehr glücklich ein Stimmungsbild von einem glücklich liebenden jungen Paare entwirft, das die ersten Hochzeitstage in einem einsamen, von Feigenästen umrankten Häuschen am sonnigen Meeresstrande verlebt. Aber auch über ihre Bilder der Ruhe lagert schwermütige Schwüle, und es ist ganz gewiß ihre Grundanschauung in dem Gedichte „Pessimistisch" ausgesprochen, das wir zum Schlusse noch mitteilen wollen.

Die launenhaften Hände des Geschicks,
Die schleudern dich empor wie einen Ball ...
Ein Glückestaumeln nur! denn augenblicks
Verdammen dich die argen tief zum Fall.

Sie haften an dem grauen Element,
Bis sie der Drang der Dinge weiterschiebt.
Der treibt sie — träge bald, und bald behend,
Grad' wie es seiner tollen Art beliebt.

Nur wenn dir Schnellkraft eingeboren ward,
Schwingst du aus eignem Können dich
Vom Staub empor; doch die von schwacher Art,
Die lösen nie vom Erdenkreise sich.

Und die's mit Schnellkraft hin zur Höhe drängt,
Selbst die wirft ewig das Geschick herab ...
So zwischen Sonnen und dem Staube senkt
Und hebt der Ball sich taumelnd auf und ab.

Ob er nun machtlos stets im Niedern kroch,
Ob er mit Kraft die Höhe sich zum Ziel
Erkoren hat, das Schicksal faßt ihn doch —
Und alles Sein ist fürchterliches Spiel.

Hiermit brechen wir die Charakteristik der Dichtungen der Frau von Puttkamer ab, abgeschlossen ist sie damit bei weitem nicht, da sich ihre Persön

lichkeit in leicht erkennbarem Siegel jedem Vers, jedem Gleichnis, jedem Einfall aufprägt, den sie niederschreibt. Wir haben nichts von ihren Hymnen „Der Schönheit," „Der Kuß," von ihrer großartigen „Vision" gesagt, in der sie von Kronos die Wahrheit begehrt und die Sehnsucht als irdisches Erbteil erhält; dieses orgiastische Element haben wir kaum angedeutet. Indes sei es genug mit der Hervorhebung der Hauptzüge, die wohl unser Urteil bestätigen, daß es eine geistreiche und sehr interessante Persönlichkeit ist, welche sich in den „Dichtungen" ausspricht. Was die Durchbildung der innern Form anlangt, die gern etwas breit, wortreich, rhetorisch wird, was die nicht immer rein poetische Bildlichkeit im Ausdrucke und in der Anschauung betrifft, wo nur zu sehr Allegorien und abstrakte Wendungen beliebt sind, kurz, in künstlerischer Beziehung ließe sich vielfach an diesen Gedichten herumnörgeln; aber wir glauben, es genügt die bloße Andeutung dieser leicht abstreifbaren Schwächen, um der Dichterin das Studium des echt poetischen Stiles nahezulegen. Hat sie ihren Stil erst künstlerisch ausgebildet, so ist es außer Zweifel, daß sie sich den edelsten dichterischen Frauengestalten wird anreihen können, welche die deutsche Literatur besitzt.

Innsbruck. M. Necker.

Reisebriefe aus Italien vom Jahre 1882.

Aus dem Nachlasse von W. Roßmann.

(Fortsetzung.)

Rom 14. November.

Wir begannen mit der Augustinerkirche Maria del Popolo, unmittelbar am Thore gleichen Namens. Mehrere Kapellen und der Chor sind von Pinturicchio ausgemalt, und diese Fresken gehören zu dem Anmutigsten, was in Rom zu sehen ist.

Hinter dem Chor die im Jahre 1507 errichteten Grabmäler des Kardinals Basso und des Kardinals Sforza von Sansovino, Arbeiten von feinstem Geschmack, sowohl was die Architektur wie was die Skulptur betrifft. Darüber Glasgemälde aus dem Jahre 1509 von Guillaume de Marcillat und Claude ausgeführt, von vorzüglicher Schönheit. Von edelster Harmonie ist die Kapelle der Rovere, welcher mehrere Päpste, unter ihnen Julius der Zweite, angehörten. Ein Marmor- und Jaspis-Ensemble von bestem Geschmack ist die Kapelle Cibo; das Vollkommenste aber ist die von Raffael gebaute und nach seinen Entwürfen geschmückte Kapelle

Chigi. Hier steht der herrliche Jonas, welcher dem Walfisch entstiegen ist, nicht nur von Raffael entworfen, sondern, wie ich jetzt fest überzeugt bin, auch von ihm selbst in Marmor ausgeführt. Der Abguß (auch im Dresdner Museum besitzen wir einen solchen) giebt doch nur einen schwachen Begriff von der wunderbaren Schönheit, der Lebensfülle und Wahrheit dieses Werkes, und es ist wohl nie der Sieg des Lebens über den Tod herrlicher dargestellt worden. Ich muß sagen, daß dies noch über Michelangelo geht; denn es ist maßvoller, während es den erhabensten Werken des großen Bildhauers an Lebenswahrheit nichts nachgiebt. Diese Weichheit und diese Kraft zugleich! Jedes Detail vorhanden, und doch das Wesentliche fein accentuirt!

Weit weniger vollkommen ist der dem Jonas gegenüber gestellte Elisa, zwar nach Raffaels Entwurfe, jedoch von einem Andern, dem Lorenzetto, ausgeführt. Die Deckengemälde sind von Aloisio della Pace nach Raffaels Kartons in Mosaik gelegt.

Einen großen Teil dieser Herrlichkeiten muß auch Luther, als er im Jahre 1510 hier war, täglich gesehen haben; denn er wohnte in dem zur Kirche gehörigen Kloster. Aber, wie schon früher bemerkt, er hat niemals von diesen Dingen etwas erwähnt.

Jetzt ist der Konvent zum Aussterben bestimmt; nur noch acht Mönche hüten das Heiligtum. Ein Laienbruder von gutem Kunsturteil und anmutigen Manieren führte uns; es berührte eigen, sich zu vergegenwärtigen, daß er genau dieselbe Tracht trug, die Luther seinerzeit getragen hat.

Wir kamen noch zur rechten Zeit, um Rom in seiner geistlichen Mannichfaltigkeit und Fertigkeit zu sehen; in wenigen Jahren müssen diese alten Mönchspensionäre weggestorben sein. Mir ist nur nicht begreiflich, warum der Staat, der nur einen Akt der Selbsterhaltung übte, wenn er die Fülle des Priestertums etwas einschränkte, nicht auch einen Griff unter die Weltpriester that, denn deren Zahl ist nach wie vor Legion. Es ist zuzugeben, daß die katholische Kirche, indem sie wesentlich auf Darstellung angewiesen, mehr Priester bedarf als die evangelische; aber eine Reduktion dürfte in ihrem eigensten Interesse sein. Denn was zu häufig in der Welt ist und überall, ja bei jedem Schritt gesehen wird, kann nicht mehr auf Auszeichnung Anspruch machen. Es wird durch die Ueberzahl eine res vilis. Auch ärgert beständig diese Vergeudung von guten Kräften.

Nicht weit von da, wo Luther einst gewohnt, stieg einige Jahrhunderte später Goethe ab, nämlich in einem der ersten Häuser des Korso, der Hauptstraße, die auf die Piazza del Popolo führt. Am Hause befindet sich seit zehn Jahren folgende italienische Inschrift: „In diesem Hause ersann und schrieb unsterbliche Sachen Wolfgang Goethe. — Die Gemeinde von Rom setzte zum Gedächtnis ihres großen Gastes diese Tafel im Jahre 1872.“ Ihm gegenüber wohnte Angelika Kaufmann.

Das Arbeitspensum des Tages waren die Sammlungen in dem (päpstlichen) Palaste des Lateran. Aus der Galerie der Profanskulpturen hebe ich den wundervollen Sophokles hervor, wohl eines der vollkommensten Werke griechischer Kunst. Man muß sich den bekannten Gypsabguß in schöner, gelbbräunlicher Farbe denken, um den vollen Eindruck zu haben. Hervorragend ein griechisches Relief, welches darstellt, wie Medea, mit den Töchtern des Pelias, am Kessel die Vorbereitungen zum Morde des Alten trifft.

Das Grabmal des Architekten des Kolosseums mit seiner Büste und mit derjenigen seiner Frau: Personen, denen man gestern begegnet zu sein meint. Seine wichtigsten Bauten sind im Relief dargestellt, und an einem Tempel wird eine

wahrscheinlich von ihm erfundene Maschine in Thätigkeit gezeigt: ein durch eine Tretmühle getriebener Apparat zur Hebung großer Lasten.

Sehr interessant ist ein Zimmer, in welchem die ganze Familie Cäsars in guten Statuen und Büsten bei einander ist.

Unter den kleinern Objekten interessirte ein Gewicht aus Nephrit, dreißig Pfund schwer und mit drei Kreuzen bezeichnet.

Auf einem kleinen Grabstein heitre Darstellungen. Unten nämlich zwei kleine Genien, welche Hähne gegen einander haben kämpfen lassen. Der eine schleppt seinen toten oder verwundeten Hahn weinend davon, der andre trägt den Sieger, welcher einen Kranz in der rechten Klaue hält, vor eine Statue der Siegesgöttin.

Einen „Abschied des Orpheus von der Eurydike" möchte ich für eine Grabstele ohne mythologische Deutung halten. Die Erdschlange, welche den Toten behüten wird, ringelt sich am Baum empor.

Das christliche Museum ist eine sehr verdienstvolle Schöpfung Pius des Neunten, namentlich von De Rossi ins Leben gerufen: Sarkophage, Inschriften, Fresken und Kopien von Fresken aus den Katakomben. Die Anzahl der Sarkophage, auf welchen Christus noch als bartloser idealer Jüngling dargestellt wird, ist bedeutend. Meistens erscheint er als Wunderthäter, und am meisten kehren wieder: die Heilung des Blindgebornen, die Verwandlung des Wassers in Wein (durch Berührung mit einem Stabe), die Auferweckung des Lazarus, der wie eine eingewickelte Mumie gebildet ist. Auffallend oft findet sich dargestellt, wie Christus dem Petrus sagt, daß er ihn dreimal verleugnen werde. Er zeigt ihm dabei die drei ersten Finger der rechten Hand, ganz wie es ein Italiener von heute machen würde. Der Hahn steht unten zwischen beiden.

An den Wänden Abbildungen von Fresken aus den Katakomben, die man an Ort und Stelle nur mit allerlei Behinderung betrachten kann. Oefters kehrt die Adoration der Magier oder vielmehr die Darbringung von Gaben durch dieselben wieder. Die drei Figuren, ganz im Reliefstil gezeichnet und geordnet, sind ganz identisch und eilen hintereinander von links oder rechts heran, indem sie etwas auf einer Schüssel tragen. Es erinnert das durchaus an ägyptische Darstellungen, nur daß hier die Figuren bewegter gehalten und römisch gekleidet sind.

Die Tracht der Priester und Diakonen hat etwas Antikes.

Man trennt sich nur schwer von dieser Sammlung, welche De Rossi vorzüglich geordnet hat. Auf diesem Felde ist auch nach ihm noch viel zu ernten, und es war auch einmal meine Absicht, hier Hand anzulegen. Aber man muß dazu einige Jahre in Rom sein. Zum vollen Verständnis dieser Altertümer gehört die intime Bekanntschaft mit den gegenwärtigen kirchlichen und profanen Gebräuchen. Den italienischen Forschern entgeht in dieser Beziehung manches, gerade weil sie an den Dingen selbst noch beteiligt sind. Der interessirte Fremde sieht mehr, weil ihm auch das Geringste auffällt.

Die Villa Albani, jetzt Torlonia, wo einst Winckelmann studirte, enthält mehrere Gartenhäuser und Pavillons in einem großen, durch herrliche, immergrüne Eichen ausgezeichneten Parke. In den Häusern und Arkaden vorzügliche Statuen, Reliefs, Grabmäler, die sämtlich genügend bekannt sind. König Ludwig von Baiern ließ Winckelmann hier eine Kolossalbüste setzen. In unausstehlich häufiger Wiederholung hat der gefürstete Bankier Torlonia seinen Namen hier anbringen und seine Verdienste verewigen lassen. Das Inschriftenwesen ist ein echt römischer Zug; aber dieser aufgepfropfte Römer übertreibt denn doch die Sache.

Nicht gar weit von dieser Villa zur Porta Pia hinaus liegt die Kirche Sant' Agnese fuori le mura: eine alte kleine, zweistöckige Basilika, in die man durch einen langen, schräg absinkenden, stollenartigen Gang eintritt. In dieser Kirche, neben welcher sich ein Stift regulirter Chorherren befindet, werden die Lämmer geweiht, aus deren Wolle die Bischofspallien gefertigt werden. Das ist nun wieder ein naiver antiker Zug, das Hineinziehen der Tierwelt in das kirchliche Wesen. Man denke sich diese Tiere blutend vor dem Altare.

In demselben Garten mit der Basilika liegt die Rotonda di San Costanza, der zweitälteste Zentralbau Italiens (der älteste ist San Stefano in Rotonda). Um den von oben erleuchteten Mittelraum, der etwas erhöht ist und in dem sich der Altar befindet, geht, durch doppelte Säulchen getrennt, der äußere Umgang. Das Muster hierzu gab die Himmelfahrtskirche auf dem Oelberge bei Jerusalem. Diese Costanza-Rotunde barg das Grab der beiden Töchter Konstantins: der Porphyrsarkophag selbst ist in das Vatikanische Museum gebracht, wo wir denselben schon gesehen haben. Die Wölbung des äußern Umganges ist musivisch geschmückt; im Dämmerlicht erkannten wir die Darstellung einer Weinernte. Die Selbstvergleichung Christi mit der Rebe und mit dem Weingärtner war diesem weinbauenden und vom Dionysosdienst herkommenden Volke sehr verständlich und sympathisch. Es giebt in diesen Ländern keinen Bettler, der nicht täglich Wein tränke: Wein und Brot sind ihm die geeignetsten Symbole aller Lebenskraft.

Rom, 15. November.

Früh in den Palazzo Rospigliosi nicht weit vom Quirinal. Derselbe ist berühmt durch Guido Renis schönstes Werk, die Aurora, ein großes Freskogemälde, welches die Decke eines Saales schmückt. Es ist ein wunderbares Naturgefühl in diesem herrlichen Bilde; das frische Wehen, welches dem Sonnenaufgange voraufgeht, ist so vorzüglich zum Ausdruck gebracht, und in dieser Beziehung wirken auch die beiden halbkreisförmigen Seitenbilder, welche man in den Nachbildungen nie mit zu sehen bekommt, sehr entschieden mit: kleine Windgötterchen, welche kräftig dreinblasen. Ich habe sonst wenig Sympathie für Guido Reni; aber dieses Bild nimmt mich sehr für ihn ein. Unter den Staffeleibildern erregte ein vorzüglicher Domenichino „Venus und Amor" meine Aufmerksamkeit.

Bei einem Gange über den Platz vor dem königlichen Schlosse (Quirinal), wo Castor und Pollux stehen, bemerkten wir eine starke Ansammlung von Publikum, sehr mit Gendarmen untermengt: das königliche Paar war eben von einer Reise zurückgekehrt.

Nun zum Palazzo Borghese, welcher die schönste Galerie Roms enthält. Ueber eine Madonna von Lorenzo di Credi machte ich mir eingehende Notizen, um dieselben mit unserm sogenannten Lionardo da Vinci zu vergleichen; mir schien auch dieses Werk unser in Frage stehendes Bild als Lorenzo zu bestätigen.

Höchst anziehend ist ein Bildnis, welches Raffael als Knaben darstellen soll, angeblich von Timoteo della Vite. Einerlei, wer es ist — dies Bild ist mit seinen großen Augen, dem fein aufgeworfenen, etwas sinnlichen und trotzigen Munde ein Werk feinster Idealisirung.

Das hervorragendste Werk der Sammlung ist nun Raffaels Grablegung, von tiefster, kräftigster Farbe und edelster Zeichnung — dasjenige seiner Werke, welches mich nach der Sistina am meisten fesselt und innerlich beschäftigt. Er malte es in seinem fünfundzwanzigsten Jahre. Höchst interessant Dosso Dossis Zauberin Kirke, phantastisch, bunt und doch harmonisch. Man atmet eine berauschende Luft

und glaubt an ihre Macht. Nachdem Lermolieff für diesen Künstler ein so großes Terrain in der Dresdner Galerie in Anspruch genommen, habe ich mir seine Eigentümlichkeiten sorgfältig eingeprägt.

Correggios Danae ist, was die Karnation betrifft, wohl sein vorzüglichstes Werk. Poröse, weiche, lebendige Haut. Das Bild kämpft gegen die Schraffirungen, die auf dem Dresdner St. Georg angebracht sind und die man als echt hat behaupten wollen. Im Helldunkel unnachahmlich schön.

Eine sehr alte, ebenfalls auf Kupfer gemalte Kopie der Dresdner Madonna des Correggio interessirt, nachdem Lermolieff das Original dem Adrian van der Werff oder seiner Schule hat zuweisen wollen — ein Versuch, der sich hier immermehr als höchst willkürlich herausstellt.

In dieser Sammlung findet sich nun auch jene Kopie der Lebensalter des Tizian, die dem Sassoferrato zugeschrieben wird und die Hübner bestimmt hatte, die Dresdner schöne Venus als eine Kopie von der Hand dieses Künstlers zu bezeichnen. Es ist sehr zu bezweifeln, ob Sassoferrato die Kopie in der Galerie Borghese gefertigt hat; die Behandlung des Haares (zusammengeklebt, fest) erinnert an ihn. Aber gerade das Haar der fraglichen Dresdner Venus, die Lermolieff dem Giorgione zuschreiben will, ist so frei, weich und locker gegeben.

Ueber alle Beschreibung schön ist Tizians sogenannte irdische und himmlische Liebe, neuerdings richtiger als gesättigte und unbewußte Liebe bezeichnet. Die unverhüllte Figur ist die letztere. Sie ist ganz Idealität und opfert dankend dem Himmel Weihrauch in einer Schale.

Hier werden auch die drei kleinen Fresken Raffaels aus dem sogenannten Kasino Raffaels in der Villa Borghese aufbewahrt: überaus liebliche, freie, heitere Kompositionen: die Hochzeit Alexanders mit Roxanen in zwei Bildern und das Bogenschießen. Letzteres zweifelhaften Ursprungs. Die Zeichnung dazu — in der Brera zu Mailand, wo wir sie gesehen — gilt als ein Werk Michelangelos, und die Heftigkeit der Bewegung, die Kühnheit der Komposition spricht für ihn.

Ein brieflich erbetener Permesso des Fürsten Lancelotti verschaffte uns Eingang in die Villa Massimi, welche dem Lateranpalast gegenüberliegt. Hier sind die drei untern Räume des Gartenhauses durch Schnorr, Koch, Veit, Overbeck und Führig mit Fresken aus Ariosts rasendem Roland, Tassos befreitem Jerusalem und Dantes göttlicher Komödie geschmückt. Die weltstürmenden jungen Künstler vergriffen sich in der Größe der Figuren und in der Tiefe des Farbentons. Alles ist zu massig und schwer für diese kleinen Zimmer. In jeder Beziehung den besten Eindruck machen Overbecks Gemälde, der von Benozzo Gozzoli gelernt hat. Am mangelhaftesten sind Kochs Bilder zur Göttlichen Komödie; sie wirken kraß, unbeholfen, roh. Er war der menschlichen Figur nicht genügend mächtig. Ich suchte vor allem nach Landschaften, welche der alte Reinhart im Auftrage des Fürsten Massimi gemalt hat und welche ich ebenfalls hier vermutete. Der Gartenbursche wollte nicht gern den obern Stock zeigen, aber ich bewog ihn endlich dazu. Da ergab sich denn freilich, warum er gezögert hatte: alles verstäubt, verwahrlost, verstoßen. Er sagte, die Villa werde garnicht mehr benutzt, weil im Sommer die Malaria hier herrsche. Hoch oben hingen vier Landschaften, die wohl von Reinhart sein können; doch konnte ich nicht sicher urteilen. Auch sie hatten schon Löcher.

Abends im Teatro Costanzi, einem ungeheuern Privattheater, welches gewiß tausend Menschen mehr faßt als das neue Dresdner, Lucia di Lammermoor gehört und ein Ballet von sieben Akten gesehen, beides recht gut.

Rom, 16. November.

Früh gingen wir, um einen Permesso der archäologischen Kommission des Königreichs zu einem Besuche des sogenannten Auditoriums des Mäcen zu benutzen. Ein glücklicher Irrtum führte uns zunächst in einen Garten, der früher einem der neapolitanischen Prinzen gehört hat und jetzt das Eigentum eines Amerikaners ist, welcher uns einen Rundgang gestattete. Der Garten ist nicht sehr groß, aber in der Pflege der schönste Roms, und man sieht, was ein ausdauernder, reicher Gartenfreund hier schaffen kann. Die herrlichsten Dattelpalmen mit goldgelben Früchten behangen (die hier indessen wohl nicht reifen), baumartige Dracaeen, die edelsten Coniferen, immergrüne Eichen, Pfefferbäume. Den charakteristischen Duft liefern Orangen, japanische Mispeln und Terebinthen. Aloes und indische Kaktusfeigen in gewaltigen Exemplaren. In hunderten von Töpfen blühten Erdbeeren und Tazetten. Für das alles bildet der zarteste Rasen, wie er in England nicht schöner gedeihen kann, den Untergrund. Jetzt beginnt erst die schöne Zeit der Gärten für dieses Klima; im Sommer sind sie ausgebrannt.

Das sogenannte Auditorium des Mäcen, dem fraglichen Garten gegenüber, liegt am Fuße des Esquilin und ist der Rest einer mäcenatischen Villa: wohl ein kleines Privattheater. Die Sitzreihen, des Marmors entkleidet, sind noch vorhanden, und an den Wänden befinden sich Reste von Malereien. Hierher werden nun alle diejenigen Gegenstände zunächst geschafft, welche bei dem Fundamentgraben für die neuen Häuser am Esquilin (die Stadt erweitert sich hierher) zutage kommen. Das Bedeutendere wandert alsdann in die Museen. Man sieht da interessante Sachen. So fand ich eine kleine Wiederholung der Penelope des Vatikan, einen Jünglingstorso von edelster Idealbildung in einem noch nicht bekannten Typus, der Kopf apollinisch und doch ganz individuell. Auch kommen neue Bewegungsmotive zum Vorschein.

Weiter zur Kirche San Luca, welche der altrömischen Malerakademie San Luca gehört und mit derselben unmittelbar verbunden ist. Die Front blickt auf das Forum; unter sich hat sie eine Krypta, deren Pflaster mit demjenigen des Forums im Niveau ist. In dieser Krypta finden sich Säulen eines alten kleinen Tempels, der eben hier stand. Die Krypta birgt die Reste der heiligen Martina; an ihrem Grabmal befinden sich Arbeiten von Benvenuto Cellini. In der Krypta befindet sich auch das Grabmal des Pietro da Cortona, der sie auf seine Kosten erneuern ließ.

In der Academia San Luca eine kleine Gemäldesammlung, in welcher ein kleines Fresko von Raffael, ein Engel mit Fruchtguirlanden, das Interessanteste ist. Obwohl übermalt, übt dies Werk einen unendlichen Reiz. Dann fesseln die Selbstbildnisse zweier Malerinnen, der Virginie Lebrun und der Angelika Kauffmann. Das erstere ist das anmutigere; man sieht es hier massenhaft kopirt. Der feine, durchschimmernde bläuliche Ton der Haut ist der Beatrice Cenci Guido Renis nachgeahmt.

Aus der Kirche wären noch die Originalmodelle (in Gyps) von Thorwaldsens Christus und Canovas Fides zu erwähnen; aber diese Gestalten sind zu leer, um zu interessiren.

Im Palazzo Barberini fesseln zwei Gemälde aufs höchste: die echte Fornarina von Raffael und Guido Renis Beatrice Cenci. Das erstere Werk ist von venetianisch tiefer Farbenglut, aber fester gezeichnet, als die Venetianer pflegten, und emailartig gemalt. Merkwürdig große Augen, jüdische Nase. Am Oberarm trägt sie eine Spange mit dem Namen „Raphael Urbinas." Es ist das vollendetste

Porträt, das Raffael geschaffen. Das zweite, die Cenci, ist blaß, bläulich, zart, von unendlichem Reiz. Vielleicht ist kein Bild der Welt soviel kopirt als dieses. Kleiner, zarter Mund, schlankes, doch fein abgestumpftes Näschen, schwärmerische Augen. Ich habe die Geschichte der Cenci vergessen, weiß nur, daß ihr schöner Kopf unter dem Beile fiel. Schon dies genügt, dem Bilde ein tiefes stoffliches Interesse zu sichern. Was konnte dahin führen, dieses liebliche Geschöpf einem so furchtbaren Tode zu weihen? Guido malte die Arme im Gefängnisse und im weißen Gewande, der Sterbetoilette. Das Bild ist stumpf und trocken, wie sich denn in dieser Galerie niemand um die Konservirung der Bilder zu kümmern scheint. Die Mutter der Beatrice malte Caravaggio.

Rom, 17. November.

Der Palazzo Doria ein Werk des Pietro da Cortona und Bramante ist reich, vornehm und gut gehalten. Unter den Skulpturen in demselben interessirt der Odysseus unter dem Widder, so viel mir bekannt, die einzige Darstellung dieses Gegenstandes; unter den Gemälden ist vieles Hervorragende. Ich nenne ein Doppelbildnis von Raffael, das Bildnis Innocenz' des Zehnten von Velasquez, einige schöne Claude Lorrains und vor allem eine Untermalung oder doch ein nicht vollendetes Bild von Correggio, Triumph der Tugend (der Ruhm krönt die Tugend), wie mir scheint, in Tempera untermalt: ein ungemein geistreich hingeworfenes Werk und auffallend in der Weise, wie grau und schwärzlich Correggio die Schatten anlegte. Ein Beccafumi, Verlobung der heiligen Katharine, nahm meine Aufmerksamkeit in Anspruch, weil es auf Kupfer gemalt ist. Lermolieff bestreitet, daß man zu Correggios Zeit auf Kupfer gemalt habe. Beccafumi ist aber ein Zeitgenosse Correggios.

Nochmals durch die Galerie der Statuen im Vatikan, wo wir uns hauptsächlich mit dem jungen melancholischen Eros (Abguß in Dresden) und der schlummernden Ariadne beschäftigten, die den nahenden Gott träumt; ein großes, lebensvolles Werk, wie atmend. Die Drapirung unvergleichlich. Dann besuchten wir die Bibliothek des Vatikan. Man führt durch den Teil, in welchem die Manuskripte aufgestellt sind! Das ist eine Aufstellung! Die Tonnengewölbe der Räume, in welchem die Schränke stehen, sind entweder reich kassetirt oder mit Gemälden geschmückt, die Schränke entweder bemalt oder aus polirtem Nußbaumholz mit verzierten Messingbeschlägen. Marmorsäulen trennen die Abteilungen, der Boden Marmor. Auf kostbaren Tischen in der Mitte der breiten Korridore und Säle stehen Geschenke, welche dem Papste von andern Souveränen gemacht worden sind, Vasen von Sèvres, aus Berlin (auch eine vom jetzigen Kaiser), Malachitblock vom Kaiser von Rußland. Dann ist hier eine kostbare Sammlung kleiner byzantinischer und altitalienischer Altarbilder, Triptychen ꝛc. aufgestellt. Endlich sieht man hochinteressante antike und altchristliche Fresken: unter den erstern die Aldobrandinische Hochzeit (die Kunst-Meier für Goethe kopiren mußte), eins der besterhaltenen Gemälde des Altertums. Ganz neuerdings gefunden: ein der Diana gebrachtes Opfer.

Wer in diesen Schränken ungehemmt suchen dürfte!

Indem wir nochmals den St. Peter durchwanderten, umschritt ich einen der vier Pfeiler, auf welchen die Kuppel ruht, dann einen derjenigen, welche das Tonnengewölbe des Langschiffes tragen. Der Umfang des erstern mißt 122 Schritt, der des letztern genau die Hälfte: 66. Schon einer der kleinern Pfeiler deckt also den Grundriß eines ziemlichen Saales.

Man scheidet nur schwer von diesem herrlichen Bau. Er stimmt so frei menschlich; alles Peinliche und Bedrückende, was die katholische Kirche sonst wohl haben kann, ist hier überwunden.

Neben dem Dome befindet sich als besonders Gebäude die Sakristei, welche nach meiner Schätzung allein einen größern Umfang hat als die Dresdner Frauenkirche.

Nachmittags wanderten wir nach der Villa Doria Pamfili. Vor einer Kirche in der Nähe derselben quälte sich ein Fuhrmann mit einem Pferde, das seine Intentionen nicht begreifen wollte. Er flehte die Madonna an, das Tier zu strafen, wandte sich dann aber an dessen guten Willen und hielt ihm eine lange eindringliche Rede. Als auch diese nicht begriffen wurde, deutete er sich verzweiflungsvoll vor die Stirne, wie man einem Menschen gegenüber thut, der schwer von Begriffen ist. Aber er mißhandelte das Pferd nicht, wie ich dies denn hier überhaupt nicht gesehen habe. In Neapel kommt es vor.

Von dem herrlichen Parke Doria Pamfili aus hat man einen schönen Blick auf den St. Peter. Die Stadt ist nämlich durch das Terrain ganz zugedeckt, und man hat den ungeheuern Bau für sich allein, als ob er in der tiefsten Einsamkeit läge, was von überwältigender Wirkung ist. Er scheint hier in der Thalsenkung zu liegen.

Tritt man dann aus dem Parke heraus, so hat man die Stadt ohne den St. Peter, wieder ein einzig schönes Bild. Diese Fülle der Kuppeln, Glockentürme, diese zarten Farbentöne, durch ein schönes Silbergrau harmonisch zusammengefaßt!

Rom, 18. November.

Der Palazzo Spada, jetzt Justizpalast, enthält eine kleine Gemäldesammlung, in welcher uns Caravaggios „Mutter, die eine Tochter beim Nähen überwacht" (lebensgroß) sehr ansprach. Das Bild ist wie von Murillo gemalt.

Das Museum Kircherianum ist aus sehr verschiedenartigen Abteilungen zusammengesetzt: einer Sammlung kleiner Altertümer, namentlich Bronzen, einer kleinen christlichen Sammlung, einer ethnographischen und einem prähistorischen Museum. In der erstern interessirt namentlich der Gräberfund von Palestrina, phönizische Gold- und Elfenbeinsachen, auf denen besonders die vorzüglich gezeichneten Pferde auffielen; und vor allem die sogenannte Ficoronische Cista, bei Palestrina gefunden, ein zylinder- oder eimerförmiger Schmuckbehälter (etwa einen halben Meter hoch) mit einer in die Bronze eingravirten Zeichnung, welche darstellt, wie Amykos, König der Bebriker, von Polydeukes auf der Argonautenfahrt besiegt und an einen Baum geschnürt wird. Das Werk scheint griechischen Ursprungs, die Zeichnung ist so edel, frei und flüssig, daß man fast an eine Arbeit aus der Zeit der Renaissance glauben möchte. Alles Steife, Aegyptische überwunden. An diesem Werke muß Genelli fleißig studirt haben; manche Stellungen kehren in seinen Zeichnungen wieder.

Unter den übrigen Zeichnungen überrascht eine Gruppe, welche aus zwei Figuren gebildet wird, die zusammen einen Mann vor sich auf den Händen tragen. Da der eine ein großes Messer in der Hand hat, so wird es sich um ein Menschenopfer handeln.

In der christlichen Abteilung ist das merkwürdigste Stück jenes Gassenjungengraffitto aus dem zweiten Jahrhundert, welches sich an der Außenwand eines Hauses am Palatin befand. Es stellt einen Mann mit Eselskopf am Kreuze dar. Neben dem Kreuze steht ein Römer, von dem angenommen wird, daß er den Ge-

kreuzigten anbete; er hat aber eine Geberde, die auch als Drohung gefaßt werden könnte, darunter steht: Αλεξαμενος σεβετε θεον. Man nimmt an, daß Alexamenos wegen seines Christenglaubens verhöhnt werden sollte. Daß Christus von Heiden gelegentlich unter Eselsgestalt dargestellt wurde, ist bezeugt.

Die Casa Bartholdy (Via Sistina 64), welche jetzt dem Advokaten Zuchari gehört, ist eigentlich nicht zugänglich; doch ließ uns der Portier ein. Hier befinden sich nun oben im zweiten Stock in einem Zimmer von zehn Schritt Länge und acht Schritt Breite die Fresken, von welchen die Wiederbelebung der deutschen Kunst datirt, ausgeführt von Cornelius, der sie auch angeregt hat, Veit, Overbeck und Schadow.

Diese Arbeiten stehen weit höher als diejenigen in der Villa Massimi, und namentlich Cornelius' Gemälde machen doch eine große und in der Farbe sehr befriedigende Wirkung. Den Gegenstand bildet die Geschichte Josephs; in den Lünetten Ueberfluß und Mangel, allegorisch entwickelt. Geschmackloser Weise ließ der Besitzer später über den Thüren (zwischen den historischen Fresken) die Pyramiden und einen ägyptischen Kerker malen.

Nach dem Besuche dieser Stätte, die man nur mit lebhafter Bewegung betreten kann, machten wir einen Spaziergang in den Riesenpark der Villa Borghese. Es fand ein lebhafter Korso statt.

Zum Schluß der Wanderung gingen wir noch einmal in San Maria del Popolo, um Raffaels Jonas zu sehen. Der freundliche Mönch, der ihn uns zuerst gezeigt hatte, war so erfreut über unser Interesse an diesem Werke, daß er mir beim Abschiede eine schöne Photographie desselben als Geschenk aufnötigte. Er heißt Frate Niccola Ambrogino.

Ins Thor strömten von allen Seiten die geistlichen Seminaristen herein, schwarze mit grünen und blauen Abzeichen, blaue mit roten, violette; die Deutschen ganz kardinalsrot, sodaß sie weithin durch die Straßen leuchten.

Rom, 19. November.

Früh mit der Eisenbahn in dreiviertel Stunden nach Frascati, welches jetzt die Sommerfrische der Römer ist, wie es dies früher war. Einst hieß es Tusculum. Die Bahn läuft eine ganze Strecke mit den imposanten Resten der antiken Wasserleitung parallel; die Landschaft in den Linien bewegter als vor den andern Thoren. Die Erdschnitte zu beiden Seiten der Bahn lassen die vulkanischen Lagerungen erkennen: oben eine graue Asche, darunter häufig eine gelbe oder rote, die man zur Bereitung des Mörtels verwendet. Unten feuerflüssige Lava. Diese Lava nötigte gegen Frascati hin einen Tunnel anzulegen. Das reinliche, breitstraßige Städtchen baut sich in starken Terrassen auf; breite Treppen führen zum Domplatz empor. Dort stand so ziemlich die ganze männliche Bevölkerung in schwarze, grau gefütterte Mäntel gehüllt, schaute sehr ernst drein und unterhielt sich leise in zahlreichen Gruppen. Es sah aus, als bereitete sich eine große ernste Aktion oder etwa das Begängnis eines angesehenen Mannes vor. „Sie genießen die Sonne," sagte uns später ein Kellner. In der That hatte der Tag empfindlich kalt begonnen, und das Haupt des Soracte stand glänzend von Schnee. Die Weiber saßen im Dom, der eine recht angenehme Temperatur hatte, vielleicht von keinen höhern Zwecken beseelt als die Männer. Auf dem Forum dürfen sie nicht stehen. Wir stiegen nun den Weg zur Höhe hinauf, vorbei an der Villa, die einst im Sommer der größte Kirchenhistoriker Roms, der Kardinal Caesar Baronius, bewohnte, dann zur Villa des Kardinals Aldobrandini, von der man einen herrlichen Blick über die Campagna

auf Rom genießt. Rechts die Sabinerberge. Unser Ziel war die Villa Ruffinella, hoch oben am Berge, einst der Besitz des Heiligen der Philologen, des Cicero. Es berührt eigen, über dem Thore zu lesen: Villa Tusculana. Eine kurze Allee uralter Steineichen führt vor das Landhaus. Vor dem Platze vor demselben wiederholt und erweitert sich die früher genossene Aussicht. Rechts hat man ein großes Camaldulenserkloster. Der Park ist verwildert, aber mit Plätzen, wo „die Myrte still und hoch der Lorber steht." Auf einem Postamente las ich: Flaviae C. F. Tarentinae. Aber der Torso, welcher darauf stand, gehörte einer Statue an mit der Haltung des Augustus. Hundert Schritt tiefer liegt ein Kapuzinerkloster, über dessen Pforte geschrieben steht:

Entra Fedele, in questo Asil di Pace
Dove di Dio si parla e poi si tace.

Im Kirchlein ein guter Giulio Romano. Ich ließ meine Frau vor dem Bilde, um mich im Kloster etwas mit den Mönchen zu unterhalten, die in Italien überall sehr entgegenkommend sind und dem Fremden gern mitteilen, was sie wissen. Man sollte sie nach ihrer Lebensweise stumpfsinnig erwarten; ich habe aber auch alte, ganz geistesfrische Leute unter ihnen gefunden.

Nach einem Frühstück in der Stadt fuhren wir nach Marino, um dann weiter zu Fuß nach Albano zu gehen, ein ganz herrlicher Spaziergang in der frischen, stärkenden Luft bei schönstem Sonnenschein. Hinter dem malerisch gelegnen Marino steigt man durch ein Wäldchen empor und sieht sich plötzlich über dem kreisrunden, tiefblauen Albaner See, der einen alten Krater füllt. Nun wandert man auf dem Rande des Kraters weiter. Linkshin hat man das Bergstädtchen Rocca di Papa (Gegenstand des großen Oswald Achenbach in der Dresdner Galerie), rechts erglänzt das Meer. Man passirt nun das Städtchen Castello Gandolfo, die alte Sommerresidenz der Päpste. Das Schloß liegt still und schweigend; ebenso die Landhäuser, in denen früher die Begleiter und Freunde des Kirchenfürsten wohnten. Ein alter Mann, der die ewigen Lampen in den Kapellen dieser Straße zu versorgen hat, schloß sich uns an, und jammerte auf meine Frage, ob Papst Leo schon hier gewesen, der werde ja im Vatikan gefangen gehalten. Er hatte noch Leo den Zwölften gekannt; unter Gregor dem Sechzehnten war seine schönste Zeit gewesen. Wir gingen mit ihm zusammen durch die sogenannte Galleria di sotto (oben auf dem Rande des Kraters giebt es eine Galleria di sopra), eine Allee der ältesten immergrünen Eichen, die ich je gesehen: die alte Via Pontificalo. Unser Begleiter trennte sich von uns, um dicht vor Albano eine Kapelle aufzuschließen. Sogleich drangen die Landleute hinein, um zu knieen und einiges Geld in die Büchse zu werfen.

Dann traten wir in Albano ein, den Ort, wohin man sich gern vor der Fieberluft Roms rettet. Wir durchwanderten den malerischen Ort, uns erinnernd, daß hier oben, höher hinauf, Alba Longa, die Mutterstadt Roms, gelegen, und schritten dann den eine Stunde langen Weg zur Station hinab. Man hat von da einen wundervollen Rückblick auf den mit einem zweiten Städtchen durch einen ungeheuern, drei Etagen hohen Viadukt verbundnen Ort.

Dieser Ausflug wird immer zu unsern schönsten Erinnerungen gehören.

(Schluß folgt.)

Um eine Perle.

Roman von Robert Waldmüller (Ed. Duboc).

(Fortsetzung.)

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Giacinta hatte sich nach dem Ringe gebückt.

Mit thränenüberströmtem Gesichte saß sie am Boden, das Ringlein in der flachen Hand haltend.

Giuseppe Gonzaga, sagte sie aus gepreßter Brust, ich mache Euch keinen Vorwurf, daß Ihr so niedrig von mir gedacht und geredet habt. Warum war ich so arglos, nichts zu ahnen! Mich selbst trifft alle Schuld. Aber ich hätte mein Leben hingegeben, um Euch Euer Eigentum wieder zustellen zu können, und als ich heute die unverhoffte Kunde erhielt, daß Ihr noch nicht aus dem Leben geschieden, da stürzte ich hierher — zu dem argen Giftmischer, den ich aber nicht als solchen kannte — das schwöre ich Euch — und erzwang oder erflehte von ihm die Gunst, zu Euch geführt zu werden — in Euer Gefängnis, jetzt sehe ich wohl, daß es eins ist.

Sie erhob sich mühsam und legte das goldne Ringlein auf seine Bettdecke.

Ein armer Teufel, sagte sie, der es aber herzlich bereut, hat es Euch in jener Nacht vom Finger gezogen. Vielleicht habt Ihr es nicht vermißt; ich dachte aber nicht, daß Ihr, wie ich Euch damals ins Leben zurückgerufen habe, mein ungelenkes Thun und Hantiren um Euch so ganz ohne eigentliches Bewußtsein habet geschehen lassen, ich dachte, daß Ihr vielmehr einige Erinnerung daran bewahrt haben würdet. Ihr waret doch, als Euch Cola ins Freie hinausführte, ganz klaren Blickes und wolltet ihm ja sogar noch seine Mühe unnötigerweise lohnen; erinnert Ihr Euch denn nicht, Eccellenza? Als ich dann ermittelte, der Schelm habe sich schon im voraus durch das Ringlein bezahlt gemacht, da fiel mir aufs Herz: Wie nun, wenn der Signore das Ringlein doch vermißt, und wenn er dich, Giacinta d'Isa, am Ende gar für die Entwenderin

hält! Könnt Ihr Euch jetzt vorstellen, Signore, daß mir's daran lag, Euer wieder habhaft zu werden?

Giuseppe hatte längst die Hand Giacintas gefaßt, mit der andern das Ringlein emporhaltend und es dazwischen unter begütigenden, seinen argen Verdacht abbittenden Worten, welche die Thränen der Neapolitanerin allmählich versiegen machten, an seine Lippen drückend.

Ich bin noch heute so arm wie damals, sagte er dann mit schwacher Stimme, ja ärmer als damals, denn sieh meine Hände an — die Fürsorge Antonio Marias hat mich, indem er auch die mir damals noch gelassenen Ringe in Verwahrsam nahm, der Versuchung überhoben, mich nach Rettern umzusehen. Ich kann also durch kein Geschenk dir danken. Darf ich dir dagegen danken, indem ich dir Gelegenheit gebe, meine Wohlthäterin, meine gütige Freundin in noch höherm Grade zu werden, als du es schon bist?

Giacintas Wangen glühten. Eure Worte sind mir Manna in der Wüste, stammelte sie, aber nennt mich Eure Dienerin, Giuseppe Gonzaga, nicht Eure Freundin; erdrückt mich nicht, ich bin ein Rohr, und was Ihr mir an Huld erweiset, ist mehr, als selbst eine Säule zu tragen vermöchte.

Höre mich an, Giacinta, sagte der Kranke — aber ganz Mantua weiß ja, unterbrach er sich, was mich in diese Lage hier brachte; laß mich also kurz sein — eile zu meiner Braut und sage ihr —

Die Neapolitanerin erblaßte.

Sage ihr, daß ich lebe — denn auch sie wird mich tot wähnen —, sage ihr, daß ich noch lebe, aber daß meine Stunden gezählt sind, und daß ich vor meinem Ende ihr noch einmal die Hand drücken möchte; sage ihr das, teures, herrliches Mädchen, und wenn dir's irgend möglich ist, bringe sie hierher.

Giacintas Züge hatten sich umwölkt. Und wie soll ich sie finden? fragte sie tonlos.

Du bist in Mantua fremd?

Fast völlig.

Aber daß die Wunde, der ich erliegen werde, von der Hand ihres Vaters herrührt, das ist dir doch bekannt.

Zu mir drang nichts von alledem.

Nichts? Ach, so geht's! Der Unglückliche hält sich immer für den Mittelpunkt der Welt, und ahnt nicht, daß die Welt andres zu thun hat, als nach ihm zu fragen. Meine Braut ist die Tochter Marcel Buonacolsis — hier im Ringe steht ihr süßer Name. Eile, ich fühle, daß dieser Tag mein letzter sein wird.

Großer Gott! rief Giacinta, und wird die Aufregung des Wiedersehens Eure Genesung nicht vollends vereiteln? Vielleicht hat nur die abscheuliche Szene, die ich Euch bereitete, Eure Kräfte so erschöpft. Und wird denn Eure arme Braut dem freudigen Schreck, plötzlich von Euch als einem Lebendigen Nachricht zu erhalten, gewachsen sein? Bedenket doch auch das, Eccellenza!

Geh, gutes Kind! bat der Kranke.

Ich werde mich verirren, Eccellenza! Wer weiß, wie viele Leute in Mantua den Namen führen, den Ihr mir eben nanntet —

Niemand — niemand außer ihrem Vater Marcello und dem ihr als künftigen Gatten zugedachten Schwächling Abbondio.

Aber, Eccellenza, erwiederte Giacinta nach neuen Einwänden suchend, ich bin ja doch die Medusa! Wenn man mich nun, wie eben schon einmal, erkennt und mich wieder als Fahnenträgerin zum Mitziehen in einer der draußen lärmenden Prozessionen preßt! Wie soll ich Euern Auftrag ausrichten, Eccellenza! Hört nur das Jubiliren!

Ich höre nichts mehr.

Ihr habt Recht, es ist still geworden. Sie hielt bestürzt den Atem an. Ferne, dumpfe Glockentöne hatten seit geraumer Zeit in langen Absätzen sich vernehmen lassen — die Pestglocke. Beide hatten sie überhört. Beide hörten die unheimliche Metallstimme jetzt zum erstenmale, kannten, als in Mantua nicht Heimische, nicht ihre Bedeutung, liehen ihr aber mit dem Vorgefühl eines heraufziehenden düstern Verhängnisses das Ohr.

Es war in der That bis auf jene dumpf über die erschrockne Stadt dahinzitternden, schauerlich dumpfen Töne ganz still geworden.

Was wird es groß zu sagen haben! kehrte Giuseppe zu dem Anliegen zurück, welches Giacinta zu erfüllen gesäumt hatte.

Ich fürchte mich, aber Ihr wollt es, und ich gehe, sagte die Neapolitanerin, indem sie das ihr in den Nacken gefallene weiße gestickte Kopftuch wieder heraufzog; nur nennt mir die Straße, wohin ich gehen soll; ich werde Leute finden, die mir den Weg dahin zeigen.

Giuseppe lauschte; er kam sich rücksichtslos, er kam sich grausam vor. Die Stille nach dem lärmenden Jubel, das dumpfe Glockenläuten, die Furchtsamkeit des Mädchens — nein, es ging nicht; er ergriff ihre Hand. Ich will nicht, daß du dich in Gefahr begiebst, sagte er; bleibe, es wird sich ein andrer Bote finden lassen.

Nein, nein! rief Giacinta, Ihr sollt mich nicht mit Unrecht Eure Wohlthäterin genannt haben — hört nicht auf die Mißtöne der Glocke, Eccellenza, wie heißt die Straße?

Wirre Stimmen auf den Treppen und Gängen des Palastes unterbrachen die Antwort Giuseppes. Alles schien in Aufruhr, in Auflösung.

Wie in einem Grabe, so lautlos war es bis heute in diesem Teile des weitläufigen Schlosses zugegangen. Und jetzt! Giacinta duckte sich, als sei sie wieder ein kleines Kind und habe eben das Rollen eines Ausbruchs des Vesuvs vernommen. Giuseppes Augen blitzten — eine phantastische Möglichkeit stieg vor seinem Geiste auf.

Hilf mir mich aufrichten, sagte er in fieberhafter Erregung, dort liegen

Kissen, türme sie hinter meinem Rücken auf. Wenn meine Befreier sich bis zu mir den Weg bahnen, will ich sie nicht durch den Anblick eines kraftlos Daliegenden entmutigen.

Giacinta gehorchte besorgten Blickes, aber er zuckte bei dem mühsam zustande gebrachten Aufrichten schmerzhaft zusammen, und eine geraume Zeit verstrich, ohne daß auf ihre Fragen, wie ihm sei, eine Antwort erfolgte.

Angstvoll kniete sie neben seinem Bette, den Blick auf den vor Schmerz Verstummten gerichtet, in ihren Händen den Rosenkranz.

Draußen zitterte von Zeit zu Zeit der dumpfe, ferne Glockenton. Der Tumult auf den Treppen und Gängen des Schlosses starb bald ab, bald wuchs er zu sturmartigem Brausen.

Giacinta lauschte mit klopfenden Pulsen. Ohimè! seufzte sie, und kann ich ihn denn jetzt verlassen? Es geht mit ihm zu Ende! Misericordia, o Dio! Misericordia!

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Was war inzwischen vorgegangen?

Als Herzog Francesco den Nachfolger Vitalianos durch das Fläschchen mit dem weißen Pulver auf die Probe blinden Gehorsams gestellt hatte, war er befriedigt zu einer Arbeit zurückgekehrt, die mit dem gestern eingetretenen Wechsel seines Regierungssystems zusammenhing. Es handelte sich um ein langes, für seinen Bruder Fernando bestimmtes Memorandum, in welchem er, eingedenk des Unbestandes aller irdischen Dinge, für den Fall seines Todes Verfügungen traf, vor allem solche, welche dem kleinen Lodovico und dessen Schwester zu statten kommen sollten, nicht minder der Mutter dieser zwei Kinder Francescos, der Herzogin Margareta. Wie schon erwähnt worden ist, hatte Fernando — Francescos nächstältester Bruder —, der im Alter von fünf Jahren bereits mit der Würde eines Johanniterorden-Priors von Barletta bekleidet worden war und seit seinem zwanzigsten Jahre den Kardinalshut trug, vor Jahresfrist, beim Tode des Herzogs Vincenzo, dem geistlichen Stande entsagt, ein im Hinblick auf Francescos schwache Gesundheit durch die Staatsraison gebotener Schritt; Fernando weilte aber immer noch in Rom, wo ihn der Wunsch festhielt, die Gunst jener Camilla Fa de Bruno zu gewinnen, von deren spätern, durch das Gericht wieder gelösten Ehe mit Fernando bereits die Rede gewesen ist.

An diesen Bruder also war das Memorandum Francescos gerichtet. Warum ihn die Abfassung desselben mit Befriedigung erfüllte, obschon der Arbeit eine Art Vorgefühl nahen Abgerufenwerdens von dieser Erdenbühne zugrunde lag? Weil der gestrige Tag eine tiefgehende innere Wandlung in ihm zuwege gebracht hatte. Äußerlich war er der nämliche mißtrauisch blickende, polternde und auch wieder geschmeidig einlenkende Mann geblieben, der Mann der unstät

wechselnden Launen, vor dem die ganze Schloßbedienung zitterte. Aber er hatte, wie ihm richtig ahnte, in der Person des alten Primaticcio einen zugleich klugen Kopf und ein unbedingt vertrauenswürdiges Herz gewonnen, und das quälende Gefühl seiner einsamen Höhe war von ihm genommen. Nun auch Abbondio Buonacolsi, der letzte jugendkräftige Sproß dieses erlauchten Hauses, aus dem Leben geschieden, war die Begnadigung des alten Marcello ein weiterer, von keinem beklemmenden Gefühle mehr begleiteter Akt hochherzigen Kraftbewußtseins gewesen, ein Akt, dessen sich Francesco mit dankbarer Würdigung der Fürsprache Primaticcios freute, auch selbst noch inmitten der gemischten Empfindungen, welche die Evvivas draußen ihm bereiteten.

Aber ich will noch vollständiger die Dornen meines Herrscheramtes in Rosen verwandeln, sagte er, indem er plötzlich die Feder wieder ausspritzte und dann nach kurzer Überlegung das halbfertige Memorandum von neuem verschloß; ja, so soll es sein: ich will auch meinen irregeleiteten Vetter zum Freunde gewinnen. So lange die Frage offen bleiben mußte, ob er leben durfte, so lange konnte ich, sein Richter, ihm nicht die Gunst meines Anblicks gewähren. Ich habe ihm verziehen, und ich selbst will bei ihm Nachfrage halten, wie ihm — der Trank bekam.

Er lächelte, mit jenem Lächeln, das ihm zur übeln Gewohnheit geworden war, denn es verbarg sich Schadenfreude hinter diesem Lächeln, und doch war ein solches Gefühl auf dem Grunde seines Herzens nicht mehr vorhanden, und nur die Erinnerung an die bestürzte Miene Antonio Marias bei dem Empfange des Fläschchens und des dazu gehörigen vieldeutigen Auftrages machte ihn lächeln.

Auf einmal griff er entsetzten Blickes in die Brusttasche seines Wamses. Wo ist der Schlüssel? rief er, bei meiner Treu, das wäre ein übler Spaß! Er lächelte immer noch, doch sein Suchen nach dem in der Tasche vergrabnen Schlüssel zu dem Geheimschranke ward immer krampfhafter, obgleich er vor sich hinredete: Es war ja ein harmloses Schlafpulver; was ficht mich denn an! Er setzte sich wieder zum Schreiben. Aber wie, wenn nun dennoch das Fläschchen Gift enthielt . . . stieß er tonlos heraus — wenn die Unordnung in dem Schranke . . . wo ließ ich den verwünschten Schlüssel? Iddio sia lodato, da hab' ich ihn! Francesco sprang auf und eilte, sich Gewißheit zu verschaffen, daß er das Fläschchen nicht aus der Abteilung der Gifte entnommen habe. Hastig schloß er auf und mit krampfhaft bebenden Fingern griff er bald zur Rechten, bald zur Linken; überall gab es Lücken. Hatte er dort das Pulver entnommen? oder hier? oben oder unten? hinten oder vorn? es war ihm unmöglich, Sicherheit zu erlangen. Mit eiligen Schritten stürzte er endlich auf den Glockenzug los und herrschte den eintretenden Pagen mit dem Befehle an, er möge bei Verlust seines Postens Antonio Maria auf der Stelle herbeischaffen, auf der Stelle, subito, subito!

Aber wo war Antonio Maria? Die Flucht des Schloßgesindes hatte begonnen. Wie bei einem Erdbeben jeder vor allem ins Freie zu kommen sucht, ehe die Mauern über ihn zusammenstürzen, so pflegte damals der in einem Hause ertönende Schreckensruf: Peste! pestilenze! alles, was Beine hatte, auf und davon zu jagen, sei es von der Arbeit oder vom Festgelage oder aus dem Bette, sei es sogar vom Schildwach-Posten, ob auch auf das Verlassen desselben Todesstrafe stehen mochte. Hinaus stürmte alles, denn der Tod war ja allen auf den Fersen, hinaus in die Kirchen, in die Kapellen, unter den Schutz des Santo protettore, hinaus in die sofort unter dem Vorantritt von Mönchen oder Nonnen sich bildenden Prozessionen, denn es war ja erste und dringendste Pflicht, sich im Gebet und in Bittgesängen zu denen zu gesellen, welche den Zorn Gottes noch zu beschwören suchten.

War denn aber die Pest im Schlosse ausgebrochen, oder hatte der durchstochene und durchräucherte Florentiner Brief, welcher gestern Francesco und dann den zum Vorlesen desselben befohlenen Pagen in so arges Entsetzen brachte, nachträglich nur ein Pestgerücht veranlaßt?

Keins von beiden.

Aber die ebenso fürchterliche Seuche, die vajuole jener seuchenreichen Zeit, die schwarzen Blattern waren im Schlosse ausgebrochen. Seit drei Jahrhunderten hatte dieses Schreckнis des Orients sich in Europa eingebürgert und oft genug ganze Ortschaften entvölkert. Die Fastenprediger versäumten nie, wenn sie von den Geißeln redeten, die der Herr in Zeiten großer Sündenverderbnis über die erschreckte Menschheit zu schwingen wisse, auch die vajuole zu nennen und die Mütter daran zu erinnern, daß unter Pharao die ganze ägyptische Erstgeburt durch die vajuole dahingemäht worden sei. Die indische Pockengöttin Mariatale Patragali hatte hie und da, wie in Venedig und Verona auch in Mantua geheime Verehrer; und in Mantua fast mehr noch als in den eigentlichen, mit dem Orient sich berührenden Handelsplätzen wurden Amulette aller Art, obschon aus dem Pockennefte Mekka und andern ähnlich verdächtigen Orten eingeschmuggelt, gerade deshalb als wunderthätig geschätzt, denn nur in solchen Gegenden konnte ihre Geheimkraft sich ja erprobt haben.

Das Lieblingszimmer, in welchem Francesco in müßigen Stunden, zwischen Retorten und Schmelztiegeln, von niemand beobachtet und gestört, der Kunst des Hermes Trismegistos, der Alchemie, oblag und wo er heute auch das für Fernando bestimmte Memorandum zu verfassen begonnen hatte, befand sich in dem ältesten Teile des herzoglichen Palastes, dem Castello di Corta, einem von Gräben festungsartig umgebenen, durch Türme befestigten Außenwerke zunächst dem Ponte San Giorgio. Das nahe Rauschen eines Wehres, vom Argile Mulino herüber das Klappern der Apostelmühlen, das Waffenklirren der im Hofe mit Würfelspiel und andern Zerstreuungen sich die Langeweile vertreibenden Hellebardire, das waren die Laute, welche bis in das Zimmer Francescos eintönig

heraufzuklingen pflegten. Er hörte sie auch heute, denn so wenig wie er selbst — das Läuten hatte noch nicht begonnen — von der im Hauptgebäude des Palastes tobenden Flucht etwas ahnte, kümmerten sich unten im Hof die Hellebardire um das übrige Mantua, und so wurde er denn schon wegen des Ausbleibens des nach Antonio Maria entsandten Pagen von seiner zornigen Ungeduld befallen, ehe der Page überhaupt nur die Hälfte des Weges hätte zurücklegen können.

Ich werde ihm die Ohrläppchen abkneipen lassen, polterte der Herzog, indem er bald den Schrank zu- und wieder aufschloß, bald ans Fenster trat und mit den Fingern gegen die kleinen rundlichen, bleiumrahmten Scheiben trommelte; halbe Tage lang liegt solch ein Page auf der Bärenhaut; das ist's, das macht die Schlingel so träge; pomadisirt sind sie wie eine venetianische Dogaressa an ihrem Einzugstage, und mit ihren schönen Beinen machen die Burschen Staat wie nur je eine Ballerina meines seligen Herrn Vaters; aber diese schönen Beine zum Laufen in Bewegung setzen, das ist unter ihrer Würde; maledetto!

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Das staatliche Erbrecht und die Erbschaftssteuer. Von Dr. Franz Berghoff-Ising. Leipzig, Wintersche Verlagshandlung, 1885.

Bekanntlich ist die Beseitigung des Erbrechts eine Forderung der Sozialdemokratie. Aber auch theoretische Sozialisten, welche den Gesichtspunkt der letztern weit von sich ablehnen, sind für ein Miterbrecht des Staates an den Verlassenschaften jeder Art eingetreten. Das vorliegende Büchlein, aus Seminarvorträgen bei Adolf Wagner und Knies entstanden, giebt eine klare Uebersicht der Bewegung auf diesem Gebiete und tritt mit den erstern für eine partikulare Erbschaftssteuer als die Steuer aus einem einmaligen Einkommen ein. Sie soll auch Descendenten und Ehegatten gegenüber erhoben werden, mit der Entfernung der Verwandtschaft und der Größe der Erbschaft wachsen, und in der Schenkungssteuer ein Korrektiv gegen Umgehungen und eine Ergänzung finden.

Die Sprachenrechte in den Staaten gemischter Nationalität nach den von Dr. Adolf Fischhof gesammelten Daten und gemachten Andeutungen dargestellt. Wien, Manzsche Buchhandlung, 1885.

Im Hinblick auf den Sprachenkonflikt in Oesterreich sind hier aus den verschiedensten Gebieten der Erde, welche gemischte Nationalitäten enthalten, zum Teil unter wörtlichem Abdruck der Gesetze die geltenden Rechtsverhältnisse beim Gebrauch

der Sprache im staatlichen und amtlichen Verkehr dargestellt. Der Verfasser der Schrift ist kein Einheitsfanatiker, er predigt im Gegenteil für Oesterreich Versöhnung und giebt die Wege an, auf denen sich die verschiednen Nationalitäten mit ihren Konzessionen begegnen können. Angesichts der sozialen Frage, die sich auch in Oesterreich fühlbar macht, sieht der Verfasser in dem Sprachenkonflikt nur eine Schwächung der staatserhaltenden Elemente. Die letzten Vorgänge im österreichischen Abgeordnetenhause und der Ausfall der Wahlen scheinen nicht angethan, die Hoffnungen und Wünsche der Schrift zu verwirklichen.

Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre. Von einem thüringischen Landpfarrer. Gotha, Schlößmann, 1885.

Es ist eine Thatsache, daß die dörflichen und bäuerlichen Zustände oft von Leuten besprochen und kritisirt werden, denen eine ausreichende Bekanntschaft mit denselben mehr oder minder abgeht. Es ist das noch jüngst in den Grenzboten angesichts der Anredeform: Du, Ihr oder Sie auf dem Lande konstatirt worden. Sowie ein Forschungsreisender in fernem Lande erst dann zu einem wahrhaft sachgemäßen, zutreffenden Urteil über Land und Leute imstande ist, wenn er nicht bloß flüchtig einige Tage oder gar Stunden, sondern Monate und Jahre in einer Gegend zugebracht hat, so darf auch der deutsche Bauer hier in der Heimat von uns erwarten, daß man ihn zuvor genau, d. h. nach seinen Licht- wie Schattenseiten, kennen lernt und ihm näher tritt, bevor man daran geht, sein Denken, Leben, Fühlen und Handeln zu charakterisiren. Die Redewendung von der Idylle des Landlebens und der naiven Unschuld des Landbewohners erweckt oft genug bei solchen, die schärfer zugesehen haben, ein Lächeln. Da kommt uns das oben genannte Buch von einem genauen Kenner und Beobachter der dörflichen Verhältnisse wie gerufen, und es ist uns eine Freude, die Leser der grünen Blätter, welche für ländliche Sitten und Zustände ein Interesse haben, mit Nachdruck auf die mit großer Sachkunde und mit Geschick gezeichneten Bilder aus dem Landleben hinzuweisen. Hier sind die Verhältnisse mit photographischer Treue und, wie wir beim Lesen oft gedacht und von verschiednen Seiten bestätigt gefunden haben, aus genauester Kenntnis der gesamten bäuerlichen Denk- und Anschauungsweise herausgeschildert; es ist nichts übertüncht und verkleistert, nichts übertrieben oder allzusehr ins Schwarze gemalt; nein, so liegen die Dinge, und wer sie aus langjähriger Beobachtung wahr und treffend gezeichnet sehen will, der greife zu diesem Buche, das dem Verfasser unter der Hand bis auf 445 Seiten (Kleinoktav) angewachsen ist, nachdem die Hauptgedanken vorher den geistlichen Amtsgenossen auf einer Konferenz dargeboten worden waren. Obgleich der Verfasser der vorliegenden Besprechung in der Rheinprovinz wohnt, hat er doch fast auf jeder Seite des Buches aus Thüringen die Sitten, die Denk- und Anschauungsweise so analog denjenigen in seiner eignen Heimat und in andern ihm genau bekannten Gegenden Deutschlands dargestellt gefunden, daß ihm fast beständig das hier durchaus zutreffende: Tout comme chez nous in den Sinn und auf die Lippen kam.

Das ganze Buch ist ein redendes Zeugnis für das scharfe und klare Auge seines Herausgebers. Nach allen Seiten hin hat er das ländliche Thun und Treiben in seiner schönen Heimat unter die Lupe genommen, die jetzigen Zustände des öftern mit solchen vor dreißig, vierzig und mehr Jahren verglichen und auch manche sprachliche Eigentümlichkeiten in die Darstellung mit eingeflochten, sodaß dieselbe nicht bloß für den Kulturhistoriker als den Freund von Land und Leuten, sondern auch für den Sprach- und Dialektforscher von Interesse ist. Dem

letztern hätten wir gerne eine noch etwas reichere Ausbeute in dem Buche gegönnt, und wir wollen nicht unterlassen, bei dieser Gelegenheit darauf hinzuweisen, daß eben eine zweite Auflage von Vilmars Idiotikon vorbereitet wird, und daß Professor W. Crecelius in Elberfeld mit der Herausgabe sehr wertvoller mundartlicher Sammlungen eines verstorbnen Gießener Forschers aus Oberhessen und Umgegend beschäftigt ist.

Seine Schuld. Roman von J. Boy-Ed. Zwei Bände. Leipzig, Reißner, 1885.

Frauenarbeit, aber anmutiger Art. Eine stille Heiterkeit behält die Oberhand, die wohlthuend berührt, weil sie aus einer gesunden Seele stammt. Echt weiblich ist das Hauptmotiv: die Eitelkeit eines schönen Mannes, welcher eine liebebedürftige, unglücklich verheiratete Frau zum Opfer fällt. Aber das Motiv ist etwas schwächlich behandelt und durchgeführt, da Ida Boy-Ed weder den Mut zur schneidigen Satire noch zur rücksichtslosen Tragödie hat. Das Bedürfnis zu versöhnen gehört eben in den Stil der Familienjournale, über den sie sich auch nicht erhebt. Viel glücklicher ist sie in der Region des harmlosen Humors, in welcher sie mit Vorliebe verweilt. Sind auch ihre Charaktere: das naive Mädchen, welches mit seinem schuldlosen Wahrheitstrieb alle Konflikte löst, der brummige, aber pudeltreue Diener des Hauses, der geniale, aber täppisch-gerade Mann, der engherzige Pedant u. s. w. keine Originale, so weiß sie sie doch hübsch zu zeichnen und in ihre kleine Menschenwelt Abwechslung zu bringen. Kurz, sie weiß den Ton zu treffen, den die deutschen Familientöchter gern hören, und einen Roman zu schreiben, den man ihnen lieber in die Hand geben möchte, als eine Uebersetzung aus dem Französischen.

Mein Sohn! Von Salvatore Farina. Aus dem Italienischen von Ernst Dohm und Hans Hoffmann. Mit einer biographischen Einleitung von Siegfried Samosch. Zwei Bände. Berlin, Paetel, 1884.

Eigentlich ist der Vater der Held dieser humorvollen und graziösen Schilderungen des Familienlebens, seine Geschichte erleben wir mit, wie er, der Rechtsanwalt Epaminondas Placidi, heiratet, sehnsuchtsvoll (nur allzusehr!) ein Kind erwartet, wie der gewünschte Junge ankommt, zur Amme aufs Land in schmerzlicher Trennung gegeben wird, heimkehrt, Kinderkrankheiten durchmacht, Schuljunge wird, den Vater mit seinen Bildungsqualen in Mitleidenschaft zieht, als Knabe zu lieben und zu reimen beginnt, und endlich auf der Universität sich zu einem seinem Vater noch überlegenen Juristen ausbildet. Dazwischen werden die väterlichen Sorgen über das zweitgeborene Mädchen geschildert, besonders die um ihre Verheiratung: durchaus Genrebilder voller Anmut und Heiterkeit. Der italienische Geist bekundet sich vielfach in der naiven Unbefangenheit, mit der intime Familiendinge berührt werden, und manches ist auf Rechnung südlicher Sinnlichkeit zu setzen, z. B. die übertriebene Freude des Vaters an dem noch nicht geborenen Kinde, die Liebesgeschichten des zehnjährigen Knaben u. dergl. m., was uns kühlern Nordländern unnatürlich, unwahr erscheinen muß.

Die biographische Einleitung ist herzlich schwach; hätte sie sich auf die Mitteilung der kurzen Autobiographie Farinas beschränkt, so wäre ihr Zweck vollkommen erfüllt gewesen. Die Uebersetzung dagegen, welche größtenteils von Hans Hoffmann, dem poesiereichen Novellisten, herrührt, ist meisterhaft.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.

Kunstkritische Fastnächte.

Von Max Lorenz.

Schon Zeit war es, Fastnächte, die Thomas Koch im Verein mit Hermann Esser und Wilhelm Weigand in Szene setzte, mit Kritik zu bedenken. Denn sie sind nicht nur Ausdruck der Lustigkeit, sondern auch der Kunstanschauungen, die in Münchens Künstlerschaft herrschen. Im Hervorheben dieser oder jener Eigenart, im Verspotten dieser oder jener Schwäche, im Lachen über diese oder jene Verirrung liegt ein Urteil, das sich nicht selten mit dem der Kritik deckt. Und wenn es sich dann noch um Fastnächte handelt, die, wie die Münchener, mit Recht einen gewissen Ruf genießen, so ist es Pflicht, sie nicht nur zu genießen, sondern auch zu besprechen. Wir haben Fastnächte gehabt, die mehr, und solche, die weniger gut waren. Die letzte, die wir hatten, war gut, sehr gut. Sie war, wie man sagt, ein Ereignis. Und ein Ereignis ist sie auch geblieben, trotzdem sie nicht mehr ganz neu ist. Denn sie ist, wie gesagt, gut gewesen, sehr gut. Es war ein Vergnügen, sie zu sehen, ein Vergnügen, sie zu hören, ein Vergnügen, sie zu lesen. Und ein Vergnügen, sie zu besprechen. Ein Vergnügen, das man sich nicht gern versagt, das man sich gern wiederholt. Und das man sich gern wiederholen möchte.

und durch das unabläſſige Hinweiſen auf die Anziehungskraft, welche die Größe des ſtammverwandten Nachbarreiches ausüben müſſe, können ſie es endlich dahin bringen, daß der Deutſchöſterreicher wie der Ruthene mit Sehnſucht über die Grenze blickt, wo er nicht nötig haben würde, mit ſeiner Steuerkraft ſeine erbittertſten Feinde zu nähren. Erlebt Öſterreich wirklich eine Irredenta, auch an der Nord- und Nordoſtgrenze, ſo wird nicht dem Mangel an Energie, der Nachgiebigkeit gegen zentrifugale Tendenzen die Schuld beizumeſſen ſein!

Die politiſche Spekulation hat ſich bekanntlich ſchon zu verſchiednen Zeiten mit der Möglichkeit des Anſchluſſes der deutſchen Länder Öſterreichs an ein geeinigtes, aber nicht unter habsburgiſchem Szepter geeinigtes, Deutſchland beſchäftigt. Noch als ſo vielen der Weisheit ganzer Schluß in den Worten lag: Das ganze Deutſchland ſoll es ſein! — und durch Verbrüderungsfeſte die ſchönere Zukunft herbeigeführt werden ſollte, zweifelten kühlere Beobachter an der Erreichung jenes Zieles überhaupt, ſelbſt für den Fall einer Entſcheidung der deutſchen Frage durch das Schwert. Und zwar haben wir damals öfter die Stadt Wien als eins der Hinderniſſe bezeichnen hören. Was ſollte aus dieſer werden? Zur Hauptſtadt Deutſchlands ſei ſie ungeeignet ſchon durch ihre Lage an der äußerſten Grenze, von anderm abgeſehen, gleichzeitig aber zu groß, zu bedeutend in jedem Sinne, um zu einer Provinzhauptſtadt herabgedrückt zu werden. Das Adern- und Nervengeflecht eines großen Reiches verknote ſich zu naturgemäß in dieſem Mittelpunkte desſelben und laſſe ſich nicht willkürlich zerſchneiden. Nun, an der Wegräumung dieſes Hinderniſſes arbeiten jetzt mit aller Kraft ſämtliche deutſchfeindlichen Elemente im Reiche! Wien ſoll eine Provinzſtadt werden. Der giftige Neid wühlt und nagt unabläſſig an den Wurzeln ſeiner Größe, der Zufluß der Säfte wird geſtört, die Kanäle, in welchen das geiſtige und materielle Leben zwiſchen dem Zentrum und der Peripherie pulſirt, ſollen verſtopft werden. Wohl iſt der Raum zwiſchen dem jetzigen und dem idealen Zuſtande noch ziemlich groß, und es bleibt fraglich, ob jemals Prag der Sitz eines „Generallandtags“ und eines Miniſteriums der „Länder der böhmiſchen Krone,“ Laibach ebenſo der Mittelpunkt eines ſüdſlawiſchen Länderkomplexes, Lemberg oder Krakau die Hauptſtadt Polens werden, und Wien dann in gleicher Reihe mit dieſen Städten ſtehen werde. Inzwiſchen darf ſich die Agitation ſchon mancher Erfolge rühmen. Peſt entwickelt ſich unſtreitig, mag auch manche Potemkinſche Dekoration zur Blendung der Fremden und — der Einheimiſchen aufgeführt werden; und wie dieſe wachſen andre Städte vielfach auf Koſten Wiens. Letzteres iſt nur noch zu Zeiten Reſidenz, ſieht ſich in einzelnen Beziehungen in die zweite Linie gedrängt, der nationale Adel ſammelt ſich längſt nicht mehr am Wiener Hoflager, die Dezentraliſation macht ſich auch auf wirtſchaftlichem Gebiete ſchwer fühlbar. Darob jubelt man in den gegneriſchen Lagern und ſchmunzeln die guten Freunde in Buda-Peſt. Die Magyaren ſind nämlich keine Feinde der Deutſchen, beileibe! Sie gefallen ſich vielmehr gelegent-

lich darin, eine Gönnermiene anzunehmen, vorausgesetzt, daß sie in der Unterdrückung des Deutschtums in Ungarn und Siebenbürgen nicht gestört werden. Ihr Größenwahn läßt sie sogar mit einer gewissen Gleichgiltigkeit an eine Wendung der Dinge denken, infolge deren die Grenzpfähle an der Leitha schwarzweißrot anstatt schwarzgelb gefärbt sein würden. Aber die Tschechen und Konsorten? Träumen sie wirklich von einer Selbständigkeit, welche ihnen die Bedeutung der Serben, Rumänen u. s. w. verleihen würde? Glauben sie im Ernste, daß das deutsche Reich, gezwungen nach den deutschen Ländern Österreichs zu greifen, ihnen die Gebiete preisgeben würde, in welchen neben Deutschen Slawen wohnen? Daran ist nicht zu denken, sie wissen, daß sie nichts sind ohne Österreich. Nichtsdestoweniger geht ihr Streben dahin, Wien an die Situation einer Provinzhauptstadt zu gewöhnen. In den Zeiten, von welchen oben gesprochen wurde, hieß es, ein Vergleich zwischen Wien und Neapel sei nicht statthaft, weil die bourbonische Mißwirtschaft fehle. Allein es muß nicht immer das Herrscherhaus sein, welches den Boden für die Annexion vorbereitet!

Dürften wir nur die Deutschen von dem Vorwurfe der Kurzsichtigkeit freisprechen! Das widernatürliche Bündnis zwischen der slawisch-feudalen Partei und den konservativ und kirchlich gesinnten Deutschen scheint glücklich gesprengt zu sein, bis zum Wiederzusammentritt des Reichsrates wird die Bildung einer Zentrumspartei vollendet sein, welche voraussichtlich in verschiedne Fragen mit der Rechten stimmen, in allen nationalen jedoch ihre Unabhängigkeit wahren will. Hie und da in deutschen nichtkonservativen Kreisen ist man geneigt, diese günstige Wendung auszunutzen, mit den Hilfstruppen gegen das Slawentum eine Verständigung zu suchen. Und deshalb erhebt die alte verfassungstreue Presse ein Wehgeschrei. Man ist zwar deutsch, durch und durch deutsch, aber mit deutschen Konservativen ein wenn auch noch so loses Bündnis schließen — nimmermehr! Solche entsetzliche Männer müssen zurückgestoßen, geschmäht und verhöhnt, am liebsten wieder in das Lager der Feinde gejagt werden. Wenn die deutschen Liberalen Verbündete suchen müssen, dann können sie sich nur an die — Liberalen andrer Nationalitäten wenden, lehrt ein Innsbrucker Blatt, und andre drucken solche Weisheit wohlgefällig nach. Der Rat ist vortrefflich. Liberale giebt es ja, wohin wir blicken, die Herren Smolka und Ziemialkowski, Hausner und Zyblikiewicz sind ja liberal, nicht bloß die Jungtschechen, sondern auch Herr Rieger und seine Freunde sind Demokraten — sie brauchen nur zu wollen, und die Klerikalen und Feudalen sehen sich plötzlich einer erdrückenden liberalen Mehrheit gegenüber. Leider wollen sie nicht, auf alles Werben um ihre Freundschaft haben sie stets mit Hohn geantwortet, in jedem entscheidenden Augenblicke den Aristokraten und Ultramontanen Heeresfolge geleistet; und was den Haß gegen das Deutschtum betrifft, pflegen diese Liberalen ihren konservativen Landsleuten noch um eine Pferdelänge vorauszueilen. So proklamirte einst Schmerling unter der jubelnden Zustimmung seiner Getreuen,

wenn einmal Österreich mit dem widerspenstigen Ungarn paktiren sollte, dann doch nur mit den Liberalen, nie mit den Konservativen. Ach, und von den letztern hätte er den „Ausgleich" so viel billiger haben können!

Der leitende Staatsmann gab damals, soviel wir uns erinnern, keinen Grund für seine Weigerung an, den Frieden aus den Händen der Konservativen anzunehmen. Er rechnete darauf, und mit Recht, daß seine Zuhörer bei dem Wort konservativ an Ketzergerichte, Leibeigenschaft, jus primae noctis ꝛc. denken und schaudern würden. Das ist nun mehr als zwanzig Jahre her, zwanzig Jahre voll Erfahrungen, die in der übrigen Welt zu ganz andern Ansichten über Liberalismus und Konservatismus gefühlt haben; nur in Österreich besteht trotz aller Erlebnisse noch der kindliche Glaube an die seligmachende Kraft der liberalen Phrase, nur in Österreich kann man noch einem politischen Manne oder einer Partei mit dem Worte konservativ einen Makel anhängen. Das war begreiflich, solange die prinzipiellen Gegner bürgerlicher und Gewissensfreiheit diese Bezeichnung für sich in Anspruch nahmen. Dem ist aber nicht mehr so. Was man längst herbeisehnen mußte, vollzieht sich; diejenigen Deutschen, welche weder die Verfassung umstürzen, noch Österreich zu einem slawischen Staate machen, noch das Konkordat wiederherstellen wollen, brechen mit den Polen, Tschechen und Ultramontanen, treten dieser deutschfeindlichen Koalition mit voller Entschiedenheit entgegen; sie wollen eine Mittelpartei bilden, welche das Deutschtum hochhält, also in der wichtigsten, in der Lebensfrage zu gunsten der Linken entscheiden wird. Und trotzdem muß vor ihnen wie vor Aussätzigen gewarnt werden? Was erwartet man entsetzliches von ihnen? Die Antwort auf diese Frage wird uns nicht vorenthalten. Sie stehen in dem Verdacht, die konfessionelle Schule wieder einführen zu wollen. Welch ein Unglück in einer Zeit, in welcher es jedem freisteht, sich zu jeder beliebigen oder garkeiner Konfession zu bekennen und darnach seine Kinder vor der Berührung mit einem bestimmten Glauben oder jedem Glauben überhaupt zu schützen! Wer mit der katholischen Kirche zerfallen ist, kann Altkatholik, Protestant, kann konfessionslos, und wenn er ganz fortgeschritten ist, Jude werden. Aber merkwürdigerweise wird von solcher Freiheit fast nur Gebrauch gemacht, wenn es sich um gemischte Ehen handelt. Und in Wahrheit haben auch die nichtgläubigen Katholiken garnicht solche Furcht vor der konfessionellen Schule, wieder geht die Agitation von den Juden aus, welche darin eine Beschränkung der Freiheit, wie sie sie meinen, wittern. Die Menschheit könnte wieder religiös werden, der ihnen so sympathische Indifferentismus könnte an Boden verlieren. Und um das zu verhüten, sollen die Deutschen in Österreich in feindlichen Parteien zersplittert bleiben. Wage es, dich als gläubigen Katholiken zu bekennen, und du wirst allein deshalb als Feind der Freiheit und des Vaterlandes angeschrieben!

Natürlich muß in diesem Kampfe die Stellung der Zentrumspartei im deutschen Reiche ihren Dienst leisten, als ob die österreichischen Konservativen

den Staatsgesetzen ihre Anerkennung versagen und mit Fortschrittlern, Sozialdemokraten und Polen kooperiren wollten! Das Kunststück ist so plump, und scheint doch immer noch zu wirken. Auch sonst werden deutsche Zustände gern benutzt, in dem Vertrauen, daß der Zeitungsleser von denselben nicht mehr wisse, als was eben die Zeitung ihm zukommen läßt. Im deutschen Reichstage sitzen weniger Antisemiten, als im nächsten Reichsrate ihren Platz finden werden. Das kommt aber nicht etwa daher, daß das Judentum in Deutschland noch nicht zu jener gefährlichen Macht herangewachsen ist wie in Österreich, sondern ist eine Folge — man höre und staune! — des allgemeinen Stimmrechts! „Große Gefahren drohen von jenen Elementen des Volkes, welche heute noch nicht direkt teilnehmen an der politischen Arbeit, aber die Probleme, welche diese gewaltige Menge bewegen, sind von einem erschütternden Ernste und von einer edeln Ehrlichkeit. In diese Gemüter ist keine Spur von Rassentheorie gedrungen, sie wissen, daß der Hunger alle Menschen gleichmäßig schmerzt und daß das Elend alle heimsucht, weß Glaubens sie auch seien. An dem Tage, wo die ehernen Schritte der Arbeiterbataillone vernommen werden sollten, wo das ganze Volk bei den Wahlen seine Stimme erheben wird, da beginnen die ernstesten Probleme der Gesellschaft, aber da verschwindet auch der Antisemitismus, das häßliche Produkt wirtschaftlicher Reaktion, der traurigste Beweis für die Macht der Lüge.“ Zu diesem unglaublichen Unsinn verstieg sich dieser Tage das Hauptorgan des Manchestertums, unmittelbar nachdem der Brünner Arbeiterstreik in den Fabriken der Juden ausgebrochen war und die Arbeiter der christlichen Fabrikanten die Arbeit erst einstellten, als der Terrorismus der Streikenden sie dazu zwang! In Hietzing wäre ein Antisemit beinahe gewählt worden — das ist ernster als die ernstesten Gefahren, welche die Gesellschaft bedrohen! Wie groß muß die Angst der Herren bereits sein, wenn sie schlechtweg drucken lassen, der Antisemitismus greife in Österreich um sich, weil die jetzige politische Generation noch aus der Konkordatsschule, der Schule der Intoleranz, hervorgegangen sei, und „nirgends sei ein größeres Elend zu finden als in jenen Kreisen, welche ihr Leben durch den Gewinn aus der Vermittlung zwischen den Erzeugern und Verzehrern finden müssen.“ Der Passus ist zu schön, als daß wir uns enthalten könnten, ihn wörtlich wiederzugeben. Auch werden wieder die edelsten Juden hergezählt, diesmal nicht Moses Mendelssohn, sondern Johann Jacoby und Lasker, damals Feinde der „verknöcherten Bourgeoisie,“ Lassalle und Marx, und endlich die sozialdemokratischen Juden im deutschen Reichstage. Die Zeitung hätte noch einen Schritt weiter gehen und geltend machen können, welche Rolle Juden in den Hauptquartieren des Nihilismus und Anarchismus spielen, in den Konventikeln, von welchen fanatisirte Christen mit Dolch und Dynamit ausgesandt werden. Aber dann hätte doch einer oder der andre Leser auf den Gedanken kommen können, daß es der Hang des Semiten zum Zersetzen und Untergraben sei, was die heutige Bewegung ins Leben gerufen hat.

Der Deutsche wehrt sich endlich seiner Haut gegen alle seine Bedränger, ob sie nun Slawen oder Juden heißen, und wird sich weder durch tschechische noch durch jüdische Redensarten begütigen lassen.

Zur Signatur der Zeit gehört noch, daß die Liberalen nach deutschem Vorbilde anfangen, mit Ostentation den Kronprinzen wegen seines Liberalismus zu feiern. Wer nun noch nicht Respekt vor ihrer politischen Klugheit bekommt, der ist unverbesserlich.

Der Liberalismus und der prinzipielle Konservatismus.

Es ist uns einmal begegnet, daß entschieden konservative, in ihrer Gegend an der Spitze der konservativen Bewegung stehende Männer sich gleichwohl mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit dahin aussprachen, ein „ideales Prinzip" dürfe man im Konservatismus nicht suchen. Ein solches biete vielleicht der Liberalismus, vielleicht auch die Sozialdemokratie; aber der Konservatismus, der sei nur „praktisch" und befriedige nur gewisse, nicht abzuweisende Bedürfnisse des Tages. Nun, da dachte doch selbst Macaulay, der im Konservatismus den unerläßlichen Ballast eines der liberalen Segelkraft sonst gar zu sehr preisgegebenen Schiffes erblickte, noch höher vom Konservatismus, als diese angeblich konservativen Herren. Wer aber wird sich darüber wundern, daß der Liberalismus einen so merkwürdigen moralischen Vorsprung hat und seine Anhänger mit einem so ganz andern Maße von Selbstbewußtsein und politischer Energie auszurüsten vermag, als eine Partei, der von vielen ihrer eignen Anhänger die innere Berechtigung, die Idealität ihres Wesens abgesprochen wird?

Von welcher Bedeutung gerade dieser Punkt für die Stellung des Liberalismus zu der konservativen Partei und allen konservativen Reformbestrebungen ist, das war der Verfasser dieses Aufsatzes oft in der Lage wahrzunehmen. In der Polemik mit liberalen Blättern, in öffentlichen Diskussionen, im Privatgespräche mit politischen Gegnern trat es ihm stets deutlich vor Augen, daß die Leute gegen eine gewisse Art des Konservatismus ganz duldsam und konziliant zu sein entschlossen waren, nämlich gegen ein resignirtes Lobpreisen der guten alten Zeit, gegen ein hoffnungsloses Kopfschütteln gegenüber zahlreichen uns umgebenden Erscheinungen, gegen ein müdes, verdrießliches, verständnisloses Sich-Abwenden von den modernen Grundsätzen, gleich als ob einer sagte:

„Macht's unter euch aus; ich verstehe diese Zeit nicht und will sie auch garnicht verstehen." Ja, so einen Konservatismus, also etwa den eines pensionirten Offiziers oder eines dito Beamten der alten Schule, allenfalls auch eines mißvergnügten Rittergutsbesitzers oder sonstigen „Depossedirten," den ließen sich die Herren ganz gern gefallen, und waren ohne Widerrede bereit, demselben gelegentlich eine halb höfliche, halb spöttische Verbeugung zu machen. Solange also der Konservatismus kein „Prinzip" sein wollte, sondern sich begnügte, einen ärgerlichen, etwas pessimistisch angehauchten Gegensatz gegen allerhand Modernitäten zum Ausdruck zu bringen, solange verstand man sich ganz leidlich mit ihm und hatte auch garnichts dawider, daß so aus „Hinterpommern und Mecklenburg" auch einige Vertreter dieses Standpunktes in den parlamentarischen Körperschaften saßen. Sobald man aber auch auf konservativer Seite prinzipiell werden wollte, hörte der Spaß auf; von diesem Augenblicke an konnte man sich darauf gefaßt machen, daß dem einzelnen Manne gegenüber alles aufgeboten wurde, um seiner persönlichen Ehre etwas anhängen zu können, und daß die Zeitung, welche den moralischen Mut hatte, einen derartigen Standpunkt zu vertreten, als ein Blatt bezeichnet wurde, mit dem man sich anständigerweise nicht einlassen könne und auch nicht nötig habe, sich einzulassen. Es braucht wohl kaum bemerkt zu werden, daß hier der eigentliche Quell der bittern, giftigen Gehässigkeiten zu suchen ist, welche seit einer Reihe von Jahren für unser öffentliches Leben so charakteristisch geworden sind. Ein in solcher Weise überall auf das persönliche Gebiet hinübergespielter politischer Kampf ist ja ein wahres Treibhaus für diejenigen Verbitterungen, die immer eine aus der andern hervorwachsen und sich gegenseitig fortwährend steigern, und die Probe auf das Exempel liegt überall in Deutschland, wo ein prinzipieller Konservatismus in den Kampf eingetreten ist, deutlich vor Augen. Der tiefere Grund für die leidenschaftliche Erbitterung und Gereiztheit, die in allen diesen Fällen schnell ausbrach und allen beiderseitigen guten Willen, auch im politischen Meinungskampfe die gegenseitige persönliche Achtung zu bewahren und zu bethätigen, erfolglos machte, ist offenbar nichts andres, als daß der Liberalismus es schlechterdings nicht ertragen kann, sein alleinseligmachendes Prinzip in Frage gestellt zu sehen, und denjenigen Menschen, der dies thut, für nichts andres als einen Feind aller Kultur und alles Fortschrittes, wo nicht kurzweg für einen Heuchler und Lügner zu halten vermag. Dieser Punkt ist so durchschlagend, daß schon eine bloße Steigerung seit Jahrzehnten vorhandener konservativer Bestrebungen im prinzipiellen Sinne genügt, um das angedeutete Resultat, die gesellschaftliche Ächtung der Blätter und Männer, welche die Träger dieser Steigerung sind, für alle liberalen Kreise herbeizuführen. Ja, es ist so: die „liberale" Gesinnung, welche allen uns umgebenden Erscheinungen gegenüber Geistesfreiheit und billiges Urteil sich zu wahren sucht, ist gegenwärtig bei keiner Partei, selbst bei den Ultramontanen nicht, so schwach vertreten wie bei

unsern „Liberalen.“ Daher kommt es auch, daß der heutige Liberalismus eine so merkwürdige Neigung hat, der konservativen Seite vorzudoziren, welchen Standpunkt allein er als einen „berechtigt konservativen“ anerkennen könne, und gewisse, von der gewaltigen konservativen Tagesströmung unberührt gebliebene altkonservative Philister als Musterknaben eines „wirklichen Konservatismus“ auszugeben. Wie würde sich der Liberalismus ins Fäustchen lachen, wenn es wirklich keine andern Konservativen mehr gäbe! Auf der andern Seite werden aus demselben Grunde diejenigen Konservativen, welche in der politischen Agitation einen prinzipiellen Gesichtspunkt hervorkehren, mit so ganz ausbündigem Hasse und so wütender Verfolgung beehrt.

Wir sprachen einmal mit einem Manne, welcher in der gegnerischen Presse eine gewisse Rolle spielt und welcher sich persönlich eine leidliche Unbefangenheit des Urteils gerettet hatte, über die Möglichkeit, dem politischen Parteikampfe eine weniger scharfe und bösartige Färbung zu geben. Es war dem betreffenden Herrn ebenso auffallend wie unangenehm, daß wir als die erste Forderung, die wir unsrerseits behufs einer etwaigen gegenseitigen Abmachung an die Gegenpartei zu stellen hätten, folgendes bezeichneten: dieselbe müsse aufhören, unsre Partei prinzipiell als eine minderberechtigte, als eine einesteils nur von der Regierung aufrecht gehaltene, andernteils aus bloßen eigensüchtigen Interessenten bestehende zu bezeichnen, und — stillschweigend oder direkt — so zu thun, als könne doch ein gebildeter, sachkundiger, auf das öffentliche Wohl bedachter Mann unmöglich anders als etwa unter dem Drucke zufälliger, äußerlicher Umstände unsrer Partei angehören; mit einem Worte, wir betonten, daß unser Prinzip als ein, wenn auch bekämpftes und für falsch gehaltenes, so doch in seiner Art gleichfalls berechtigtes und in sich vollkommen mögliches anerkannt werden müsse. Eine bestimmte Antwort gab unser Gegner nicht, aber auf seinem Gesichte stand zu lesen, daß gerade diese Forderung für seine Partei unerfüllbar sei. In der That, wie kann der heutige Liberalismus darauf verzichten, sich seinen Anhängern gegenüber wenigstens noch, nachdem alle praktischen Gesichtspunkte sich gegen den Liberalismus erklärt haben, als den Träger des innerlich allein möglichen, allen „gebildeten Leuten“ notwendigerweise gemeinsamen Prinzips aufzuspielen! Das ist ja das Einzige, was ihn noch hält! Wenn sonst nichts, so ist doch dieses Eine dem Liberalismus in den Jahren seiner Herrschaft gelungen: dem Publikum, namentlich dem gesamten deutschen Philistertum, die Überzeugung beizubringen, daß „gebildet“ und „liberal“ gleichbedeutend seien oder sich doch gegenseitig ergänzten. Allen Schiffbruchs in nationalen, sozialen, wirtschaftlichen, ethischen Fragen ungeachtet, vermag der Liberalismus, dank allein dieser Überzeugung, seine Fahne noch immer hochzuhalten und Leute, die im Herzen längst so antiliberal wie nur möglich geworden sind, massenhaft zu seinen Urnen zu führen. Und da soll er den Ast, auf dem er sitzt, durch das Zugeständnis absägen, daß die Konservativen auch ein Prinzip

hätten, freilich eines, dem das und das und das entgegengehalten werden könne, aber doch immer eines, welches auch seine Berechtigung habe? Das ist von Fleisch und Blut zu viel verlangt, und so hält denn der Liberalismus (so sonderbar es auch gerade ihm zu Gesichte steht, die Freiheit der Meinungen auf einen bestimmten Kreis von Meinungen zu beschränken und für alles über denselben Hinausgehende den Schimpf- oder doch Verunglimpfungs-Komment für den einzig angebrachten, jede Diskussion mit einer solchen Meinung aber für ausgeschlossen zu erklären) hartnäckig daran fest, alle Versuche zu einer tieferen, in sich geschlossenen Begründung der konservativen Idee zu ignoriren, alle diejenigen aber, welche bei einer solchen Begründung mitarbeiten, a priori für verabscheuungswürdige, wahrscheinlicherweise auch sittlich schlechte und daher mit allen, nötigenfalls selbst mit den schmutzigsten Waffen zu bekämpfende Männer zu erklären.

Und doch sollte es so nahe liegen, daß Liberalismus und Konservatismus nur zwei Seiten einer und derselben Sache, oder, richtiger ausgedrückt, zwei Pole derselben Strömung sind; daß der eine genau so wesentlich und so innerlich berechtigt ist wie der andre, und daß die ganze Kulturgeschichte weiter nichts ist als ein wechselseitiges Vorwärtsstreben dieser beiden Richtungen, ein stetiges Sich-Ablösen und Sich-Ergänzen zweier Dinge, die so wenig von einander getrennt werden können wie Blüte und Frucht, wie Licht und Farbe, wie — um dem Kerne der Sache näher zu rücken — Mensch und Menschheit. Nicht wie Macaulay meint, stellt der Konservatismus lediglich den, zwar auch nötigen, Ballast, der Liberalismus aber die Segelkraft dar; im grunde wäre dies ja nichts andres als die landläufige Vorstellung, die Konservativen wollten eben nur „alles Alte nach Kräften erhalten" wissen! Nein! Der Kern aller Gegensätze, welche vom Beginn der Menschengeschichte an die Menschen in zwei Heerlager spalteten und allem ernsthaften Parteiwesen stets zu grunde gelegen haben, ist der Gegensatz zwischen dem allgemeinen und dem Privatinteresse. Man schlage ein beliebiges Blatt innerer Volksgeschichte auf, man prüfe irgendeinen, für die Entwicklung eines Staatswesens erheblichen Kampf der Parteien: stets wird dieser Gegensatz uns als die eigentlich treibende Kraft begegnen. Daher auch die Fortpflanzung jeder einmal ins Leben getretenen Parteibildung nicht nur durch die Jahrhunderte hindurch, sondern auch auf andre Völker und Staaten; es ist im grunde immer der gleiche Gedanke, der die scheinbar nur vorübergehenden Gesichtspunkte einer Partei stets einer bestimmten, bleibenden Richtung dienstbar erhält. Deutlich erkennbar liegt hierin auch der Zusammenhang unsrer Parteien sowie ihrer Ziele und leitenden Grundsätze mit der historischen Entwicklung. Wie die konservative Partei sich früher an den einzigen ernsthaften, leistungsfähigen Staat klammerte, den wir besaßen, so will sie heute vor allem das Reich gefestigt und innerlich geschlossen, nach außen widerstandsfähig, nach innen auf bestandsfähigen Grundlagen der guten Sitte und der wirtschaftlichen Tüchtigkeit errichtet sehen, und will auch die künftige Entwicklung des deutschen Volkes nach

außen möglichst im Rahmen des deutschen Staates festgehalten wissen; die liberale Partei, hervorgegangen aus den Emanzipationsbestrebungen des vorigen Jahrhunderts, wie sie ist, will die Stärke und Entwicklungsfähigkeit des Staates in erster Linie immer nur als ein Mittel aufgefaßt wissen, recht viele Einzelne zu fördern und den Einzelnen ein immer steigendes Maß von Wohlbefinden und Unabhängigkeit zu verleihen. Wer kann sagen, welches das Bessere sei? In der That ist keines das Bessere — jedes von beidem ist gleich notwendig, um Staat und Volk vorwärts zu führen, und von den beiden Eimern muß notwendig der eine ab-, der andre aufsteigen, um die Aufgaben unsrer Kulturentwicklung zu erfüllen. Jeder Teil muß zu Zeiten seine speziellen Grundsätze zur Herrschaft bringen, und findet, eben weil er jetzt zur Herrschaft gelangt ist, eine Menge Punkte, in denen er mit vollem Rechte ändern und umgestalten kann. Dann aber kommt die andre Partei und sagt mit gleichem Rechte: Hier bist du, Gegenpartei, zu weit gegangen, hier hast du einen wichtigen Gesichtspunkt unberücksichtigt gelassen, hier hast du ein Interesse gepflegt, welches dessen keineswegs wert ist; jetzt tritt mir wieder die Leitung ab, damit ich deine Fehler gut machen kann. Und so geht es in unaufhörlichem Spiel der Kräfte und der beiderseitigen Gesichtspunkte, deren jeder einen Teil des Richtigen in sich schließt, unausgesetzt weiter. Gehört wirklich ein so gar nicht zu erschwingendes Maß von Unbefangenheit dazu, um auch auf liberaler Seite diese Anschauung zu hegen und derselben gemäß auch dem Gegner seinen Anteil innerer Berechtigung einzuräumen? Oder will man vielleicht die abgestandene Bastiatsche Redensart von einer „Harmonie der Interessen" neu zu beleben suchen, um hierdurch den Ausgangspunkt zu der Behauptung, in der Sorge für den Einzelnen sorge man immer gleichzeitig für die Gesamtheit mit, zu gewinnen? Für so unvorsichtig halten wir doch den modernen Liberalismus nicht!

Natürlich werden die prinzipiellen Liberalen sofort schreien: unsre Charakteristik der Parteien sei haltlos, denn sie seien auch für Festigkeit und Leistungsfähigkeit des Staates, nur dürfe die Fürsorge für diesen Punkt nicht über die richtige Grenze hinausgehen. Ja wer nur diese „richtige Grenze" festzusetzen vermöchte! Als ob der Gegensatz nicht gerade darin beruhte, daß die Menschen über diese Grenze verschiedner Ansicht sind! Mit dem nämlichen Rechte, mit dem die Liberalen auch sich die Eigenschaft von Staatsfreunden vindiziren und sich gegen den Vorwurf staatsfeindlicher Gesinnung verwahren, können die Konservativen versichern, es falle ihnen garnicht ein, das Recht des Einzelnen und die Notwendigkeit möglichst freier Bewegung für denselben leugnen zu wollen, nur müsse auch dies innerhalb der richtigen Grenzen gehalten werden. Jede dieser beiden Anschauungen ist ja, wie alles Menschliche, immer nur relativ; gewiß verlangt keiner von beiden Teilen, der von ihm bevorzugte Gesichtspunkt solle der allein maßgebende sein, aber es ist eben keine Einigkeit darüber zu erzielen, wie weit der Geltungsbereich des einen und der des andern

gehen dürfe. Dies, und dies allein, ist am letzten Ende der Punkt, um den die Parteien sich herumzanken und ewig herumzanken werden.

Ja wenn es ein Absolutes gäbe! wenn es z. B. möglich wäre, in einer Reihe unantastbarer Folgesätze darzuthun, daß die Grenze an dem und dem Punkte gezogen werden müsse, und daß derjenige Mensch ein unzweifelhaftes Unrecht, sei es gegen die Gesamtheit oder sei es gegen das Recht des Einzelnen, ausübe, der diese Grenze nicht sorglich innehält! Dann hätten wir ja die vielgenannte und vielersehnte Partei der „ehrlichen Leute," der jeder wohlmeinende und urteilsfähige Mensch beitreten müßte, und um die Dissentirenden brauchten sich dann nur noch die Gerichte und die Schule zu bekümmern! Aber so ist es ja doch nicht — es ist und bleibt doch unleugbar, daß auch sehr wohlmeinende und sehr urteilsfähige Leute der einen Partei gewisse Sätze, welche die andre Partei für ganz und gar feststehend und unerschütterlich hält, gleichwohl verwerfen! Wie kommt das? Nun, einfach daher, weil in den menschlichen Dingen die Rückbeziehung auf ein logisch Notwendiges sich nun einmal nicht herstellen läßt, sondern in letzter Instanz immer die Anschauung es ist, welche entscheidet. Die Anschauung aber ist tausend- und millionenfach verschieden, denn sie quillt eben aus dem tiefsten Innern des Menschen, aus den verborgnen Schachten seines Gemütslebens und seiner Empfindungswelt; ja man kann sagen, daß sie den eigentlichsten Ausdruck seiner Individualität bildet. Es giebt also im grunde so viele Anschauungen wie Menschen, wenn dieselben sich auch vielfach gruppiren und zum großen Teil unter eine Anzahl allgemeiner Gesichtspunkte bringen lassen. Wie kann man nun hoffen, gegenüber den praktischen Fragen des Tages eine Einheit dieser Anschauungen zu gewinnen, da doch alle diese Fragen sich auf Punkte beziehen, die schon je nach Geburt, Erziehung, Lebensweise, Interessen, Gewöhnungen u. s. w. des Betrachtenden in eine unendlich mannichfaltige Beleuchtung gerückt werden können, und umso gewisser in der Anschauung des einen sich so, in der des andern sich gerade entgegengesetzt ausnehmen? Da es aber so ist, so giebt es nichts innerlich Unwahreres, ja nichts Unlogischeres als den geistigen Hochmut einer Partei, sie allein sei prinzipiell berechtigt und alle andern Parteien beruhten entweder auf Unwissenheit oder auf Bosheit; denn nur die „Partei aller ehrlichen Leute" dürfte so sprechen, und diese Partei wäre, wie wir gezeigt haben, nur dann möglich, wenn alle wohlmeinenden und urteilsfähigen Menschen betreffs der großen prinzipiellen Hauptfrage (deren Erledigung die aller Nebenfragen nach sich ziehen würde) zu einem bestimmten Resultate kommen müßten.

Vielleicht tritt das, was wir meinen, noch deutlicher zutage, wenn wir einen einzelnen Punkt aus den liberalen Prätensionen herausgreifen und denselben praktisch beleuchten. Mit großem Empressement wird oft von liberalen Schriftstellern und in liberalen Blättern darauf hingewiesen, daß auch die konservativen Bestrebungen sich heute vielfach in liberalen Bahnen bewegten, und

daß gewissermaßen der ganze heutige Konservatismus, um noch bestandsfähig zu sein, sich auf eine liberale Grundlage habe stellen müssen. Eröffnet hat diesen Chorus Gustav Freytag, indem er in einem, an andrer Stelle neulich von uns erwähnten Passus meint, der konservativste Gutsbesitzer bewege sich heutzutage doch in einer ganz liberalen oder dem Liberalismus entstammten Ideenwelt, und würde geradezu in Entsetzen geraten, wenn es möglich wäre, ihn auf den geistigen und wirtschaftlichen Standpunkt zurückzuschrauben, den seine Vorfahren in der von ihm selbst so hochgepriesenen „guten alten Zeit" eingenommen hätten. Dieses und ähnliches ist seitdem ein beliebtes Thema liberaler Zeitungen geworden, zumal solcher, welche sich ihrer Unbefangenheit und ihres billigen Urteils gegenüber einem „berechtigten Konservatismus" rühmen; da wird denn den Lesern versichert, alle berechtigten Bestrebungen des Konservatismus seien aus liberaler Initiative hervorgegangen oder doch auf liberale Grundideen zurückzuführen, und der heutige Konservative gehöre im Vergleich zu frühern eigentlich schon zu den Liberalen. Es ist ja etwas Wahres daran; aber kann der Satz nicht genau mit demselben Rechte umgekehrt werden? Wer wagt es heute noch, die alten materialistischen, religionsfeindlichen Ideen, das Achselzucken über den Gedanken, die erbliche Monarchie könne in unsrer Zeit noch Bestand und innere Festigkeit haben, die bittere Abgeneigtheit gegen jeden Staatsbetrieb und jeden, über die Sphäre der Rechts- und Sicherheitswahrung hinausgehenden Einfluß des Staates, die Feindseligkeit und den giftigen Spott gegen die Idee der stehenden Heere, der Berufsoffiziere und der strammen militärischen Disziplin, die halb gleichgiltige, halb schroffe Abwendung von aller Befassung mit spezifischen Arbeiterinteressen — wer wagt es, fragen wir, die feindselige Stellung in allen diesen Dingen heute noch als Postulat des Liberalismus zu bezeichnen? Will man aber leugnen, daß der Liberalismus von einem scharfen, bewußten Gegensatze gegen dieselben seinen Ausgangspunkt genommen, und daß der Konservatismus sie erhalten und gepflegt und endlich den Gedanken ihrer Notwendigkeit in das Bewußtsein des lebenden Geschlechtes eingepflanzt hat? Achtung vor Religion, Monarchie, wirtschaftlicher und sozialer Thätigkeit des Staates, gediegenem Heerwesen, sozialen Zeitbedürfnissen hat der Konservatismus dem Liberalismus abgerungen; gegenwärtig ist er damit beschäftigt, ihm das Geständnis abzuringen, daß Landwirtschaft und Handwerk unter keinen Umständen untergehen dürfen, und er hofft, daß die Zeit kommen werde, wo die Notwendigkeit aller hier aufgeführten Punkte gerade so gut zum Gemeingute aller geworden sein wird, wie die Grundsätze der freien Bewegung und Niederlassung, der Gewissensfreiheit, der Teilnahme weitester Bevölkerungskreise an der Staatsverwaltung ꝛc., die — warum sollten wir es leugnen? — der Liberalismus dem Konservatismus abgerungen hat. Oder sollte man etwa behaupten wollen, in den von uns angeführten Dingen liege immerhin nichts Prinzipielles, sondern nur das Produkt gewisser, unsrer politischen Entwicklung

eignen und auf diese beschränkten Spezialzustände? Der müßte uns in der That nicht verstanden haben, der dies sagen wollte. In unserm Sinne ist alles, was dem Gemeinwohl als solchem, was der Kontinuität und gesicherten Festigkeit innerer Zustände, was dem Verantwortlichkeitsgefühle des Einzelnen gegenüber der Gesamtheit dient, auf den Einfluß konservativer Ideen zurückzuführen, und gewiß wird kein Liberaler sich finden, der sich diesen Dingen gegenüber gleichgiltig verhalten wollte, während es doch leichte Mühe wäre, nachzuweisen, daß sie nicht auf dem Boden des Liberalismus erwachsen sind, und daß Strömungen innerhalb des letztern ihnen stets feindlich gegenübergestanden haben. So gut man also sagen kann, der heutige Konservatismus stehe auf liberaler Grundlage und seine berechtigten Bestrebungen ließen sich auf liberale Gesichtspunkte zurückführen, so gut kann man umgekehrt sagen, der heutige Liberalismus stehe auf konservativer Grundlage und seine berechtigten Bestrebungen ließen sich auf konservative Gesichtspunkte zurückführen. Gewiß, nicht der strammste Konservative unsrer Zeit möchte die Einrichtungen aus der Zeit Friedrichs des Großen wiederhergestellt sehen; gewiß, er würde denselben gegenüber als Liberaler denken und empfinden. Aber möchte der prinzipiellste Liberale unsrer Zeit in einem Staate leben, in dem Bakunins „negatives Recht“ oder die Grundsätze Max Stirners herrschten? Würde da nicht auch der eingefleischteste Anhänger des Individualprinzips auf einmal als Konservativer denken und empfinden?

Wir unsrerseits beanspruchen, wie aus obigem hervorgeht, keinen Vorrang, sondern bloß die Gleichberechtigung unsers prinzipiellen Standpunktes, während der Liberalismus für den seinigen die Alleinberechtigung prätendirt. Gewiß liegt hierin für uns ein Moment der Schwäche; wer von Haus aus weniger fordert als der Gegner, der gesteht diesem einen gewissen Vorrang zu. Hierin liegt offenbar der Grund, aus dem unser heutiger Konservatismus im allgemeinen nicht die gleiche Energie, nicht die gleiche rücksichtslose Schärfe des Parteigeistes entwickelt wie der Liberalismus, zumal der fortgeschrittene. Indessen das dürfte sich mit der Zeit ausgleichen, und je gebieterischer einerseits die sozialen Forderungen des Tages, andrerseits die Schwächen und die Anzeichen fortschreitender Unterwühlung unsers Staats- und Gesellschaftsgebäudes an uns herantreten, je größer wird die Zahl derjenigen Konservativen werden, welche mit gleich tiefer Erbitterung den liberalen, wie die Liberalen den konservativen Bestrebungen gegenüberstehen. Denn man verliere nicht aus den Augen, daß auch die konservative Anschauung im Besitze ihrer besondern Vorteile ist. Schließlich haben alle besitzenden und regierenden Klassen eine natürliche Hinneigung zu ihr, die insofern auch ganz legitim ist, als ja doch das Bestehende gegenüber allen Faktoren, die es zu stürzen oder zu modifiziren suchen, und gegenüber allen geistigen und materiellen Kräften, die hierbei mitwirken, mit Recht sagen kann: „Ihr alle, die ihr mich bekämpft, existirt doch nur durch mich, seid

doch nur ein Produkt dessen, wogegen ihr anstürmt; wer weiß, ob eure Herrschaft sich in gleicher Weise produktiv zeigen wird!" Aber man kann auch noch einen Schritt weitergehen und darauf hinweisen, daß die moralischen Kräfte im einzelnen doch immer nur aus der Rücksicht auf die Gesamtheit zu begründen sind, der streng durchgeführte Individualstandpunkt also sehr bald dazu führen müßte, die vorhandnen moralischen Kräfte zu zerstören, während der Gesamtstandpunkt selbst bei der einseitigsten Durchführung nie imstande wäre dieser Kräfte zu entraten, und sie daher stets pflegen muß. In diesem Sinne könnte man geltend machen, daß der konservative Standpunkt mit innerer Notwendigkeit Gemeinsinn, Unterordnung, Selbstbeherrschung und Selbstverleugnung zur Entfaltung bringe, der liberale aber Eigennutz, Überhebung, Genußsucht und Rücksichtslosigkeit. Indessen lassen wir diese Betrachtung, die wir, um ihr folgen zu können, zu weit ausdehnen müßten, hier auf sich beruhen. Was aber der heutige Konservatismus jedenfalls mit vollem Rechte für sich anführen darf, das ist: die Zeiten sind so beschaffen, daß für jeden Menschen, der nicht das Schriftwort auf sich angewendet wissen will: „Sie haben Augen und sehen nicht, sie haben Ohren und hören nicht" — die Notwendigkeit klar zutage liegt, gerade jetzt und wohl noch auf lange hinaus die Staatsgewalt nicht zu schwächen, sondern zu stärken, und den Einfluß des eigensüchtigen Individualprinzips nicht zu kräftigen und zu ermutigen, sondern zurückzudrängen: nirgends aber mehr als in unserm Deutschland, in welchem die zentrifugalen Elemente stets eine so unverhältnismäßige Kraft haben, und welches eben erst daran ist, sich mitten unter erbitterten Feinden zu einem geschlossenen Staatswesen auszugestalten. Wer wird es unter heutigen Umständen einem feurigen Konservativen groß verdenken wollen, wenn er einen Mann, der selbst heute noch nicht begreift, daß die Frage für uns nicht die nach der Einführung oder Nichteinführung dieser und jener Einrichtungen, sondern um Existenz oder Nichtexistenz von Staat und Volk ist — wenn er einen solchen Mann für einen Verräter an Staat und Volk zu halten geneigt ist, und ihm nur die Verblendung zugute hält, welche die lange einseitige Herrschaft liberaler Ideen habe erzeugen müssen?

Zur Zeit noch ringt der Liberalismus mit verzweifelter Energie darnach, sich der prinzipiellen Würdigung konservativer Gesichtspunkte zu entziehen und mit den abgestandenen Phrasen von Junkern, Pfaffen, finsterm Mittelalter, Leibeigenschaft u. dergl., mit deren Hilfe seinerzeit ein teilweise berechtigter Kampf geführt wurde, auch heute noch auszureichen, wo doch jeder Urteilsfähige erkennen muß, daß diese Dinge, die damals berechtigte Schlagwörter waren, inhaltlose Redensarten geworden sind. Darum liebt es der Liberalismus so sehr, den Leuten zu insinuiren, sie möchten doch nicht auf die „Programme" der Konservativen achten (das Papier sei ja geduldig), sondern möchten sich erinnern, was die Konservativen zu der und der Zeit gewesen seien, was sie damals gesagt und gethan hätten. Wenn aber von den Konservativen der Spieß

umgedreht und an die französische Revolution, an das Jahr 1848 u. s. w. als an frühere liberale Leistungen erinnert wird, dann schreien die liberalen Herren natürlich über Verleumdung und verlangen, nur nach ihren Programmen beurteilt zu werden. Ihnen soll man also alles glauben, was sie sagen und versprechen, den Konservativen aber darf man nichts glauben, sondern muß bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit alte konservative Sünden (oder was in recht oberflächlicher oder böswilliger Betrachtung für solche ausgegeben wird) zur Beurteilung mit heranziehen. Das nennt man dann Kampf der Ideen und Fortschritt von Licht, Wahrheit und Freiheit.

Seine Unfähigkeit, gewissen Zeitforderungen zu entsprechen, welche im Bewußtsein des lebenden Geschlechtes zu durchaus wesentlichen geworden waren, hat den Liberalismus, so hart dies auch bei der Länge der vorangegangenen liberalen Herrschaft und bei den vielerlei günstigen Umständen, die derselben zugute kamen, hielt, einstweilen aus der Herrschaft verdrängt. Es mag sein, daß wieder eine Periode kommen wird, die den Liberalismus in die nämliche günstige Lage bringt, in der sich gegenwärtig der Konservatismus befindet: fast alle tüchtigen, strebenden, einer Neugestaltung mutig entgegensehenden Elemente unsers Volkslebens auf seiner Seite zu haben, und überzeugt sein zu dürfen, daß selbst die achtungswerteren Gegner sich im Herzen ihm in vielen Punkten zuneigen. Aber wenn dies eintreffen soll, so muß bis dahin der Liberalismus wesentliche Elemente, die heute für konservativ gelten, in sich aufgenommen haben. Möchte er doch bis dahin auch gelernt haben, daß nicht nur einzelne konservative Gesichtspunkte berechtigt sind, sondern das daß Prinzip des Konservatismus dem seinigen völlig gleichberechtigt ist! Dann wird die vielbeklagte Bitterkeit und Gehässigkeit unsrer politischen Kämpfe von selbst aufhören.

Gustav Nachtigal in Tunis.

(Schluß.)

Wirklich gelang es der gegnerischen Clique, welche die Einmischung eines so ehrlichen Menschen, als welchen das Renommee ihn bezeichnete, in die ärztliche Beamtenzahl inkonvenabel fand, seine Stellung beim Minister einstweilen zu hintertreiben. Schon die Anstellung als Flottenarzt hatte solcher Eventualität vorbeugen sollen. Er schreibt darüber:

Wie ich jetzt weiß, sind der Herr Baron Dr. Lumbroso (denn er ist jetzt italienischer Baron geworden) und Dr. Vignale zum Bey gegangen, hinter dem Rücken des Premierministers, um ihm auseinanderzusetzen, daß ein Spezialarzt des Ministers ihre Interessen verletze, und daß es absolut notwendig sei, mich deshalb irgendwo anders zu fixiren. Infolgedessen stellte mich der Bey dann als ersten Arzt der Flotille an. So lange der Minister nun in der Nähe war, blieb ich bei ihm; doch jetzt, wo er mit dem Hofe nach Tunis zurückkehrt, werde ich an die Flotte gebannt sein. Der Minister war zwar sehr erzürnt darüber, doch verhindert ihn wahrscheinlich die hiesige Gewohnheit, niemand direkt vor den Kopf zu stoßen, sie zu kontrariiren. Nun, wenigstens werde ich ruhig leben können und für mich arbeiten, was mir schon seit langer Zeit nicht mehr möglich war.

So um die wertvollsten Früchte seiner nicht gefahrlosen Mühen von denen gebracht, die ihrerseits vor dem Aufstande nach Europa geflüchtet waren, schlug Nachtigal sein Quartier in La Goletta auf, dem kümmerlichen Hafenstädtchen, und verbrachte den Winter einsam in einer Wohnung, die ihn vor Kälte fast umkommen ließ, ganz allein mit seinem Hunde und einem Diener, der so dumm war, daß Nachtigal sich ärgerte, wenn er mit ihm sprechen mußte. Zum Glück erfreute er sich wenigstens guter Gesundheit, hatte Bücher und die Hoffnung, daß dieses Leben nicht ewig dauern würde. Einige Kranke im Hospital, einige wenige in der Stadt, das war alles. Zweimal wöchentlich ging er nach Tunis und dem Bardo, teils um einige restirende Patienten zu besuchen, teils um sich bei Hofe zu zeigen. Letzteres war unbedingt notwendig, wenn er nicht in Vergessenheit geraten wollte. Der Minister war jedesmal sehr erfreut, ihn zu sehen, oder sprach sich wenigstens so aus. Ob dies aber eine Garantie für die Zukunft war, konnte niemand sagen.

Nachtigal hatte lange zu warten. Es war eine öde, unerfreuliche Zeit, schmerzlich getrübt noch durch den Tod seiner Mutter, die zu Anfang 1866 der Grippe erlag. Damit war das erste und innigste Band, das ihn an die Heimat knüpfte, gelöst. Er schreibt denn auch später in Erwägung seiner Situation:

Ohne weitere Aussichten auf Verbesserung, und zwar baldige, werde ich gewiß nicht aufhören, an Veränderung meiner Lage zu denken und, bevor wenige Jahre verflossen sein werden, Tunis verlassen. Doch kann ich mir kaum denken, daß ich mich werde entschließen können, vor meinem vierzigsten Jahre in meine philiströse Heimat zurückzukehren. Mein Endziel bleibt gewiß mein Vaterland, das sicherlich das beste Land mit den besten Bewohnern darstellt, doch zuvor muß noch die Welt in ihren ungewöhnlichen Formen studirt werden.

Überhaupt war seine Unternehmungslust, seine jugendfrische Elastizität nicht im geringsten dadurch verringert worden, daß der Erfolg seinen Wünschen bisher so wenig entsprochen hatte. Gott! ruft er im Februar 1867 im Rückblick auf seine Studentenzeit aus, erst zehn Jahre, daß ich diese kolossal heitre Zeit beendigte, und noch nichts für die Unsterblichkeit gethan! Ich fühle im Gegenteil das deutliche Bedürfnis, noch einmal zu studiren, und werde sicherlich, wenn

die Verhältnisse es erlauben, meinen Heimatsurlaub so lange ausdehnen, daß ich noch einige Zeit Hochschulen besuchen kann. Ich fühle mich außerdem noch so mächtig jugendlich, daß ich ganz vergnügt wie früher als Student leben könnte.

Mittlerweile war durch seine nie unterbrochene Beziehung zum Khasnadar seine Rückkehr an den Hof herbeigeführt worden, und er wurde allmählich faktisch Leibarzt im Hause des Ministers, nachdem er auch vor den Augen der „Prinzessin" Gnade gefunden hatte. Zwar blieb ihm daneben die Anstellung in der Marine, wenig anstrengend und mehr formeller Natur, wie sie es von vornherein gewesen war; der Schwerpunkt seiner Thätigkeit aber lag in den Anforderungen jener Hofhaltung und in der Praxis in den prinzlichen und sonstigen höhern Kreisen. Über diese seine Praxis erzählt er:

In der Residenz des Bardo wohnen die zwei Witwen der beiden Vorgänger des jetzt regierenden Bey und eine Schwester des letztern mit ihren kümmerlichen Hofstaaten, die ein recht ansehnliches Personal ausmachen, das natürlich nur aus Frauenzimmern besteht, die alle aus Mangel an Beschäftigung nichts besseres zu thun wissen als krank zu sein. Mit Zittern und Zagen trete ich allmorgendlich in diese Harems ein, da meine Ankunft die Losung ist zu einem allgemeinen Angriff aller weißen, schwarzen, gelben und grauen Schönheiten auf meine unglückliche Person, um mir die Verordnung von Abführ- und Brechmitteln zu entpressen. Du hast keine Idee davon, mit welch fröhlicher Selbstverleugnung dies Volk die scheußlichsten Medikamente verschlingt. Wenn ich nur ihren Wünschen gerecht werden könnte; doch dann habe ich es mit dem Apotheker zu thun, der ein Fixum für Medizinlieferung bekommt. Außer diesen weiblichen Tyrannen liegen mir alle Familien der Großen des Landes, welche ihre Landgüter in der Nähe haben, auf dem Halse und quälen mich nicht wenig. Interessant ist es, dabei mehr und mehr die Damen des Landes unverschleiert zu beobachten, obgleich mir immer noch sehr viele nur die Fühlung des Pulses gestatten, den Anblick ihrer scheußlichen Gesichter mir aber ersparen. Denn diese sind gewöhnlich die ältesten und häßlichsten, die andern ergreifen nicht ungern die Gelegenheit, sich bewundern zu lassen, wenn sie nicht gerade zu streng denkende Ehemänner haben. Ueber die Vielweiberei, fällt mir bei der Gelegenheit ein, müßt ihr euch keine falschen Ideen machen; sie existirt sozusagen in den bessern Klassen nicht. In allen guten Familien, in denen ich arzte, existirt nur eine Frau, gewiß ebenso angesehen und respektirt wie die Dame des Hauses bei uns, und ein Familienleben, das sich nur vielleicht durch den prononzirten Respekt der Kinder vor dem Vater von dem unsrigen unterscheidet.

Dem wechselnden Aufenthalt des Hofes zufolge verbrachte Nachtigal den Sommer in Karthago, den Winter in Tunis. Letzteres war dann ungeachtet der traurigen Finanzlage der Schauplatz eines regen geselligen Lebens.

Ich erinnere mich — schreibt er im Frühjahr 1867 — seit der Tanzstundenzeit seligen Angedenkens im Adler oder im Schwan kaum so viel getanzt zu haben wie in diesem Winter. Fast jede Woche war ein Ball. Die Gesellschaft ist bei der beschränkten Anzahl der aristokratischen Familien natürlich fast immer dieselbe, doch zum Teil durchaus nicht übel. Die Krone bleibt immer die Familie des englischen Geschäftsträgers Mr. Wood. Den Ball, den er zum Besten der hiesigen europäischen Armen gab, war sehr gelungen und brachte etwa tausend Thaler ein, was bei der beschränkten Anzahl der Eingeladnen ein recht befriedigendes Resultat zu nennen

ist. Die Assoziation zur Brotverteilung an die Armen, zu deren Komitee ich gehöre, verteilt daneben noch täglich vierhundert Brote, sodaß man sagen kann, daß trotz des hervorstechenden krassen Egoismus der europäischen Tunesier diesen Winter recht viel geschehen ist.

Als sollte dem unglücklichen Lande keinerlei Heimsuchung erspart bleiben, brach im folgenden Sommer eine verheerende Choleraepidemie aus. Nachtigal fiel an Mühe und Gefahr wieder der Löwenanteil zu. Der Bey berief ihn telegraphisch nach Goletta, wo die Krankheit bedenkliche Dimensionen angenommen hatte. Seitdem hatte er wenig Ruhe. Tag und Nacht hatte er ausschließlich bei den Kranken zuzubringen, sodaß er bald äußerst abgespannt war. Dennoch war ihm die ganze Thätigkeit eine höchst wohlthuende. Wenn auch die Resultate seiner ärztlichen Anstrengungen keine glänzenden waren, da die Epidemie sehr mörderisch auftrat, so hatte er doch das befriedigende Bewußtsein, seine schwachen Kräfte aufs möglichste zum Besten seiner Mitmenschen ausgebeutet zu haben. Ja er wurde noch einmal zu einem Truppenkorps gesandt, das an der algerischen Grenze gegen Aufrührer im Felde stand und von der Cholera arg mitgenommen wurde.

Inzwischen wuchs die finanzielle Kalamität rapide. Die gewissenlose Verwaltung hatte dem Lande im Laufe weniger Jahre eine exorbitante Schuldenlast aufgebürdet, und die Aufraffung des Staates nach der oben geschilderten Revolution hatte, weit entfernt, eine bessere Epoche anzubahnen, den momentan vermehrten Kredit nur noch unheilvoller ausgebeutet. Neue Aufstände folgten, aber die Machthaber, glücklich in der Überwindung derselben, waren blind gegen solche Mahnungen. Eine Intervention Frankreichs oder Italiens wurde damals vielleicht nur durch die Komplikation der römischen Frage zurückgehalten. Infolge des Steuerdruckes und mehrerer Mißernten herrschte chronische Hungersnot. Auf eine aus der Heimat an ihn gerichtete Anfrage erwiederte Nachtigal, daß in den Zeitungen nicht nur nichts übertrieben sei, sondern man sicherlich überall hinter der Wahrheit zurückgeblieben sei. Man habe Menschenfleisch nicht nur gegessen, sondern auch eingepökelt. Für ihn speziell erwuchs aus der allgemeinen Not noch der Übelstand, daß sein Gehalt, der nominell jetzt nicht unbeträchtlich war, fast nur auf dem Papiere stand. Die Kassen waren leer; höchstens erhielt er minderwertiges Kupfergeld, wenn er sich nicht mit Schatzscheinen abfinden lassen wollte, die zwanzigprozentigen Wert hatten. Nur die Noblesse seines Charakters hielt ihn ab, seine Forderungen mit Nachdruck geltend zu machen.

Seit vorigem Februar habe ich, schreibt er im November 1866, kein Gehalt in Empfang genommen, d. h. seit fast Jahresfrist, ebensowenig Tabatièren oder ähnliche Wertstücke. Um vernünftig mit dem Großvezir und Sidi Rustan zu sprechen, möchte ich jedoch gern abwarten, bis die Regierung in ihrer Existenz und ihren Geschäften wieder etwas konsolidirt sein wird. Es hat etwas unkonvenables, von den kleinlichen Interessen des Einzelnen zu sprechen, wenn das Wohl von Millionen den Großen im Kopfe liegt. Noch immer ist die Finanzkrisis nicht vorüber. Kein

Anlehen hebt das momentane Elend, das durch Ueberschwemmung mit wertlosem Kupfer, durch absoluten Geldmangel, durch zwei schlechte Ernten und die rückgängige Metamorphose der ganzen muselmännischen Bevölkerung überhaupt hervorgebracht worden ist. Die Angelegenheiten dieses unglücklichen Landes sind hier so in Unordnung, daß ich zur Feststellung meiner eignen Zukunft notwendig diese Krisis abwarten muß. Die Verwicklungen sind soweit gekommen, daß die Entscheidung nicht mehr lange zögern kann. Eine Schuldenlast von über hundert Millionen Piaster bei einem Einnahmebudget von zwanzig Millionen drückt das Land nieder; die Ressourcen desselben verringern sich jährlich durch Abnahme des Ackerbaues und der Viehzucht und durch Verminderung der Einwohnerzahl; die Ernten von Weizen und Oliven (Hauptreichtum des Landes) sind fürs Jahr im voraus verkauft; die Erpressungen vonseiten des Chefs werden täglich unerträglicher; eine unnütze Armee von 15 — 20 000 Mann verschlingt einen großen Teil der Staatseinnahmen und entzieht dem Lande die Arbeitskräfte; meine Flotille nicht minder; die Schulden auf dem Platze, die das Vermögen der meisten europäischen Kaufleute engagiren, können nicht bezahlt werden; mit einem Worte, der ganze traurige Zustand ist auf einer so unerträglichen Höhe angekommen, daß man sehr bald eine Intervention der fremden Mächte erwartet. Um die Armeen und die Beamten zu bezahlen, hat man schlechtes Kupfergeld verwendet, dessen Annahme der europäische Handel verweigerte und das folglich sehr bald auf die Hälfte seines nominellen Wertes herabsank. Seit dem Monat Februar habe ich infolgedessen mein Gehalt nicht erhoben, das in Kupfer bereit liegt, mich aber faktisch auf die Hälfte meiner Remuneration herabsetzt. Die Preise sind dabei entsetzlich gestiegen und die Geldnot ist unglaublich; von allen Seiten drohen Bankerotte. Welche Sünde! Ein so schönes, reiches Land, und in den Händen so ungeschickter Menschen! Die Welt taugt in der That nicht viel, wenigstens nicht die Menschen in ihr. Was meine Gesundheit anlangt, geht es mir ganz wohl. Gemütlich leide ich durch die ewige Zertrümmerung meiner Pläne und Wünsche und durch die mir wenig zusagende Lebensweise. Glücklicherweise habe ich außer meinem Höflingsdienst ziemlich viel zu thun, was mir allerdings nicht viel einbringt, aus Gründen, die in meinem Stumpfsinn und in untilgbarer falscher Scham beruhen, aber mich doch immer etwas für die beim Minister verlornen Stunden entschädigt. Studiren kann ich aus Mangel an Zeit fast garnicht. Was soll aus allen meinen Notizen, die ich zum Teil schriftlich gesammelt, zum Teil nur im Gedächtniskasten deponirt habe, noch werden? Wenigstens macht man unwillkürlich einige Fortschritte in den Sprachen. Am häufigsten spreche ich jetzt italienisch und arabisch, beides abscheulich, aber das erstere doch fließend. Französisch bleibt noch am besten; das Englische gelingt nur schwach.

Bemerkenswert sind einige Äußerungen Nachtigals über den preußisch-österreichischen Krieg. Im Juli 1866 schreibt er:

Unter den Italienern hat sich eine höchst sonderbare Ansicht über den Grafen Bismarck festgesetzt. Sie glauben, daß sein ganzes bisheriges Leben nur eine Maske gewesen sei, bestimmt, das Vertrauen des Königs zu erwerben, um jetzt im günstigen Augenblicke seinen ganzen, lange verhüllten Liberalismus zu entfalten und mit Deutschland das zu machen, was Cavour mit Italien im Sinne hatte. Jedenfalls bringen die preußischen Erfolge eine Kenntnis unsrer Heimat hier zuwege, die ungewöhnlich ist. An Ruhm nach außen hat Preußen gewonnen, darüber kann kein Zweifel sein.

Aus Sfax, auf einer Reise, welche sein Stillleben unterbrach, gab er seiner Freude über den Sieg der preußischen Truppen Ausdruck:

Was den Krieg und seine Erfolge betrifft, so blicke ich nicht ohne Genugthuung auf die Tapferkeit, Ausdauer, überlegene Strategik und gute Aufführung der Armee, die in nie geahnter und gesehener Weise gesiegt hat, und hoffe von Herzen, daß die letztern zum Heile ganz Deutschlands dienen mögen. Ich war von vornherein von der Unfähigkeit Oesterreichs, eine Rolle in Deutschland zu spielen, überzeugt, ebenso sehr, als ich das Heil unsers großen Vaterlandes von Preußen erwartete. Nur etwas weiß ich, daß ich die Fähigkeit des Grafen Bismarck, unsers eminenten Premiers, unterschätzt habe; ich hielt ihn früher wohl für kühn und energisch, aber nie für so bedeutend in jeder Beziehung, als er sich jetzt bewiesen hat.

Im Herbst 1867 führte Nachtigal die langegeplante Besuchsreise in die Heimat aus und erfreute sich des Wiedersehens mit Verwandten und Freunden. Man suchte ihn allerseits zu bewegen, von der Rückkehr in ein Land abzustehen, das seine Mühen so wenig gelohnt hatte. Doch ein gewisser point d'honneur und der Wunsch, seine Angelegenheiten geregelt zu sehen, führten ihn im folgenden Sommer wieder nach Tunis zurück, allerdings entschlossen, die Stellung, an der er gar zu wenig wissenschaftliche und allgemein menschliche Befriedigung fand, möglichst bald aufzugeben.

Wenn ich noch eine Weile genötigt würde zu bleiben, schreibt er im Oktober 1868, so gebe ich mich für diesen Winter endlich vielleicht dem Ackerbau hin. Ich würde nur mit 100 bis 150 Morgen einen Versuch machen, da alle Welt dagegen schreit, obgleich ich selbst nicht im Geringsten an gutem Erfolge zweifle. Ich habe schönes feuchtes Land, und wenn der Winter so regenreich sein wird, wie es den Anschein hat, muß man sechzig- bis hundertfaches Korn erwarten.

Aber bald kündigte er seine bevorstehende Rückkehr an. Und in demselben Momente wurde er durch den Ruf seines Königs auf jene Laufbahn geführt, für die er prädestinirt war, und die seinen Namen den glänzendsten unter den Pionieren der Forschung einreihen und auf immer mit der Geschichte des schwarzen Erdteiles verknüpfen sollte. Mit welchen Empfindungen seine Verwandten den Brief lasen, in dem er ihnen am 26. Januar 1869 von Tripolis aus seinen Entschluß ankündigte und, das Herz von jubelnder Hoffnung und kühnen Entwürfen erfüllt, sie über die Gefahren seiner Zukunft zu beruhigen, sein Vorhaben als harmlos hinzustellen versuchte, kann man sich denken.

Ich fürchte, schrieb er an seine Schwester, ich bringe dir eine wenig erfreuliche Nachricht, wenn ich dir melde, daß ich im Auftrage*) unsers Königs Wilhelm zum Scheich Omar, Sultan von Bornu, gehe, um demselben wertvolle Geschenke zu überbringen und die Gefühle der schwarzen Majestät noch freundlicher für Christen und europäische Weise zu stimmen, als ihn dieselben bisher schon zierten. Ich weiß leider, mit welchen Augen man solche Reisen in der Heimat betrachtet,

*) Gerhard Rohlfs hatte ihn hierfür vorgeschlagen.

um die Sorge und den Kummer ermessen zu können, den mein Entschluß euch machen wird; doch ich bitte dich zu bedenken, daß in der That die Reise nicht so gefährlich ist, wie sie aus der Ferne scheint. Vogel und Beurmann ließen ihr Leben, das ist wahr, doch nur durch zu kühnes Eindringen in das Sultanat Wadai, dessen Herrscher absolut keine Christen duldet, Barth kam glücklich zurück, Gerhard Rohlfs nicht minder, und beide haben von Bornu aus bedeutend gefährlichere Wagnisse unternommen, als die Reise nach Bornu an und für sich war. Ich werde binnen Jahresfrist zurückerwartet werden können, wenn ich nicht Gelegenheit zu interessanten Reisen von Kuka aus finde. Sei nicht böse; ein Teil der Nachtigals*) ist offenbar zum Vagabondiren geboren und ich hatte diese zentralafrikanischen Reisen solange in der Idee, daß, ehe ich diesen geheimnisvollen Kontinent zu verlassen mich entschloß, ich eine so ehrenvolle Gelegenheit, meinen Lieblingsplan auszuführen, nicht von der Hand weisen konnte. So Gott will, kehre ich gesund in eure Mitte zurück und erzähle euch so massenhaft, daß ihr euch für die Sorge, die ich euch gemacht haben werde, reichlich entschädigt haltet.

Nicht ein, sondern mehr als sechs Jahre harrte man in Deutschland seiner und verzweifelte, schließlich, da jedes Lebenszeichen ausblieb, an seiner Wiederkehr, als der Verschollene plötzlich in Khartum auftauchte und nun im Fluge der Heimat zustrebte, von der ganzen zivilisirten Welt, vor allem von seinem weitern und engern Vaterlande mit gerechtfertigtem Enthusiasmus begrüßt. Er hatte an seine eigentliche Mission so großartige und erfolgreiche Unternehmungen zu knüpfen gewußt, daß jene in dem Rahmen derselben einen verhältnismäßig geringen Bestandteil bildet. War doch seiner Ankunft in Kuka schon ein Wagnis ersten Ranges vorausgegangen, die Expedition zu dem seither unnahbaren Tibbu Reschade, auf der er dem Tode in mannichfacher Gestalt ins Auge blickte und nur wie durch ein Wunder entrann.

Doch dies alles ist bekannt und in seinem berühmten Reisewerke, dessen letzter Teil hoffentlich auch noch erscheinen wird, ausführlich geschildert.

Wir überspringen den mehrjährigen Zeitraum, bis Nachtigal deutscher Generalkonsul in Tunis geworden, aber auch älter geworden war und sein vor etwa siebzehn Jahren dort verbrachtes Dasein von jenem rosigen Schimmer verklärt erblickte, welcher fast über allen Jugenderinnerungen schwebt. Es gefiel ihm in Tunis jetzt nicht so wie früher, wo das Land an Geldmangel litt, die einzige schwere Pflicht, die ihm oblag, der übliche Handkuß beim Großvezier war, und er beständig in der Furcht lebte, seine Stellung vernichtet zu sehen und sich in die Öde des von ihm stark gehaßten Philisteriums der Kleinstadt zurückziehen zu müssen. So schrieb er Ende Mai 1882:

Hier hat sich mit dem französischen Protektorate, den französischen Truppen u. s. w. natürlich viel geändert, wenigstens an der Peripherie der Stadt, welche mehr und mehr den algerischen Städten ähnlich wird. Vorläufig ist alles ruhig

*) Sein Vetter, der Kaufmann Nachtigal in Stendal, hat drei Schwestern, die an Missionare in Südafrika verheiratet sind, und einen Bruder, der gleichfalls lange daselbst in Diensten der Berliner Mission stand.

im Lande. Mir gefällt es nicht mehr wie früher hier. Es giebt zwar viel mehr Europäer, aber ohne gesellschaftlichen Zusammenhang untereinander. Alles will von dem neuen Zustande der Dinge soviel als möglich profitiren, und es läßt sich nicht leugnen, daß die Franzosen viel Geld hierher gebracht und die Spekulationen vervielfältigt haben; die, welche davon Nutzen ziehen, sind meist Europäer und Juden.*) Die Muselmänner kommen, wie immer, zu kurz. Mein Auftreten mit den Franzosen hier hat natürlich etwas Mißtrauen vonseiten der Muhammedaner und der Italiener geweckt, und ich werde etwas Zeit nötig haben, dasselbe zu besiegen.

Daß er dieses Mißtrauen beseitigte, ist kaum zu bezweifeln, da Nachtigal im Laufe der Jahre, während seiner ersten afrikanischen Reise, sich zu einem klugen Diplomaten ausgebildet hatte, welcher es selbst nach Art der alten Diplomaten nicht verschmähte, durch Betäubung des Gegners Vorteile zu erringen. So erzählte er gern mit viel Humor, wie er in Darfur Kunde über die Geschichte des Landes einzog. Der König hatte ihn zu diesem Behufe an seinen Oheim gewiesen. Dieser Besitzer der Geheimnisse aber war das, was Nachtigal in der burschikosen Sprache, die ihm eigentümlich war, ein Saufgenie nannte; wenn der Interwiever des Abends zu ihm kam, war er betrunken, des Morgens katzenjämmerlich; in beiden Fällen außer stande, den Schatz seines Wissens zu öffnen. Nachtigal wußte sich schließlich nicht anders zu helfen, als daß er vom Morgen bis zum Abend in dem landesüblichen entsetzlichen Gebräu mit ihm zechte und ihm dabei seine Geständnisse entlockte.

Nachtigal fand übrigens jetzt manche alte Freunde wieder, deren Wiedersehen ihn sehr erfreute. So schrieb er gegen Ende des Jahres:

Mein Aufenthalt in Tripolis, wo mein alter Getreuer [Mohammed-el-Gatróni, sein treuer Gefährte auf den Entdeckungsreisen] bereits seit Monaten auf mich wartete, und viele alte Freunde und Gefährten aus Bornu und Wadai zufällig anwesend waren, hat mich sehr interessirt. Die Aenderungen und Fortschritte sowohl dort als in den südlich von der Wüste gelegenen Negerländern sind viel beträchtlicher, als ich vermutet hätte. Der Scheich Omar von Bornu ist tot, und sein Sohn Abu Bu Bekr regiert, und zwar sehr viel besser, als man je zu hoffen berechtigt war. Auch Sultan Ali von Wadai und der König Abu Sekin von Bagirmi [seine gekrönten Freunde in Innerafrika] sind bereits zu ihren Vätern versammelt.

---

*) Bei dieser Gelegenheit sei eine Bemerkung Nachtigals aus einem seiner ersten Briefe vom Jahre 1864 über die in Tunis vertretenen Völkertypen erwähnt: „Die Araber und Kabylen sind wahrlich nicht schlecht und könnten, wie ich nicht selten das Vergnügen zu bezeugen hatte, einem großen Teile der blutsaugenden Europäer zum Muster dienen. Die schlechtesten sind die europäischen Juden, dann kommen die Christen, dann die tunesischen Juden und endlich die eingebornen Muhammedaner hinsichtlich ihres moralischen Wertes. Die Israeliten sind lebendiger als die Muselmänner, doch auch um soviel spitzbübischer und nichtsnutziger. Während sie bei uns im allgemeinen die nüchternen, mäßigen und thätigen Leute sind, repräsentiren sie hier das Schlemmen, Saufen und Nichtsthun. Je nachdem sie tunesische oder italienische Juden sind, unterscheiden sie sich noch wesentlich. Erstere sind viel strenger, orthodoxer. . . . . Sie bestehlen auch den Judenmissionar Herrn Fenner, während sie bei ihm versammelt sind, um über religiöse Gegenstände zu disputiren."

Aber er sollte bald wieder aus seiner Thätigkeit gerissen werden, da die Vorbereitungen zu seiner Mission immer näher rückten.

Vielleicht werde ich — schreibt er in seinem letzten uns vorliegenden Briefe aus Tunis — aus meiner Reise herausgerissen und muß eine größere amtliche Reise unternehmen, über die ich bei der Diskretion, mit der alle Angelegenheiten des Auswärtigen Amtes behandelt werden, noch nicht sprechen darf. Ich würde es vorziehen, ruhig hier zu bleiben; denn man wird mit den wachsenden Jahren bequem. Der Ehrgeiz und die Sucht, neues zu sehen, reizen mich nicht mehr. Ich würde übrigens den Posten hier behalten, selbst wenn ich die Reise unternehmen müßte; diese würde etwa vier Monate in Anspruch nehmen. Mein einziger Ehrgeiz besteht noch darin, nach Marokko geschickt zu werden, und meine Vorgesetzten haben mir auch diesen Posten, der bisher von einem Ministerresidenten eingenommen wurde, soweit versprochen, wie dies überhaupt möglich ist. Der höhere Rang unsers dortigen Vertreters reizt mich weniger, als der Umstand, daß einstweilen Marokko noch unabhängig und nicht korrumpirt durch europäische Zivilisation ist.

Es kam, wie hier bemerkt werden mag, sein Verhältnis zu den Marokkanern als Moment hinzu, um ihm die Übersiedlung dahin wünschenswert erscheinen zu lassen. Auf der großen Reise von Fezzan nach Bornu hatte er sich nämlich mit seinen Begleitern einer größeren Karawane angeschlossen, und zwar einer marokkanischen Gauklerbande, die eine Kunstreise durch den Sudan beabsichtigte. Bei dieser sonderbaren Gesellschaft, deren Treiben zugleich einen religiösen Charakter trug, und die unter einem höchst angesehenen Priesteroberhaupt, Hâdsch Sâlih, stand, hatte seine Persönlichkeit einen derartigen Eindruck hinterlassen, daß er später wohl in keinem andern afrikanischen Lande so populär war, wie in Marokko, denn dort war durch die leichtbeschwingte Schaar Stadt und Land von dem Ruhme seiner Tugenden erfüllt worden. Edris Effendi — wie man ihn in Afrika nannte — galt den Marokkanern als der erste Repräsentant Deutschlands, und gewiß wäre seine Installirung in Tanger den deutschen Interessen in Afrika in eminentem Grade förderlich gewesen.

Das Schicksal hat es anders gewollt. Es ließ den pflichtgetreuen und eifrigen Beamten die Vollendung seines mit großem Geschick durchgesetzten Werkes nicht mehr erleben, es raffte ihn an der westafrikanischen Küste hinweg, und er starb, das brechende Auge auf das unermeßliche Meer geheftet. Es ist ein leidiger Trost, wenn man resignirt und, im Hinblick auf die Opfer der afrikanischen Forschung, eine englische Sentenz variirend, sich sagt: The path to knowledge is strewn with many leaves!

G. Meinecke.

Hippolyte Adolphe Taine.

Mit Benutzung ungedruckter Mitteilungen.

In seinem geistvollen Buche „Frankreich und die Franzosen in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts“ (Berlin, Oppenheim, 1874), in welchem die Gesellschaft, die Literatur und das politische Leben Frankreichs einer scharfen und oft treffenden Beurteilung unterzogen werden, sagt Karl Hillebrand — unmittelbar nachdem er festgestellt hat, daß „der letzte Funke der schöpferischen Kraft in der Nation erloschen sei“ —: „Vergessen darf es auch in einer Skizze des geistigen Lebens der Nation nicht werden, daß die französische Kritik gerade jetzt auftritt, daß sie eigentlich erst in diesem Jahrhundert entstanden ist, daß sie, von Villemain begründet, durch Sainte-Beuve zur Vollendung gebracht worden ist, von ihm ihren speziellen Charakter, den psychologisch-biographischen, erhalten hat; daß endlich die letzten zwanzig Jahre die feinsten und bedeutendsten Erzeugnisse dieses in Frankreich noch so jungen Literaturzweiges haben entstehen sehen. Montéguts Tiefe, Renans Feinsinnigkeit und unübertroffene Kunst, Taines kühne Systematik und reiche Palette, Sarceys Offenherzigkeit und Vorurteilslosigkeit, Paul de Saint-Victors Wortplastik, Scherers Wissen und Streben nach Objektivität sind neue und höchst bedeutende Erscheinungen des geistigen Lebens, Erscheinungen, die man in Deutschland nicht genug studiren kann.“

Wir möchten im folgenden einen von diesen Schriftstellern herausgreifen, welche hier von einem, der auf der Grenzlinie der deutschen und französischen Kultur gestanden und als Volksvermittler gedient hat, uns zur aufmerksamen Beachtung empfohlen werden.

Dieser Schriftsteller ist Hippolyte Adolphe Taine. Die Leser der grünen Hefte kennen ihn schon einigermaßen aus den Auszügen, welche im 44. Jahrgange (I. Quartal, S. 11—22) aus seinem Werke über die französische Revolution mitgeteilt worden sind. Sie werden es sicherlich nicht ungern sehen, wenn versucht wird, die Thätigkeit des Mannes noch etwas genauer zu beleuchten. Weit entfernt freilich, erschöpfend sein zu können und zu wollen, werden wir uns mit Umrissen begnügen müssen.

Taines Leben ist ziemlich einfach verlaufen; er ist im April 1828 zu Vouziers geboren, einer kleinen Stadt am Aisne, die im Departement der Ardennen liegt und heute etwa 3500 Einwohner zählt, welche meist von feiner

Korbflechterei und von Gerberei leben. Er ist von Hause aus Philologe, und die erste Schrift, mit welcher der fünfundzwanzigjährige, in Paris gebildete Mann 1853 hervortrat, betraf einen Stoff aus der griechischen Literatur- und Philosophengeschichte; sie ist betitelt: De personis Platonicis. Die ursprüngliche Absicht Taines, sich dem Lehrfach an den Mittelschulen zu widmen, wurde durch die literarischen Erfolge, welche er sofort errang, in den Hintergrund gedrängt; denn der Essai sur Tite Live, welchen er 1855 verfaßte, war so vorzüglich, daß die französische Akademie das Manuskript, das einer von ihr gestellten Preisfrage entsprungen war, auf Antrag Villemains in der Sitzung vom 30. August 1855 mit dem Preise krönte. 1864 schien seiner „Geschichte der englischen Literatur" die höchste Ehre sicher zu sein, indem die Kommission der französischen Akademie das Werk zur Preiskrönung vorschlug. Allein hiergegen erhob der Bischof Dupanloup von Orleans, der selbst Mitglied der hohen Körperschaft war, Einspruch, weil das Werk einen Geist verrate, der fatalistischen und atheistischen Grundsätzen huldige, und bei dem Einfluß, den die klerikale Partei in den höchsten Kreisen ausübte, wurde der Vorschlag der Kommission abgelehnt; auch späterhin ist Taine wiederholt zum Zielpunkt ultramontaner Angriffe gemacht worden.

Man findet nun hie und da — so im Meyerschen Konversationslexikon — die Angabe, daß Kaiser Napoleon sich des Schriftstellers angenommen und ihn für die erlittene Abweisung seiner englischen Literaturgeschichte durch eine Professur für Kunstgeschichte entschädigt habe. Unmöglich wäre dies an sich nicht, da sich Napoleon der Dritte den Klerikalen gegenüber in ähnlicher Lage befand, wie früher Heinrich der Vierte, und da er solchen Persönlichkeiten, die er unter dem System leiden lassen mußte, unter der Hand recht wohl hätte anderweitigen Ersatz gewähren können; er hätte also Taine ähnlich behandelt, wie Heinrich der Vierte den Casaubonus. Nach einer von dem Verfasser dieser Zeilen bei Taine selbst erbetenen Auskunft hat sich aber der Kaiser lediglich nicht in den Handel gemischt, den er in der That recht wohl als res interna der Akademie ansehen konnte. Dans ces circonstances indiquées je n'avais aucune attache politique, schreibt er; j'étais un simple curieux, tout-à-fait indépendant, préoccupé uniquement de psychologie littéraire. Ce qui a pu donner lieu à ce bruit d'intervention, c'est que peu de temps après je fus nommé professeur d'esthétique et d'histoire de l'art à l'école des beaux-arts. Diese Ernennung war durch die Leistungen Taines einer- und den Rücktritt Viollets vom Amte andererseits hinlänglich begründet.

In seiner neuen Stellung entwickelte Taine nicht bloß als Lehrer, sondern auch als Schriftsteller eine äußerst fruchtbare Thätigkeit. Diese war teils der literarischen Kritik gewidmet, teils der Kunstlehre, teils der Kenntnis von Land und Leuten, teils der Psychologie, teils endlich der Geschichte Frankreichs im Zeitalter der ersten Revolution. Wir nennen seine Essais de critique

et d'histoire, 1857, denen später Nouveaux essais folgten; seine Studien über Lafontaine und Livius; die englische Literaturgeschichte; seine Philosophie de l'art, ein allgemeines Werk, dem als Spezialarbeiten seine „Philosophie der Kunst in Italien," „in Griechenland" und „in den Niederlanden" folgten; seine Abhandlung De l'idéal dans l'art. Die Voyage aux Pyrénées, die Voyage en Italie (1866), die Notes sur l'Angleterre und die Notes sur Paris, die er als Testamentsexekutor des fingirten amerikanischen Pessimisten Frederik Thomas Graindorge erscheinen ließ, vertraten sozusagen die Kritik moderner Volks- und Kulturzustände. Der Philosophie sind gewidmet: Les philosophes classiques du XIXième siècle de France und das zwei Bände starke Werk De l'intelligence, das 1870 erschien, sowie Arbeiten über den englischen Positivismus und Idealismus, als deren Vertreter John Stuart Mill und Thomas Carlyle betrachtet werden. Seit 1875 endlich gab Taine Les origines de la France contemporaine heraus, in welchem er den wahren Charakter der ersten französischen Revolution und ihrer Hauptheldeu für ewige Zeiten enthüllt hat, wozu die 1872 erschienene Übersetzung englischer Reisebriefe aus den Jahren 1792—95 ein Vorspiel war, und 1871 behandelte er in einer Broschüre das allgemeine Stimmrecht, in einer meisterhaften Weise, die auch für Deutschland des Beherzigenswerten viel enthält; er erklärte die Masse für absolut unfähig, einen Kandidaten zum Parlament mit Urteil auszusuchen, und befürwortete deshalb das indirekte, wenn auch allgemeine Stimmrecht.

Die Schriften Taines fanden die verdiente Aufnahme; sie erlebten Auflagen über Auflagen; im November 1878 öffnete die Akademie ihm ihre Reihen, indem sie ihn an der Stelle des im April 1878 gestorbenen Loménie, des Biographen von Beaumarchais, aufnahm. Es ist bemerkenswert, daß die Aufnahme nach dem Erscheinen von Taines Werk über die Revolution erfolgte. Die Akademie ehrte die Wahrheit und sich selbst, indem sie Taine gerade jetzt zu dem Ihrigen machte.

Taine ist mit der deutschen Kultur nicht unbekannt. Je suis allé trois fois en Allemagne, schreibt er uns, mais j'y ai peu séjourné. Je n'ai appris l'Allemand qu'à vingt ans, et pour étudier Hegel; dans ma jeunesse, ayant beaucoup de goût pour la métaphysique et pour les hautes généralités, j'ai lu assidument vos philosophes; je profite toujours de vos livres spéciaux, des excellents manuels, des recherches de première main si nombreux dans votre pays. Wir können hinzufügen, daß Taine auch die „Grenzboten" kennt, liest und zu schätzen weiß. Aber einen entscheidenden Einfluß hat unsre deutsche Art nicht auf ihn geübt. Je ne crois pas pouvoir attribuer à vos écrivains une influence décisive sur le développement de mon esprit; j'ai appris davantage auprès des Anglais; le moule mental anglais est plus proche du nôtre, surtout quand il s'agit de psychologie, de critique et d'histoire. Es ist sonach kein Zufall, daß Taine so viel über englische Literatur, Philosophie,

Moral und auch Politik geschrieben hat, aber fast nichts über Deutschland. Sein Blick geht nach Norden, nicht nach Osten; er vermittelt über den Kanal, nicht über den Rhein. Aber ein sozusagen internationaler Schriftsteller ist er doch; er beschränkt sich nicht auf Frankreich; er geht auch bei Fremden in die Schule und bereichert mit ihren Ergebnissen, die er selbständig verarbeitet, die französische Kultur.

Es ist hier nicht die Absicht, des Nähern auf seine philosophischen Werke einzugehen, obwohl er selbst großes Gewicht auf sie legt. Es offenbart sich im übrigen in diesen Werken wie in allen andern dieselbe bezeichnende Art, die Welt und die Menschen aufzufassen. Man hat ihm ein System zugeschrieben, und Hillebrand redet in der zu Anfang dieses Aufsatzes angeführten Stelle von „Taines kühner Systematik." Aber in der Vorrede zu den kritischen historischen Essais, welche vom März 1866 datirt ist, bestreitet Taine, daß er ein System habe: er sei dazu nicht anspruchsvoll genug: er versuche nur einer Methode zu folgen. „Ein System ist die Darlegung eines Ganzen und zeigt ein abgeschlossenes Werk an; eine Methode ist eine Art zu arbeiten und zeigt ein Werk an, das erst noch gethan werden muß. Ich habe in einem gewissen Sinne und in einer gewissen Art arbeiten wollen; nichts weiter. Die Frage ist bloß, ob diese Art gut ist." Sie besteht darin, daß man z. B. bei der Betrachtung eines Künstlers, Dichters oder Weisen dessen Werke in natürliche Gruppen einteilt und in jeder Gruppe auf die drei Unterschiede der Personen oder Charaktere, der Handlung oder Intrigue, des Stils oder der Art zu schreiben sorgfältig achtet. Am Schluß der Aufzeichnung kurzer treffender Worte, welche man zu diesem Zwecke sich macht, wird man von selbst einen unbeabsichtigten Satz, der besonders kräftig und bezeichnend ist, bekommen, ihn sozusagen von selbst in der Feder haben, welcher das Ergebnis der ganzen Operation zusammenfaßt. Man wird sehen, daß Personen, Handlung und Stil trefflich zusammenpassen, daß eins vom andern abhängt, daß, wenn eins gegeben ist, alles andre nicht mehr anders sein kann. Nicht bloß bei Personen, sondern auch bei Zeitaltern läßt sich dasselbe Verfahren beobachten, nur daß man hier noch mehr lesen und noch mehr notiren muß. Man wird aber finden, daß diese „Sorte von Chemie, welche man die psychologische Analyse nennt," bei ganzen Zeiten zu demselben Ergebnis führt wie bei einzelnen Menschen; „zwischen einer Hagebuche von Versailles, einem philosophischen und theologischen Urteil von Malebranche, einem Versrezept von Boileau, einem Gesetz von Colbert über Hypotheken, einem Vorzimmerkompliment zu Marly, einem Ausspruch von Bossuet über das Königtum scheint der Abstand unendlich und unüberschreitbar, keine Verbindung sichtbar." Aber die Thatsachen hängen untereinander zusammen wie die Wasser in einem Becken durch den Höhenkamm, von wo sie herabrinnen; jede von ihnen ist eine Handlung des idealen und allgemeinen Menschen, um den sich alle Erfindungen und alle Besonderheiten der Zeit ver-

ſammeln; jede von ihnen entſpringt aus einer natürlichen Neigung des herrſchenden Modells; es iſt überall derſelbe Geiſt, dasſelbe Herz, welches gedacht, gebetet, die Einbildungskraft in Bewegung geſetzt und gehandelt hat. Das iſt die eine Seite der Methode, nachzuweiſen, daß die moraliſche Welt ſogut ihre „Abhängigkeiten“ (dépendances) hat wie die phyſiſche. Man muß aber auch zweitens nachweiſen, daß ſie ihre Bedingungen (conditions) hat. Bei dem erſten Punkte werden gleichzeitige Dinge unterſucht; der zweite bezieht ſich auf Dinge, die aufeinander folgen. Die Bedingung iſt in der moraliſchen Welt ſo ausreichend und ſo notwendig wie in der phyſiſchen; wenn ſie vorhanden iſt, ſo kann das Werk nicht ſcheitern; iſt ſie nicht vorhanden, ſo kann es nicht zuſtande kommen. „Aus dem engliſchen Charakter einerſeits und dem Despotismus, welchen die Tudors den Stuarts vermacht haben, andrerſeits iſt die engliſche Revolution hervorgegangen. Aus dem franzöſiſchen Charakter und der Adelsanarchie, welche durch die Bürgerkriege den Bourbons vermacht wurde, iſt die Monarchie Ludwigs XIV. erwachſen.“

Man ſieht aus dieſen Sätzen, daß Taine Determiniſt iſt. Abhängigkeiten und Bedingungen ſind die treibenden Kräfte, welche die Geſchichte machen; für die menſchliche Willensfreiheit bleibt nicht viel Spielraum. Deshalb macht auch Charpentier in ſeiner Geſchichte der franzöſiſchen Literatur im neunzehnten Jahrhundert (Paris, Garnier, 1875, S. 273—274) Taine den Vorwurf, daß er die großen Geiſter wie eine Art von Maſchine anſehe, bei denen es genüge, die große Triebfeder und das Hauptrad zu kennen, um die Bewegung und das Ergebnis voraus zu ahnen. „Ja, aber in einem Winkel der Maſchine verbirgt ſich eine Feder, deren Kraft und Thätigkeit man nicht vorausſehen kann. Das iſt die Freiheit.“ Wir vermeiden es, in eine Diskuſſion über die ganze Art Taines einzutreten. Wer Determiniſt iſt, wird ihm ohnehin beipflichten. Wer es nicht iſt, kann doch nicht umhin, der kühnen Sicherheit, mit welcher Taine verfährt, ſeine volle Bewunderung zu zollen. Man billigt es nicht, aber man muß ſagen: hier iſt Methode, iſt Logik. Es iſt eine konſequente, faſt ſchonungsloſe Art, den Menſchen zu zergliedern, ihn geiſtig zu ſeziren; aber ſie führt in ihrer Art zum Ziele.

Taine iſt Franzoſe, damit iſt ſchon geſagt, daß er geiſtreich iſt. Aber es iſt nicht das Brilliren mit hohlen Theatereffekten, was man bei ihm findet; er iſt ein Mann von hervorragendem Fleiße, der außerordentlich viel gearbeitet und ſtudirt hat und deſſen ſchimmernde Perioden und Sentenzen, ſo leicht ſie ſeinem Munde zu entſtrömen ſcheinen, doch alle an der nächtlichen Lampe des Demoſthenes gewogen und wieder gewogen worden ſind. Daß man es ihnen nicht anmerkt, iſt nur ein Ruhm mehr für den Autor; aber die Thatſache des eiſernſten von ihm aufgewandten Fleißes tritt einem entgegen, ſobald man in ſeinen Hauptwerken, dem philoſophiſchen Sur l'intelligence und dem hiſtoriſchen über die franzöſiſche Revolution, auch nur zu leſen anfängt. St.-Beuve hat

ihm 1866 im achten Bande der neuen Causeries du lundi kostbare Ratschläge erteilt und ihm prophezeit, daß er ein großer Schriftsteller werden würde, wenn er den Luxus seiner Entwicklungen beschneide, die Fülle seiner Synonyma vermindere, „wenn er den Bart stutze.“ Ohne daß Taine sich vielleicht ganz darnach gerichtet hat, ist er doch ein großer Schriftsteller geworden; er ist eine Art von Mittelding zwischen Cicero und Tacitus.

Manche seiner Wendungen sind wahre Meisterstücke der zusammenfassenden Beurteilung. Die Leser dieser Blätter kennen die Stelle aus der Vorrede zum vierten Bande der Origines, in welcher er den Götzendienst, der in Frankreich mit der Revolution getrieben wird, in Parallele stellt mit dem Tierkultus der ägyptischen Priester, die ihre Götter hinter goldgestickten Vorhängen verbergen; wenn der Gläubige unter Schauern der Andacht sich den Vorhang lüften ließ, so erblickte er ein scheußliches Krokodil. Um den Pessimismus seines Graindorge zu zeigen, den er zum Doktor der Philosophie an der Universität Jena und zum Hauptassocié des Hauses Graindorge und Komp. — Öle und gesalzenes Schweinefleisch — in Cincinnati macht; um diesen seltsamen Menschen mit einem jener zusammenfassenden Worte zu schildern, läßt er ihn sagen: „Ludwig XI. hatte am Ende seines Lebens eine Sammlung junger Schweine, welche er als Edelleute, Bürger und Domherren kleiden ließ; man unterrichtete sie mit Stockschlägen, und sie tanzten in diesem Aufzuge vor ihm. Die unbekannte Dame, welche ihr Natur nennt, handelt ebenso; sie ist vielleicht humoristisch, nur schiebt sie, wenn wir unter großem Aufwande von Peitschenhieben unsre Rolle gut gespielt haben und sie reichlich über uns gelacht hat, uns endlich in die Fleischerei oder ins Pökelfaß.“

Fragt man, was wohl dereinst von dem Ruhme bleiben wird, dessen Taine heute genießt, so wird man antworten dürfen: Multa pars ejus vitabit Libitinam. Aber so glänzend auch seine Methode sein mag, so reizvoll seine literarischen Charakterköpfe, so scharfsinnig seine Psychologie — alle diese Dinge kommen oft mit der Mode und gehen mit der Mode. Wenn ein andrer philosophischer Wind in Frankreich aufspringt, so können diese Schriften von der Masse vergessen werden und nur in den gelehrten Bibliotheken ihr Dasein weiterspinnen. Was aber nicht vergehen wird, das ist Taines Werk über den Ursprung des heutigen Frankreich. Mit ihm hat er nicht bloß Worte gesagt, sondern eine erlösende That ersten Ranges gethan. Er hat, um ein schönes Wort von Max Lossen zu brauchen, das dieser kürzlich in der historischen Zeitschrift aussprach, ein säkulares Werk geschaffen, wie Ranke, wie Motley u. a. große Vertreter der Historie solche hinterlassen haben. So lange man von der Revolution von 1789 spricht, so lange wird man auch erzählen müssen, daß ein paar Menschenalter lang das Krokodil hinter dem Vorhange göttlicher Ehren genoß, bis zuerst Heinrich von Sybel, dann aber noch vollständiger und noch mutiger, weil er selber Franzose war, Taine den Vorhang aufhob und das Ungetüm entlarvte. Daß das

Buch, in welchem dieſes Werk der Wahrheit und des Mutes gethan ward, eine Vereinigung glänzender Beredſamkeit und unermüdlichen Fleißes darſtellt, das ſichert ihm umſomehr eine lange Dauer. Es iſt wahrlich wert, ein „Beſitz auf immer“ zu heißen, und noch oft werden aus ſeinem Arſenal Waffen geholt werden, wenn man verſuchen wird, das Krokodil wieder hinter den Vorhang zu ſtecken und es wieder für einen Gott auszugeben.

Heilbronn. G. Egelhaaf.

Zum Weimarer Jubilate.

Die Nachrichten von den Verfügungen des letzten Goetheſprößlings, von der Verſammlung zu Weimar und von deren Beſchlüſſen ſind mit einer bei uns Deutſchen ungewöhnlichen Stille aufgenommen worden. Sind wir denn wirklich nicht mehr das Volk der Neunmalweiſen, der Beſſerwiſſer?

Der deutſchen Mäkelſucht ſoll hier kein Loblied geſungen werden. Die Würde eines beiſpielloſen, wahrhaft großartigen Vorganges, die Reinheit und Tiefe ſeines Eindruckes — wir wären die letzten, welche dieſe Weihe vorlaut unterbrochen ſehen möchten. Aber gerade, weil es ſich hier um große Dinge, um einen Volksſchatz handelt, hat jenes Schweigen auch etwas Beunruhigendes. Fallen wir nicht aus einem Fehler in den andern! Daß wir über die Behandlung des Goethiſchen Nachlaſſes in den Hauptdingen einig ſind, iſt ja ſehr ſchön; man könnte es beinahe erhebend nennen. Aber aus demſelben Geſichtspunkte würde es leichtſinnig ſein, einzelne Bedenken — und träfen ſie auch nur Kleinigkeiten — zu unterdrücken. Im Grunde iſt hier nichts eine Kleinigkeit. Handelt es ſich doch darum, die ſchwere Aufgabe, die wir jetzt vor uns liegen ſehen, möglichſt vollkommen zu löſen.

Erörterung einzelner Punkte wird das Werk nicht aufhalten. Noch ſind ja nicht endgiltige Beſchlüſſe gefaßt, noch ſind keine Anfänge der Arbeit vorhanden, welche die Fortſetzung bänden. Das beſcheidne Wort eines Unbeteiligten kann alſo vielleicht noch eine gute Stätte finden.

Es ſoll hier von der endgiltigen Ausgabe der Geſammelten Schriften, und zwar zunächſt von einer — vielleicht unbedeutenden — Einzelheit die Rede ſein.

Der vorläufig zuſammengetretene Ausſchuß hat mitgeteilt, daß ſich in der Handſchrift der Venetianiſchen Epigramme einige bisher ungedruckte Stücke vor-

gefunden haben. Wegen des sehr anstößigen Inhalts habe man beschlossen, dieselben nicht zu veröffentlichen.

Die endgiltige Ausgabe wird also nicht vollständig sein? Wir gestehen, daß wir von dieser Ankündigung seltsam überrascht worden sind. Nicht der wenigen Zeilen wegen, die der allgemeinen Kenntnis entzogen bleiben sollen; obgleich uns jede Zeile Goethes, jeder Strahl seines Geistes heilig sein sollte, und wenn er auch aus Dämpfen von Pech und Schwefel hervorbräche.

Die Frage, die man sich aufwirft, liegt tiefer. Wer urteilt denn hier über Goethe? fragt man sich. Wer fühlt sich denn so sicher, in solchem Falle über dichterische Wohlanständigkeit zu Gericht sitzen zu dürfen? Es sind herkömmlichermaßen die „berufensten Männer unsrer Zeit," das ist ja unbestritten. Aber ohne unsre Zeit verkleinern zu wollen: messen wir doch einmal ihren Geist mit dem Geiste Goethes. Wir von heute werden alle einmal spurlos hinweggespült worden sein — alle bis auf einen, und der ist nicht Mitglied der Goethegesellschaft. Die Enge menschlichen Gedächtnisses, die Schwäche menschlicher Empfänglichkeit sind glücklicherweise furchtbare Totenrichter am Grenzflusse des Nachruhms. Goethe aber wird bleiben. Zu jedem kommenden Geschlechte von Menschen wird er als Mensch, als ein Lebendiger aus der Reihe der Schatten hinübertreten. Und Goethes bitteres Wort von dem „Gänsegeschlecht," das unter den Rockschößen großer Toten hervorschnattert, wird wohl auch nicht vergessen werden. Die Aussicht auf diese Bezeichnung sollte eigentlich wenig verlockend sein. Will wirklich jemand, Arm in Arm mit Goethe als Geistesgenosse, wie weiland Nicolai mit Lessing, das Urteil der Nachwelt herausfordern?

Man werfe nicht ein, Goethe selbst habe darüber schon entschieden, Goethe selbst habe jene Verse unterdrückt. Wohl gab es einmal einen Herrn Geheimderat Johann Wolfgang von Goethe, Exzellenz, Wirklichen Staatsminister, der hat allerdings die Blätter zurückgelegt. Der ist aber schon im Jahre 1832 gestorben. Damals hat er den gestickten Frack für alle Zeiten abgethan; und an den Popanz, welchen dann der arme Börne damit ausgestattet hat, glaubt heute kein Mensch mehr. Und Goethe, „Wolfgang Apollo" im Strahlenkleide der Ewigkeit — der doch gewiß ein Vorgefühl von dem gehabt hat, was mit seiner Hinterlassenschaft einst vorgenommen werden würde —, er hat die Verse keineswegs vernichtet, er hat sie sorgsam aufbewahrt. Daß eine vorläufige Entscheidung Goethes uns nicht binden kann, das liegt doch auf der Hand.

Und nicht nur Goethe steht uns heute anders gegenüber: auch die Zustände haben sich geändert. Wie sehr, dessen scheint man sich nicht immer klar bewußt zu sein. Heute giebt es kein verhängtes Allerheiligstes mehr, in das der „Literat" den Strahl der Fackel nicht fallen lassen dürfte. An die wahre Dichtung und an die reine Forschung legt kein Staatsanwalt mehr die Hand. Blicken wir doch einmal zurück und vergleichen wir: was ist denn überhaupt noch

chriſtlich in unſrer Literatur? Dagegen befand ſich zu Goethes Zeit der Schriftſteller zum Chriſtentum ungefähr in der gleichen Lage wie der Ketzer in ſtockkatholiſchem Lande: „Hut ab! und auf die Knie! mach wenigſtens ein Gaukelſpiel, Hallunk, wenn dir nicht Schlimmes widerfahren ſoll.“ Freilich wenn der Geiſt gegenwärtig freier iſt, ſo ſind wir dafür umſo ängſtlicher in der Form; für Form aber hat der Staatsanwalt den Blick des vierfach deſtillirten Oberzeremonienmeiſters. Und Goethe kann ſchauderhaft unanſtändig ſein. Die Zeit wird aber doch wohl einmal eintreten müſſen, wo, was für die alten Klaſſiker und für die der Franzoſen recht, für die unſern billig iſt. Einen Staatsanwalt, der ſich an Goethe wagte, giebt es überhaupt ſchwerlich mehr; und um die freiwilligen Tugendwächter, die immer noch beſchränkt genug ſind, zu glauben, Goethe ſei der Mann, müde Junggeſellen zu kitzeln — um die brauchen wir uns nicht zu kümmern.

Einen äußern Punkt ſchließlich, der auch noch mitzählt, ſollte doch keine Erwägung übergehen. Der letzte Goethe-Enkel hat den Schatz des Nachlaſſes einer hohen Frau übertragen. Sie hat die Pflicht, die ſie damit auf ſich nahm, hochherzig aufgefaßt, und bis jetzt iſt alles ſo ſchön gelungen. Vergeſſen wir aber nicht, daß eine Verantwortung auf ihr ruhen bleibt, auch nachdem ſie das teure Vermächtnis rein in reine Hände gelegt hat. Sie darf doch nicht bösartigen Bemerkungen ausgeſetzt werden! Man ſollte ſich ſehr hüten, zu ſchlechten Witzen — etwa über „Textkritik im Unterrocke“ oder über den „Goethe für höhere Töchter“ Gelegenheit zu geben.

Wer ſich großer Dinge unterfängt, der ſetzt ſich in ein Glashaus. So laſſe er wenigſtens von ſeiner Arbeit nicht ſelber die Brocken fallen, womit ihm Buben die Scheiben einwerfen könnten.

Was werden denn jene Verſe überhaupt ſo Schlimmes enthalten, daß Sitte und Kirche dadurch gefährdet werden ſollten? Man wird ſchwerlich jemanden davon überzeugen, daß nicht vor Goethe und nach Goethe weit gewagtere Gedanken gedruckt worden wären. Und was die Geſellſchaftsfähigkeit der Form anlangt, ſo bewegen ſich doch ſchon die Paralipomena der landläufigen Ausgaben mindeſtens in Hemdsärmeln. Hat man jemanden aber erſt den Rock ablegen laſſen, ſo iſt alles weitere doch nur noch ein Unterſchied des Grades. Haben wir das Durchbrechen der Schranke einmal geduldet, ſo haben wir ehrlicherweiſe kein Recht mehr über fernere Ausſchreitungen zu zetern. Ärgernis giebt jenes wie dieſes. Denn „das Nacktgöttliche iſt ihnen fatal, und ein Satyr hat immer ſeine guten Gründe, wenn er Hoſen anzieht und darauf dringt, daß auch Apollo Hoſen anziehe“ — man findet manchmal auch bei Heine Stellen, die für ewige Zeiten geſchrieben ſind.

Betrachten wir doch einmal den Erfolg, den man ſich von dieſer Geheimniskrämerei verſprechen darf. Glaubt man wirklich, daß jene Zeilen fernerhin unbekannt bleiben werden? Bisher war das denkbar, ſolange ſie noch

in unzugänglichen Schränken verborgen gehalten wurden. Hat man sie aber erst einmal im Archive niedergelegt — denn auf den Gedanken kann doch wohl niemand geraten, sie vernichten zu wollen —, so wird man sie jedem ernsthaften Forscher in die Hände geben müssen, gerade so gut wie irgendeinen andern Teil der Urkunden. Das Ergebnis läßt sich voraussehen. Über solchen Dingen schwebt ein so scharfer Geruch, daß er die Wände jeder Sicherheitsmaßregel durchdringt. In kurzer Frist werden hunderte von Leuten jene argen Epigramme auswendig wissen.

Das wäre nun freilich ebensowenig ein Unglück, wie etwa ihre Veröffentlichung überhaupt. Aber wir stehen damit auch erst am Anfange der Ereignisse. Denn nun kommt der findige Buchhändler und eröffnet mit möglichster Feierlichkeit die „erste vollständige Ausgabe“ — natürlich bloß der Epigramme, damit ja auch magere Börsen das Büchelchen aufwiegen können. „Unschätzbar zur Kenntnis Goethes! eine Bereicherung der Literatur!“ Im Anzeigeteile vorurteilsfreier Blätter wird man dann zwischen „Pikanten Photographien“ und „Spezialitäten für Herren“ Goethes Namen lesen können. Hinter dem Buchhändler jedoch — kommt der Staatsanwalt. Diesmal mit vollem Rechte; diesmal muß er kommen. Denn der Verfasser bleibt hier völlig außer Betracht: es gilt — mit der nötigen Feuerzange — den unsaubern Geschäftsmann zu packen, dem es ganz gleich ist, ob er mit Goethischen Epigrammen handelt oder mit irgendwelchen „Geheimnissen der Liebe und Ehe,“ dem Goethes Name bloß ein „Puff“ ist. Und dann ist wirklich das Ärgernis da. Dann wirft sich der Schwindler in die Brust und beruft sich auf höhere literarische Interessen, vor denen die landläufige Moral zu schweigen habe; und der Verteidiger erhebt die Stimme, die beleidigten Manen Goethes heraufzubeschwören. Dann wiederholt sich der Skandal vom „Tagebuche“; denn das Publikum unterscheidet nicht so fein: das sieht eben Goethe auf der Anklagebank sitzen.

Wir hoffen noch immer, man werde uns dieses Schauspiel ersparen. Das einzige Mittel dazu ist aber: Veröffentlichung an unantastbarer Stelle. Dann liegt die Sache ganz einfach. Dann kann der Kantharidenverkäufer nicht aufkommen. Der Staatsanwalt hat bloß darauf zu achten, ob eine Ausgabe, die dann jene Verse abdrucken sollte, ernsthaften, selbständigen Wert hat. Kann der Verleger das nicht nachweisen, so wird sein Prozeß sehr kurz sein: kein Mensch wird auch nur den Kopf wenden, wenn der Mann zu der gebührenden Strafe, sei sie auch noch so hart, verurteilt wird. Der Fall liegt ja bereits vor mit dem bekannten Gedicht Heines über das vieldeutige Bildwerk im Hofe des königlichen Schlosses zu Berlin. Man hat die einzelnen Gedichtsammlungen und die gewöhnlichen Volksausgaben, worin jenes enthalten war, in Preußen einfach verboten, hat aber keinen Anstoß daran genommen, daß es in der vollständigen Ausgabe letzter Hand auch fernerhin bleibt. Das ist eine durchaus angemessene Entscheidung, welche selbst die Meute zeilenhungriger Reporter nur einen Augenblick lang anzukläffen gewagt hat.

Eine eingeschränkte Öffentlichkeit hat sich in solchen Fällen wohl stets am besten bewährt. Wie hoch die Schranke sein soll, das zu bestimmen liegt dem Ausschusse ob. Wir selber wünschten sie recht hoch, zum Heile vorwitziger Kinder. Das entscheidende, was solche, immerhin gefährliche Stoffe dem Verkehre entzieht, ist ein teurer Preis. Eine Ausgabe, die etwa 500 Mark kostet, ist der allersicherste Giftschrank.

Man kann dagegen zwei Bedenken erheben. Zunächst würde man vielleicht anführen, daß es Unrecht an der gemeinsamen Sache sein würde, den reinen Text, den wir jetzt geschenkt erhalten haben, nicht sofort dem ganzen Volke, dem er doch recht eigentlich gehört, in die Hand zu geben. Eine solche Anschauung würde indes nur bei mangelhafter Erfahrung in solchen Erscheinungen gefaßt werden können und bei unzureichender Kenntnis des Rechtes, das zur Zeit in Deutschland für geistiges Eigentum gilt. Erst neuerdings ist in dem Streite, der sich um die Veröffentlichung der Cottschen Tagebücher erhoben hatte, festgestellt worden, daß Bearbeitung und Herausgabe alter Handschriften dem Entdecker kein Urheberrecht schaffen. Wenn also heute die Ausgabe des Goethe-Ausschusses erscheint, so kann von der Stunde ab jeder den reinen Text nachdrucken. Das ist die rechtliche Seite. Daneben aber lehrt die Erfahrung in ähnlichen Fällen, daß sofort eine große Schnitzeljagd von Nachdrucken anheben wird: Prachtausgaben, Volksausgaben, illustrirte Ausgaben und solche, bei deren Abnahme man obendrein ein Gebiß geliefert bekommt — wir werden das alles wieder in buntem Wirrwarr durcheinanderstolpern sehen auf der Hetze hinter dem Dummen mit der bekannten Eigenschaft. Den reinen Text wird man sich alle Tage für zwanzig Pfennige bei Reclam kaufen können.

Der zweite Einwand wiegt allerdings schwerer, sehr schwer sogar. Ein so hoher Preis muß natürlich durch Aufwand bei der Herstellung gerechtfertigt werden. Also läßt sich — bei so ungewöhnlichem Preise — voraussehen, daß der Unternehmer zu Schaden kommen muß. Wer wird den Schaden tragen wollen?

Ist diese Frage eines wahrscheinlichen Verlustes von dem Ausschusse überhaupt schon in Betracht gezogen worden? Denn daß die Ausgabe in jedem Falle dem Unternehmer Verlust bringen wird, erscheint uns, wenn wir den Nachdruck, wie oben bemerkt, in Anschlag bringen, von vornherein als ausgemacht. Aber die Frage bleibt: wer soll diesen Verlust decken? Von dem Vereine ist kaum etwas zu erwarten. Daß die Vereinsbeiträge selbst bei der größten Teilnahme dazu nicht ausreichen würden, liegt auf der Hand. Sie sind so lächerlich geringfügig, daß nach Abzug sonstiger Kosten des Vereins — selbst wenn man den Jahresbeitrag verdoppeln wollte — kaum eine ganz bescheidne Verzinsung des für die Ausgabe erforderlichen Kapitals gewonnen werden würde. Und dabei wird mancher wohl gar noch erwarten, daß man ihm für seinen Beitrag das Jahrbuch und sonstige Veröffentlichungen liefert. Andrerseits würde

es eine Härte sein, die viele ausschlösse, wollte man den Mitgliedern die Zeichnung auf die Ausgabe zur Pflicht machen.

Von einer Sammlung für den Zweck würde man sich auch nicht viel zu versprechen haben. In Deutschland ist das Gefühl für nationale Würde überhaupt gering, und außerdem sind gerade unsre besitzenden Kreise zu ungebildet, als daß man bei ihnen auf Verständnis für solche Fragen rechnen dürfte. Ein Goethe mit Druckfehlern oder ohne Druckfehler — du lieber Gott! sie lesen ihn ja überhaupt nicht. Und was schlimmer ist: sie schämen sich dessen nicht einmal! Einige unsrer Fürstenhäuser haben sich bisweilen in solchen Fällen großartig gezeigt — aber auch sie würden schwerlich den vierten Teil der Kosten decken. Unser begüterter Adel, die Spitzen unsers Gewerbes, unsers Handels und des Spiels — wie gesagt, sie haben sich noch nicht zu den Anstandsbegriffen gebildeter Völker aufgeschwungen. Am ersten dürfte man vielleicht bei dem Buchhandel auf Entgegenkommen hoffen. Das ist der Kreis, der von der Reinigung des Goethetextes einzig und allein berechenbaren Vorteil ziehen wird. Ihm könnte man Opfer zumuten. An Goethe hat er viel gesündigt — durch Nachdruck und durch schlechten Druck —, und hat viel an ihm verdient. Nicht bloß die Erben Cottas, der ja schließlich Goethe leidlich bezahlt hat, sondern zahlreiche andre auch: alle die Goetheverleger, die seit dem Erlöschen des Cottaschen Rechtes aufgestanden sind — Hempel, Grote, Meyer, Reclam ꝛc. —, bis herab auf die ganz kleinen, die doch Jahr für Jahr einige Abzüge der Werke verkauft haben. Selbst David aus Reuters Reformverein dürfte dem großen Manne die Anerkennung nicht versagt haben: „Was hat er nicht gebracht in die Welt für'n Geschäft!“

Vielleicht wäre es doch des Nachdenkens wert, ob sich nicht ein Mittel finden ließe, wenigstens die Häupter unsers Buchhandels zu einer Genossenschaft zu vereinigen, welche den Vertrieb der Ausgabe auf eigne Rechnung übernähme und den unausbleiblichen Verlust, soweit nicht anderweitig Deckung geschaffen werden könnte, unter sich verteilte. Bei der seltsamen Umständlichkeit, womit der deutsche Buchhandel noch immer den Verkauf seiner Erzeugnisse betreibt, sind freilich die großen Verleger wohl auch nicht alle in der behaglichsten Lage — immerhin sind sie es doch, die an langsamen Eingang der Gelder und an große Verluste am ersten gewöhnt sind.

Von einem sind wir überzeugt: wenn bei einem hohen Preise das Wagnis bedenklicher ist, so bessert sich bei schöner Ausstattung die Aussicht des Vertriebes annähernd in demselben Grade. Denn der größere oder geringere wissenschaftliche Wert der Ausgabe wird der Mehrzahl der Käufer nicht so wesentlich scheinen, um dem Urtexte einen entschiednen Vorzug vor den Nachdrucken zu verschaffen. Eine wahrhaft schöne Ausgabe aber wird wenig Wettbewerb finden. In England und in Frankreich, wo man dergleichen ja wirklich zu schätzen versteht, würde man sie umso lieber aufnehmen, je seltner so etwas aus Deutsch-

land kommt. Und wenn man von Anfang an feierlich (und recht laut!) erklärte: „Dies ist die Jubelausgabe; dies ist die großartige editio ne varietur; es werden nicht mehr als tausend Abzüge davon genommen, und sie wird nie wieder aufgelegt werden“ — so würde schon der Wunsch nach dem Besitze einer Seltenheit manchen Käufer herbeiführen. Sammler, die Goethe an und für sich garnicht kümmert, würden sich dann melden; und sogar der Emporkömmling, der sich eine Bücherei nach Maß bestellt, würde sich vielleicht einen Abzug aufreden lassen.

Endlich würde der Preis in der That garnicht so unerschwinglich sein. Der Natur der Sache nach werden die einzelnen Teile sich in ziemlich großen Zwischenräumen folgen. Bei einem Anschlage von 500 Mark für dreißig bis sechsunddreißig Bände würde der Band vermutlich ungefähr 15 Mark kosten, ein Preis, der weder an sich übermäßig, noch, in längern Pausen gefordert, unerschwinglich genannt werden dürfte.

Nicht wegen der paar Epigramme verlangen wir übrigens für die Jubelausgabe ein außergewöhnliches Gewand. Das halten wir überhaupt für eine Forderung nationalen literarischen Anstandes. Von Shakespeare und von Molière, dem großen Dichter Englands und dem großen Dichter Frankreichs, besitzt man mehrere wahrhaft schöne Ausgaben. Viktor Hugo hat es sogar noch erlebt, daß man eine Sammlung seiner Werke begann, von der ein vollständiger Abzug 5000 Franks kosten wird. Man vergleiche damit nur unsre anerkannten Klassiker. Die besten Texte, die wir bisher hatten, die Hempelschen, sind mit einer so boshaften Type auf so gemeinem Papier gedruckt, daß ihr Anblick genügen sollte, begabte junge Leute vom Dichterberufe abzuschrecken. Im „Originalprachtband“ erregen sie vollends Schauder. Die ansehnlichste Ausgabe von Goethe oder Schiller ist eben noch gut genug zum Handgebrauch. Es wäre nachgerade wirklich an der Zeit, und es könnte gar kein passenderer Anlaß dazu kommen, das Versäumte wenigstens für Goethe nachzuholen, der doch für den Deutschen das ist, was für den Engländer Shakespeare ist und für den Franzosen Molière: der Dichter schlechthin, der Geist, in dem sich die Eigenschaften seines Volkes am reichsten vereinigt und am deutlichsten ausgesprochen haben.

Für 500 Mark — den zehnten Teil dessen, was der Franzose an Hugo wendet — kann immerhin etwas bescheiden Gediegnes geschaffen werden. Über die Grundzüge der Ausstattung würde ja leicht allgemeines Einverständnis herzustellen sein — der Anstoß müßte denn in der Wahl der Type liegen.

Zu Illustrationen wäre schwerlich zu raten. Das verbietet schon die Rücksicht auf die Kosten. Außerdem aber sind Goethes Schriften ja zur weitaus größern Hälfte für den Zeichner ganz unfruchtbar. Für einen einzelnen Zeichner ist die Aufgabe zu umfassend; und was bei einer Verteilung herauskommt: der widerwärtige Mischmasch, das würdelose Gedränge, das kennen

wir zur Genüge. Und im besten Falle könnte man sich nicht viel Freude davon versprechen, dazu fehlt es zu sehr an Geschmack. Gerade in bezug auf Illustrationen ist bei Künstlern sowohl wie beim Publikum so jedes Stilgefühl abhanden gekommen, eine solche Rohheit eingerissen, daß wir vor dem Auslande und vor der Nachwelt mit unsrer Jubelausgabe wenig Ehre einlegen würden. Schließlich schreckt auch bei vollkommenster Ausführung die Illustration manchen ab, weil er sich nun gerade Gretchen oder Friederiken „ganz anders gedacht" hat als der Künstler. Leute, die in Kunstsachen von subjektivem Empfinden bis zu einem gewissen Grade absehen können, sind doch immer selten. In Frankreich hat man dafür einen bequemen Ausweg gefunden. Da giebt es für die Werke großer Dichter verschiedne Folgen von Illustrationen, in Stich oder in Radirung hergestellt, unter denen sich jeder aussuchen kann, was ihm zusagt, um es in seine, in der Regel nicht illustrirte Liebhaberausgabe einbinden zu lassen. Allerdings schwankt dort das Format der Bücher nicht so launisch wie bei uns. Trotzdem ließe sich in Deutschland vielleicht gelegentlich ähnliches herstellen.

Also keine Illustrationen! Wohl aber schöne Kopfleisten, schöne Anfangsbuchstaben und Schlußstücke — wenn auch in bescheidnem Maße: wegen der Kosten, und — worin in der Regel gefehlt wird — wegen des Stils. Die Ausgabe ist des Textes wegen da; das Zierrat darf nicht überwuchern. Die Aufgabe bleibt immer noch groß genug, denn diesmal schaffen wir für kommende Jahrhunderte.

Groß wäre die Aufgabe überhaupt, wenn man sie groß anzufassen verstünde. Es gälte, dem Volke wieder einmal eine Lehre zu geben. In unserm Buchgewerbe liegt noch vieles im argen — trotz dem Aufschwunge, der uns alle Tage gerühmt wird. Es giebt noch immer viel Schwindel und wenig Geschmack. Das schwerste aber hat das Publikum verschuldet, und zwar aus Unkenntnis. Was ein schönes Buch ist, und welchen Kunstgenuß es bietet, von tausenden weiß das kaum einer, und auch der meist — denn die Gelegenheit dazu ist selten — nicht aus eigner Anschauung. Die übrigen verlangen ein „Prachtwerk" in „Prachtband" für einen Preis, den ein einfacher, sorgfältig gearbeiteter Einband allein kostet — und wofür sie zwanzig Mark ausgeben, das muß auch zwanzig Pfund wiegen. Dementsprechend werden sie dann auch bedient. Wenn diesen Leuten ein Beispiel gegeben würde: der Segen wäre unschätzbar.

Und es wäre das um nichts weniger erbaulich, wenn dazu ein halbes Dutzend anstößiger Epigramme, in übermütiger Stunde aufgeschrieben, den ersten Anstoß gegeben haben sollte.

Salisbury und der Mahdi.

Wie der neue englische Premier in dem Programm erklärte, welches er neulich dem Hause der Lords vortrug, zerfällt die Aufgabe, welche der Toryregierung in Ägypten gestellt ist, in drei Teile, einen militärischen, einen finanziellen und einen politischen. Im folgenden betrachten wir den ersten, welcher die Frage einschließt, die gegenwärtig am dringendsten nach Lösung verlangt. Sie lautet: Wie wird Salisbury sich dem Mahdi gegenüber verhalten, den die Unentschlossenheit und Inkonsequenz seines Vorgängers in der Leitung der englischen Politik im Nillande siegen ließ? Mit andern Worten: Was soll mit dem Sudan geschehen, welchen Wolseleys Truppen — weniger vor dem Propheten und seinen Derwischen als vor der afrikanischen Glutsonne — geräumt haben? Es war eine schwere Unterlassungssünde, daß der britische Feldherr diese natürliche Bundesgenossin der Sudanesen nicht von Anfang an in die Berechnung seiner Operationen und der von ihm zu bekämpfenden Mächte aufgenommen hatte, und es war in seinen Folgen ein nicht minder schweres Unrecht gegen die Bevölkerung dieser Gegenden, soweit sie Partei für England ergriffen hatte und nun kaltblütig verlassen und geopfert wurde. Seht, so unüberlegt verfahren diese angeblichen Schirmherren, so wenig vermögen sie, und so behandeln sie ihre Freunde! So klagte man am Nil, und so wiederhallte es am Indus und in den Bergen der Afghanen, wo man mit Lumsden und seiner Eskorte Erfahrungen gemacht hatte, welche das Ansehen der Briten auch nicht erhöhen konnten. Es mußte indes geschehen, dira necessitas gebot, man gehorchte ihr, und es fragt sich jetzt nur, ob ein Teil des Verlustes sich wiedereinbringen läßt. Was ist darauf zu antworten?

Die liberale Regierung, die vor kurzem zurücktrat, hatte sich genötigt gesehen, die gegen Chartum entsandte und zu spät gekommene Expedition zur Rettung Gordons sich rückwärts konzentriren zu lassen, von Korti nach Merawi, und von da nach Dongola. Dann erhielten die Truppen Wolseleys den Befehl, auch letztere Stellung zu räumen, weiter nilabwärts zu gehen und nicht eher Halt zu machen, bis sie weit nördlich von Dongola, wo nicht in Wady Halfa selbst, also nicht fern von der Grenze zwischen Ägypten und Nubien, eingetroffen wären. Die Operation ging vergleichsweise langsam von statten, nicht nur weil man dabei ungeheure Strecken zurückzulegen hatte, sondern auch weil die Führer der Truppen angewiesen waren, die mitgebrachten und ihnen später monatelang

übermittelten Vorräte zu retten und nach Ägypten mitzunehmen. Zehn Wochen lang marschirten die braven Soldaten eines mittelmäßigen Generals, nachdem sie von dem fernen Merawi aufgebrochen waren, stromabwärts, und am 26. Juni befand sich fast das gesamte Heer im Norden von Dongola. Nur ein Bataillon Infanterie, eine Schwadron Reiterei und eine Batterie waren an jenem Tage noch in dieser Stadt verblieben. Neben dem Rückzuge der Truppen aber vollzog sich eine höchst jammervolle Auswanderung. Die Eingebornen, welche sich freundlich zu jenen gestellt und ihnen allerhand Dienste geleistet hatten, flüchteten jetzt in unregelmäßigem Rückzuge an der Seite des regelmäßigen zu tausenden nach dem Norden. Man hatte sie englischerseits durch Versprechungen bewogen, für die Bekämpfung des Mahdi zu arbeiten, und jetzt sie, gedrängt durch das Klima und durch die Rücksicht auf die Möglichkeit eines Krieges in Mittelasien, unbarmherzig verlassen. Wenn sie flohen, so verließen sie Haus und Hof, so verloren sie ihr gesamtes unbewegliches Eigentum, was ungefähr den Verlust aller Mittel zum Lebensunterhalt bedeutete; wenn sie blieben, so ergaben sie sich dem Propheten und seinen fanatischen und beutegierigen Anhängern auf Gnade und Ungnade, sie standen also durch die Schuld der britischen Bundesgenossen vor einer Alternative, die ihnen zurief: Spring in den Abgrund vor dir oder laß dich vom Löwen hinter dir fressen! „Zwölftausendsiebenhundert unglückliche Flüchtlinge haben, so schreibt ein englischer Stabsoffizier, Dongola verlassen, alle Mann für Mann sind zu grunde gerichtet, und die große Mehrzahl wird verhungern; denn wenn man diese Leute von ihrem Stückchen Feld am Flusse mit seiner Sakijeh [Wasserschöpfmaschine zum Bewässern des Landes] und seiner Kuh wegnimmt, so bleiben ihnen nicht die geringsten Mittel übrig, um das Leben weiter zu fristen... Außer diesen, so heißt es in dem betreffenden Briefe weiter, sahen wir viele andre auf den Rädern ihrer eignen Schöpfmaschine den Strom hinabtreiben, wobei sie eine unaussprechlich schwermütige Miene zeigten und ohne Zweifel über die gebrochnen Zusagen derer nachdachten, welchen sie ihr Vertrauen geschenkt hatten." ... „Dongola, so klagt ein andrer Bericht, war eine wohlhabende Stadt und Gegend, die recht gut gedieh. Wir haben es als Trümmerstätte und so verwüstet und ausgesogen hinter uns gelassen, daß man selbst die Lebensmittel, die nur eine schwache Garnison bedarf, mit Mühe und Schwierigkeit, wenn überhaupt, zu beschaffen imstande sein wird."

Das Zögern Gladstones, Gordon mit Truppen zu Hilfe zu kommen, und das dann folgende langsame Vorrücken Wolseleys durch das Nilthal statt von Suakin nach Berber, ließen die große Expedition mißlingen, zu der Gladstone endlich von der konservativen Oppositionspartei gezwungen wurde, und England hatte nicht bloß den Untergang eines Helden zu betrauern, sondern es lud auch den Vorwurf auf sich, welcher in jenem Schauspiel eines wüste gelegten Landes und einer bis dahin zufriednen, jetzt ruinirten Bevölkerung lag, die, um nicht

dem Schwerte des Mahdi zu verfallen, dem Hungertode entgegenging. Die Rückschau auf diese Ereignisse muß einem patriotischen und nicht vom Liberalismus verblendeten Engländer im höchsten Grade peinlich sein. Daß der Feldzug vollständig mißlang, ist allerdings nicht die Schuld der dazu verwendeten Armee. Die Soldaten haben kämpfend und leidend in glänzender Weise ihr Pflicht erfüllt und dabei das Menschenmöglichste geleistet und geduldet. Die Ursache der Schande und Einbuße an Ansehen und Vertrauen liegt anderswo. Auch an den die Eingebornen betreffenden traurigen Folgen der „Evakuation," wie der Euphemismus für „Retirade" in offizieller Sprache lautet, sind diese tapfern und geduldigen Rotröcke nicht schuld. Daß den Lauf des Nil in den letzten Monaten ein langer Zug verzweifelter Flüchtlinge bezeichnete, welche durch die britische Politik zum Untergange verdammt waren, ist die unausbleibliche Folge eines Verfahrens, welches von Anfang bis zu Ende aus Halbheiten, mutlosen Schritten heute vorwärts, morgen rückwärts, aus Launen und Faseleien bestand. Es ist ein häßlicher Flecken auf den Blättern der englischen Geschichte, den auch der Heldenmut der Soldaten nicht zu verwischen vermag und den die Tories mit dem besten Willen nicht ungeschehen machen werden, weil sie nicht können.

Noch ehe Salisbury und seine Amtsgenossen an die Stelle des liberalen Kabinets gelangten, erhob sich die Frage: Soll Dongola als vorgeschobener Posten gegen den Aufstand im Sudan besetzt gehalten oder soll der Rückzug bis nach dem eigentlichen Ägypten fortgesetzt werden? Die telegraphischen Depeschen der Blaubücher belehren uns, daß die englische Arrieregarde unter dem General Sir Redvers Buller am 26. Juni die Stadt noch nicht verlassen hatte. Sie sollte hier nach Wolseleys Befehl Stand halten, während der General eine Entscheidung des Kabinets erwartete, dem er im Hinblick auf Gründe, welche die Gegenwart und gleich sehr die Zukunft an die Hand zu geben schien, eifrig das Festhalten dieser Position empfohlen hatte. „Sie können, so telegraphirte er unterm 27. Juni nach London, noch viele Jahre nicht daran denken, Ägypten zu verlassen. Verbleibt man bei der jetzigen Rückzugspolitik, so wird der Mahdi stärker und immer stärker werden, und Sie werden dann Ihre Garnisonen vermehren und sich der Unwürdigkeit unterwerfen müssen, sich von ihm drohen zu lassen. Schließlich werden Sie ihn, wenn Sie unsre Stellung in Ägypten festhalten wollen, bekämpfen müssen, und dies wird geschehen, während die Bevölkerung, in deren Mitte Sie sich befinden, bereit ist, bei dem ersten besten Unglücksfalle, der uns dabei betrifft, gegen uns aufzustehen. Keinerlei Streitkraft, die an der Grenze [zwischen Nubien und Oberägypten, bei Wady Halfa oder Assuan] aufgestellt wird, kann die Macht und Bewegung, an deren Spitze der Mahdi steht, von Ägypten fernhalten, und früher oder später muß der Mahdi von Ihnen niedergeschlagen werden, wenn er nicht Sie niederschlagen soll. Warten Sie seinen Angriff ab, so werden Sie ihn ohne Zweifel besiegen, aber das wird für ihn nur eine Schlappe sein, die vorübergeht und von der er sich bald erholt. Die paar tausend Mann, die Sie ihm töten werden, sind bei dem unbeschränkten Menschenvorrate, über den er verfügt, bedeutungslos für ihn, während seine beständigen Angriffe auf Sie Ihre Heere und Ihre Geldkräfte vermindern werden. Wollte man ihn endlich vernichten oder seinen Einfluß lähmen, so müßte man im Herbste gegen Chartum vorrücken und ihm innerhalb seines eignen Gebietes begegnen. Diese mit vorschauendem Blicke ausgeführte Unternehmung wäre einfach und, soweit im Kriege etwas sicher sein kann, des Erfolges sicher. Solange bis dies geschehen ist, giebt es in Ägypten keinen Frieden,

und Ihre militärischen Ausgaben werden fortdauernd zunehmen. Mein Rat geht also dahin, den Herbstfeldzug nilaufwärts so, wie er ursprünglich ins Auge gefaßt war, auszuführen. Suakin würde ich lassen, wie es ist."

Diese Betrachtungen und Vorschläge Wolseleys schmeckten ein wenig nach dem Verdrusse darüber, daß sein jetziger Kreuzzug gegen den Propheten in Chartum so ganz und gar mißlungen war, enthielten aber im ganzen unleugbar richtige Urteile über die Schwierigkeiten, welche der Mahdi dem Ägypten okkupirenden Heere voraussichtlich machen wird, wenn man ihn nicht im Sudan beseitigt. So blieb denn Wolseleys Telegramm in London nicht ohne Beachtung und Wirkung; denn an demselben Tage schon, wo es dort einging, erhielt er Antwort in Gestalt eines Befehls Lord Hartingtons, des Kriegsministers im Gladstoneschen Kabinet, den Abzug von Dongola einzustellen und die Truppen, die von dort schon weggezogen, zurückgehen zu lassen. Indes war General Buller, der noch in der Nachbarschaft der Stadt stand, andrer Meinung. „Im allgemeinen, schrieb er, wünschte ich zwar zu bleiben, doch denke ich jetzt, die Schwierigkeiten sind so groß, daß es besser ist, nicht nach Dongola zurückzukehren, sondern weiter, nach Akascheh, zu retiriren. . . . Natürlich ist es möglich, Dongola von neuem zu besetzen, aber es kann nur auf eine Weise geschehen, die in Wirklichkeit ein neuer Feldzug ist, und ist Dongola einer zweiten Expedition wert?" Wolseley wollte den Befehl Hartingtons ausführen und die Provinz Dongola behaupten; er hielt Bullers Ansicht von der Schwierigkeit, die dortige Garnison zu verproviantiren, für übertrieben, und meinte die Streitkräfte, die für die Strecke von Assuan bis Dongola erforderlich sein würden, nur auf neun Bataillone veranschlagen zu dürfen. Den Abzug von letzterem Orte bezeichnete er als Schwäche in den Augen der Eingebornen, vom Verbleiben der Engländer in dieser Stellung erwartete er, es werde dem Mahdi viele Stämme abwendig machen. Er schlug schließlich den Fortbau der Nileisenbahn von Saras über Akascheh nach Ferket vor.

Inzwischen waren den Liberalen die Tories am Ruder gefolgt, und da Bullers Ansicht nicht sehr von der Meinung des Obergenerals abwich und letzterer zugab, „jener kenne den genauen Stand der Dinge vielleicht besser als sonst jemand," so telegraphirte ihm der neue Kriegsminister Smith am 1. Juli, „Ihrer Majestät Regierung stehe unter dem tiefen Eindrucke der unbedingten Einmütigkeit, die auf seiten aller Autoritäten in Ägypten, der bürgerlichen wie der militärischen, darüber herrsche, es sei für den Frieden und die Sicherheit Ägyptens von Wichtigkeit, daß die ägyptische Regierung die Provinz Dongola festhalte." Zugleich wurde Wolseley ersucht, nach London zu kommen, um dort seine Ansichten über die zur Verteidigung Ägyptens notwendigen Maßregeln auseinanderzusetzen — eine Aufforderung, der er vor einigen Tagen nachgekommen ist. Er wird jetzt Gelegenheit gehabt und dieselbe benutzt haben, Salisbury seinen Plan eines Herbstfeldzuges gegen den Mahdi zu empfehlen; doch glauben wir nicht, daß er den Chef der Toryregierung für ein so bedenkliches Unternehmen gewinnen wird, und wäre es der Fall, so ist nicht anzunehmen, daß eine neue Expedition gegen Chartum die Sanktion des Parlaments zu hoffen hat, es wäre denn, daß eine sehr schwere Niederlage der Engländer am untern Nil — die möglich, aber nicht wahrscheinlich ist — dieselbe zur Notwendigkeit machte. Mit der Provinz Dongola ist es etwas andres. Vom militärischen Standpunkte betrachtet ist sie ein Vorwerk Ägyptens an dessen südlicher Grenze, und zugleich giebt sie das geeignetste Zentrum ab für alle

Maßregeln, mit denen die dem Mahdi oder ähnlichen Abenteurern des Sudan feindlichen Stämme unterstützt werden können. Doch ist die englische Regierung, wie der Kriegsminister erklärte, „in Anbetracht aller Umstände und der jetzigen Lage, wie sie der bereits angetretene Rückzug herbeigeführt hat, dermalen nicht gewillt, die von ihren Vorgängern erlassenen Befehle zurückzunehmen und ein neues Vorrücken nach [der Stadt] Dongola anzuordnen.“ Nur die Fortführung der Eisenbahn von Wady Halfa nach Ferket etwa fünfundzwanzig englische Meilen weiter nilaufwärts, wird für wünschenswert gehalten, und hier, in Ferket, werden denn auch vorläufig die letzten Vorposten der englischen Armee Stellung nehmen.

Mittlerweile soll der Mahdi wieder einmal das Zeitliche gesegnet haben. Ein Kaufmann hat es dem General Brackenbury geschrieben, und zu gleicher Zeit hat es ein abgedankter ägyptischer Soldat berichtet, dem es wieder ein Araber als Gerücht erzählt hat. Man denkt dabei an verschiedne komische Dinge: an den Handwerksburschen, der „Chinesien“ für ein schönes Land hielt, weil er einmal von einem Kollegen gehört hatte, ein andrer Kollege habe es von einem dritten Kollegen gehört, welcher beinahe bis dorthin gekommen war, dann an die Regel: was man wünscht, das glaubt man, und drittens an die Volksmeinung, nach welcher dem, welchen die Leute mehrmals tot sagen, ein langes Leben beschieden ist. Ein Zeitungskorrespondent darf solche Irrlichter der Wüste als Wirklichkeiten behandeln, ein General sollte sich nur mit Thatsachen befassen.

Wäre jedoch der Prophet der Insurgenten des Sudan wirklich tot und im Paradiese, so würde für jetzt jede Nötigung zu einem Einschreiten im Sudan wegfallen. Der letztere würde dann rasch in eine Art gelinde Anarchie zurückversinken, die Ägypten gegenüber mit Schwäche und Gefahrlosigkeit gleichbedeutend wäre. Nach einigen Kämpfen würde es ein Lokalregiment in Gestalt einer Anzahl von kleinen Sultanen und Stammhäuptlingen geben, wie es das Ideal vieler Sudanesen ist. Das Volk würde in patriarchalischer Methode von seinen Fürsten ausgesogen werden wie vor der Zeit, wo die ägyptischen Paschas die Auspressung in büreaukratisches System brachten. Die Provinz würde in volle Barbarei zurückkehren, Sklavenjagd und Sklavenhandel würden wieder aufblühen. Ägypten aber würde — wenn nicht ein neuer Mahdi aufstünde — nichts mehr von dieser Seite zu fürchten haben. Die Araber sind in der Defensive eine gefährliche Rasse, aber ein Angriffskrieg ist nur dann von ihnen zu erwarten und wird nur dann eine Gefahr sein, wenn religiöser Fanatismus die Eifersucht der Stämme überwältigt und letztere mit einander verschmilzt. Ohne den Mahdi ist der Sudan ein Land, welches von den Beherrschern Ägyptens gelassen als nicht vorhanden behandelt werden kann. Wo aber ein Prophet, der Ansehen gewonnen hat, die Fülle von Wüstentapferkeit jener Lande um sich zu sammeln und mit ihr wie mit einer gewaltigen Sturmwelle sich gegen die Grenze in Bewegung zu setzen vermag, ist der Thron des Chedive keine zwei Jahre vor dem Umsturze sicher.

Salisburys Politik in dieser Frage basirt sich offenbar auf den Satz: Was geschehen ist, läßt sich nicht ungeschehen machen. Aber die Hinnahme einer schwer rückgängig zu machenden Thatsache wie die Räumung Dongolas verpflichtet die Tories natürlich nicht auch zu der von Gladstone wiederholt angedeuteten Räumung Ägyptens selbst. Stellen wir uns dabei auf den Standpunkt eines Engländers, der sich fühlt und ebenso sein Interesse wie seine Gelegenheit zu begreifen meint, so kommen wir etwa zu folgenden Betrachtungen und Ergeb-

niſſen. Aegypten iſt ein Land, das ſichs etwas koſten laſſen kann. Es hat den Nil mit ſeinen Gaben, es hat einen unerſchöpflichen Boden, es hat einen Chedive ohne Ehrgeiz. England intereſſirt ſich für ſeine Neutralität, Europa für ſeine Zahlungsfähigkeit. Welches andre Land auf Erden könnte die Großmächte bereit finden, ſeine Wechſel zu indoſſiren? Fürſten der Finanzwelt, wie die Rothſchilds, ſind ſtets bei der Hand, ihm zu helfen, wenn es für den Augenblick in Verlegenheit geraten iſt. Freilich iſt dieſe hilfreiche Geſinnung der Großmächte und Großjuden nicht ganz ohne Eigennutz. England denkt an den Suezkanal, die Straße nach Indien. Frankreich wollte erſt politiſchen Einfluß, jetzt erſtrebt es finanziellen. Die andern Mächte werden, teils von alten diplomatiſchen Traditionen, teils durch das Drängen von Beſitzern ägyptiſcher Schuldtitel, ſchwächer in dieſer Richtung bewegt. Arabi und nach ihm der Mahdi bedeuteten für ſie und die Franzoſen keinen Krieg gegen das Chriſtentum, ſondern eine Revolution gegen den Koupon, und ſo geſchah es, daß, als die Engländer dagegen einſchritten, ihnen an allen Börſen Europas im Stillen Beifall zugelächelt und guter Erfolg gewünſcht wurde. Noch jetzt ſind wir hier die Avantgarde der Finanzwelt aller Länder, deren Anlagen am Nil wir vor dem Barbarentume der Wüſte ſchützen, die nichts von Kapital und Zinſen, von Aktionären, Staatsſchulden und Staatsgläubigern weiß. Uebten wir nur dieſe Funktion aus, ſo wäre unſre Stellung im Nillande eine wenig würdige und ehrenvolle; aber wir vertreten in Aegypten zugleich eine feſte, geordnete Regierung gegenüber der Anarchie, den Fortſchritt in Sachen von Recht und Geſetz und eine Beſteuerungsweiſe, zu der ſich kein muhamedaniſcher Regent ohne Zwang von außen bequemen würde. Die Hauptſache aber iſt, daß wir uns hier eine Meerſtraße freihalten, welche uns drei Wochen eher als die um das Kap nach Indien bringt, wo uns jetzt eine Großmacht nahe auf den Leib gerückt iſt. Jedermann muß aus dieſen Betrachtungen erſehen, daß für uns und für ganz Europa die finanzielle und die politiſche Frage bei Aegypten zuſammenfallen. Wollten wir morgen das Land verlaſſen, ſo wäre es mit der Sicherheit der Verzinſung und Tilgung ſeiner Schulden zu Ende, der Chedive würde keine drei Tage auf einen neuen Aufſtand zu warten haben, und der Staat würde entweder der vom Sudan her drohenden Barbarei oder einer innern Revolution zur Beute werden.

Lord Salisbury kann dieſe Frage unbefangen und ungebunden durch die Theorien und Verpflichtungen ſeiner Amtsvorgänger ſtudiren und zu löſen verſuchen. Er muß dabei nur eins vermeiden: vorzeitige Verſprechungen, Aegypten zu räumen, die mit fehlgeſchlagnen Unternehmungen endigen.

Um ein Dorf.

Roman von Berthold Auerbach. 3 Bände.

Stuttgart, Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1876.

Um ein Dorf. Roman von Berthold Auerbach. 3 Bände. Stuttgart, Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1876.

Auerbach's Roman ist ein Werk der Liebe, dem seine Schöpfung Jahre lang Freude und Leid bereitet hat. Wenn man das Buch liest, kann man sich dessen nicht erwehren. Es ist, als ob der Autor jedem Satz die Worte setzte: Dies Herz habe ich für dich gemacht, dies Herz habe ich für dich gebrochen. Und wenn man das Buch zu Ende gelesen hat, so ist es, als ob der Autor sagte: Dies Herz habe ich für dich geheilt.

Auerbach ist ein Dichter, der sich selbst treu geblieben ist. Seine Schilderungen tragen ihr eigenes Gepräge. Wo er eine Gestalt hat, sieht er sie vor sich, wie sie lebt und webt, wie sie spricht und handelt, wie sie sich bewegt und wie sie sich kleidet. Er hat sie so lange vor sich, bis er sie ganz kennt, bis er sie ganz durchschaut hat, bis er sie ganz durchdacht hat. Dann erst schreibt er sie nieder. Und so kommt es, daß seine Gestalten so lebendig sind, daß sie uns so nahe treten, daß sie uns so vertraut werden, daß wir sie nicht mehr vergessen können. Auerbach ist ein Dichter, der sich selbst treu geblieben ist. Seine Schilderungen tragen ihr eigenes Gepräge. Wo er eine Gestalt hat, sieht er sie vor sich, wie sie lebt und webt, wie sie spricht und handelt, wie sie sich bewegt und wie sie sich kleidet. Er hat sie so lange vor sich, bis er sie ganz kennt, bis er sie ganz durchschaut hat, bis er sie ganz durchdacht hat. Dann erst schreibt er sie nieder. Und so kommt es, daß seine Gestalten so lebendig sind, daß sie uns so nahe treten, daß sie uns so vertraut werden, daß wir sie nicht mehr vergessen können.

war untergeordneter Schätzung; einige dort aufgereihte Dutzend Büchsen und Flaschen wurden durch ihre Vignetten zwar als zu der Familie des kleinen Magisteriums gehörige weiße Tinkturen bezeichnet, aber statt Gold verhießen sie nur Silber herstellen zu helfen, und gleich den übrigen Alchemisten beschäftigte sich auch Francesco lieber mit der vornehmeren Gattung, welche den Mund etwas voller nahm und neben unermeßlichen Schätzen Goldes auch noch zu bequemem Genusse derselben Gesundheit und beliebiges Wiederaufziehen der abgelaufenen Lebensuhr versprach.

Achtunddreißigstes Kapitel.

Der Herzog war mit der Musterung noch nicht fertig, da glaubte er etwas wie Glockentöne ungewohnter Art zu vernehmen. Aber in Mantua wie in den meisten größern Städten auch schon des damaligen Italiens wurde zu oft und in zu vielen Tonweisen und bei zu unzähligen Veranlassungen geläutet, als daß Francescos in andrer Richtung beschäftigter Geist sofort den Klang der Pestglocke aus jenen ungewohntern Tönen herausgehört hätte.

Von neuem rief er nach dem Pagen, und da auch jetzt keine Antwort als das Echo aus der Camera degli Sposi erfolgte, warf er mit einem Fluche den Schrank zu.

Seine Geduld war zu Ende, er stülpte sein Sammetbarett auf das dünne Haupthaar und verließ eiligen Schrittes das Zimmer. Nie hatte er sich eine ähnliche Dienstvernachlässigung bieten lassen müssen. Ich werde den schönen jungen Herrn unter die Hakenschützen stecken, grollte Francesco in sich hinein.

Beim Durchschreiten der Camera degli Sposi glaubte er Schritte zu hören und stand still.

Bist du's endlich, Battista? rief er.

Sta! antwortete eine helle Stimme von der gewölbten Decke herab; verweile!

Das war das Echo gewesen, wie auch eben vorher, als es ihn mit seinen eignen Schritten äffte.

Francesco zweifelte nicht, daß nur das Echo ihm Halt geboten hatte; aber erfüllt von bösen Ahnungen, wie sein krankes Gemüt seit langem war, vor allem seit der Geburt seines schwächlichen Sorgenkindes Lodovico, vermochte er nicht weiter zu gehen: sta! hörte er im Geiste von der Decke herab den Ruf wieder und wieder erklingen, und sta! sagte er zu sich selbst: Verweile und komme zur Besinnung, vielleicht zieht ein schweres Verhängnis herauf!

Er blickte mit gefurchter Stirn empor. Es zitterten doch wunderliche Töne in der Luft, und ihm war es, als blickten aus den acht Deckenmedaillons die acht dort von Andrea Mategnas Meisterhand vor anderthalb Jahrhunderten verewigten römischen Kaiser mit unheimlich wissendem Ausdruck auf ihn herab; aber auch die Götter und Halbgötter, die ihnen Gesellschaft leisteten, Herkules,

Orpheus, Apollo, sie schauten ihn wie Eingeweihte an, die ihn mit gespannter Aufmerksamkeit beobachteten; und selbst auf der gemalten Galerie, mit welcher der Meister die scheinbar das lachende Blau des Himmels einlassende Öffnung des höchsten Teiles der Deckenwölbung eingefaßt hat, waren die lieblichen Schöpfungen seines Zauberpinsels, waren die sonst munter scherzenden Weiber und Kinder heute wie erstarrt durch ein über sie gekommnes dunkles Vorgefühl.

Unwillkürlich wandte sich Francesco ab, und unwillkürlich rief er, als seinen Schritten wieder wie vorhin die Schritte eines andern aus der Ferne Antwort gaben: Battista! Battista!

Sta! klang es zurück.

Thorheit! sagte er und nahm sich gewaltsam zusammen; müßte der Schlingel von Page dies Zimmer nicht passiren und lüstete michs nicht, ihn zu zausen, bevor mein Zorn verdampft — nicht hundert Stas! hielten mich hier fest.

Er schritt mit den Händen auf dem Rücken pfeifend unter den Götter- und Kaiserbildern auf und ab, von Zeit zu Zeit das Echo durch lauteres Auftreten neckend oder sich zwingend, die Wandbilder mit Kennermiene zu mustern: die Begegnung seines Vorfahren, des Marchese Lodovico, und des Kardinals Francesco Gonzaga vor Rom, und das Erscheinen einer Botschaft vor dem nämlichen, diesmal in seinem Garten sitzenden Lodovico, um welchen sich Barbara von Hohenzollern, ihre Tochter und ein reiches Gefolge malerisch gruppirten.

Dies letztere Bild, auf welches das mehrerwähnte siebzehntägige Moratorium zurückzuführen war, hielt den Herzog eine Weile in ernsten Gedanken fest. Dank diesem Bilde hatte Primaticcio zu verhindern gewußt, daß die Hinrichtung des alten Buonacolsi nicht sofort nach dem Spruche des herzoglichen Gerichts erfolgt war, und dank den weitern Vorteilen, welche der biedre Anwalt aus dem Versäumen der rechtzeitigen Unterzeichnung des Todesurteils zu ziehen verstand, waren ihm, dem Herzog, Gewissensbisse schlimmer Art erspart worden.

Francesco nahm sich vor, wie er das Vertrauensamt von Vitalianos Schultern genommen hatte, auch Antonio Maria nur noch mit Wissen und nach dem Beirate Primaticcios zu Diensten geheimer Art zu verwenden; und so häßlich dünkte ihm der Gedanke, seinem jetzigen ersten Rate möglicherweise als der Mörder Giuseppes gegenübertreten zu müssen, daß er, für den Fall daß diese Beschämung ihm erspart werden sollte, dem heiligen Aloysius eine zehnpfündige Wachskerze auf goldnem Leuchter zu opfern gelobte.

Ein gut Teil besänftigt, verließ er die Camera degli Sposi. Als er den eigentlichen Palast betrat, begann die dort eingetretene Auflösung aller herkömmlichen Ordnung sich ihm bemerkbar zu machen. Die Thüren, wo Wachen stehen sollten, waren unbewacht. Nur von weitem huschte hie und da eine Gestalt durch die langen Korridore. Die Haupttreppen waren wie ausgestorben, aber auf den engen Nebentreppen hörte der immer befremdeter nach irgendeiner Erklärung der unheimlichen Verwandlung suchende Herzog eilige Tritte und angsterfüllte Stimmen.

Mit klopfendem Herzen langte er in dem ersten Stockwerke an, durchschritt die drei Zimmer, an deren Wänden die Raphael-Arazzi hingen und betrat eben die Camera del Zodiaco, das erste der Zimmer Margaretas, als ihm aus der sich öffnenden Thür eines Nebengemaches eine seit gestern ihm liebgewordne Stimme entgegenklang: der Guardasigilli Primaticcio war es; das kleine Männchen schloß die Thüre hinter sich und verneigte sich beim Anblick des Herzogs mit kummervoller Miene.

Endlich, Altezza! sagte er; ich stehe wie auf Kohlen; niemand wollte wissen, wo Ihr zu finden wäret; keiner der Diener, welche die Herzogin entsandte, ist wiedergekommen; dem Himmel sei Dank, jetzt werdet Ihr vom Balkon herunter zum Volke sprechen können; auf mich wollen die Leute nicht mehr hören; der Herzog selbst, rufen sie, muß uns sagen, daß alles nur ein blinder Lärm war.

Aber ich weiß ja von nichts, rief der Herzog; ist das Läuten, das ich zu hören meine, nur ein Sausen in meinem Kopfe? Was ist vorgefallen? Und er überstürzte sich mit Fragen und mit Drohungen wegen der unerhörten Aufführung des Schloßgesindes, denn es fiel ihm alles aufs Herz, was über die hochverräterischen Anschläge der Veroneser Gonzagas verlautet hatte, und im Geiste sah er Mantua von Veroneser Verschwörern überschwemmt, die ihm, Francesco, ein ähnliches Loos zu bereiten vorhatten, wie vor drei Jahrhunderten der Veroneser Guido Gonzaga dem Spätzlein Rinaldo Buonacolsi in diesem selben, damals dem Spätzlein gehörigen Palazzo bereitet hatte.

Endlich kam Primaticcio zu Worte, und nun stand der vor sichtbaren Gegnern immer doch noch minder als vor den im Finstern schleichenden Unholden, den Seuchen, zitternde Herzog, nun stand er wie niedergedonnert da: das Läuten galt der in dem herzoglichen Palast zum Ausbruch gekommenen Pestilenz, galt den vermutlich von Venedig eingeschleppten schwarzen Blattern, und das erste Opfer schien — der kleine Lodovico werden zu sollen!

Der alte Dottore Possevino kam hinzu. Er teilte dem sprachlos Dastehenden mit, alle Vorkehrungen seien getroffen, um die Mutter des Kindes und ebenso die kleine Prinzessin vor der Ansteckung zu behüten; man habe die Frau Herzogin, wenn auch nur mit Mühe, bestimmt, ihr und ihrer erlauchten Tochter Quartier nach den Zimmern im obern Halbstock, nach dem sogenannten Paradiso, zu verlegen; der Herzog, so hoffe ganz Mantua, werde aus Liebe zu seinem Volke dieselbe Vorsicht beobachten.

Man dürfte sich irren, antwortete der Herzog, mein Platz ist bei meinem Lodovico, ist im Inferno.

Alle Einreden waren vergeblich. Führt mich zu ihm, so fertigte er die Bitten beider kurz und gemessen ab.

Auf dem Wege nach dem kleinen Kranken fragte er den alten Doktor, ob ein Amulett von sehr gerühmter Kraft, das er, Francesco, dem Kinde vor wenigen Tagen heimlich umgehangen habe, nicht doch möglicherweise noch eine Wendung zum Guten herbeiführen werde?

Der alte Doktor zuckte die Achseln. Er mochte die Gedanken, die in ihm aufstiegen, nicht aussprechen.

Vor dem Betreten des Krankenzimmers beschrieb Francesco in dem Portefolio Primaticcios einen Zettel mit der Vollmacht an letztern, ihn bis zur Ankunft seines sofort aus Rom herbeizurufenden Bruders Fernando in Gemeinschaft mit den übrigen Staatsräten zu vertreten.

Dann verabschiedete er sich mit einem langen Händedruck von seinem spät, zu spät gewonnenen Freunde und folgte dem alten Doktor in das Krankenzimmer, das er wie sein kleiner Liebling nur als Leiche wieder verlassen sollte.

Neununddreißigstes Kapitel.

Schon am Vorabend dieses von Jubel und Jammer erfüllten Tages hatte der alte Vater Fioritas von der ihm durch Primaticcio überbrachten Erlaubnis,

in den Palazzo Passerino zurückzukehren, Gebrauch gemacht. Von der langen Haft gebeugt und entkräftet, war er genötigt gewesen, sich in einer Sänfte des herzoglichen Palastes hinüberschaffen zu lassen. Mit Fackeln hatten herzogliche Diener ihm das Geleit gegeben, denn der Sternenhimmel, zu welchem Fiorita noch wenige Stunden vorher mit hoffendem Auge emporgeblickt hatte, war seitdem mit schwarzen Wolken überzogen worden, und ein näher und näher kommendes Gewitter erhellte nur auf kurze Augenblicke die menschenleeren Straßen.

Als die Sänfte vor dem Nebenpförtchen des Palazzo Passerino angelangt war, hatte der Greis die herzoglichen Diener reichlich beschenkt und auf die Einwendungen eines dieser Diener geantwortet: Nimm das Geld nur an, mein Sohn; fast einen Monat lang war ich der Kostgänger deines Herrn; Marcello Buonacolsi bleibt nicht gern mit Schuldenzahlen im Rückstand.

Er hatte dann, von Lazzaro, Eufemia und dem übrigen Hausgesinde mit Ausbrüchen der Freude begrüßt, mit zitternd erhobenen Händen Stille geboten und war auf einem Sessel leise treppauf getragen worden, damit seine bereits zur Ruhe gegangene Tochter nicht im Schlafe gestört werde.

Aber früh am andern Morgen hatte die Friaulerin die große Neuigkeit nicht länger in ihrer Brust verschlossen zu halten vermocht, und wenige Minuten darauf kniete Fiorita im Nachtgewande und mit aufgelöstem Haar an dem Bette ihres Vaters, seinen ruhigen Schlummer segnend und mit liebevollem Auge an dem Lächeln seines Mundes und der Klarheit seiner von silbernen Locken umkräuselten Stirn sich weidend.

Er mochte seit langem nicht so friedlich geschlafen haben; schwebte bis zum gestrigen Abende doch das Beil des Giustiziere über seinem Haupte. Fiorita sagte sich's, und mit dem Grausen dieser Vorstellung stieg plötzlich vor ihr in beklemmender Weise alles, was sie gestern an Ängsten und Aufregungen durchlebt hatte, herauf, nicht am wenigsten beklemmend der Gedanke, daß sie ihren Vater um den Preis jenes Widerrufes freigekauft habe. Werde ich die Kraft haben, diesen Widerruf zu vertreten? fragte sie sich mit ungestüm wogendem Busen, und wie, wenn meine Kraft dazu nicht ausreicht!

Es überlief sie ein Schauder. Sie hatte ihren Vater nicht im Gefängnis besuchen dürfen. Zum erstenmale, seitdem ihr Geliebter von ihrem Vater erschlagen worden war, sah sie heute die Hand wieder, welche durch diesen Todesstreich ihr junges Glück zertrümmert hatte.

Fiorita, eben noch des Augenblickes sehnsüchtig harrend, wo sie die auf der Bettdecke ruhende, so blutlose, so abgemagerte väterliche Hand würde küssen dürfen, wandte sich entsetzt ab.

Sie mußte aufstehen, mußte ans Fenster eilen, um nicht in Wehklagen auszubrechen.

Eufemia, immer in der Nähe, wollte herankommen, aber Fiorita wies sie ab.

Lange starrte sie in den dämmernden Morgen hinaus. Ihr Mut, beim Scheiden von der Apostelmühle gestern so kräftig wieder erstanden, war von neuem wie gebrochen. Zwischen ihr und dem ihr zurückgegebenen Vater stand das Bild ihres erschlagenen Geliebten. Wie würde sie je wieder mit kindlichem Auge zu dem Vater aufzublicken vermögen!

(Fortsetzung folgt.)

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig.

Die Kirche in Jerusalem.

Nach Victoria war Alexandria, die mit ihrem berühmten Bischofe, dem großen Athanasius, Athen, Antiochia, Jerusalem und Rom an Ansehen gleichkam. Nach Alexandria folgte Jerusalem, die Hauptstadt des Heiligen Landes, die Geburtsstätte des Herrn und der Ort seines Todes, Mittelpunkt der Christenheit, wohin Pilger aus allen Ländern wallfahrteten, um die Stätten zu besuchen, wo der Heiland gelebt, gelehrt, gelitten hatte und gestorben war. Jerusalem, die Stadt, wo Jesus Christus seine Kirche gegründet hatte, wo die Apostel zuerst gepredigt hatten, wo die Gläubigen zuerst Christen genannt wurden, wo die Kirche zuerst Verfolgungen erlitten hatte, wo sie zuerst Märtyrer gehabt hatte, wo sie zuerst Bischöfe hatte, wo sie zuerst Priester hatte, wo sie zuerst Diakonen hatte, wo sie zuerst Jungfrauen hatte, wo sie zuerst Witwen hatte, wo sie zuerst Mönche hatte, wo sie zuerst Einsiedler hatte, wo sie zuerst Klöster hatte, wo sie zuerst Kirchen hatte, wo sie zuerst Kirchenfeste hatte, wo sie zuerst Kirchenlieder hatte, wo sie zuerst Kirchenväter hatte, wo sie zuerst Kirchenlehrer hatte, wo sie zuerst Kirchenversammlungen hatte, wo sie zuerst Kirchenordnungen hatte, wo sie zuerst Kirchenbücher hatte, wo sie zuerst Kirchenschriften hatte, wo sie zuerst Kirchenbräuche hatte, wo sie zuerst Kirchenzucht hatte, wo sie zuerst Kirchenstrafen hatte, wo sie zuerst Kirchenbann hatte, wo sie zuerst Kirchenlehre hatte, wo sie zuerst Kirchenglauben hatte, wo sie zuerst Kirchenbekenntnis hatte, wo sie zuerst Kirchenbekenntnisse hatte, wo sie zuerst Kirchenbekenntnisschriften hatte, wo sie zuerst Kirchenbekenntnisschriften hatte, wo sie zuerst Kirchenbekenntnisschriften

Von da an versank Turan für uns in Dunkel und Einsamkeit, und erst als die Russen sich den Weg nach seinen Oasen zu bahnen begannen, tauchte es allmählich aus seiner Vergessenheit auf.

Die Russen fanden hier drei Reiche oder Chanate vor: im Westen, am untern Laufe des Amu Darja, die Oase Chiwa mit den von ihr aus beherrschten, bis zum Kaspisee reichenden Steppen, östlich davon, am mittlern Laufe jenes Stromes, sowie im Flußgebiete des Sariawschan Buchara und noch weiter im Osten, zwischen letzterem und den Bergketten des Tjanschan und andrerseits zwischen dem Gebiet Karatepin und dem der großen Kirgisenhorde Kokand.

Die Bevölkerung dieser drei Länder setzt sich aus sehr verschiednen Elementen zusammen: sie besteht vorwiegend aus Usbeken und Tadschiks, wozu noch Turkmenen und Kirgisen, einige Afghanen, Hindki, Araber und Juden, in Nordchiwa einige Karakalpaken und in Kokand ein paar tausend Karakirgisen oder Burjäten kommen. Die Usbeken, ein Volk türkischen Stammes, leben größtenteils von Feld- und Gartenbau und nur hin und wieder von nomadisch betriebener Viehzucht. Man kann sie in Chiwa und Kokand als die herrschende Rasse bezeichnen, insofern hier aus ihnen die Befehlshaber der Truppen und die obersten Beamten genommen wurden. In Buchara sind die Tadschiks zu bedeutendem Einflusse gelangt, Leute iranischer Abkunft, die sich infolge ihres stark ausgeprägten Erwerbssinnes, der mit einem weiten Gewissen verbunden zu sein pflegt, leicht zu reichem Besitze verhelfen und durch schweigsamen Charakter sich den Herrschern zu Werkzeugen empfehlen. Die Tadschiks, die sämtlich seßhaft sind und meist als Kaufleute, Handwerker, Steuerpächter, Schreiber oder Mullahs in den Städten leben, sind den Usbeken verhaßt und werden von ihnen mit dem Spitznamen Sarten, d. h. Gauner, bezeichnet. Die Usbeken sind fanatische Sunniten, die Tadschiks meist Schiiten und in Religionssachen durchgehends so gleichgiltig, wie sie lax von Sitten sind. Die Turkmenen, der Herkunft und Sprache nach Verwandte der Usbeken, sind fast ohne Ausnahme wandernde Viehzüchter und daneben Räuber, welche den Karawanen der Steppen auflauern und nach Persien, Afghanistan und Rußland häufig Züge zur Wegschleppung von Leuten nach den benachbarten Sklavenmärkten unternehmen. Sie spielten diese Rolle namentlich vom Gebiete Chiwas aus. Ähnliches gilt von den Kirgisen in diesem Chanat, die gleichfalls Nomaden sind, und von den Burjätenstämmen der Kiptschaken und Naimanen, die in Kokand zu beträchtlichem Einfluß auf das Schicksal des Landes gelangten.

Die Abneigung dieser verschiednen Völkerschaften gegeneinander und die daraus sich häufig entwickelnden Kämpfe schwächten die von ihnen bewohnten Staaten und machten sie zu ernstem Widerstande nach außen hin unfähig, und die despotische, meist schlaffe, oft unverständige Art, wie die Chane regierten, war nicht geeignet, das zu bessern. Die Herrscher waren nicht selten grausam

und immer habsüchtig, und was sie den Unterthanen nicht durch hohe Steuern abnahmen, preßten ihnen nach Möglichkeit die Beamten ab. In Buchara betrugen die Abgaben der Bauern ein Drittel der Ernte, und in Kokand entrichteten die 700000 Einwohner im Jahre 1840 Steuern an Früchten, die einen Wert von nicht weniger als 800000 Rubeln repräsentirten. Auch in Chiwa waren die regelmäßigen Abgaben drückend, und daneben fehlte es nicht an willkürlicher Aussaugung des Volkes. Geleistet aber wurde von den Regierungen wenig, und alle öffentlichen Anstalten gerieten von Jahr zu Jahr mehr in Verfall. Kurz, diese kleinen Usbekenreiche waren schon längst gründlich faul, und das Sprichwort sagt: Wo ein Aas ist, da sammeln sich die Adler. Der russische machte davon keine Ausnahme, und man darf sagen, er hatte Ursache, diesen Zuständen ein Ende zu bereiten, und es war kein Unglück, daß ihm dies ziemlich rasch und vollständig gelang. Es war nicht bloß eine Eroberung, sondern zugleich ein Werk der Zivilisation, als die Russen der barbarischen Wirtschaft in diesen zentralasiatischen Chanaten durch Annexionen ein Ziel zu setzen begannen. Das Regiment, das an deren Stelle trat, ließ sicher mancherlei zu wünschen übrig, war aber, mit dem bisherigen verglichen, ebenso sicher ein Fortschritt und eine Wohlthat.

Bekannt wurden die hier in Rede stehenden Länder den Russen durch Züge abenteuernder Kosaken vom Ural, die schon in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts und später noch zweimal Chiwa zu erobern versuchten, aber vergeblich. Im Jahre 1700 ging der Chan von Chiwa, der von seinem Nachbar in Buchara bedrängt wurde, Peter den Großen an, ihn zum Vasallen und Schützling anzunehmen, und der Zar erließ einen Ukas, der eine dahingehende Erklärung aussprach, die jedoch vorläufig nicht ausgeführt wurde. Erst im Mai 1714 wurde der Fürst Bekowitsch mit den Vorbereitungen zu einer Expedition nach Chiwa beauftragt, und erst zwei Jahre später setzte sich dieselbe in Bewegung. Ihr Zweck war, dem Chan russischerseits die Erbfolge für seine Familie zu sichern und ihm zu dem Ende ein Truppenkorps zuzuführen, dann freundschaftliche Beziehungen zum Hofe von Buchara anzuknüpfen, endlich eine Handelsstraße nach Indien zu eröffnen. Anfangs ging alles nach Wunsch. Man legte bei Tjub Karayan und am Golf von Balkan Forts an, konzentrirte bei Guriew ein kleines Heer von 3300 Mann mit sechs Geschützen, rückte im Juni 1717 nach dem Embafluſſe vor und zog darauf acht und eine halbe Woche lang auf der alten Karawanenstraße nach Südosten durch Steppen und Sandwüsten weiter, bis man an dem ausgetrockneten See von Barsa Kilmas anlangte. Hier wurde wieder ein Fort erbaut und einige Zeit Halt gemacht. Inzwischen aber hatte der russenfreundliche Chan in Chiwa den Thron einem Gegner Rußlands räumen müssen, und die von Bekowitsch vorausgeschickten Gesandten wurden von diesem als Gefangene behandelt. Bekowitsch zog trotzdem mit seinen Truppen weiter und schlug die sich ihm entgegenstellenden Chiwesen,

wurde aber dann verräterisch von ihnen ermordet, und von seinem Heere kehrten nur kleine Trümmer zurück, um dem Zaren das Mißlingen auch dieser Expedition zu melden. Der einzige Erfolg derselben war, daß die Kirgisen zwischen Wolga und Ural durch sie zu Unterthanen der russischen Krone wurden. Im Jahre 1725 gehörte der letztern in Zentralasien noch nichts, die russische Grenze lief vielmehr hier an den Flüssen Ural und Mjaß hin nach Kurgan und Omsk, von da am Irtisch und den Ausläufern des Altai hin zwischen Biisk und dem Telezkischen See hindurch und dann an den Quellen des Abakan vorbei nach der heutigen Grenze zwischen Sibirien und China. Aber schon 1732 wurde sie wesentlich erweitert, indem die Chane der kleinen und mittleren Kirgisenhorde sich freiwillig, um Schutz gegen ihre eignen Unterthanen zu erlangen, der Kaiserin Anna unterwarfen, wodurch dieselbe in den Besitz eines Gebietes kam, welches sich südlich von der bisherigen Grenze vom Uralflusse bis zum Balkaschsee und das Land der großen Kirgisenhorde ausdehnte. Doch waren die von ihr jetzt eingeschlossenen Kirgisen nur nominell unterworfen, und der um das Jahr 1820 unternommene Versuch Speranskis, des damaligen Generalgouverneurs von Sibirien, sie durch Anlegung einer Kette befestigter Posten in den Gebieten der mittleren und kleinen Horde wirklich botmäßig zu machen, führte nicht zum Ziele. Es erfolgten immer neue Unordnungen und Aufstände, denen von Chiwa her Vorschub geleistet wurde, und so sah man sich schließlich genötigt, sich gegen dieses zu wenden, zumal da es auch die von den dortigen Steppenräubern weggeschleppten russischen Unterthanen zu rächen und zu befreien galt.

Nach mehrjährigen Untersuchungen zur Auffindung der besten Marschroute, die dahin führten, daß man sich für den Weg zwischen dem Kaspi- und dem Aralsee entschied, und nach sorgfältigen Vorbereitungen, welche hauptsächlich bezweckten, die Verpflegung durch Magazine zu sichern, wurde im Oktober 1839 am Uralflusse ein Expeditionskorps gegen Chiwa zusammengezogen, das von dem Nachfolger Speranskis, General Perowski, geführt werden sollte. Es hatte eine Stärke von nur 4400 Kombattanten, aber einen Train von über 2000 Pferden und 10400 Kameelen, da man viel Lebensmittel für Menschen und Tiere, namentlich auch Trinkwasser, mitzunehmen gezwungen war. Am 29. November wurde der Vormarsch nach Chiwa angetreten, welches man nach fünfzig Tagen zu erreichen hoffte. Das nächste Ziel waren der Posten und die Magazine, die man an der Emba, 400 Kilometer südlich von Orenburg, das übernächste das Fort Akbulak, 160 Kilometer weiter nach Süden hin auf dem Plateau von Usturt errichtet hatte. Man hatte klug zu verfahren geglaubt, als man den Feldzug in den Winter verlegte; der Schnee der Steppen, die zu durchziehen waren, sollte das hier fehlende Wasser ersetzen. Aber gerade diese Berechnung ließ die Expedition vollständig scheitern. Furchtbare Stürme, verbunden mit Schneefällen, stellten sich den Truppen entgegen, und die Kälte stieg bisweilen bis auf 32 Grad. Die Transportschiffe, welche von Astrachan Proviant und

andre Bedürfnisse für den südlicheren Teil des Marsches nach Nowo-Alexandrowsk bringen sollten, blieben aus, weil der Kaspisee zugefroren war. Als man den Posten an der Emba erreichte, hatte man infolge der schrecklichen Kälte bereits fast den achten Teil der Mannschaften und den fünften der Lasttiere verloren. Dennoch zog Perowski am 12. Januar weiter, indem er auf Besserung des Wetters hoffte. Dasselbe änderte sich aber nicht, und als man nach achtzehn ferneren Tagen voll unsäglicher Leiden und Strapazen nach dem inzwischen von den Chiwesen angegriffnen Akbulak gelangte, mußte Halt gemacht werden, und am 13. Februar erging der Befehl zur Umkehr nach Orenburg. Als der General hier am 8. Juni eintraf, brachte er von seinem Heer nur etwa 2600 Mann gesund wieder, die übrigen lagen teils erfroren in der Steppe, teils gingen sie als Schwerkranke in die Lazarete, teils befanden sie sich als Gefangne in den Händen der Feinde.

Die Engländer hatten, als sie von der Kriegserklärung Rußlands gehört hatten, gefürchtet, Perowski werde von Chiwa im Vereine mit kirgisischen, usbekischen und turkmenischen Horden weiterziehen und Balch und Herat zu erobern versuchen. Infolgedessen schickte Major Todd, der britische Resident bei Kamran Schah in Herat, den Kapitän Abbot im Dezember an Allah Kuli, den Fürsten von Chiwa, um ihn zu bewegen, sich unter englische Hoheit zu stellen. Abbot aber scheiterte, ungeschickt und ohne Kenntnis der betreffenden Personen und Verhältnisse, wie er war, mit seiner Mission vollständig und mußte froh sein, als es ihm gelang, sich von Chiwa auf russisches Gebiet zu retten. Dagegen hatte Shakespeare, ein andrer britischer Agent, bessern Erfolg; er vermittelte einen Vertrag zwischen dem Chan und dem Zaren, kraft dessen die gefangnen Russen freikamen und Allah Kuli Abschaffung des Sklavenhandels versprach. Ähnliche Einmischung Englands in die zentralasiatischen Händel fand schon damals auch in Buchara und Kokand statt. Rußlands Ansehen in diesen Chanaten aber war durch das Mißlingen der Perowskischen Expedition für geraume Zeit schwer geschädigt. Die Kirgisen erhoben sich und wurden erst 1846, nachdem sie ihren Führer Kasimow ermordet, wieder zum Gehorsam gebracht und dann durch Erbauung von Forts am Irgis und Turgai und durch Belegung von Akbulak und Embinsk, dem Posten an der Emba, mit stehender Garnison in Botmäßigkeit erhalten. 1846 begaben sich auch die Kirgisen der großen Horde unter russische Oberherrschaft, die durch Anlegung des Postens Kopal, südöstlich vom Balkaschsee, gesichert wurde. Zugleich erbaute man gegen die räuberischen Nomaden im Westen an der Mündung des Syr Darja in den Aralsee das Fort Raimskoje, das jedoch, da man seine Lage als unvorteilhaft erkannte, bald aufgegeben wurde. Dafür entstand weiter im Osten das Fort Nr. 1, jetzt Kasala genannt. Von hier drangen die Russen am Syr Darja flußaufwärts vor, bemächtigten sich des zu Kokand gehörigen Kasch Kurgan und errichteten hier das Fort Nr. 2. Mit diesen Erwerbungen war

die mittelasiatische Grenze wieder erheblich weiter nach Süden vorgeschoben. Sie lief nunmehr, im Jahre 1847, tausende von Kilometern von Kurgan und Omsk, wo sie 1725 gelaufen, von Osten nach Westen über den Iliffluß bis zum Rücken des Alatau und längs des Tschu zum Syr Darja.

1853 begann Alim Kul, der Chan von Kokand, Feindseligkeiten gegen die Russen, seine Truppen wurden von General Perowski bei Akmesched geschlagen, worauf hier ein Fort erbaut wurde, das den Namen des Siegers erhielt. Die Versuche der Kokanzen, Akmesched wieder zu nehmen, schlugen fehl, und die mit jenem Fort gut gesicherte Linie des Jaxartes bis dahin, ungefähr 350 Kilometer östlich vom Aralsee, blieb in den Händen Rußlands. Doch war dessen sibirisches Grenzland, da die Linie von den Kokanzen umgangen werden konnte, trotzdem nach wie vor bedroht, und 1860 nahmen jene durch Überfall das Fort Kostek in Westsibirien. Indes wurde dies russischerseits dadurch ausgeglichen, daß der orenburgsche Generalgouverneur Besack in demselben Jahre noch die kleinen Kokanzenfestungen Djulek und Jani Kurgan eroberte und so die Jaxartes-linie wieder fast um 160 Kilometer in südöstlicher Richtung vorschob, während zu derselben Zeit durch Vorgehen russischer Truppen von Kopal aus die Karakirgisen unterworfen wurden. Die Kokanzen setzten 1862 und 1863 ihre Feindseligkeiten fort, indem sie die Forts Djulek und Perowski angriffen. Erst 1864 gingen die Russen in größerm Stile gegen sie vor, indem Oberst Tschernajew (der später, 1876, als Feldherr der Serben mit wenig Geschick und noch weniger Glück gegen die Türken kämpfte) nach Südwesten vorrückte und die starke Festung Aulie Ata einnahm und gleichzeitig Oberst Werewkin, von Djulek aufgebrochen, sich der Stadt Turkestan bemächtigte. Mit Werewkin hier zusammengetroffen, folgte Tschernajew den fliehenden Kokanzen nach Tschimkend, das nach tapferer Gegenwehr am 13. September erstürmt wurde. Dagegen mißlang ihm der am 2. Oktober unternommene Versuch, Taschkend zu nehmen, die Russen mußten sich nach Tschimkend zurückziehen, und die Kokanzen ergriffen jetzt ihrerseits wieder die Offensive. Sie hatten indes damit kein Glück, vielmehr nahm Tschernajew, inzwischen verstärkt, seine Operationen gegen Taschkend wieder auf, und nachdem er an den Tschirtschik vorgerückt war und das Fort Niasbek erstürmt hatte, erschien er am 7. Mai 1865 vor jener Stadt, die nach dreitägigen Kämpfen, in welchen der Chan von Kokand selbst den Tod fand, erobert wurde. Bald darauf fielen auch Tschinas und Kelentschi in die Gewalt der Sieger.

Jetzt aber erstand den Russen ein neuer Feind. Seid Mosafar Eddin Chan, der Emir von Buchara, hatte inzwischen Kokand ebenfalls angegriffen und einen beträchtlichen Teil des Chanats erobert. Er verlangte daraufhin von den Russen die Räumung von Taschkend und die Rückkehr hinter die Grenze des Tschirtschik. Beides wurde abgeschlagen, aber Tschernajew erbot sich zu Verhandlungen und schickte zu diesem Zwecke eine Gesandtschaft an den Emir, der die Herren indes ohne weiteres gefangen setzen ließ. Um sie zu befreien, brach

Tschernajew im Januar 1866 gegen Djisek auf, trat aber den Rückmarsch an, als er hörte, dieselben seien entlassen worden. Dies bestätigte sich jedoch nicht, und der Rückzug Tschernajews sah nun wie ein Fehlschlag aus, sodaß den Bucharen ihr Emir als Sieger erschien. Tschernajew wurde von Petersburg zurückberufen und zur Verantwortung gezogen. Das russische Heer in Kokand erhielt neue Verstärkungen und in General Romanowski einen energischern Führer. Der letztere rückte dem Bucharenemir von Tschinas aus auf dem linken Ufer des Syr Darja bis zur Ebne Irdschar entgegen, schlug ihn hier am 8. Mai und marschirte dann zwischen den Resten der Heere von Kokand und Buchara, dieselben an einer Vereinigung verhindernd, hindurch auf Chodschend, welches sich ihm nach achttägiger Belagerung ergeben mußte. Die Operationen wurden darauf unter der Leitung Kryschanowskis, des Generalgouverneurs von Orenburg, fortgesetzt, und im Oktober auch die bucharischen Festungen Djisak und Ura Tjube, welche die Pässe des Kaschgargebirges sperrten, und mit ihnen die letzten Stützpunkte des Emir im Thale des Syr Darja genommen. Inzwischen hatte der Herrscher von Buchara die Gesandten wirklich freigelassen. Doch hoffte er noch auf Gelegenheit, seine Niederlagen und Verluste wettzumachen, und so sammelte er im Verlaufe des Winters von 1866 zu 1867 neue Streitkräfte und erbat sich in Stambul und bei der indischen Regierung Unterstützung. Dieselbe blieb aus, aber Mosafar schien trotzdem geneigt, im Frühling abermals die Offensive zu ergreifen, und so hielten die Russen es für geraten, ihm zuvorzukommen. Sie besetzten das nicht fern von ihrer neuen Südgrenze, dem Kaschgargebirge, gelegne Jain Kurgan und behaupteten es gegen wiederholte Angriffe der Bucharen. Einbrüche von Räuberhorden, die im Einvernehmen mit dem Emir die Grenze bei Djisak überschritten, gingen nebenher und waren auch durch Zerstörung der Stadt Uchum, wo dieses Unwesen seinen hauptsächlichen Ausgangspunkt hatte, nicht ganz zu verhüten. Sie währten vielmehr fort, auch als man zwischen Buchara und Rußland über einen Friedensschluß verhandelte.

Das mittelasiatische Gebiet, welches Rußland in den Kriegen mit Kokand und Buchara erobert hatte, war zu ausgedehnt, um unter der Oberleitung des Gouverneurs von Orenburg gelassen werden zu können, und so verfügte der Kaiser Alexander durch Ukas vom 11. Juli 1867 die Bildung eines eignen Generalgouvernements Turkestan, welches die Provinz Turkestan, den Kreis Taschkend, die 1866 besetzten Gegenden jenseits das Syr Darja und die südlich des Tarbagalai gelegnen Landschaften der Provinz Semipalatinsk umfassen und in zwei Hälften, die Provinz Syrdarjinsk und Semirätschinsk zerfallen sollte. Dem letztern wurden Militärgouverneure vorgesetzt, das Ganze wurde der Leitung des Generals Kaufmann unterstellt, der bald Ordnung zu schaffen und die russische Herrschaft zu befestigen verstand.

Die Friedensunterhandlungen mit Buchara scheiterten an der dortigen Kriegspartei, an deren Spitze die Ulemas und Mullahs von Samarkand und der Re-

sidenz des Emirs standen. Diese fanatische Partei drohte mit Aufständen, falls der Kampf mit den Ungläubigen nicht wieder begonnen würde. Vergebens war es, daß Mosafar sich um ein Bündnis gegen Rußland an die Chane von Chiwa und Kokand wendete; von Indien her kamen nur Ratschläge zum Ausharren, aber keine Hilfstruppen. Wollte der Emir sich auf dem Throne erhalten, so mußte er sich zu neuem Kriege rüsten, und das geschah in ausgedehntem Maße. Aber die Russen, die davon unterrichtet waren, kamen dem Emir mit der Offensive zuvor. Am 1. Mai 1868 rückte der Generalgouverneur Kaufmann in das Thal des Sariawschan ein, schlug das bucharische Heer auf den Hügeln vor Samarkand, nahm diese heilige Stadt, ohne weiterm Widerstande zu begegnen, und besetzte in der Folge auch das auf dem geradesten Wege von hier nach der Residenz Mosafars gelegene Katty Kurgan sowie die Stadt Tschilek. Die Bucharen rafften sich noch einmal zum Widerstande gegen die Ungläubigen auf und drangen in Masse gegen Katty Kurgan vor, und zu gleicher Zeit zog sich bei Schachrisjabs, einer lange vom Emir fast unabhängig gewesenen Stadt von berühmtem Namen,*) ein Heer von Gebirgsbewohnern zusammen, um Samarkand durch Überfall zurückzuerobern. Aber die Garnison von Katty Kurgan wurde vom General Kaufmann rechtzeitig entsetzt, und am 2. Juli schlug letzterer das bucharische Heer auf den Höhen bei Serabulak und zerstreute es vollständig. Die Schachrisjabzen aber vermochten die Zitadelle von Samarkand trotz ihrer verzweifelten Tapferkeit nicht zu nehmen. Der Emir mußte sich zu einem Frieden bequemen, der den Russen das Thal des Sariawschan mit Samarkand zusprach und ihm eine Kriegskontribution von 125 000 Tsu ($1\frac{1}{2}$ Millionen Mark) auferlegte. Sein Volk, namentlich die Partei der Mullahs und Derwische, war damit nicht einverstanden. Eine große Empörung brach aus, die in Schachrisjabs ihren Mittelpunkt hatte und an deren Spitze sich Mosafars eigner Sohn, Katty Tjurja Abdullah Melik Chan, stellte. Es kam zum Kriege zwischen Schachrisjabs und Buchara, und der Emir geriet in schlimme Lage, er mußte gegen die Aufständischen, welche sich rasch der Städte Jakkabag, Tschiraktschi, Dscham und Karschi bemächtigt hatten, die Hilfe der Russen in Anspruch nehmen. Dieselbe wurde bereitwillig gewährt, da es galt, die Schachrisjabzen für den Angriff auf Samarkand zu strafen, die Südgrenze Turkestans gegen unaufhörliche Angriffe zu sichern, deren Ursachen immer in Schachrisjabs zu suchen waren, und den Emir teils zu Danke zu verpflichten, teils als Vasallen und Schützling des Zaren hinzustellen. Im Sommer 1870 rückte unter General Abramow ein russisches Korps von etwa 2000 Mann aus, um die „grüne Stadt" einzunehmen. Ein Teil der Truppen schlug, um den Bergzug

*) Timur Gurgan wurde hier geboren, auch war Schachrisjabs der Schauplatz des Pseudopropheten Mokanna, den Moore in seinem Gedichte „Lalla Rook" als „verschleierten Propheten von Chorassan" besingt.

von Samarkand zu umgehen, den Umweg über Dscham ein, der andre zog über den Karatjubinschen Paß nach der Oase von Schachrisjabs, die, nachdem man am 7. August in Samarkand eingetroffen war, schon acht Tage später sich in den Händen Abramows befand. Der Kampf war jedoch heiß und blutig gewesen, und die Russen hatten beim Sturm auf die Festung Kitab mehr Verlust an Toten und Verwundeten erlitten, als in allen von ihnen zuvor in Zentralasien gelieferten Treffen.

Schachrisjabs wurde dem Emir zurückgegeben, das Land am Sariawschan aber verblieb den Russen und wurde dem Generalgouvernement Turkestan einverleibt. Kaum zwei Jahrzehnte waren seit Erbauung des ersten russischen Forts am Syr Darja verflossen, als sich infolge der berichteten Eroberungen das russische Mittelasien wie ein riesiger Keil, 16 000 Quadratmeilen groß, zwischen die Chanate Buchara und Kokand hineingeschoben hatte. Jene 16000 Quadratmeilen wurden von einer Grenzlinie umschlossen, die im Osten im Quellgebiete des Sariawschan begann und in nördlicher Richtung nach dem Syr Darja lief, denselben östlich von Chodschend überschritt, um nun dem Kamme des Tschotkal Urtschaktau bis zum Naryn zu folgen. Nachdem sie diesen geschnitten, wendete sie sich östlich, ging längs des Tjanschan bis zum Chantengri-Gebirge hin und nahm hier eine nördliche Richtung, in der sie im Westen von Kuldscha den Ili überschritt, im Osten von Kopal dem Alatanrücken folgte und westlich von der dschungarischen Stadt Dschugutschak laufend nördlich derselben auf die Südgrenze Sibiriens traf. Im Norden folgte diese Grenze des Generalgouvernements Turkestan dem Kamme des Tarbotaiski bis Sergiopol, strebte in nordwestlichem Laufe dem Balchaschsee zu, durchschnitt dessen Fläche, wendete sich dem obern Laufe des Tschu zu, dem sie bis zu seiner Mündung folgte, worauf sie eine nordwestliche Richtung bis zum Ausflusse des Irgis einschlug, von dem sie nach dem nördlichen Ufer des Aralsees ging. Im Westen endlich bildete eine Linie die Grenze, welche von der Mündung des Syr Darja aus in südöstlichem Laufe die Wüste Kisilkum durchschnitt und westlich von Katty Kurgan den Sariawschan überschritt.

Bereits im Jahre 1870 erfuhr dieses gewaltige Territorium im Osten eine Erweiterung um fast 1300 Quadratmeilen, indem ein Streit mit dem Chan von Kuldscha zu einem Kriege führte, der diesen zu Landabtretungen zwang.

Der Generalgouverneur Kaufmann war nicht nur ein tüchtiger Militär, sondern auch ein umsichtiger Organisator und Administrator in Zivilangelegenheiten. Vieles wurde unter seiner Leitung in den neuen Provinzen besser als bisher geordnet, und die Wohlfahrt derselben nahm einen sichtlichen Aufschwung. Allerlei Reformen wurden eingeführt, namentlich aber richtete der General sein Augenmerk auf die Besserung der kommerziellen Zustände. Dazu bedurfte es selbstverständlich der Herstellung freundschaftlicher Verhältnisse gegenüber den Nachbarstaaten, mit denen Verträge abgeschlossen wurden, welche die Dauer

solcher Beziehungen zu verbürgen geeignet waren, die Nachbarn dem russischen Einflusse zugänglich machten und den Handelsverkehr zu fördern versprachen. Es kamen mit andern Worten nach 1870 verschiedne Konventionen zum Abschlusse, durch welche freier Verkehr der russischen und bucharischen Kaufleute, das Halten diplomatischer Agenten in Buchara und Kokand, und andrerseits bucharischer und kokandischer in Taschkend, der nunmehrigen Hauptstadt Turkestans, gewährleistet, der Zoll auf dritthalb Prozent des wirklichen Wertes der Waaren festgesetzt und den russischen Geschäftsleuten die Erlaubnis zum Durchzug durch Buchara und Kokand erteilt wurde. Der Erfolg dieser Übereinkünfte war nicht unbedeutend, 1879 gingen, wie Jaworski berichtet, russische Waaren schon in ziemlicher Menge nach Buchara und bis auf die Märkte Afghanistans.

Das Wachstum Berlins und der Maurerstreik.

In der Schule haben wir (Ende der vierziger und Anfang der fünfziger Jahre) gelernt, Berlin habe 240 000 Einwohner; gegenwärtig zählt es gegen 1 300 000, und sicherlich wird das Jahrzehnt nicht zu Ende gehen, ohne die Einwohnerzahl von 1½ Millionen überschritten zu sehen. Soweit ist Berlin schon jetzt hinsichtlich des Verhältnisses seiner Einwohnerzahl zu der des deutschen Reiches auf dem Punkte angekommen, auf dem Paris zur Zeit der großen Revolution stand. Ob es in gleichem Verhältnisse fortschreiten, ob es allmählich einen ähnlichen geistigen und wirtschaftlichen Einfluß auf Deutschland in sich ausbilden wird, wie Paris ihn damals schon auf Frankreich übte und seitdem zu immer größerer Entwicklung gebracht hat — das mögen offne Fragen sein. Aber zweierlei wird man sich klar machen müssen: daß, wesentliche Fortdauer der heutigen politischen und wirtschaftlichen Zustände vorausgesetzt, in absehbarer Zeit kein Grund vorliegt, weshalb das Wachstum Berlins aufhören oder in ein langsameres Tempo verfallen sollte; und daß alle gemütliche Abgeneigtheit gegen Berlin, die Berliner und das Berliner Wesen nichts an der innern Notwendigkeit einer Entwicklung ändert, welche Berlin in nächster Zeit noch weit mehr als bisher zur geistigen, wissenschaftlichen, künstlerischen, politischen, industriellen und kommerziellen Hauptstadt Deutschlands machen und die Stadt an der Spree in immer steigendem Maße in den Punkt verwandeln wird, über den alles, was unser Volk bewegt, seinen Weg nehmen muß.

Diesen Vordersatz halte man vor allem fest. Der moderne Staat breitet — das ist recht eigentlich sein Wesen — sein Wirkungsgebiet immer weiter aus und zieht immer mehr Gegenstände in seine Sphäre hinein. So gewiß dies aber der Fall ist, so gewiß muß die Hauptstadt eines modernen Staates mehr und mehr der Brennpunkt werden, nach dem alles Wirksame oder sich neu Gestaltende konvergirt. Die Beziehungen auf das politische Leben sind heutzutage auf allen Gebieten so massenhaft und einschneidend und sind in so sichtlicher Zunahme begriffen, daß nichts im Leben eines Volkes sich dem zu entziehen vermag. Es nützt nichts, dies zu beklagen und auf die, wie wir selbst sehr wohl wissen, großen Schattenseiten der politischen, sozialen u. s. w. Krankheit hinzuweisen, welche hiermit untrennbar verbunden sind. Die großen Nationalhauptstädte sind ein innerlich notwendiges Produkt des heutigen Staatslebens und der ganzen modernen Kultur, und je mehr wir Deutsche — etwas nachträglich — vollständig in die uns gebührende Stelle einrücken wollen, desto stärker müssen wir auch an dieser Entfaltung der hauptstädtischen Seite unsern Anteil auf uns nehmen. Auch damit kommen wir nicht weiter, daß wir Berlin wohl gern als wirtschaftlich, geistig und gemütlich ungeeignet zu einer derartigen Rolle bezeichnen möchten. Es ist kein Zweifel darüber möglich, daß Berlin schon heute die außer allem Verhältnis bedeutendste Industriestadt Deutschlands ist, daß (eben darum!) immer neue Gewerbzweige sich in Berlin niederlassen, und daß Lage und unmittelbares Gebiet von Berlin, obwohl anscheinend nur dritten Ranges, sich doch als höchst hervorragend erwiesen haben. Bringt doch, um nur einiges anzuführen, die geringgeschätzte kleine Spree fast soviel Zentnergewicht nach Berlin als das Dutzend in Berlin mündender Eisenbahnen, und ist doch ein System von Kanälen nach und um Berlin projektirt, welches eine heute noch ganz ungeahnte Größe des künftigen Wasserverkehrs in Aussicht stellt; bietet doch die nähere und weitere Umgebung nicht nur landwirtschaftliche Produkte in großer Menge und von vorzüglicher Beschaffenheit, nicht nur Ziegel- und Kalksteine, sondern höchst wahrscheinlich auch Braunkohlen und wohl noch andres, und hat doch die als reizlos verschrieene Umgebung einen Reichtum an Wäldern, Seen und Hügeln und von hier aus sich ergebenden herrlichen Punkten, daß es begreiflich wäre, wenn sich Berlin am Ende noch als Reiseziel für den Landschaftstouristen und als Wohnstätte von seltner Annehmlichkeit aufspielte. Was aber das geistige und gemütliche Leben betrifft, so stellt man sich vielfach die Sache ärger vor, als sie ist; was im übrigen Deutschland als berlinisches Wesen gilt, ist vielfach nur das Wesen der Berliner Juden oder eines vordringlichen Teiles derselben. Geistige Schärfe und Beweglichkeit sind da, weichherzige Milde, Naturschwärmerei, Sinn für das üppigste Vereinsleben einerseits, für eingezogene Häuslichkeit andrerseits ist auch da, und zwar alles in einer Qualität und Quantität, wie sich solche für eine Haupt- und Großstadt schicken — nun, da wird man sich schon bescheiden müssen, die Ingredienzien

für die deutsche Nationalhauptstadt hier zu suchen und zu finden. Es giebt nun einmal keine Stadt, die auch nur annähernd mit ähnlichem Rechte die Befähigung zur Reichs- und Volkshauptstadt geltendmachen könnte. Die einzige Stadt, welche überhaupt ohne Lächerlichkeit außer Berlin noch einen Anspruch hierauf erheben könnte, wäre Hamburg, und gerade hier würden doch offenbar schon die negativen Gründe (selbst ohne die positiv für Berlin sprechenden) zur Beseitigung dieses Anspruches ausreichen. Man vergesse endlich nicht, daß der Vorwurf: zunächst nicht das ganze Deutschtum, sondern nur dasjenige der umliegenden Landschaften wiederzuspiegeln, jede Stadt ohne Ausnahme trifft, und zwar umsomehr, je kleiner sie ist; auf Berlin, die Millionenstadt, mit ihren tausenden von Bewohnern aus jeder kleinsten und entlegensten deutschen Landschaft, findet dieser Punkt jedenfalls die verhältnismäßig schwächste Anwendung. Keine deutsche Stadt ist in gleichem oder auch nur halbwegs ähnlichem Maße wie Berlin eine energisch ausgeprägte Individualität für sich, und eben darum kann keine dieser Stadt den Anspruch, die notwendige Hauptstadt des deutschen Reiches zu sein, streitig machen.

Also Berlin bleibt Hauptstadt, und es wird auch noch auf vielen Gebieten Hauptstadt werden, auf denen es dies noch nicht ist. Dann dauert aber auch das Wachstum Berlins noch längere Zeit mindestens in dem bisherigen Verhältnisse fort. Man könnte ja mit gutem Rechte sagen, daß dieses Verhältnis sogar ein stetig wachsendes sein müsse, da eine nach Prozenten der Bevölkerung fortschreitende Vermehrung eine stetige Erhöhung der Personenzahl bedingt, um welche die Bevölkerung sich jährlich vermehrt, und da auch die prozentuale Zunahme eher eine Tendenz haben wird, größer als kleiner zu werden; aber es mag hiervon abgesehen und die gegenwärtige jährliche Zunahme um etwa 40 000 Seelen als für die nächste Zeit maßgebend betrachtet werden. Selbst bei dieser mäßigen Berechnung wird Berlin im Jahre 1890 die Bevölkerungszahl von 1½ Millionen erreichen; in das zwanzigste Jahrhundert wird es, daran zweifelt wohl niemand im Ernste, als Zweimillionenstadt eintreten. Es müßten schon außerordentliche Katastrophen sich ereignen, um diese Entwicklung merkbar zu beeinflussen, aufzuhalten oder gar zurückzudrängen, und die Wahrscheinlichkeit spricht unsers Erachtens dafür, daß die Dinge, die sich bis dahin ereignen mögen, das Wachstum der Stadt eher noch beschleunigen werden. Ein großer Krieg z. B., wenn er nur nicht infolge feindlicher Besetzung und etwaiger Folgen hiervon die Stadt Berlin in unmittelbare Mitleidenschaft zieht (was wir doch als unwahrscheinlich zu betrachten berechtigt sind), wird voraussichtlich eine Menge weiterer industrieller und kommerzieller Thätigkeit in Berlin konzentriren, und die Menge der in Berlin installirten Behörden wird durch einen solchen auch schwerlich geringer werden. Dazu kommt, daß jedes erhebliche Fortschreiten Berlins ja notwendig zur Einverleibung menschenwimmelnder Ortschaften in die Hauptstadt führt. Charlottenburg allein, über das ja längst

gesprochen und gestritten wird, würde 50 000 Seelen zuführen. Schöneberg ist schon so gut wie zusammengewachsen mit Berlin. Die „Provinz Berlin," das heißt der ganze im täglichen Verkehr auf Berlin angewiesene und hinsichtlich der unendlichen Masse seiner Interessen von Berlin garnicht zu trennende Bezirk, zählt heute schon nicht viel weniger als zwei Millionen Einwohner!

Nun läßt sich allerdings hierauf erwiedern, daß für die Millionenstadt auch einmal der Punkt kommen werde, wo ihr Wachstum sich nicht mehr in gleicher, sondern in stetig schwächer werdender Proportion vollzieht, wie man dies bei London und Paris in der That beobachten kann. Es ist wahr, daß die Gründe, um deretwillen man die Großstadt aufsucht: das Beisammensein vieler Geschäfte und Geschäftsvorteile und außerdem vieler Annehmlichkeiten, sich verändern oder sich schließlich gar in ihr Gegenteil verkehren können, je mehr die Städte sich zu solchen Stadtungeheuern wie London auswachsen, und daß dabei die Schattenseiten der großstädtischen Verhältnisse Dimensionen annehmen, welche schließlich eine geradezu abschreckende oder austreibende Wirkung ausüben müßten. Aber jeder Kenner von Berlin, Berliner Geschäften und Berliner Zuständen wird bestätigen, daß dieser „Sättigungspunkt" für Berlin bei weitem noch nicht erreicht ist, und daß innere Gründe, aus denen für die nächste Zeit auf einen Rückgang in der geschäftlichen Entwicklung Berlins geschlossen werden könnte, entschieden nicht vorliegen. Anders verhält es sich mit Paris, hier findet allem Anscheine nach von innen heraus ein Rückgang statt, weil das Leben zu teuer, die Konkurrenz mit dem Auslande zu schwer wird, in der Arbeiterwelt aber wohl eine Steigerung des Bedarfs, nicht aber eine solche der technischen und künstlerischen Leistungsfähigkeit stattfindet. Darum steht ja in gewissem Sinne der Rückgang von Paris in unmittelbarster Wechselwirkung mit dem Aufschwunge von Berlin. Das Lange und Kurze an der Sache ist, daß Frankreich als Staat, als Volk und als Wirtschaftsgebiet zurückgeht, während Deutschland sich im großen und ganzen, geistig wie geschäftlich in aufsteigender Linie befindet. Darum kann das Beispiel von Paris hier nicht herangezogen werden. Selbst hinsichtlich Londons ließe sich, freilich in beschränkterem Sinne, ähnliches sagen. Jedenfalls darf es als feststehend gelten, daß noch eine ziemliche Entwicklungsperiode abgelaufen sein oder eine ganz außerordentliche, zur Zeit nicht zu erwartende Verkettung ungünstiger Umstände eintreten muß, ehe das jetzige Wachstum Berlins ins Stocken kommt.

Seit Anfang dieses Jahrzehnts kann man, nachdem fünf bis sechs Jahre lang in Berlin eine eigentliche Bauthätigkeit garnicht stattgefunden hatte, wieder von einer solchen sprechen. Die Ursache ist bekannt. Nicht sowohl die Menge als vielmehr die Qualität der Wohnungen war während der Gründungsperiode in einem über das reelle, bleibende Bedürfnis kolossal hinausgehenden Maße gesteigert worden; Prachtlogis, herrschaftliche Räume wurden zu jener Zeit massenhaft errichtet, einfache Familienwohnungen so gut wie keine, sodaß in der

That eine Menge von Leuten, denen die Absicht, zu blenden oder über ihre Verhältnisse zu leben, unendlich fernlag, sich gleichwohl gezwungen sahen, viel „vornehmer“ und natürlich auch teurer zu wohnen, als dies sonst für angemessen gehalten worden wäre. Dabei herrschte der drückendste Wohnungsmangel; im Winter 1872/73 standen in Berlin nur noch 1500 Wohnungen leer (für Kleinstädter, die schon verzweifeln zu müssen glauben, wenn einmal drei Wohnungen unbesetzt sind, möge bemerkt werden, daß dies ein geradezu furchtbares, unzählige in die absolute Unmöglichkeit unterzukommen versetzendes Verhältnis ist), und die Polizei mußte eine Zeit lang ein Auge zudrücken, als sich im Südosten vor den Thoren der Reichshauptstadt eine förmliche Barackenstadt etablirte, mittels deren die Obdachlosen sich so gut es ging gegen die Witterung zu schützen suchten. Nun kam (1873) der Krach. Bekanntlich dauerte es einige Zeit, bis derselbe seine vollen Wirkungen entfaltete; für Berlin und den weitaus größten Teil Deutschlands war es ja überhaupt kein akuter, sondern ein „schleichender Krach.“ So fand denn auch eine Bevölkerungsabnahme Berlins eigentlich garnicht statt, höchstens kam es von 1874 an zu einer Stockung, die aber auch nicht lange vorhielt. Aber dann leerten sich die Wohnungen. Warum? weil die Ansprüche tiefer und tiefer herabgedrückt wurden. Wie viele „herrschaftliche Wohnungen“ wurden nicht damals in zwei oder drei Teile zerlegt, wie viel schon flügge gewesene junge Eheleute sind bescheidentlich wieder zu den Eltern oder Schwiegereltern zurückgekehrt, wie viele Familienwohnungen sind wieder gegen ein Garçonzimmer vertauscht worden! Das waren die Gründe, unter deren Eindruck die Zahl der leerstehenden Wohnungen höher und höher anschwoll, bis sie im Jahre 1879 (trotz der damals schon wieder eingetretenen bedeutenden Volksvermehrung) auf die schwindelnde Höhe von 23000 gestiegen war. Erst von da an nahm sie ab, und sofort regte sich auch wieder die Bauthätigkeit. 1881 standen schon nur noch 19000, 1883 nur noch 13000 Wohnungen leer, und schon im letztgenannten Jahre stellte sich die Zahl der Mietpreissteigerungen ins Gleichgewicht mit der Zahl der Herabsetzungen. Die Bauthätigkeit, anfangs eine zögernde und vorsichtige, nahm schnell genug von neuem alle Formen der Bauspekulation, um nicht zu sagen des Bauschwindels an; schon von 1882 an datirt die rasend schnelle Entstehung ganzer Straßen — man vergleiche nur z. B. den Zustand der Ecke an der Potsdamer Bahn, zwischen dem Dennewitzplatz und Schöneberg, 1881 und 1884! Aber auf das Bedürfnis übten diese massenhaften Neubauten kaum einen Einfluß. Im Herbst 1884 war die Zahl der leerstehenden Wohnungen schon auf 7000 gesunken, darunter erschreckend wenig bessere. Wie groß oder vielmehr wie klein die Zahl jetzt noch ist, erfährt man nicht! Die leitenden Kreise scheinen in diesen Veröffentlichungen ein Haar gefunden zu haben, und es ist ja jetzt, angesichts des Streiks, nicht zu leugnen, daß die Berliner Baugewerkszeitung einen bessern Riecher hatte, als sie noch während der letzten Jahre zur allgemeinen Verwunderung fort-

während über die schlechten Aussichten des Baugeschäfts und der Hausbesitzer jammerte! Man lasse es sich gesagt sein: trotz allen Bauens wird nächstes Jahr in Berlin Wohnungsnot sein. Daß dies zum Teil nicht auf die Bevölkerungszunahme, sondern auf die seitdem wieder mächtig gestiegenen Ansprüche an Größe und Beschaffenheit der Wohnungen zurückzuführen ist, kann uns hier gleichgiltig sein; mit dieser Thatsache mögen sich die über Verarmung und unerschwingliche Brotpreissteigerungen wehklagenden fortschrittlichen Zeitungen herumschlagen. Sicher ist, daß alles Bauen der letzten Jahre lange, lange nicht genügte, um auch nur die sinkende Zahl leerer Wohnungen aufzuhalten, und im Grunde ist dies auch ganz natürlich. Denn wenn wir ein Haus mit zehn Wohnungen als den Durchschnitt betrachten, so wird die Bevölkerung eines solchen Durchschnittshauses auf fünfzig bis sechzig angenommen werden können, und es müssen dann also jährlich in Berlin 660 bis 800 solcher Durchschnittshäuser gebaut werden, um die Zunahme zu decken, wobei von einer Steigerung des Qualitätsanspruches noch gar keine Rede ist. In keinem der letzten Jahre ist es aber auf 500 Neubauten gebracht worden, und unter den entstandenen befanden sich viele kleinere Häuser. Die im Innern der Stadt zu besserer Ausnutzung des Terrains vorgenommenen Um- und Neubauten machen auch das Kraut nicht fett, zumal da ihnen massenhafte Austreibungen kleiner und mittlerer Leute zu gunsten von Luxusbauten, z. B. in der neuen Kaiserstraße, gegenüberstehen. Im nächsten Jahre stehen keine 3000 Wohnungen mehr leer, und dann ist Wohnungsnot — furchtbarer als zu Anfang der siebziger Jahre, weil die Stadt seitdem viel ausgedehnter und die Bevölkerung viel größer geworden ist!

Das ist nun alles eigentlich auch garnicht merkwürdig. Aber etwas andres ist merkwürdig: die Gewaltsamkeit nämlich, mit der die Berliner vor dieser Lage der Dinge und ihren unvermeidlichen Konsequenzen die Augen verschließen. Man versuche es einmal, einem Berliner diesen Standpunkt klarzumachen; er wird dann zwar verdrießlich gereizt werden, weil er sich an die damalige Wohnungsnot sehr ungern erinnern läßt, aber ihn von dem Herannahen einer neuen Wohnungsnot zu überzeugen, ist völlig vergebliche Mühe. Was aber das merkwürdigste ist: selbst die unmittelbar interessirten Geschäftsleute, Hausbesitzer, Häuserspekulanten, Bauunternehmer u. s. w. glauben nicht an das Bevorstehen eines Ereignisses, welches doch schon an die Thüren klopft. Diesen Leuten liegt nämlich der Krach noch heute in allen Gliedern. Seine Wirkungen waren so einschneidende, d. h. wenn auch nicht plötzlich eintretende, doch dafür umso dauerhaftere, daß heute noch der Durchschnittsberliner die Vorstellung nicht loswerden kann, eigentlich sei der Krach seitdem in Permanenz, und es werde auch gar niemals wieder gründlich besser werden. Die Masse der Mieter aber kann in entgegengesetztem Sinne die Vorstellung nicht fassen, das schreckliche Elend jener Zeit könne einmal wiederkehren, ja seine Wiederkehr drohe in

nächster Nähe. Gewiß giebt es Leute, welche sorgenvoll den Gang des Wohnungsgeschäftes verfolgen und zu den gleichen Schlußfolgerungen gelangen wie wir; aber auch sie wissen sich nicht anders zu helfen, als indem sie gleichsam Mitglieder einer stillschweigenden Verschwörung bilden, die den Gedanken einer wiederkehrenden Wohnungsnot nach Kräften zurückdrängt und totschweigt oder für unmöglich, für undenkbar, für unzulässig erklärt, und dadurch den Ausbruch so lange als möglich hinauszuschieben sucht. Da nun in der That die Wohnungsnot erst in dem Augenblicke da ist, wo sie den Leuten zum Bewußtsein kommt, so ist es mit diesen schwachen Einflüssen oder Mittelchen gelungen, bis heute den Sturm zu beschwören. Daß er sich aber nicht mehr für dieses ganze Jahr beschwören lassen wird, dafür hat der starke Anstoß gesorgt, den die streikenden Maurer der ganzen Angelegenheit gegeben haben.

Wenn eine Erfahrung als eine feststehende und unter der Herrschaft des Industrialismus allenthalben sich wiederholende bezeichnet werden kann, so ist es die, daß die Annahme einer verhältnismäßig raschen Ausgleichung zwischen Angebot und Nachfrage, zwischen flottem Geschäftsgange und entsprechender Lohnsteigerung, zwischen hervortretendem Bedürfnis und Befriedigung desselben — eine irrige ist. Das Bedürfnis mag noch so groß, die Nachfrage noch so energisch sein — ehe ein tüchtiger Anstoß gegeben ist, nützt alles nichts. Ebenso gehen auch die Lohnsätze ihren gewohnten Gang, und es ist durchaus nicht wahr, daß im Verhältnis zu steigenden Preisen und steigender Arbeitsnachfrage sie sich „ganz von selbst" bessern: wenn die Lohnfrage nicht von außen her einen kräftigen „Stumper" bekommt, so rührt sie sich im wesentlichen nicht vom Flecke. Wir lassen nun die Frage, inwieweit der vor dem Streik bezahlte Lohn ein auskömmlicher und der Lohnhöhe in andern Städten entsprechender gewesen sei oder nicht, zunächst auf sich beruhen; aber wir glauben sagen zu dürfen, daß die Frage, ob die Maurer berechtigt waren, auch hinsichtlich ihres Lohnes eine Berücksichtigung der gestiegenen Arbeitsnachfrage zu verlangen, von jedem Unbefangnen bejaht werden muß. Damit ist nicht gesagt, daß der ganze von den Arbeitern erhobene Anspruch den Verhältnissen gemäß war, auch nicht, daß dieser ganze Anspruch durchgesetzt werden kann. Aber möge der Streik nun siegreich durchgekämpft werden oder nicht, so steht es doch fest, daß die Löhne steigen und, unter Mithilfe der durch den Streik geschaffenen Umstände, auf längere Zeit eine steigende Tendenz erhalten werden. Denn so lange es eine unerschütterliche Thatsache bleibt, daß die Bauthätigkeit der letzten Jahre bei weitem nicht genügt hat, um der Volksvermehrung zu entsprechen, so lange ist an einer wachsenden Arbeitsnachfrage nicht vorbeizukommen, ein wochen- wie monatelanger Streik kann nur dazu beitragen, dieselbe noch drängender zu machen, weil entweder das Versäumte nachgeholt werden oder das unbefriedigte Wohnungsbedürfnis umso rascher konstatirt werden muß. Würde einmal ein einziges Jahr hindurch garnichts gebaut werden, so gäbe es ja thatsächlich keine leerstehenden Wohnungen

mehr in Berlin! Keine Feder reicht hin, um den Zustand zu schildern, der dann über Berlin hereinbräche, und keine Polizeimacht der Welt würde alsdann die schrecklichsten Szenen von Berlin fernhalten können. Bis zu dem Augenblicke also, wo etwa wieder einmal ein Plus an Wohnungen produzirt wird, werden und müssen die Maurer das Feld behaupten. Auch können wir hierin in der That kein so großes Unglück erblicken. Die Arbeiter wollen auch leben, und es kann billigerweise nicht in Abrede gestellt werden, daß der heute verlangte Lohn nach Berliner Verhältnissen immer noch durchaus kein exorbitanter ist. Man spricht viel von den kolossalen Löhnen der Bauhandwerker in den Gründungsjahren, von den üppigen Frühstücken, welche damals den Leuten zur Lebensgewohnheit geworden wären, und überhaupt den maßlosen Ansprüchen, an welche dieselben sich damals gewöhnt hatten; aber man vergißt zu sagen, daß damals auch die Sparkasseneinlagen kolossal wuchsen, und daß auch die Welt noch nicht untergeht, wenn der Arbeiter in besonders günstigen Zeiten auch einmal ein Glas Champagner trinkt. Soll Berlin eine in halbwegs gesunder Weise emporblühende Weltstadt sein — nun, dann muß doch wenigstens in einigen Branchen der Arbeiter ordentlichen Verdienst haben, und mehr als das ist unsers Erachtens ein Lohn von fünf Mark auf 200 bis 250 Arbeitstage nicht.

Nun hört man ja wohl sagen: die Bauunternehmer vermöchten diesen Lohn nicht zu bezahlen. Es mag sein, daß eine Anzahl jener Schwindelunternehmer, die eben einen Bau (mit fremdem Gelde) im Gange haben müssen, weil sie sonst nichts zu essen haben, und die ihre Unternehmungen fast regelmäßig damit abschließen, daß zahlreiche arme, fleißige Handwerker ihr Geld dabei verlieren — mag sein, sagen wir, daß eine Anzahl solcher Leute den Streik nicht aushält und zusammenbricht; die Regel ist dies zwar nicht, sondern gerade diese Leute sind es gewöhnlich, welche es auf alle Bedingungen hin zu ermöglichen wissen, daß bei ihnen weitergebaut wird. Sofern es vorkommt, ist das Unglück jedenfalls nicht groß, und das Verschwinden einiger dieser zweifelhaften Geschäftsleute würde nur dazu beitragen, das ganze Baugeschäft solider zu machen, ohne daß dadurch das reelle Baubedürfnis auch nur um ein Atom verringert werden würde. Was aber die reellen Bauunternehmer betrifft, so glauben wir gern, daß sie bei den gegenwärtigen Wohnungspreisen ihre Rechnung nicht genügend finden würden, wenn sie den Arbeitern ihre Forderung bewilligen, und wenn dann infolge hiervon auch eine Masse sonstiger Artikel und Arbeiten (wie wir dies weiter unten noch zur Sprache bringen werden) im Preise steigen. Indessen daraus folgt nicht, daß die Forderungen der Arbeiter nicht bewilligt werden können, sondern — daß die Berliner Mieten weiter steigen müssen. Was kann's helfen? Wozu nützt alles Wehklagen, daß man schon jetzt die Miete kaum erschwingen könne? Deswegen bleibt es doch wahr, daß in Berlin z. B. die Mieten immer noch, verglichen mit denen in andern Großstädten, eher

billig als teuer sind, und daß, wer in Berlin wohnen will oder muß, nun einmal nicht umhin kann, sich teure Mieten gefallen zu lassen. Bis jetzt ist jenes verzweiflungsvolle Ankämpfen der Berliner Mieter gegen eine Wiederkehr der Hausbesitzertyrannei, wie es sich in der obenerwähnten stillschweigenden Verschwörung aller Mieter kundgiebt, insofern von Erfolg gewesen, als die Häuser auch heute (trotz immerhin schon gestiegener Mietpreise) meist noch nicht rentiren und als die Bauunternehmer nur unter der Voraussetzung billiger Arbeitslöhne und billiger Materialienpreise auf den gegenwärtigen Mietertrag hin bauen können. Das hört nun auf, die strikenden Maurer haben dem ein Ende gemacht. Nun bleibt es freilich hierbei nicht. Nicht allein, daß auch Zimmerleute, Putzer, Steinträger, Töpfer, Schlosser ꝛc. einen höhern Lohn fordern: auch die Ziegelsteine, bei deren Produktion in den letzten Jahren kaum etwas verdient wurde, bekommen wieder einen Preis, Sand und Kalk wollen nicht zurückbleiben u. s. w. Mit einem Worte: die Häuser werden teurer, und zwar viel teurer werden. Daß man dann die Wohnungen nicht wie saures Bier ausbieten wird, versteht sich von selbst. Nun wird es auch den Leuten erst zum Bewußtsein kommen, daß sie, die Hausbesitzer, wieder einmal die Herren und Meister sind, und den Mietern wird es zum Bewußtsein kommen, daß sie bei dem herrschenden Wohnungsmangel froh sein müssen, überhaupt noch ein Unterkommen zu finden. Das haben mit ihrem Streiken die Maurergesellen gethan!

Aber das ist noch nicht alles. Seit Jahren ist es im Kreise der Behörden sowohl als von der öffentlichen Meinung als unerläßlich anerkannt, eine neue Bauordnung zu erlassen, welche die Berliner Bau- und Wohnungsverhältnisse in durchgreifender Weise bessern soll. In bezug auf Abfuhr, auf Wasserversorgung, auf Straßenreinigung, auf öffentliche Beleuchtung, auf Anlegung von großen und kleinen Parks oder doch Schmuckplätzen in und neben der Stadt ist in letzter Zeit sehr viel geschehen; auch der jetzigen städtischen Verwaltung soll in dieser Hinsicht ihr Verdienst unbestritten bleiben. Aber die eigentlichen Wohnungszustände sind schauerlich. In keiner europäischen Großstadt leben die Menschen im Durchschnitt so dicht zusammengepreßt wie in Berlin, in keiner spielt die Kellerwohnung eine so verhängnisvolle Rolle wie in Berlin. Arbeiterfamilien aber, welche aus der Kellerwohnung flüchten, fallen der kaum minder schrecklichen Hinterhauswohnung in den Rachen. Der Bauplan der Berliner Durchschnittshäuser sorgt nämlich allerdings für einen „Hof," auf den die Fenster der Küche und der Schlafzimmer gehen, während ein großes Hinterzimmer (das sogenannte „Berliner Zimmer") sich mit nur einem Fenster gleichfalls auf den Hof öffnet und vorn hinaus die „guten Zimmer" liegen; das ist indessen kein Hof, auf dem allenfalls Kinder spielen könnten, sondern es ist ein enger, schmutziger, stinkender Raum ohne Dach, unerläßlich für gewisse häusliche Geschäfte und den Hinterzimmern ein armseliges Surrogat für Licht und Luft gewährend, sonst aber zu nichts nütze. Auf diesen „Hof," und

nur auf ihn, gehen nun die Wohnungen des Hinterhauses, und man kann sich denken, was das für Aufenthaltsorte, für „Heimstätten" ungezählter Familien sind. Hie und da finden sich in einem Häuserblock wohl noch Gärten, in welche man wenigstens vom dritten und vierten Stock aus den Blick gewinnt; aber sie sind selten geworden und schmelzen mit jedem Jahre mehr zusammen. Auch die kleinen Häuser, die in einigen selbst ältern Straßen vor Jahren anzutreffen waren und die auch nach innen zu die trostlose Einförmigkeit doch einigermaßen unterbrachen, werden immer vereinzelter. Draußen, im Westen, giebt es einige Straßen, die mit villenartigen Gebäuden durchsetzt sind, einige Straßen gegen das Innere zu tragen nach Anlage und Einrichtung einen vornehmeren, wohnlicheren Charakter, in der neuen Kaiserstraße wird für ähnliches gesorgt werden; aber wie unbedeutend ist das im Vergleich mit den Häuserwüsten, die sich in manchen Stadtteilen von einer Straße her über eine ganze Reihe von Straßen hinweg ohne Unterbrechung ausdehnen! Daß da die Gesundheitsergebnisse keine glänzenden sein können, läßt sich denken. Alljährlich im Sommer giebt es eine Periode, während deren in Berlin mehr Menschen sterben als geboren werden; notorisch sind es namentlich die Säuglinge, überhaupt kleinen Kinder, welche das Hauptkontingent zu diesem Todestribut stellen. Es geschieht dies alljährlich während der heißesten Jahreszeit, sodaß der Zusammenhang der Wohnungszustände mit dieser furchtbar gesteigerten Sterblichkeit unverkennbar ist. Wie mag die Luft in den geschilderten Höfen während der Tropenhitze, die wir dieses Jahr hatten, gewesen sein! In einer Juliwoche dieses Jahres sind 898 Kinder geboren worden, 946 Todesfälle vorgekommen; sonst beträgt der Überschuß der Gebornen durchschnittlich 250, in dieser Woche sind also dreihundert Menschen an Berlin gestorben! Ist das nicht grauenhaft?

Da kam denn endlich der Entwurf einer neuen Bauordnung; von allem neu zu bebauenden Terrain, auch wenn dasselbe schon bebaut gewesen war, sollten jetzt nicht mehr als zwei Drittteile überbaut, der Rest zu Höfen oder ähnlichen Zwecken verwendet werden. Aber das Interesse derer, die am liebsten garnicht in der Ausnutzung des Terrains behindert sein möchten oder doch jedenfalls den jetzigen Zustand gern noch auf einige Zeit verlängert hätten, erwies sich mächtig genug, um der neuen Bauordnung wenn auch nicht ein „Zurück!", so doch ein „Langsam, langsam!" zuzurufen. Einen Sommer hat man jetzt glücklich mit Deliberiren zugebracht, und vielleicht wäre es ohne den Maurerstreik gelungen, noch einen zweiten heranrücken und vorübergehen zu lassen. Jetzt aber, wo sich die drängende Wucht des Bedürfnisses nicht mehr eindämmen lassen wird, hat auch dieser Punkt seine Gewalt verloren, und wir glauben hoffen zu dürfen, daß die Regierung eine neue Periode der Bauwut und der wilden Bauspekulation einfach nicht dulden wird, ohne daß die ärgsten Mißbräuche, die ärgsten Sünden gegen das künftige Berlin unmöglich gemacht sind. Das Publikum außerhalb Berlins ist so urteilslos, daß es sich

einreden läßt, der ganze gegenwärtige Aufschwung der Bauthätigkeit in Berlin komme nur davon her, daß angesichts der drohenden neuen Bauordnung die Leute schnell noch soviel wie möglich hätten fertig bauen wollen! Kann man Ursache und Wirkung toller verwechseln?

Sind nun die Berliner rettungslos dem Schicksale verfallen, Mietsklaven der Hausbesitzer zu sein und von allem mühsam erarbeiteten Einkommen wie zu Anfang der siebziger Jahre ein Drittel für die Wohnung opfern zu müssen? und ist die Mietkaserne die unerläßliche Form für alles, was noch als neues Berlin entstehen kann? Leider: ja! sofern der Berliner nicht einen guten Teil seiner Natur ändert. Denn der Durchschnittsberliner ist ein wahrer Fanatiker seiner elenden Mietsetage, die es ihm ermöglicht, jeden Tag ein paarmal über die benachbarten Trottoirs zu flaniren und einen flüchtigen Blick auf die Ladenauslagen zu werfen, die ihn da von allen Seiten umgeben, und von wo aus er immer mit leichter Mühe einen Pferdebahnwagen findet, der ihn zu irgend einem sich als „Vergnügen" oder „Unterhaltung" betitelten Gewühl bringt. Daß der Mensch das krampfhafte Jagen nach dieser Klasse angeblicher Vergnügungen entbehren oder doch auf bestimmte Tage beschränken könnte — der Gedanke ist ihm furchtbar. Darum, weil der vermeintlich so fortschrittliche Berliner in dieser Sache wie in allen Angelegenheiten seines sozialen Lebens mit so unerschütterlicher, konservativer Treue an seiner ärmlichen Mietsetage hängt, ist es nirgendwo so schwer wie in Berlin, dem Gedanken des Einfamilienhauses Eingang zu verschaffen. Gegen eine „Sommerwohnung" zwar hat der Berliner, sogar der Angehörige der untern Mittelklassen, nichts einzuwenden, er hat im Gegenteil eine starke Neigung dazu, im Sommer für einen Spottpreis in einem benachbarten Orte zu wohnen und sich hier hinsichtlich der von ihm benutzten Räume noch mehr einzuschränken, wie er dies ohnehin gewöhnt ist; aber ständig außerhalb der geliebten Trottoirs zu wohnen — dazu entschließt er sich nur äußerst schwer. Es sind zwar verschiedne Anläufe unternommen worden, um den Berlinern den Besitz eines Einfamilienhauses mit Garten in einem der bequem zu erreichenden Berliner Vororte zu ermöglichen; die Gründung von Lichterfelde, dann die von Westend u. a. stellen solche Anläufe dar, und man kann auch nicht sagen, daß die Gelegenheit unbenutzt geblieben oder die ganze Sache fehlgeschlagen wäre. Aber die Eigenart des Berliners und der Berliner Verhältnisse stellte tausend Hemmnisse in den Weg. Zuerst begriff man nicht, warum man, wenn man denn doch ein Haus baue, dann nicht gleich eins wenigstens für zwei, womöglich für vier Familien bauen sollte; dafür, daß man sich mit jeder Abweichung von dem Prinzip des Einfamilienhauses in bauliche und geschäftliche Schwierigkeiten einläßt, denen nur wenige gewachsen waren, hatte man lange kein Verständnis. Dann kamen der Krach und die ihm folgende maßlose Ängstlichkeit; um nur um des Himmels Willen keine Wohnung leerstehen zu haben, vermietete man zu wahren Schundpreisen und gewöhnte dadurch an die billigen Sommerwoh-

nungen in den besten, günstigst gelegenen Vororten (wie Friedenau und Steglitz) eine Klasse ganz geringer, auf weiter nichts wie auf eine kleine Mietsersparnis bedachter Familien, mit deren Vorhandensein und deren naiver Voraussetzung, daß doch die Mietpreise hier auch fernerhin für sie erschwinglich sein müßten, man jetzt förmlich zu kämpfen hat. Endlich, als der Gedanke des Einfamilienhauses bei einer Anzahl von Leuten Wurzel zu schlagen begann, konnten manche sich doch von der Vorstellung nicht trennen, daß alles, womöglich selbst mit Einschluß von Speicher und Keller, auf einer Etage beisammen sein müsse; so wenig die Leute in der Stadt vor dem Ersteigen des dritten und vierten Stockwerkes zurückgeschreckt waren, so treppenscheu zeigten sie sich, wo es das eigne Heim galt. Nun, trotz alledem ist es auf diesem Gebiete zu einer nicht verächtlichen Entfaltung gekommen, und die Eröffnung der Stadtbahn, sowie die in anerkennenswerter Weise auf bequeme Vorortsverbindung hinwirkenden Maßregeln der Anhalter, Potsdamer und Görlitzer Bahn haben das Wohnen in den Vororten außerordentlich erleichtert. Aber bei kleinen Dimensionen ist das wirkliche Resultat immerhin bis heute geblieben. Die eigentliche Stadt hat, streng genommen, außer der Tiergartenstraße keine Villenstraße; Charlottenburg, Westend, Friedenau, Steglitz, Lichterfelde, Tempelhof, dann entlegner im Südosten Friedrichshagen, Erkner ꝛc. bieten deren wohl eine stattliche Anzahl, aber doch bei weitem noch nicht in einem Umfange, welcher sich mit dem der herrlichen Hamburger Villenvororte vergleichen ließe, obwohl die letztern von sonstiger Gunst der Verhältnisse, von Nähe der Stadt, bequemer und billiger Verbindung mit derselben ꝛc. zum großen Teil hinter den günstigeren Berliner Villenvororten weit zurückstehen. Der außerordentlichen Annehmlichkeit, welche Hamburg in dieser Hinsicht seinen Bewohnern bietet, die ja in diesen stundenweiten Gartenstraßen Spaziergänge von geradezu unvergleichlichen Reizen in stetiger Abwechslung unternehmen können, entbehrt Berlin zur Zeit noch in einem Maße, welches man, wenn man das Vorhandensein derartiger Anlagen selbst in vielen weit kleinern deutschen Städten in Erwägung zieht, fast schimpflich nennen möchte. Es ist wahr, daß an den Havelseen, gegen Potsdam hin, Villenkolonien in jüngster Zeit entstanden oder in der Bildung begriffen sind, welche einen ähnlichen Charakter wie die Hamburger Villenvororte tragen; aber dahin ist doch die Entfernung zu groß, als daß man ohne eine förmliche kleine Reise hingelangen könnte, und eben darum wird doch auch in absehbarer Zeit die Weiterentfaltung dieser Kolonien über ein bescheidnes Maß nicht hinausgehen. Wenn jedoch in der gleichen, unzweifelhaft besten und zukunftsvollsten Richtung, nämlich nach Westen, die trefflichsten und schönsten Villenkolonien nur langsam wachsen, obwohl ihre Entfernung von Berlin eine so geringe ist, daß innerhalb von zehn Jahren Berlin bis zu ihnen, ja über sie hinaus vorgedrungen sein muß — dann ist dies eben nur aus der Schwerfälligkeit zu erklären, die der Berliner dem Gedanken eines Hinausgehens aus

dem Bannkreiſe ſeiner gewohnten Trottoirs entgegenſetzt. Da iſt denn vielleicht die Annahme gerechtfertigt, daß die Folgen des Maurerſtreiks den Geiſt der Berliner behender machen werden. Wenn einmal die Mieten in der Stadt um fünfzig Prozent mehr geſtiegen ſein werden, dann beſinnt ſich doch vielleicht mancher Berliner auf das einzige Mittel, welches es giebt, um mit ſeiner Familie auf die Dauer der Mietwohnungsmiſere zu entfliehen: den Bau oder die Erwerbung eines eignen Hauſes, dem, ſchon damit dem Elemente der Spekulation auf die Zukunft auch ſein Recht wird, der Garten nicht fehlen darf.

Noch iſt Berlin keine Muſterſtadt für Deutſchland, und noch vieles fehlt, ehe es alle Annehmlichkeiten andrer deutſchen Städte ſoweit möglich in ſich vereinigt. Eine weniger ſparſame Ausnutzung des Bauterrains und die Entſtehung ausgedehnter Villenſtraßen im Weſten und Südweſten von Berlin würde ſehr dazu beitragen, die Annehmlichkeiten ſowohl des dauernden Wohnens wie des flüchtigen Aufenthaltes in Berlin zu erhöhen. Ohne beſſere Häuſer- und Mietpreiſe iſt aber beides nicht möglich — das mag hart ſein, aber es iſt gegen dieſe innere Notwendigkeit nicht anzukämpfen. Inſofern der große Maurerſtreik des Sommers 1885 der Bevölkerung von Berlin die Sachlage ſchärfer vor Augen rückt und ſie zum alsbaldigen Bruche mit der bisher befolgten Straußenpolitik veranlaßt, wird dieſe, jetzt ſo vielbeklagte Angelegenheit als ein Wendepunkt zum Beſſern bezeichnet werden dürfen.

Heinrich Leuthold.

Laß man heutzutage, in dieſer der ernſten Lyrik ſo abholden Zeit, in die Lage kommen kann, der Überſchätzung eines Lyrikers, der nicht banal wie Mirza Schaffy oder ſorglos heiter wie Baumbach iſt, entgegenzutreten, iſt wohl eine ſeltene Erſcheinung, und doch iſt dies mit einer gewiſſen Berechtigung geſchehen, und zwar von einem ernſten, der Wahrheit ehrlich und gewiſſenhaft nachſtrebenden Manne. Als vor ſechs Jahren die Gedichte Heinrich Leutholds zum erſtenmale erſchienen waren und ſich zugleich die Nachricht verbreitete, der Dichter ſei ins Irrenhaus zu Zürich gebracht worden (wo er auch bald nach ſeiner Aufnahme, am 1. Juli 1879, ſtarb), da waren viele Schriftſteller gleich mit der Parole fertig: „Wieder einer in der tragiſchen Reihe der Hölderlin, Heinrich von Kleiſt, Lenau“ (J. J. Honegger, „Unſre Zeit“ 1880, I, 241), und ohne nähere Unterſuchung auf ihren Wahr-

heitsgehalt wurden die Klagen des mit Gott und der Welt zerfallenen Dichters über Teilnahmlosigkeit der Zeit, Vernachlässigung und Mißachtung vonseiten seines engern schweizerischen Vaterlandes wiederholt und bekräftigt. Die Gedichte hatten großen Erfolg, woran wohl auch ein pathologisches Interesse für den so unglücklich endenden Lyriker einen gewissen Anteil hatte. Bald wurde eine neue Auflage nötig, und vor einigen Monaten erschien eine dritte.*) Nun erachtete es der Herausgeber der Leutholdischen Gedichte, Professor Jakob Baechthold in Zürich, an der Zeit, zunächst all den Vorwürfen, welche Leuthold selbst und die ihm kritiklos Nachsprechenden gegen sein Vaterland erhoben hatten, in ernster Weise entgegenzutreten, und man kann es billig einem patriotischen Manne nicht verübeln, wenn er an der Hand der Wahrheit eine solche Rechtfertigung unternimmt.

„Eines muß noch gesagt werden, heißt es in dem Lebensabriß, und der gute Freund darf es umso eher aussprechen, als er glücklicherweise nicht zu warm werden muß, um die Wage gegen kalte Beurteiler zu halten. Aus der mehrfach angeführten Selbstbiographie tönt die Klage über Verkennung, Undank, Ungunst des Schicksals, das allen großen Plänen Leutholds grausam entgegengetreten sei, ihn z. B. auch verhindert hätte, nach der sogenannten obersten Gattung, dem Drama größern Stils u. s. w. zu greifen. Man kennt diesen pathologischen Zug aus den Gedichten. Was wird hier nicht alles angeklagt! Gott, Schicksal, Vaterland, Menschheit. Wahr ists, das Leben legte ihm manche Entbehrung auf. Wann aber war Leuthold je über die bloßen Anstalten zu ernsthafter Arbeit hinausgekommen? Warum hielt er seine Gedichte zurück? Zweimal hat er — wie der Nachlaß zeigt — eine Sammlung gesichtet, beide male unterblieb zu seinem Vorteil alles weitere. Als durch und durch skeptische Natur legte er an alles einen unerbittlich strengen Maßstab. Bei aller Selbstbespiegelung, welche oft zu grell auf die eigne Persönlichkeit gerichtet ist (ein Merkmal der meisten formalen Dichter), wartete er von Tag zu Tag auf seine große Stunde. Einmal, als er „Pentheſileia“ bei sich trug, hielt er jene für gekommen. Auch hier sah er fest und klar die Täuschung ein. Unterdessen zerrannen ihm die Jahre — eheu Postume, Postume! — und es wurde zu spät. Wieviel eigne Schuld dazu beigetragen, dieses Leben vor der Zeit zu untergraben, das abzuwägen ist nicht meine Sache.“

Auch der ästhetischen Überschätzung Leutholds tritt Baechthold in seinem Wahrheitsstreben mit ernsten, überzeugenden Gründen entgegen. Leutholds Zusammenstellung mit den oben genannten wirklichen Originalgenies lehnt er kurz ab; eher, meint er treffend, hätte man ihn mit Waiblinger in Parallele stellen können. Er druckt ferner die in ihrer erschöpfenden Kürze und Wahrheit be-

*) Gedichte von Heinrich Leuthold. Dritte vermehrte Auflage. Mit Porträt und Lebensabriß des Dichters. Frauenfeld, J. Huber, 1884.

wunderungswürdige Anzeige der Gedichte ab, welche Gottfried Keller, der sich selbst an der Herausgabe des Nachlasses beteiligt hatte, veröffentlichte. Keller bezeichnet Leuthold als einen Dichter aus der Schule der Schlegel und Platen, erklärt ihn aber auch für einen echten Lyriker; „wie vom Lebensglück, sind die vorliegenden Lieder auch vom Stofflichen nicht beschwert"; er lasse bekannte Töne und Weisen vernehmen, doch hätte er wohl auch nach freier Wahl seinen Ton anschlagen und einen andern wählen können; die Gedichte hätten deshalb einen etwas akademischen Charakter; doch böten sie etwas Nagelneues: die durchgehende Schönheit und Vollendung der Form. „Den Liebhabern sogenannter »guter Sachen« können wir die Versicherung geben, daß hier ernstlich etwas derartiges vorhanden ist. Sie finden verschiedne Anklänge und Gegensätze in dem Buche, aber auch von jedem den Ausgleich: dem Ausbruche glühender Lebenslust und Leidenschaft folgen Klage und Reue auf dem Fuße; Unmut und Spott lösen sich in Töne weicher Wehmut, deren Wohllaut schon an sich eine Versöhnung ist. Kurz, das Buch hat nicht nur ein Schicksal, sondern es stellt ein Schicksal vor." Baechthold führt dann die ästhetische Würdigung Leutholds weiter aus, die nicht eben zu dessen Gunsten ausfällt, ja es ist die strengste Kritik, die über ihn geschrieben werden konnte. Wir müssen gestehen, daß wir diesen Teil der Einleitung, der sich ja doch nur gegen unkritische Rezensenten wendet, umso lieber missen würden, als die Parallelstellen, welche er zum Belege für die Anleihen anführt, die Leuthold bei andern Dichtern gemacht haben soll, nichts weniger als überzeugend sind. Mit dem Lebensabriß und der bei aller Milde so wahrheitsstrengen Anzeige Kellers hätte es der Herausgeber genug sein lassen können.

Vollen Dank des Lesers aber verdient die künstlerische Beilage, mit der diese dritte Ausgabe der Gedichte geziert ist. Eigentlich sollte jede lyrische Sammlung eines Dichters von größerm Wert mit seinem von Künstlerhand gezeichneten Porträt ausgestattet sein. Denn was uns bei einem Lyriker fesselt, daß wir sein Buch nicht bloß einmal lesen, um es dann für immer in den Bücherschrank zu stellen, sondern daß wir gelegentlich wieder darnach greifen und darin blättern, ist die Gesamtheit seiner Persönlichkeit, das poetisch verklärte Bild eines eigenartigen Individuums, welches bei der Lektüre als eine organische Einheit vor unserm Geiste ersteht. Der gute Porträtist weiß nun in einem Bilde die geistige Physiognomie des Originals zu fixiren, und er giebt uns dadurch eine konkrete Unterlage für das immerhin blasse Bild, welches wir aus dem rein geistigen Verkehr mit dem betreffenden Dichter gewonnen haben. Ein solches Bild ist das von dem bekannten Historienmaler G. Papperitz gezeichnete Porträt Leutholds, und wenn es auch die schon durch jene herb kritische Einleitung etwas abgekühlte Sympathie für den Dichter nicht eben zu erhöhen vermag, so ist es doch aus den angeführten Gründen höchst schätzenswert. Um ganz aufrichtig zu sein — es ist ein wahres Mephistogesicht, dieses Leutholdsche

Porträt. Wie er so im Lehnstuhl aufrecht dasitzt, die Brauen streng zusammengezogen, den Blick scharf auf den Beschauer gerichtet, als wenn er wieder eine seiner malitiösen Kritiken zu sagen hätte, vor der sich Schauspieler und Künstler fürchteten, die kleine Oberlippe etwas schief emporgezogen, daß die Zähne sichtbar werden, die Unterlippe geringschätzig vorgestreckt, die erhobene rechte Hand im Begriff, die brennende Zigarre zum Munde zu führen, und dies alles beherrscht durch die hohe, fein modellirte Stirn mit dem kurzen struppigen Haare — dieser physiognomische Eindruck bestätigt in allen Zügen das Bild des Mannes von Geschmack, dem die Schönheit die einzige Göttin war, der Wein, Weib und Gesang zur Devise wählte, Dogmatiker und Systematiker mit witzsprühender Lauge übergoß und in hypochondrischer Schärfe schließlich auch sich selbst nicht genügte.

Von Haus aus war Leuthold ein Mensch, der fast einzig auf den Genuß der Schönheit gestellt war. Geboren in der Schweiz, treibt ihn mitten in der Studienzeit die Sehnsucht nach Italien; als Student in der juristischen Fakultät inskribirt, betreibt er vornehmlich Kunst- und Literaturgeschichte und entzieht sich so einer ruhigen Entwicklung in den Jahren, wo man seine Lebensstellung begründen muß, zumal wenn man wie er von armer Familie stammt. Dies wurde seinem ganzen spätern Leben verhängnisvoll, denn, ohne einen bestimmten Beruf zu haben, mußte er schwer kämpfen, um sich von der Feder zu erhalten, wozu er bei seiner literarischen Gewissenhaftigkeit sehr wenig geeignet war. Aber das Dichten war eben auch seine Leidenschaft, wie er in einem seiner melodischen Ghaselen so bescheiden bekennt:

Wenn Meister auch der Kunst zu sein, vielleicht nicht meine Sendung ist,
Der Kunst, wo Maß ein jeder Ton und Anmut jede Wendung ist,
Wo, wie ein Purpurmantel stets sich eine stolze, edle Form
Um Hohes oder Schönes schmiegt, und Harmonie die Endung ist:
Doch lieb' ich sie. — O wüßten die, die mich ob dieser Neigung oft
Getadelt, wie ihr Tadel falsch, ihr Urteil voll Verblendung ist!
O wüßten sie, wie der Genuß, der Seele Wohllaut hinzustreun
Im Liede, eine göttliche, erhabene Verschwendung ist!
Doch weitab liegt das Ziel des Ruhms; schon muß auf hoher Stufe stehn
Der Dichter, um erst einzusehn, wie fern er der Vollendung ist.

Diese Verse sind charakteristisch für Leuthold; sie zeigen, wie er die Schönheit auffaßt. Es ist eine mehr formale Schönheitsfreude, von der sich leicht voraussehen läßt, daß sie den Dichter, wie es geschehen ist, zum einseitigen Kultus metrischer Künste verführen, daß ihm über dem Purpurmantel, über der berauschenden Pracht der Sprache die Sache selbst in zweite Linie treten werde. Ganz derselbe Schönheitssinn spricht sich in seiner Liebe zu den Frauen aus. So schreibt er „Einer Italienerin“:

Nach dem Takte fremder Lieder
Schwebst du lieblich hin im Tanz;
Dieser Rhythmus deiner Glieder
Fesselt meine Sinne ganz;

Diese Locken, diese dunkeln,
Dieser Ausdruck, diese Kraft,
Und im Auge dieses Funkeln
Einer trunknen Leidenschaft.

Aber Maß und Anmut zügeln
Jeden Wunsch; er schweigt besiegt,
Wo die Schönheit sich auf Flügeln
Ihres eignen Wohllauts wiegt.

Und noch weiter geht seine einseitige Freude an der äußern schönen Form in dem Gedicht „Auf eine Tote," welches zugleich ein Zeichen ist, daß für Leuthold Schönheit und Sittlichkeit sich nicht im innersten Wesen decken, wie es doch jedem tiefer Denkenden notwendig wird:

Ha! dieser Reize reicher Überfluß
Ist schon so frühe in den Staub gesunken!
Es hat der kalte Tod mit seinem Kuß
Schon deiner Seele heißen Wein getrunken!

Die Welt tritt zischelnd an den Totenschrein
Und wirft, gebläht von stummem Eigenruhme,
Herzlos auf die Gefall'ne Stein um Stein,
Verhöhnend die so früh geknickte Blume.

Noch ein mal seh' ich diesen Körper an,
Halb voll Bewundrung, halb voll stummer Rührung,
Den die Natur verschwendrisch angethan
Mit jeder Schönheit weiblicher Verführung.

Ich aber starr' auf diesen Tempel hin,
Der lang entweiht, verfallen der Vernichtung;
Und um den Leib der schönen Sünderin
Werf' ich den Purpurmantel meiner Dichtung.

In einem seiner allerschönsten Gedichte „An Thais" spricht sich, nur in naiverer Weise, dieselbe Gesinnung aus, die der Schönheit alles verzeiht:

Liebliches Mädchen, das gleich der Libelle
Immer von Stengel zu Stengel sich wiegt,
Das, wie vom Busen der Welle die Welle,
Treulos sich trennt und an andre sich schmiegt,

Wie im Triumphe an Ketten von Rosen
Ziehst du dir nach den vergötternden Schwarm,
Fesselst mit Küssen und lockest mit Kosen
Diesen am Herzen und jenen im Arm!

Liebliches Mädchen, das jenen mit Blicken,
Diesen mit Seufzern, von ihm nur gehört,
Jenen mit Lächeln und diesen mit Nicken
Oder dem Drucke des Händchens bethört:

Spielend mit Banden, im Taumel gebunden,
Sorglos gelöst und mit Leichtsinn geknüpft,
Mögest du nimmer erleben die Stunden,
Da dir das Zepter der Schönheit entschlüpft!

Möge die Parze dir nahn mit der Scheere,
Eh' du, entnüchtert [l. ernüchtert] in schmerzlichem Tausch,
Büßest mit endlosen Qualen der Leere
Dieser Minuten vergänglichen Rausch!

Seine Begeisterung für Heine ist nun selbstverständlich; er widmet ihm zwei formvollendete Sonette.

Wir sind nun keineswegs so philiströs, den Wert der Sinnlichkeit in der Kunst zu verkennen, ja im Gegenteil ist uns ein unsinnlicher Poet, der die Dinge nicht fühlt, sondern nur denkt, kein Poet. Aber Leutholds Sinnlichkeit offenbart sich nur selten so schön wie in dem Gedicht „Am Meere":

Wie ſüß iſt's, von wonnigen
Lüften umhaucht,
Den Blick in den ſonnigen
Äther getaucht,

Das Herz, wie auf ſchaukelnden
Wellen der Kiel,
Hintreibend, den gaukelnden
Träumen ein Spiel;

Entflohen dem eiligen
Haſtigen Thun,
Am Buſen des heiligen
Meeres zu ruhn!

Umkost, von unzähligen
Armen umſchmiegt,
Umplätſchert, in ſeligen
Frieden gewiegt!

Wie anſchaulich und packend iſt dieſes Bild von den Armen, die in der weichen Luft des Meeres ſich um den Dichter ſchmiegen! wie glücklich auch iſt das Versmaß zur Vergegenwärtigung der Empfindung des Schaukelns auf den Wellen gewählt! Im allgemeinen iſt Leutholds Sprache nicht ſo ſinnlich konkret, nicht reich an Bildern. Das eine Bild vom Ruhen im Arme z. B. kehrt bei ihm faſt immer wieder, wenn er an Frauen denkt. Gern aber erhält ſeine Sinnlichkeit einen Stich ins Schwüle, Üppige, Überreife; das Wort „lüſtern" gebraucht er gern: „Die Nacht war weich und lüſtern," heißt es in der „Zerfallenen Vigne," wo der Dichter verſtohlen zu ſeiner Liebe eilt, und dieſe Vigne ſelbſt ſchildert er:

Wo blühender Gärten Teppich
Umſäumte des Raſens Sammt,
Da üben jetzt Schlingkraut und Eppich
Ihr Totengräberamt.

Hier Trümmer von Götterbildern,
Dort ſinkendes Gebälk,
Die Lorbergruppen verwildern,
Die Roſenhaine ſind welk.

Ihr Marmorleiber, ihr ſchlanken,
Nun liegt ihr im Gras und Geſträuch;
Es klammern die Brombeerranken
Die blühenden Arme um euch!

Der Satyr, der einſt mit Grinſen
Die ſträubende Nymphe liebkoſt,
Hier liegt er, umwuchert von Binſen,
Verſtümmelt und übermoost ꝛc.

So lebhaft dieſes Bild an Eichendorff gemahnt, ſo ſehr iſt es in der Stimmung echt leutholdiſch und beſonders bezeichnend für dieſen im Genuß bald erſchöpften Weltmann, der auch das Lied von der Entnervung des Mannes durch das Weib zu ſingen weiß. Auch bei der kauſtiſchen Schilderung eines deutſchen Dichterlebens (Ave Caesar!), das er mit dem Gladiatorenkampfe in der römiſchen Arena vergleicht, vergißt er nicht die Frauen zu erwähnen, hier in freundlichem Sinne:

Und jauchzt dir die Menge Beifall, und iſt
Der erſte Kampf beendigt:

Dann bewundern dich Frauen mit Blicken der Gunſt
Und werfen dir Roſen zu Füßen.

In dem zweiten der Gedichte, „Auf den Tod eines jungen Dichters," mit welchem ſich Leuthold zweifellos ſelbſt geſchildert hat, heißt es dagegen mit verſtärkender Pointe:

Wohl, wem früh schon der Befreier
Tod sich naht, wem — Hölderlin
Oder Lenau gleich — die Schleier
Sanfter Nacht den Geist umziehn!

Manchen, der — noch jung an Jahren —
Jede Gunst des Glücks erfuhr,
Sah ich welk, mit grauen Haaren,
Und das Eine blieb ihm nur:

Auf ein Leben ohne Thaten
Tief beschämt zurückzuschaun,
Müd, enttäuscht, verkannt, verraten
Und entnervt vom Kuß der Fraun.

Und doch hat auch ihm die Liebe die schönsten Lieder entlockt, wie er es in dem vollendeten kleinen Gedichte „Hin!“ selbst gesteht:

Als der Sommersonne Gluten
Noch auf den Gefilden ruhten,
Fühlt' von Poesie und Liebe
Ich den Busen überfluten.

Um die Mauer gelb und traurig
Seh ich nun die Rebe ranken;
Herbstwind weht durch mein Gemüte,
Und verwelkt sind die Gedanken.

Gieb mir jenes Meer von Wonne,
Gieb aufs neue meine Lieder,
Süße Maid, o gieb mir eine
Jener Sommernächte wieder!

Derartiger extremen Gegensätze, zwischen denen sich sein Gemüt bewegte, könnte man indes bei Leuthold ganze Reihen aufstellen, und wenn wir auch viel auf Rechnung des lyrischen Naturells setzen müssen, welches der momentanen Empfindung leidenschaftlich ergeben ist, so läßt sich doch ein zerfahrenes, jedes positiven Elementes entbehrendes Wesen nicht verkennen.

So hat es beispielsweise oft den Anschein, als liefe seine ganze Weltanschauung auf nichts als das eintönig düstere vanitas vanitatum vanitas hinaus. An einem Grabe stehend, reflektirt er:

Was Großes auch der Mensch empfinde,
Was er erstrebe, was er finde:
Sein Thun und Denken sind nur Rauch
Im Winde;
Der höchste Ruhm, was ist er auch?
Ein Hauch!

Und einem jungen Freunde ruft er zu: „Nimm dieses Leben nicht so ernst! Recht spaßhaft ists im allgemeinen.“ Und schon im Jahre 1857 schreibt er ein längeres Gedicht „Entsagung“ mit dem Refrain: „Verlangend Herz, sei du dir selbst genug!“ Als ein „lachender Rhapsode“ soll ein andrer Freund, der in allzuhohem Stile für die heutige Mode schreibt, Welt und Zeit begreifen lernen. Und doch gab es auch für Leuthold Stunden, wo er (im „Wanderlied“) schreiben konnte:

Des Schönen hat die Welt so viel,
Hat auch für mich genug —

wo er im Vollgefühl des beseligenden Besitzes der dichterischen Begabung eine „Spielmannsweise“ anstimmte:

Die Ströme ziehn zum fernen Meer,
Die Wolken am Himmel fliehen,
Und wenn ich ein flüchtiges Vöglein wär',
So möcht' ich mit ihnen ziehen.

Und bin ich kein Vogel in der Luft,
So lernt' ich doch pfeifen und singen;
Und kommt der Lenz mit Klang und Duft,
Dann mein' ich, es wüchsen mir Schwingen.

Und kann ich auch nicht über Wald und Haid',
Über Seen und Berge schweben,
So kann ich mich über das kleine Leid
Des dürftigen Lebens erheben.

oder sich „Trost im Leide" zurief:

Wer so genoß der Wonne,
So lang er jung,
Den wärmt wie eine Sonne
Erinnerung.

Er erhebt sich auch wirklich über das kleine Leid des dürftigen Lebens, was nicht so sehr seine wenig unmittelbaren, etwas outrirten Trinklieder, die er selbst mehr als billig schätzte, sondern die vielen Stimmungs- und Landschaftsbilder bezeugen, die nur in Augenblicken glücklich wunschloser Betrachtung entstanden sein können. Nur ein einziges wollen wir beispielshalber hersetzen: „Die Kapelle am Strande."

Langsam und kaum vernehmbar teilt
Die wellenlose Flut der Kiel;
In meiner Seele zittert nach
Der Ton aus einem Saitenspiel.

Horch! dieser sanft gedämpfte Laut,
Der Erd' und Himmel mild versöhnt!
Das Abendläuten ist's, das fern
Von der Kapelle niedertönt.

Bescheiden von dem Felsgrund sieht
Sie über's Meer, so endlos weit;
So schauet wohl ein fromm Gemüt
Hinüber in die Ewigkeit.

Der fromme Ton, in welchem dieses Lied ausklingt, verirrt sich etwas seltsam in diese Gedichtsammlung eines man möchte sagen fanatischen Skeptikers, der niemals das Bedürfnis hatte, mit den höchsten Fragen der Menschheit, seien sie nun religiöser oder metaphysischer Art, sich zu quälen. Kein Dichter kann diese Fragen umgehen, wenn er Bedeutung gewinnen will. So wenig die theoretische Ästhetik eine Metaphysik, auf welche die letzten Fragen reduzirt werden, entbehren kann, so wenig kann der Künstler schlechthin Skeptiker sein; ja er noch weniger, da ihm das Bedürfnis nach Abrundung seines Weltbildes noch lebhafter innewohnt. Doktrinärer Dogmatiker braucht er deshalb noch lange nicht zu werden; aber ein Gefühl vom Universum als Kosmos muß er im Gemüt lebendig erhalten. Das fehlt in der Lyrik Leutholds. Es ist ganz witzig, wenn er seinem katechisirenden italienischen Mädchen von der Riviera erwiedert:

Laß, mein süßes Kind, die Heiligen
Und des Glaubens Hieroglyphe,

Laß mir die von deutſchen Dichtern
Längſt behandelten Motive!

aber es bleibt wie ſo vieles andre doch immer negativ. Ein einziges Gedicht exiſtirt in dem ganzen Buche, welches man als den poſitiven Ausdruck ſeines Bekenntniſſes anſehen könnte, das „Ave Maria“ aus dem Zyklus „Von der Riviera“:

Mit ihren Wonneſchauern naht ſie ſacht,
Auf leichten Sohlen wandelt ſie einher,
Die ſanfte Zauberkönigin, die Nacht,
Und ihres Sternenmantels ſtille Pracht
Ausſpannt ſie langſam über's Mittelmeer.
Vom Kirchlein, einſam auf dem Fels am Strand,
Weht leiſes Läuten über Meer und Land;
Sonſt alles ſtill — nur durch das Schilf ſpielt lind
Der Abendwind.
Ave Maria!

Ich aber ſteure läſſig meinen Kahn;
Des Weltengeiſtes Odem lauſch' ich ſtumm,
Und meine Seele taucht, ein weißer Schwan,
Sich in der Sehnſucht ſtillen Ozean;
Die Liebe ſei *mein* Evangelium.
Im Norden fern im engen Kämmerlein
Weint jetzt ein blondes Kind und denket mein.
Die jedes Glück, die mir den Frieden lieh
Und Poeſie,
O ſei gegrüßt, Marie!

Honegger (in dem anfangs zitirten Eſſay) iſt ganz entzückt von dieſem Gedichte. Wir können dieſe Freude nicht teilen, denn in ſeiner kunſtvollen Form wirkt es doch wie nüchtern gemacht und überzeugt nicht. Man wird wohl nicht in den Verdacht des Katholiken geraten, wenn man dieſe Gegenüberſtellung der ſentimentalen deutſchen Marie und der Jungfrau Maria für geſchmacklos erklärt. Überhaupt iſt alles Pathetiſche dieſem tüpfelnden Formaliſten fremd. Die Liebe fehlt ihm, meint Baechthold ganz treffend, mit Anwendung des bekannten Goethiſchen Urteils über Platen auf deſſen Verehrer Leuthold. „Er liebt ſo wenig ſeine Leſer und ſeine Mit-Poeten, als ſich ſelber.“ Nur *ein* Pathos beſitzt er, weil dieſe einzige Leidenſchaft ihn wahrhaft erfüllt: den literariſchen Ehrgeiz. Wie ſehr ihn die Literatur beſchäftigt, zeigen die vielen literariſchen Satiren, Epiſteln, Dichter-Sonette, Epigramme, die ſeine „Gedichte“ enthalten, zeigen auch die häufigen Bilder, welche ein Naturobjekt mit der Poeſie vergleichen. (Es liſpelt ein hüpfend Lenzgedicht der Quell zu meinen Füßen, u. dergl.) Die ergreifendſten Töne hat er doch nur in dieſer ſeiner Leidenſchaft gefunden, wie etwa im „Herbſtgefühl“:

Die ganze Schöpfung ſteht in Trauer;
Das Laub der Bäume färbt ſich gelber,
Und ach! mir iſt, als fühlt ich ſelber
Im Herzen kalte Winterſchauer.
Wie ringsum alles ſtirbt und endet!
Bei dieſem Welken und Verderben
Fleh' ich: o Gott, laß mich nicht ſterben,
Eh' ich ein ſchönes Werk vollendet!

Aber welche Ironie! Gerade dieſes einzige Pathos, gerade dieſe einzige Leidenſchaft ſtand ihm im Wege, das zu erreichen, wonach er ſich ſehnte: die höchſten Höhen der Kunſt. Nur ein Geſchenk iſt die Gabe der Muſen. Die literariſche Grübelei beſchränkte ſeinen Sinn auf die Virtuoſität der Form, auf die Welt von Papier und entzog ihn der einzig fruchtbaren Wirklichkeit des Lebens.

Damit hätten wir das Gemütsleben Leutholds nach seinen wesentlichen Zügen umschrieben. Noch enthält sein Buch ein Epos „Penthesileia," Rhapsodien aus einem unvollendeten Zyklus „Hannibal," Übertragungen aus dem Griechischen, Arabischen, Altdeutschen, Englischen, Ungarischen und Italienischen, auf die wir nur hiermit verweisen; das Bild des Dichters beeinflussen sie nicht weiter. Den Liebhabern „guter Sachen," um mit Gottfried Keller zu reden, seien diese formvollendeten Übersetzungen besonders empfohlen.

Innsbruck. Moritz Necker.

Reisebriefe aus Italien vom Jahre 1882.

Aus dem Nachlasse von W. Roßmann.

(Fortsetzung.)

Von Rom nach Neapel, 20. November.

Der Weg führt wieder durch Marino, Albano, dann an mancher Ruine aus alten und mittelalterlichen Zeiten vorbei. Gebirge rechts und links. Davor überall vortrefflich kultivirtes Land. Monte Cassino höchst imposant auf steiler Höhe. Capua. Die Terra di Lavoro mit reichem Wein- und Gemüsebau. Aber leider hatte es bald zu regnen begonnen, und unter grauestem Himmel fuhren wir in Neapel ein.

Neapel, 21. November.

Und früh regnete es weiter. Ein gar zu betrübter Eindruck, nachdem ich während meines ersten, monatelangen Aufenthaltes nicht einen Regentag gehabt. Mit all meinen Beschreibungen stand ich kompromittirt da, und wie habe ich so den Wert und die Bedeutung des Sonnenlichtes gefühlt. Es blieb uns zunächst das Museum, und diese herrliche Sammlung entschädigt denn freilich für vieles. In den Sälen der Bronzen ist seit meinem ersten Aufenthalte manches hinzugekommen: köstliche Porträtbüsten und ein kleiner Faun, ein Seitenstück zu dem berühmten tanzenden. Dann einige bemalte Marmorfiguren, über die ich noch Genaueres aufzeichnen werde.

Unter den neu hinzugekommenen Wandgemälden findet sich sehr Interessantes und stofflich Bedeutendes: ein Bacchant am Fuße des Vesuvs, der ganz mit großen Weinbeeren bekleidet ist und von fern wie eine Traube aussieht; schlafende Bacchantin und Faun; Herkules, der den Centauren tötet; eine musikalische Konversation von feinster Ausführung; der Raub der Europa, wie es scheint von demselben Künstler; Europa hat sich eben auf den Stier gesetzt, den eine ihrer Gespielinnen liebkost; Pyramus und Thisbe: er ist bereits tot, sie ersticht sich; Iphigenie, von einigen

Priesterinnen begleitet, im Begriff, den Orest zu opfern; ein Stieropfer: der Stier wird herangeführt, der Priester, von zwei Frauen geleitet und gestützt, tritt aus dem Tempel hervor, unten rechts eine Figur von sehr individuellem Ausdruck, in welcher man den Jason vermutet; Bacchus wird an die schlummernde Ariadne herangeführt; Dido, höchst lieblich und anmutig gebildet, und Aeneas; Diana und Endymion; eine Jagd.

Das merkwürdigste ist aber das zuletzt entdeckte Gemälde, über welches man vor einem Vierteljahre in den Zeitungen las. Es enthält neunzehn Figuren. Links und im Hintergrunde römische Soldaten, im rechten Drittel eine Estrade, auf welcher drei senatorartig gekleidete Männer sitzen, der mittlere weißhaarig; hinter ihnen wieder römische Figuren. In der Mitte befindet sich ein Tisch, auf dem ein kleines Kind liegt, das von einer Frau gehalten wird; davor steht ein römischer Soldat im Helm, mit einem großen Metzgermesser in der Hand, und ist im Begriff, das Kind zu zerhauen. Eine zweite Frau kniet vor dem Tribunal und fleht zu dem Alten mit lebhafter, abwehrender Geberde empor. Alle Figuren sind gleichmäßig disproportionirt, indem sie sehr dicke Köpfe und zierliche Beinchen und Füßchen haben (4 Kopflängen statt 7 bis 8), sodaß der Eindruck ein karikaturenartig komischer ist. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß hier das Urteil Salomonis dargestellt werden sollte, und das wäre denn das erste Beispiel einer bildlichen Darstellung aus dem alten Testamente unter den Römern. Oder ob ein und dieselbe Geschichte, ohne daß dies bisher literarisch bekannt war, von einem römischen Richter oder König erzählt wurde?

Die Karikatur verliert übrigens etwas an ihrer Pointe, wenn man sieht, daß ein zweites Bild, welches in demselben Hause gefunden wurde, die nämlichen Verhältnisse aufweist. Es ist hier eine Insel mit Haus im Nil dargestellt; ringsum Kampf mit Krokodilen und Nilpferden. Ein solches holt sich einen Mann aus dem Kahn und frißt ihn, während ein zweiter auf seinem Rücken steht und es mit dem Speere sticht. Ein Menschlein wehrt sich gegen ein Krokodil vom Lande aus. Auf einem zweiten reitet ein Figürchen; drei andre ziehen es an Stricken, die ebenfalls am Nachen befestigt sind, zum Strande heran. Alle diese Figürchen, koboldartig gezeichnet, sind dunkelbraun von Farbe, nur ein Weißer schwimmt im Wasser.

Man hat es hier somit mit dem Hause eines Mannes zu thun, der orientalische Stoffe liebte; weiter läßt sich bis jetzt nichts sagen.

Nachmittags gingen wir zum Posilipp, um die Villa Brigitta aufzusuchen, in der ich vor dreizehn Jahren gewohnt; allein der fatale Regen zwang uns, nicht weit vom Ziele umzukehren.

Abends gingen wir in ein Volkstheater, wo Pulcinello als geknechteter Ehemann auftrat. Er hatte die weißen, weiten Beinkleider und Jacke, darüber aber einen schwarzen Frack nebst schäbigem Zylinder. Merkwürdig ist, daß diese Figur noch immer mit schwarzer Maske auftritt — ein Ueberbleibsel der antiken Bühne —, obschon sie sicher ohne dieselbe komischer wirken würde. Wir verstanden übrigens nur den Gang der Handlung und einige der handgreiflichsten Witze, da im Volksdialekt gesprochen wurde, der hier ganz abscheulich ist. Nicht nur daß jedes Wort aufgeweicht wird, sondern es wird auch halb verschluckt.

Neapel, 22. November.

Heute früh unter Gewitter und strömendem Regen ins Museum. Wir gingen zuerst in die Gemäldegalerie, die nicht umfangreich ist, aber einiges Vorzügliche

enthält. Im ersten Saale fesselt ein weibliches Porträt aus der Schule Raffaels (und vielleicht von ihm selbst), welches seine Mutter darstellen soll und ihm jedenfalls höchst ähnlich sieht. Augen, Nase und Mund sind ganz die seinigen.

Ein großes Gemälde von Bartolomeo Schidone (die christliche Liebe) ist durch scharfe Beleuchtung, bestimmte, doch nicht grelle Lokaltöne interessant und weist gute Zeichnung auf, leidet aber an einer gewissen Härte. Ein Kind vorn rechts ist von naivem Ausdruck. Von demselben in derselben Manier, doch mehr an Correggio herangehend Nr. 21: Amore in riposo, und eine heilige Familie (Nr. 23).

Im vierten Saale fesselt eine lebendige und geistreiche Untermalung von Tizian: Paul III. Farnese (den er öfters gemalt,) mit einem Kardinal und einem Nepoten. Die überlegene patronisirende und zugleich fein ironische Art, wie der alte kluge Papst den letztern anblickt, ist köstlich gegeben.

Im sogenannten Großen Saale (Elite aus verschiedenen Schulen) fesselt gleich am Eingange eine Pietà von Annibale Carracci. Der in schwärzlich-grauen Tönen gehaltne Christus ist von Bildhauern viel benutzt worden. Neulich sahen wir in Rom ein neues Grabdenkmal, das auf dem Bewegungsmotive der Figur beruht.

Von Raffael befinden sich hier drei vorzügliche Porträts: der Kardinal Passerini, Raffaels Fechtmeister Tibaldeo und der von ihm öfters gemalte Leo X., (letzteres jedoch wahrscheinlich Kopie von Andrea del Sarto, der ein weniger glühendes Kolorit als Raffael hat). Dann die sogenannte Madonna del divino amore. Zwei deutsche gelehrte Damen standen mit einem noch gelehrtern Begleiter davor. Die eine sagte: Wird dieser Raffael angezweifelt? — Nein, dieser nicht, war die Antwort. — O, wie wundervoll ist er! — In der That wird aber ein Teil der Ausführung den Schülern zugeschrieben. Mag sein, aber er ist wirklich schön, und die Madonna kommt in der Auffassung der Dresdner am nächsten. Sie hat ganz das Großäugige, Kindliche, Verwunderte.

Bernardo Luini, eine Madonna, die man für ein Werk Lionardos nehmen möchte. Domenichino, der Schutzengel. Das Kind ist vortrefflich, namentlich das kindliche Beten höchst wahr zum Ausdrucke gebracht. Tizians weinende Magdalena. Ein vorzüglicher, doch etwas ins Grüne fallende Claude Lorrain, dem Dresdner mit der Galathea verwandt.

Im Saale des Correggio (fünfter) befinden sich zwei seiner berühmtesten Meisterwerke, die sogenannte Zingarella, d. h. die als Zigeunerin frisirte Madonna, und die Verlobung der heiligen Katharina. Beide Bilder, in kleinstem Maßstabe gemalt, sind wichtig für die Bestimmung der Dresdner Magdalena. Ich habe mir deshalb viel Einzelheiten notirt. Die Zingarella scheint mir in wärmerem Tone gemalt, falls dies nicht vom Firniß herrührt; doch finde ich sie in der Technik mit der Magdalena übereinstimmend. — Tizians Danae, eins seiner vorzüglichsten Werke, sowohl was Adel der Form als Glut der Farbe betrifft. Dessen Porträt Philipps II. höchst hervorragend in der Charakteristik.

Das Wetter wurde schön, wir brachen unsern Rundgang ab und machten die Wanderung nach dem herrlich gelegenen Kloster Camaldoli hinauf, von wo man sowohl den Golf von Neapel, wie denjenigen von Bajä mit allen Inseln übersieht, ein ganz einziges Panorama. Die vierundzwanzig Eremitenzellen stehen nun leer, und statt von den alten, schönen und würdigen Mönchen, wird man von schmutzigen Lümmeln empfangen, die sicher noch viel weniger leisten als jene und doch mehr arbeiten könnten, weil sie jünger sind. Zwei Mönche, hieß es, wären noch oben, aber sie seien ausgegangen. Nach 4½ Stunden waren wir

wieder unten. Das Wetter war wundervoll geworden, und Stadt und Land übten wieder den alten Zauber.

Neapel, 23. November.

Wir benutzten das gute Wetter zu einer Fahrt nach Pompeji. In dem kleinen Museum, das sich gleich am Eingange findet, war seit meinem früheren Besuche manches Interessante hinzugekommen; namentlich einige Abgüsse von Formen erstickter Menschen und Tiere, welche durch die (später zerfallenen) Körper selbst in der Asche gebildet sind. Mehrere dieser Menschen haben, wie man sieht, einen schweren Todeskampf gehabt; ein Alter, den ich noch nicht gesehen hatte, ist ruhig gestorben. Sein Gesicht ist vollkommen deutlich abgedrückt — ein Typus, dem man noch jetzt hier häufig begegnet. Alle sind von zarten Gliedern und nicht großer Statur. Den Abgüssen von Menschen hat sich seit 1875 ein solcher von einem Hunde hinzugesellt, der wohl seiner Treue zum Opfer gefallen ist, falls er nicht angekettet war. Er trägt noch das Halsband mit zwei Bronzemünzen. Das Tier hat sich im Tode sehr gekrümmt und gewunden. Diese stillen Gestalten, welche den Moment der Verschüttung so unmittelbar wiedergeben, sind höchst ergreifend. Da jetzt sehr vorsichtig gegraben wird, darf man hoffen, noch mehr dergleichen zu finden, namentlich auf der Stabianer Straße, da die Flucht zum Stabianer Thore hinausging.

Man gräbt jetzt zwischen Forum und Theater an der Straße dell' Abundanza. Hier war mitten im ausgegrabenen Terrain ein bedecktes Quadrat liegen geblieben, und dies wird nun erst erledigt. Der Fortschritt in der Bloßlegung ist doch ein sehr langsamer. Man arbeitet zwar mit etwa hundert Menschen, aber es sind das meistens Jungen, die immer angespornt werden müssen. Ueber ein Drittel der Stadt ist doch noch kaum freigelegt, und wenn man in dem gegenwärtigen Tempo fortfährt, wird man noch hundert Jahre brauchen, ehe alles ausgegraben ist.

Ich besuchte das Haus, wo das Urteil des Salomo gefunden wurde; es ist klein und unansehnlich. Daneben ist eines, wo ein sehr hübsch erhaltenes kleines Hauskapellchen gefunden wurde.

Auf einem kleinen Untersatze von halber Manneshöhe ein tempelartiger Baldachin mit gemalten Marmorsäulchen (genau wie man in der Rokokozeit Marmor imitirte) und feinen Stuckgesimsen. Im Fond ein (leider zugedecktes) Gemälde, welches ein Opfer darstellen soll. Unter dem Baldachin standen sieben Bronzestatuettchen, Figuren von Götterbildern. An der Vorderseite des Unterbaues sind zwei Schlangen gemalt, welche Eier von einem Altar nehmen. Die alte Haus-, Erd- und Schutzschlange, welche das Opfer der Menschen gnädig annimmt. Sie findet sich in Pompeji sehr oft gemalt.

An dem Hause, welches jetzt freigelegt wurde, zeigte sich eine bisher noch nicht gesehene Bemalung des äußern Sockels an der Straße: senkrecht herabgehende Streifen in wechselnden graulichen, bläulichen, gelblichen Farben.

Ich empfing diesmal in verstärktem Maße den Eindruck, daß die Menschen jener Zeit so lebten und webten wie ihre Nachfolger von heute; ist doch auch im wesentlichen der Hausbau derselbe, nur daß man — wenigstens in der Großstadt Neapel — mehr in die Höhe hat gehen müssen. Dieselben einräumigen Wohnungen für das kleine Volk, in welchen sich ihr alles beschließt und welche Küche, Wohnzimmer, Schlafzimmer, Arbeitsstätte und Laden zugleich sind; dieselben kleinen Läden für Flüssigkeiten aller Art mit den Marmorladentischen und den sonderbar engen Sitzen für die Verkäufer; dieselbe Häufigkeit dieser Läden. Nur die Fußboden waren in den damaligen reichern Häusern eleganter und kostbarer als jetzt:

man hatte feine Mosaik, wo jetzt größere Marmor- und Majolikafliesen liegen. Das Heiligtum in jedem Hause, wie man noch jetzt hier beobachten kann, daß in der schlechtesten Höhle ein Madonnenbildchen hängt oder ein Altarschreinchen steht, vor welchem mit Ave Maria ein Licht angebracht wird.

Wir gingen das ganze ausgegrabene Gebiet ab und fühlten uns nach vier-einhalbstündiger Wanderung durch Gehen, vieles Sehen und starke gemütliche Eindrücke sehr ermüdet. Denn zu einem rein wissenschaftlichen Interesse wird man hier erst nach langer Zeit gelangen; man kann garnicht anders, als sich mit den letzten Augenblicken derer beschäftigen, welche hier wohnten.

Es scheint mir, daß die kleinen Leute sämtlich Zeit hatten, ihren Kram zu retten, und nur in reichern Häusern, wo die Dienerschaft früh davonlief, ist manches an Ort und Stelle geblieben; denn es kommt eigentlich nur besserer Hausrat zutage.

Als Pompeji verschüttet wurde, stand eine Wahl bevor, und an vielen Häusern sah und sieht man die Namen der Kandidaten in roter Farbe angemalt. Ganz dasselbe hatten wir jetzt bezüglich der Parlamentswahlen von Norditalien bis Rom herunter wahrgenommen: dieselbe rote Farbe, dieselbe Art, die Buchstaben zu malen, den Pinsel auslaufen zu lassen.

Neapel, 24. November.

Schon gestern Nachmittag hatte sich der Himmel wieder umzogen, und heute früh regnete es stark. Ich ging daher wieder ins Museum. Zuerst vollendete ich die Besichtigung der Gemäldesammlung. In bezug auf eine wahrscheinlich altflorentinische Verkündigung der Dresdner Galerie untersuchte ich einen Domenico Corradi del Ghirlandajo und einen Michele di Ridolfo del Ghirlandajo genau. Desgleichen eine Adoration von Lorenzo di Credi. Er ist sehr stereotyp in seinen Motiven. In der Regel adorirt die Madonna das Kind, und dieses deutet der Mutter an, daß es zu trinken wünscht. Ein Porträt Maximilians I. von Lukas van Leyden ist dem Porträt Albrechts des Beherzten in der Dresdner Galerie nahe verwandt.

Die Tazza Farnesina, welches als die Unterschale zu dem braunschweigischen Onyxgefäße angesehen wird, noch einmal genau untersucht.

Die Abteilung der pompejanischen Hausgeräte aus Bronze und Elfenbein hat sich vermehrt: zahlreiche Sistren, eine bronzene Pansflöte, viele Elfenbeinflöten, die bronzenen Teile von Bettgestellen und Stühlen, zahlreiche Wagen mit zwei Schalen und Dezimalwagen.

Unter den Tesseren fielen mir neue Formen auf: Fische, Mandelkrone in Knochen und Elfenbein; zahlreiche Totenköpfchen. Auf runden Marken eine Hand in Relief mit eingeschlagenem Mittelfinger. Es scheint, als ob die einzelnen Keilabteilungen im Theater besondre Namen hatten. Es dürften auch verschiedne der Marken zu irgendeinem Spiele gedient haben.

Die Sammlung enthält ferner zahlreiche Würfel, weiße und schwarze, ganz wie die unsern; Knöchel zum Spielen.

Von Bronze: Küchenformen, z. B. ein ausgestreckter Hase für eine süße Speise; Siebe zum Durchschlagen in schönen Mustern, Pfannen für ausgeschlagene Eier u. s. w. Alles in zahlreichsten Varianten. Chirurgische Instrumente von modernster Form; hunderte von Pincetten u. s. w. Pferdegebisse mit Druck auf die Nase. Punschwärmer in der Art der russischen Samovars, Kohlenpfannen, Bratpfannen, Tiegel, Kasseroles von allen Formen. Bronzeplatten als Glocken

gebraucht; von kleinen Klingeln eine große Anzahl, Lampen und Lampenträger in Massen.

Hierauf machte ich noch den Marmorskulpturen einen Besuch, um über einige bemalte Figuren, die vor nicht langer Zeit zum Vorschein gekommen, Notizen zu machen. Diese Exemplare geben von der Bemalung des Marmors in jenen letzten Zeiten einen nicht eben erfreulichen Begriff. Die Farbe ist nämlich nicht transparent, sondern sitzt ziemlich dick und trocken auf, sodaß das Material verleugnet sein würde, wenn es nicht an einigen Stellen unbemalt zum Vorschein käme. Dies scheint in der That beim Fleische der Fall gewesen zu sein. In den Gewändern waltet gelb, rosarot und hellblau vor.

Nachmittags ging ich zum Museum in San Martino hinauf. San Martino, unmittelbar unter der Festung San Elmo gelegen, war eine Certosa, und es wohnten dort, als ich zum erstenmale hier war, noch einige Mönche. Auch wurde nur die Kirche und der Klosterhof gezeigt. Jetzt hat sich in den Klosterräumen ein Museo civico gebildet: eine Sammlung von Dingen, welche auf die Geschichte der Stadt und des Landes Bezug haben, z. B. der Hut des Kardinals Ruffo, die Zivilgarden-Uniform des Bruders von Pio IX., die Trachten der Munizipalbeamten, die in Wachs bossirte Figur des Dominikaners Rocco, eines berühmten Predigers ꝛc.; dann Majoliken, Gläser u. s. w.

Von ganz überraschendem Eindruck war mir eine moderne Schöpfung, das Werk des Neapolitaners Michele Cucinello (1879). Es ist dies ein etwa fünf Schritt langes, plastisch aus allen möglichen Stoffen, Thon, Holz, Metall, Zeug ꝛc. aufgebautes farbiges Tableau, und stellt das Präsepe dar. Der Zuschauer befindet sich im Dunkeln, das Tableau ist von oben beleuchtet. Was nun hier aus dem einfachen Stoffe geworden ist! In der Mitte ein malerischer Berg, oben darauf imposante Reste eines korinthisirenden römischen Bauwerkes. Davor sitzt die Madonna mit dem Kinde, Joseph, die Wirtsleute u. s. w. Die Figuren, aus Thon modellirt und bemalt, sind etwa zwei Hände hoch. Die Könige, mit äußerster Pracht angethan, huldigen. Unterdessen werden ihre Pferde und Kameele nach vorn den Berg heruntergeführt vor die Geburtsgrotte und hier entladen. Alles mögliche an Gold und Silber kommt da zum Vorschein, und man kann alle die Pracht nicht mit einem Blicke fassen.

Der Berg ist nur links durch eine malerische steile Schlucht begrenzt, in welcher täuschend nachgebildetes Wasser hinabstürzt. Eine Brücke führt hinüber auf das jenseitige Terrain. Da sind Häuser, in denen allerhand Handwerker ihr Wesen haben. Sie haben von dem Ereignis auf dem Berge gehört und horchen hinüber, wie auch die Hirten von den Bergen herabkommen. Jedes Gerät, das sie brauchen, ist mit vollendetster Treue nachgebildet. Auf der andern Seite des Berges ein neues Bild. Da sind einige Neapolitaner Häuser aufgebaut und mit einer unglaublichen Fülle von Detail ausgestattet, wie man es hier in den Vorstädten oder in Portici sieht. Fleischerläden, Bäckerläden u. s. w. Vor der Taverne hat sich eine lustige Gesellschaft an einer langen Tafel etablirt und feiert das neue Ereignis ganz weihnachtsmäßig mit unendlichem Essen und Trinken; der dicke Wirt trägt schnaufend immer neue Vorräte herzu. Der Priester inmitten der Tafel mit einer Serviette bis zum Halse, tüchtig schmausend. Einige sind schon gesättigt und tanzen die Tarantella, von einer vollständigen Musik begleitet.

Und über all diesen Szenen eine Fülle von Engeln, welche an Drähten in der Luft schwanken. Welch eine Naivität, welch eine überquellende Fülle von Phantasie! Einige Kinder, die mit mir das Werk besahen, schrieen laut auf vor Ent-

zücken und waren nicht wieder wegzubringen. Ich staune über diesen bisher ungenannten Künstler aus dem Volke, der mit einem Griffe so die Universalität des Ereignisses umspannen und soviel Seligkeit, Glück, Vergnügen und Scherz durch seine Puppen darstellen konnte.

Neapel, 25. November.

Früh besuchten wir den Kreuzgang des Klosters San Severino, in welchem jetzt das Staatsarchiv untergebracht ist. Derselbe ist mit zwanzig großen Gemälden aus dem Leben des heiligen Benedict geschmückt, die dem Zingaro (Ende des vierzehnten Jahrhunderts) zugeschrieben werden, aber vermöge des durchgebildeten Ausdrucks der Gesichter jünger scheinen. Die Kompositionen sind einfach und klar, die Farbenstimmung ist eine dunkle, ins Schwarzgrüne fallende. Die poetisch angelegten landschaftlichen Hintergründe tragen viel zur Wirkung mit bei. Uebrigens ist die Hälfte dieser Fresken durch das Wetter beinahe ganz zerstört; an den übrigen ist vieles übermalt, und dies hat dazu beigetragen, den Ton schwer zu machen. In der Kirche findet sich ein sehr auffallendes Denkmal für drei Jünglinge aus der Familie der Sanseverini, welche von ihrem Oheim an einem Tage erbschaftshalber vergiftet wurden. Die Figuren sitzen nämlich auf den Sarkophagen und lassen die Füße herabhängen, während die Gesichter wie flehend und anklagend nach oben gerichtet sind. Es macht dies den Eindruck, als könnten die Unglücklichen keine Ruhe im Grabe finden. — Von San Severino in den Dom San Gennaro, der, seit ich ihn nicht gesehen, durch den Kardinal Sforza restaurirt worden ist. Die Apsis des Chores fiel mir diesmal durch ihre heitre Pracht angenehm auf, und es schien mir, als sei dies namentlich auf die Art der Beleuchtung mit zurückzuführen. Ueber den hohen Fenstern findet sich in der Attika unter der Halbkuppel noch ein Kranz von Rundfenstern, aufs reichste eingerahmt. In der Krypta unter dem Dome wird die aus vergoldetem Silber getriebne Büste des heiligen Januarius aufbewahrt, in welcher dessen Schädel steckt und welche man bei großen Gefahren, namentlich vom Vesuv her, herumträgt. Wird dieselbe in die Nähe des eingetrockneten Blutes gebracht, welches oben in einer Kapelle steht, so wird letzteres flüssig. In der Krypta findet sich auch die knieende Statur eines Kardinals von vorzüglicher Arbeit und großer Lebenswahrheit. Man schreibt dieselbe dem Michelangelo zu; doch möchte ich dies wegen der Drapirung bezweifeln. Im übrigen ist dies Unterkirchlein interessant durch die naive Art, wie man Ornamente aus einem alten Tempel, der hier gestanden, mit christlichen gemischt hat.

Mittags ein Frühstück in den Trümmern des Palastes der Königin Johanna unmittelbar am Meere — der Königin Johanna, die ihren Gemahl Andreas von Ungarn im Jahre 1315 erdrosseln ließ. Es wird behauptet, daß man nach ihrem Tode den Palast habe verfallen lassen, mir scheint er jüngern Ursprunges. Gegenwärtig haben sich in verschiednen Ecken desselben kleine Restaurants angesiedelt, und es ist in der That sehr reizvoll, hier unmittelbar über den aufspritzenden Wogen zu essen.

Nachmittags fuhren wir auf den Campo santo nuovo, eine Totenstadt von mächtiger Ausdehnung und herrlicher Lage über der Stadt und dem Golf. Während es auf den bisher gesehenen italienischen Friedhöfen wesentlich die Skulptur war, welche die Grabstätten schmückte, so ist es hier die Architektur. Man sieht da Tempel, Kapellen, ja ganze Kirchenbauten in allen Stilarten. Vornehme und reiche Familien haben ihre eignen Bauten, überirdisch und unterirdisch, in denen die Toten stets seitlings in die Wände eingeschoben werden; Leute mittlerer Stellung schließen

sich zum Zwecke eines anständigen Begräbnisses einer der sogenannten Erzbrüderschaften an, die hier über weitläufigen, mit Marmor ausgekleideten und gut erleuchteten Katakomben Kapellen unterhalten; andre werden vereinzelt beigesetzt. Die Armen begräbt man auf einem besondern Kirchhofe, der aus 366 Kellern besteht. Jeder Tag hat seinen Keller, um die Todesernte aufzunehmen, die einfach von oben hineingeworfen wird. Dann bleibt er bis zum Jahrestage geschlossen.

Der Kirchhof ist das Einzige, was in Neapel sauber gehalten wird. Aber der nichtswürdige Lärm der Gassenjungen dringt auch hierher. Eine Bande von solchen spielte zwischen den Denkmälern eines ihrer Wurfspiele, bei denen es sehr leidenschaftlich hergeht. Plötzlich kam eine wütende Frau hereingerast und rief nach ihrem Jungen, der dabei war. Um ihn ihren Wünschen geneigt zu machen, zielte sie mit einem schweren Steine nach ihm, und sie sah darnach aus, als ob sie werfen könnte. Der Junge wenigstens schien Erfahrungen zu haben, schrie aufs erbärmlichste wie ein Affe und verließ seine Kameraden. Seine Mutter, der er weggelaufen war und die ihn mit nach Hause haben wollte, beruhigte er damit, daß er ihr einen Teil seiner Spielbeute abtrat.

Mir hat das Volk diesmal einen weit unangenehmeren Eindruck gemacht als vor dreizehn Jahren, vielleicht weil ich damals außerhalb der Stadt wohnte und es doch seltner sah, während wir jetzt das furchtbare Geschrei den Tag und fast die ganze Nacht durch zu hören hatten. Die Neapolitaner sind in der That ein schmutziges, faules Volk, und von der Art, wie hier die kleinen Leute leben, aber mitten in den guten Straßen, macht man sich keinen Begriff. Ich glaube, etwas hätte die neue Regierung hier wohl bessern können, aber sie hat keinen moralischen Mut.

Neapel, 26. November.

Früh besuchten wir die Kirche Santa Maria del Carmine am Mercato, um das Denkmal Konradins von Hohenstaufen zu sehen, welches der König von Baiern hier durch Thorwaldsen hat errichten lassen. Mir scheint es leer und einigermaßen hölzern, wie ich denn Thorwaldsen überhaupt nicht viel Geschmack abgewinnen kann. Er arbeitete im bewußten Gegensatz gegen Canova und die Schule Berninis. Es ist wahr, der erstere ist weichlich, und die letztere ist meist übertrieben in den Bewegungen und manierirt, aber sie verstand doch elastisches Fleisch zu machen, und das, meine ich, ist es, was man vor allem vom Bildhauer zu verlangen hat. Der arme Hohenstaufe wurde auf dem Platze vor der Kirche gerichtet; den Block — ich sah ihn früher — bewahrt man in der gegenüberliegenden Kapelle Santa Croce auf.

Da es wieder regnete, so mußten wir die beabsichtigte Spazierfahrt über den die Stadt krönenden Corso Vittorio Emanuele aufgeben und besuchten noch einmal das Museum, wo uns namentlich die bronzenen Hausgeräte aus Pompeji viel Interesse abgewannen. Nachmittags um vier Uhr verließen wir die Stadt, um über Foggia nach Bologna zu fahren. Es ging die Nacht durch. Früh sahen wir über dem Meere bei Ancona die Sonne aufgehen. Mitten in der großen Aureole der Morgenröte leuchtete gerade an dem Punkte, wo die Sonne erscheinen mußte, vorher das hellblinkende Licht des Leuchtturms wie der Morgenstern — ein eigentümlich reizvoller Anblick, dem bald die volle Majestät des Sonnenaufganges folgte. Weißer Strand, dahinter das grüne, rot überhauchte Meer, dann der Himmel in allen Farben hellster Glut.

(Schluß folgt.)

Um eine Perle.

Roman von Robert Waldmüller (Ed. Duboc).

(Fortsetzung.)

Die ersten Vogelstimmen begrüßten das heraufziehende Morgenrot. Schwächer wurde das Licht des Morgensterns. Rosenfarbig begannen die weißlichen Wölkchen sich zu umsäumen, die nach der Wetterschlacht dieser Nacht gleich verlassenen Zelten über den Himmel verstreut waren. Auf dem die Stadt zu einer Insel machenden Mincio begannen die bunten Farben des Tages, bunt wie die Farben auf der Palette eines Malers, sich mit den grauen Tönen des verschwindenden Nachtdunkels zu mischen. Dann plötzlich zitterte ein Strahl der Sonne vom Osten herüber, und Fioritas Wimpern senkten sich.

Sie hatte alle diese Tage soviel gebetet, daß es ihr oft zumute gewesen war, als sei der Brunnen ausgeschöpft. Auch jetzt war es ihr nicht anders. Abgethan dünkte ihr die Zeit des siechen Sichanklammerns an wunderthätige Schickungen, an Botschaften überirdischer Art. Die Stunde war gekommen, wo es zu rechnen galt mit dem, was die Stunde bot. Ich bin eine Buonacolsi, sagte sie; wozu die Sklavin vergangener Tage sein! Der heutige Rückfall sei der letzte gewesen. Mich soll nichts mehr zu Boden werfen.

Ihre Miene war fast hart und streng geworden. Sie blickte nach dem Vater hinüber. Ein Sonnenstrahl umspielte seine Stirn, wie um ihn wach zu küssen.

Warum ihn schon jetzt wecken? sagte Fiorita, wir kommen früh genug zum Aussprechen. Und sie zog den Vorhang des Fensters zu.

Aber der Greis hatte genug geschlafen. Er schlug die Augen auf und blickte sich befriedigt im Zimmer um. Dann, als er sein Gesicht nach dem Fenster wandte, gewahrte er seine Tochter.

Sie senkte die Augenlider.

Digitized by Google

Er winkte.

Langsam trat sie an sein Bett heran.

Da er nicht gleich das Wort, das er ihr sagen wollte, fand, beugte sie sich über seine Stirne und segnete sie mit einem Kuß.

Mein armes Kind! stotterte der Greis.

Nichts jetzt von mir! bat sie, und beide schwiegen.

Er reichte ihr die Hand, aber es war jene mörderische Rechte, und Fiorita wich ihr aus, indem sie den Fenstervorhang noch dichter zusammenzog und dann, das Bett umschreitend, an die linke Seite des Vaters trat und ihre Hand in seine Linke legte.

Es war ihm nicht entgangen, was sie empfand. Er hielt ihre kleine Hand in der seinen und nickte teilnahmsvoll. Armes Kind! wiederholte er mit einem schweren Seufzer.

Nichts von mir, mein Vater! widersprach sie, aber mit bebender Stimme; haben wir etwa nicht Grund, zunächst dem Himmel Dank zu sagen? Hätte ich den Tag, wo man Euch zur Richtstätte schleifte, überleben können? War ich nicht schuld an allem? Ohimè! Vielleicht hätte ich ihn überlebt, aber mit welchem Rachemahner hinter mir? Das ist mir vor wenigen Augenblicken, als ich dort die Stadt Mantua so sorglos vom Morgenschlummer erwachen sah, erst deutlich zum Bewußtsein gekommen.

Schrecklich! entsetzlich! wehrte der Alte mit erhobener Rechten ab.

Wer weiß.

Nicht solche Phantome heraufbeschwören, Kind!

That ich's? Ihr jammertet um mich, Vater. Deshalb rief ich Euch ins Gedächtnis zurück, daß wir dem Himmel vor allem Dank schuldig sind! Vergessen wir doch alles übrige. Jubeln wir! Freuen wir uns!

Der Alte blickte scheu nach der Seite Fioritas. Deine cherne Miene, sagte er, läßt mich ja nicht zum Freuen und Danken kommen.

Verzeiht sie mir, Vater, versetzte Fiorita, ohne die Strenge ihrer Züge verscheuchen zu können; es ist ein bittres Ding um ein so besondres Wiedersehen, um ein so tieftrauriges Wiedersehen; ich möchte mich Eurer Rettung freuen, Vater, aber es geht nicht, mein Herz ist wie verdorrt; ich denke unablässig an das, was die nächsten Stunden an neuen Prüfungen über uns verhängen werden.

Aber ich bin ja frei, Kind! rief der Greis; du siehst mich im Geiste immer noch im Kerker; dank dem treuen Primaticcio hat der Herzog das blutige Urteil ja zerrissen —

Um heute noch, verlaßt Euch darauf, ein neues zu unterzeichnen.

Wenn was geschieht?

Wenn ich nicht als Büßerin jene schmachvolle Absage wiederhole.

Welche Absage?

Und ich werde sie nicht wiederholen, nun Ihr aus den Klauen des Herzogs heraus seid, nun ich mit der Waffe in der Hand hier für Euch eintreten kann, Vater, nun werde ich sie nicht wiederholen, diese Lüge, das schwöre ich hier; mag man mich niederschlagen, mehr als mein Leben für Euch hinzugeben, vermag ich nicht.

Was ist über mein sanftes Kind gekommen? rief der Greis und zog Fioritas Hand angstvoll an seine Lippen.

Fiorita machte sich los.

Gott! Gott! rief sie; ich war so demütig, so ruhig, so gefaßt geworden! Die ganze Nacht habe ich so fest wie in meiner Kindheit geschlafen. Ich glaubte, die himmlische Güte müsse, müsse Einspruch erheben gegen die Schreckniſſe, mit denen die argen Menschen mich auch selbst noch in meiner Gebrochenheit bedrohten! Aber nein, nun man Euch herausgegeben hat, Vater, verflüchtigt sich das nebelhafte Hirngespinnst, mit dem ich mir die harte Wirklichkeit verschleiert hatte. Hier ist der gefangen gewesene Feind des grausamen Francesco; man wird das versprochene Lösegeld, verlaßt Euch darauf, von mir fordern, denn man hat der Tochter den Vater herausgegeben, und man wird in diesem Augenblicke schon das Gerüst zimmern, vor dem sie in Sack und Asche im Angesicht von ganz Mantua geloben soll, nur mit Abscheu — seiner — als eines bösen Zauberers gedenken zu wollen —

Wessen?

Seiner — Ihr wißt, wen ich meine.

Sie vermochte sich nicht aufrecht zu halten. Draußen begann das Jubiliren, von dem die Frühstunden dieses bewegten Tages erfüllt bleiben sollten, bis um die Mittagsstunde ganz Mantua nur noch ein Bild der Angst und des Schreckens war. Fiorita lauschte entsetzt. Auf mich wartet Mantua! rief sie, und sie sank ohnmächtig in die Arme der zur Hilfeleistung herbeigeeilten Friaulerin.

Vierzigstes Kapitel.

Stunden verstrichen, ehe das Bewußtsein Fioritas zurückkehrte. Was half es, daß der Greis bei den letzten Worten seiner Tochter sich über die Absage, von der sie als einer Lüge geredet hatte, klar geworden war; daß ihm alles wieder aufdämmerte, was Primaticcio ihm gestern in kurzen Zügen über Abbondio Buonacolsis Tod, über Beppos Aussagen, über die dadurch herbeigeführte Umstimmung des Herzogs und dessen Verzicht auf jene vom herzoglichen Gericht verlangt gewesene Absage mitgeteilt hatte. Was half es, daß der alte Marcello den beiden rasch herbeigerufenen und jetzt um Fiorita bemühten Ärzten dies alles wieder und wieder erzählte und ihnen immer von neuem sagte, er habe solcherart schon die Mittel in der Hand, sein Töchterchen auf der Stelle

von ihren ſchlimmſten Ängſten zu kuriren — nur einzig erſt wieder zum Bewußtſein müſſe man ſie bringen. Was half es — die erſchöpfte Natur ließ ſich die Zeit, deren ſie zu ihrer Erholung bedurfte, nicht unterſchlagen.

Inzwiſchen war die Friaulerin abgerufen worden. Als ſie mit ſchwerem Herzen hinabſtieg — denn Beppo hatte ja nur auf Eufemias Betreiben ſich zu der Anklage Giuſeppe Gonzagas als eines Verſchwörers verſtanden, und wie konnte ihre Herrin ihr das jemals verzeihen! — da hörte ſie die ſchnarrende Stimme des Paduaners, wie er in der Hausflur dem alten Lazzaro Dinge erzählte, über welche dieſer nicht müde wurde ſich in Ausrufen der Verwunderung Luft zu machen.

Come mai! Pape! Per Bacco! Oh! eh! ſo klang es in einem fort, und die Friaulerin ſputete ſich, um ſo wichtige und unterhaltende Neuigkeiten auch ſelbſt möglichſt raſch zu vernehmen, nachdem ſie, wie ſich's gehörte, den beiden Männern über ihr lautes Gebahren den Text geleſen haben würde.

Wie eine Wachtel, ſo hurtig lief ſie die Hausflur entlang, an deren Ende die Quelle dieſer Wunderdinge ſprudelte; aber dann ſchob ſie Lazzaro ohne Umſtände auf die Seite. Welche Unziemlichkeiten! rief ſie, was ſoll das Pape- und Per Bacco-Schreien? Man iſt hier nicht in der Schenke, Signor Gridatore! Oben, wandte ſie ſich zu Beppo, liegt mein Fräulein in Ohnmacht oder im Starrkrampf, oder Gott weiß worin! Hier iſt mein Zimmer, Signor Beppo, habt Ihr etwas auszurichten, ſo wählt Euch dafür einen ſchicklichen Ort. Und Ihr, wandte ſie ſich wieder zu Lazzaro, bedenkt, daß Euer Herr, Iddio sia lodato! nicht mehr der Koſtgänger des Herzogs iſt. Wo bleibt Signor Marcellos Morgenimbiß? Tummelt Euch! Und auch die beiden Doktoren ſitzen nicht um Chriſti willen oben. Wenn Ihr ſie verdurſten laßt, bringen ſie unſer Fräulein in Jahr und Tag nicht wieder auf die Beine. Avanti! Fa d'uopo! Fa di mestieri!

Ohne auf Lazzaros Einwände zu hören, ſpedirte ſie den Diener Giuſeppes in ihr Zimmer und folgte ihm, indem ſie ihm in ihrer wortreichen Weiſe auch die von ihm begangene Schwatzhaftigkeit, als eines getreuen Dieners nicht würdig, verwies. Aber ſo ſeid Ihr, Signor Beppo, rief ſie, alles müßt Ihr an die große Glocke hängen; warum, wozu? Ich frage: warum, wozu? Weil Ihr ein leckes Faß ſeid, Ihr könnt eben nichts bei Euch behalten. Oder habt Ihr mir geſtern mit Euerm Gerede von der Verſchwörung Euers armen Herrn etwa einen Gefallen zu erweiſen gemeint? Misera me! Jetzt kann ich die Suppe, die Ihr mir einbrocktet, auseſſen. Warum mußtet Ihr Euerm armen Herrn noch im Grabe ſo etwas nachreden? Hat unſer gnädiges Fräulein nicht ſchon Kummer genug? Und wie ſtehe ich da, ſagt mir, wie ſtehe ich da? Haarklein hat Signor Primaticcio unſerm gnädigen Herrn geſtern Abend alles hinterbracht, und unſer gnädiger Herr hat es ſoeben wieder haarklein den beiden Pillenlateinern da oben erzählt, und ſchlägt unſer Fräulein die Augen auf, ſo wird

ſie hören, daß ich ohne ihren Urlaub Euch aufs Gericht gefolgt bin, wie Ihr Euern guten, beklagenswerten, ritterlichen Herrn — denn das war er, leugnet es, wenn Ihr's könnt, er war kein Filz, er war ein Baum, den man nur zu ſchütteln brauchte — wie Ihr alſo einen ſolchen trefflichen Herrn aus freien Stücken als Verſchwörer denunzirt habt, ohne daß ich ihn rechtfertigen konnte — wird mein gnädiges Fräulein mir das jemals vergeben? Mai! Nie und nimmer!

Vom vielen Reden atemlos, ließ ſie ſich auf die Fenſterbank nieder.

Ihr ſeid des Teufels! rief der Paduaner, als er endlich zu Worte kam; Ihr wäret mir gefolgt?

Bleibt mir mit Euern Spitzfindigkeiten vom Leibe. Mußte ich nicht etwa mit aufs Gericht?

Sicuro!

Nun alſo?

Aber wer zwang mich, mit Euch zu dem Rechtsbeiſtande Euers gnädigen Herrn zu gehen? Habt Ihr nicht hier am Fenſter bei Euerm Eichkätzchen geſtanden, als ich Euch fragte: Was ſoll ich dort?

Zuletzt hätte ich Euch wohl noch erſt um Erlaubnis bitten ſollen, ob ich in Eurer Gegenwart mein Eichkätzchen füttern dürfe!

Poſſen! Und habt Ihr mir wohl nicht über den Rücken kurzweg geantwortet, ich ſolle ihm alles wiederholen, was ich Euch geſagt hatte?

Natürlich! Warum nicht über meinen Rücken? Capperi! Mein Rücken iſt nicht ſchlechter als meine Vorderſeite.

Das behauptet ja niemand. Ich rufe Euch nur ins Gedächtnis zurück, wie die Sache zugegangen iſt. Denn Ihr ſelbſt waret es, die mir ſagte: Erzählt das alles dem Signor Primaticcio.

Nun ich darum wußte, war das meine Pflicht; warum hattet Ihr es nicht für Euch behalten!

Und als ich mich weigerte, habt Ihr mich gar einen Elenden geſcholten und einen Haſenfuß und einen unverbeſſerlichen Säu—

Nein nein, fiel ihm Eufemia ins Wort, das Wort nahm ich zurück. Überhaupt, was ſtreiten wir uns? Kommt etwas dabei heraus? Ihr ſeid der Mann, an Euch war es, nachzudenken, an Euch war es, mir zu ſagen: Miſchen wir uns nicht in Dinge, die uns nichts angehen; warten wir ab, mußtet Ihr mir ſagen, ob Signor Abbondio nicht irgendwo den Hals bricht — jetzt hat ihn die Peſt geholt —, und ob der Herzog nicht von ſelbſt andern Sinnes wird, wie er es ja wirklich jetzt geworden iſt. Aber — aber — genug, Signor Beppo, Ihr waret nicht geſcheidter als ich; nun, ich habe als Frauenzimmer das Recht, zuweilen kopflos zu ſein; Ihr jedoch, als Mann, Ihr ſolltet — basta! Warum ſetzt Ihr Euch nicht? Und was war denn vorhin ſo Wichtiges zu erzählen? Der alte Topfgucker, unſer Lazzaro, geberdete ſich ja wie ein beſchenktes Kind! Setzt Euch!

Ich kann weder ſitzen noch liegen, antwortete Beppo, indem er Geſichter ſchnitt; jetzt heißt es, ſoll die grüne Kammer für immer zugeſperrt ſein; ich ſei darin der letzte Gaſt geweſen. Ein geringer Troſt. Ich hätte jedem andern dieſe Auszeichnung gegönnt.

Erinnert mich beim Weggehen, daß ich Euch eine Büchſe voll Balſamſalbe mitgebe, ſagte Eufemia in teilnehmendem Tone; aber jetzt nur endlich heraus mit Euern Neuigkeiten! Ich bin ſonſt nicht neugierig; meine Gnädige könnte alle Taſchen voll Liebesbriefe haben, es käme mir nie in den Sinn, hineinzugucken, ſelbſt wenn ich geſchriebene Schrift leſen könnte. Aber wir verſchwatzen hier die Zeit und ich kann jeden Augenblick abgeklingelt werden. Alſo Ihr kamt, um mir etwas mitzuteilen? Nun, was war es? Ich ſchweige ja. Redet. In der grünen Kammer hat doch hoffentlich nicht auch Eure Zunge Schaden genommen. Ahi! Da klingelts ſchon! Nun, per l'amor di Dio, was gabs denn neues? rief ſie und ſprang von ihrem Sitze auf.

Beppo zog einen der braunen Tapetenſtreifen aus der Bruſttaſche: Mein Herr iſt noch am Leben, ſagte er.

Die Friaulerin riß die Augen weit auf: Signor Giuſeppe?

Signor Giuſeppe Gonzaga!

Unmöglich! Er war ja tot, mauſetot! rief ſie.

Hier hat es geſtanden, ſagte Beppo, und überließ ihr das Beweisſtück, jetzt iſt's verwiſcht. Wäre ich nicht Paduaner, ſo hätte ich ſo wenig wie die meiſten andern auf die Tauben Acht gegeben, die mit dieſen Fetzen ängſtlich umherflatterten. Nun, Ihr als Friaulerin habt wohl auch einmal von dem Paduaner Taubenfeſt reden hören. Wir feiern es zur Erinnerung an die Tauben, welche dem berühmten Francesco Novello, als er mit ſeiner braven Friauler Mannſchaft die feſte Stadt Padua belagerte, auf einem ſolchen Lederſtreifen die Nachricht brachte, eine der Thorwachen ſei bereit, ihn nachts in die Feſtung einzulaſſen, er möge nur getroſt die Brenta durchſchwimmen. Das hat er ja dann auch gethan, und dadurch iſt Padua bekanntlich die verhaßten Viscontis losgeworden.

Die Friaulerin hatte den Tapetenſtreifen wortlos angeſtarrt.

Mein Gott, mein Gott! rief ſie, aber da beginnt ja alles wieder von vorn!

Freilich, ſagte Beppo, und um Eure Meinung über die Sache zu hören, kam ich hierher.

Ich hätte eher für möglich gehalten, daß der Mincio rückwärts flöſſe!

Wie mir erſt zumute iſt, könnt Ihr denken.

Weil Ihr ſo Schmähliches über Euern Herrn ausſagtet! O Signor Beppo, jetzt werdet Ihr ſelbſt mir wohl Recht geben.

Der Paduaner hütete ſich, von neuem gegen den Gedankenwirrwarr Eufemias zu Felde zu ziehen.

Ich bin auf dem Wege hierher dem Beichtvater Euers Fräuleins begegnet, sagte er, und habe ihm —

Doch nicht auch schon wieder alles ausgeschwatzt? Affè! Ich sagte ja, Ihr seid wie ein leckes Faß. Geht! Was braucht Ihr da noch Rat von mir zu holen!

Ihr habt Recht, sagte Beppo, denn im Grunde wußte ich schon, was ich zu thun hatte.

Er griff nach seinem Hut.

Es klingelte von neuem.

Wir treiben's beide wie die Kinder! rief sie, und nahm ihm seinen Hut aus der Hand; und vor allem Ihr, Signor Beppo. Kann ich in solchem Zustande mich vor meinem Fräulein sehen lassen? Fühlt einmal her, wie mein Herz pocht! Mich mit einer solchen Nachricht wie ein Platzregen zu überfallen und mich dann allein zu lassen, Signor Beppo! Habt Ihr's gefühlt? Und da greift Ihr nach Euerm Hute, als wäre ich ein Brückenheiliger von Stein, was weiß ich!

Madonna Eufemia, sagte der Paduaner, nachdem er sich von dem heftigen Pochen ihres Herzens in bescheidner Weise überzeugt hatte, wenn ich gesagt habe, ich wisse schon, was mir zu thun obliege, so verübelt mir das nicht; ich wollte mich damit keineswegs überheben. Höret jetzt in Ruhe zu. So steht die Sache. Zunächst: mag ich schwatzhaft sein oder nicht — die Nachricht, daß Signor Giuseppe lebe, und zwar, wie es auf einem der Lederstreifen hieß, in der Gefangenschaft des Herzogs lebe, ist wie ein Lauffeuer allerorten hingedrungen; daß ich auch mit dem ehrwürdigen Pater Vigilio davon sprach, hatte also durchaus nichts auf sich. Betrachten wir nun meine Lage. Auf Euer Betreiben, oder gut: aus eigner Schwatzhaftigkeit habe ich dem Signor Primaticcio und hernach auch noch dem herzoglichen Gericht verraten, daß mein Herr ein Verschwörer ist. Kann ich jetzt etwasSchicklicheres thun, als zu verschwinden?

Aus Mantua?

Nur aus Mantua. Versteht sich. Vom Erdboden zu verschwinden, ist noch nicht meine Absicht.

Aber Euer armer Signor Giuseppe!

Kann ich dafür, daß er nicht auf meine Abmahnungen hörte? Erinnert Euch, wie glatt alles in Verona ablief! Da hatte er mir die Zügel in die Hand gegeben. Hier in Mantua dagegen meinte er plötzlich mit dem Kopfe die Wand einrennen zu können. Hat er Euch nicht mit dem blanken Degen in der Hand gezwungen, ihn zu Euerm Fräulein, ich weiß nicht, wie viele hundert Stufen, treppauf voranzuleuchten?

Mir beben noch die Kniee, bestätigte Eufemia.

Aber davon abgesehen, fuhr Beppo fort, was kann ich für ihn thun? Wo halten sie ihn versteckt? Kein Mensch weiß es. Gelänge mir's aber auch, seinen

Aufenthalt zu ermitteln, wie käme ich dann in seinen Kerker hinein? Und gesetzt den Fall, ich käme zu ihm hinein, wie käme er mit mir wieder heraus? Würde man uns herauslassen? Gutwillig? Ohne daß wir den oder die Gefängniswärter zuvor bestochen hätten? Und wiederum: gesetzt den Fall, wir hätten dazu das nötige Gold im Sack — wir haben's nicht, aber ich setze den Fall, wir hätten's, und man wollte uns entwischen lassen, wäre mein armer Herr, ein halb oder dreiviertel totgestochener Mann, dann imstande, mit mir Reißaus zu nehmen? Mai!

Ihr habt ja tausendmal Recht, stimmte Eufemia bei; denn logische Schlußfolgerungen machten sie nach und nach immer zu einer respektvollen Hörerin, wenn der Schlußfolgerer auch kein Kanzelredner war.

Ich bin aber nicht nur um meiner selbst willen verpflichtet, Mantua möglichst rasch zu räumen, fuhr Beppo fort, auch das Interesse meines armen Herrn gebietet mir's. Auf meine gestrigen Aussagen hin wird man ihm voraussichtlich den peinlichen Prozeß machen. Man braucht mich also, um ihn zu überführen. Bin ich nicht da, so sind meine Aussagen, wie meine Eminenz sich ausdrücken würde, nur noch bloße Protokollaussagen. Die kann ich von Verona aus, als mir durch die Folter ausgepreßt, widerrufen. Kann ich das hier, wo der Schlüssel zur grünen Kammer vermutlich noch im Schlüsselloche steckt?

Wie Ihr alles klar durchdacht habt! stimmte die Friaulerin mit immer unverhohlener bewundernder Miene abermals bei.

Es klingelte zum dritten male.

Ich gehe, sagte sie und gab ihm seinen Hut zurück; Gott geleite Euch, Signor Beppo. Verzeiht mir meine rasche Zunge. Mein Herz ist nicht böse.

Sie wollte sich entfernen, mußte aber, als es zum gegenseitigen Hinauskomplimentiren kam, dem Paduaner doch noch die Freiheit gestatten, daß er einen Kuß auf ihre Hand drückte, wobei sie jedoch erklärte, dieselbe sei für dergleichen viel zu rauh und abgearbeitet, was dann — er war immer logisch — wiederum die Folge hatte, daß er ihr einen Kuß auf den Mund gab.

Darüber schellte es an dem Pförtchen.

Sie lief beschämt treppauf und überließ das Öffnen dem Paduaner, der nun, nachdem er vorsichtig durch das Guckloch geblickt und den Pater Vigilio, also einen vertrauenswürdigen Mitwisser, erkannt hatte, das Pförtchen dem geistlichen Herrn mit einem ehrerbietigen Verneigen aufthat.

Du wirst in ganz Mantua gesucht, sagte der letztere, und wollte noch dies und das in seiner langsamen Weise hinzusetzen, aber Beppo bedauerte, große Eile zu haben, und war im nächsten Augenblicke entschlüpft.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Die geltenden Verfassungsgesetze der evangelisch deutschen Landeskirchen. Herausgegeben und geschichtlich eingeleitet von Dr. Emil Friedberg, Königl. Sächs. Geh. Hofrat und Professor an der Universität Leipzig. Freiburg i. Br., Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), 1885.

In einem höchst stattlichen Bande von XXXVI und 1186 Seiten, welcher glücklicherweise so eingerichtet ist, daß er auch in zwei Abteilungen gebunden werden kann, hat der bekannte Kirchenrechtslehrer Dr. Friedberg die geltenden Rechtssätze

der evangelischen Landeskirchen Deutschlands zusammengestellt. Denn da die „allgemeine deutsche evangelische Kirche," von welcher einzelne neuere Verfassungsgesetze reden, lediglich ein abstrakter Begriff ist, so mußten die Gesetze der einzelnen Landeskirchen nach einander Aufnahme finden. Dadurch wurden Uebelstände beseitigt, die sich seither unangenehm fühlbar machten. Nicht nur, daß die geltenden Rechtssätze in den zahlreichen staatlichen und kirchlichen Gesetzsammlungen zerstreut sind, sondern es ist auch infolge der beschleunigten Gesetzgebungsarbeit der neuern Zeit bisweilen selbst bei ganz neuen Gesetzen schwierig anzugeben, ob ein Gesetz noch in Geltung ist und keine Abänderung erfahren hat.

Die neue Sammlung Friedbergs giebt den gesamten Stoff des jetzt geltenden Verfassungsrechtes aller deutschen Landeskirchen. Es ist ein nicht zu unterschätzendes Verdienst Friedbergs, daß er zum erstenmale den weitschichtigen Stoff vollständig zusammengestellt hat. Der große Umfang der Sammlung kann nicht überraschen, wenn man weiß, daß allein im preußischen Staate sieben, in Baiern zwei und in Oldenburg drei Kirchenverfassungen neben einander bestehen, und daß in der freien Stadt Bremen die einzelnen Gemeinden ihre kirchlichen Ordnungen für sich haben, sodaß in Bremen sogar zehn Kirchenordnungen in Geltung sind. Besonders dankenswert ist die Zusage des Herausgebers, daß er sein Buch von Zeit zu Zeit durch Nachträge ergänzen will. Das erste Ergänzungsheft wird das kurhessische Gesetz, über welches in jüngster Zeit beraten worden ist, bringen, sobald dasselbe publizirt sein wird.

Uebrigens enthält auch schon die vorliegende Gesetzessammlung eine wertvolle Beigabe. Der Herausgeber hat für jeden deutschen Staat eine geschichtliche Entwicklung seiner evangelischen Kirchenverfassung gegeben, die regelmäßig bis zu dem Zeitpunkte fortgeführt ist, wo die jetzt geltende Gesetzgebung einsetzt. Erst dadurch, daß die Gesetze in den geschichtlichen Zusammenhang eingereiht werden, ist auch der Nichtfachmann in den Stand gesetzt, Geist und Wesen der einzelnen Gesetzessammlungen zu erkennen.

Der Verlagsbuchhandlung gebührt besondrer Dank für die treffliche Ausstattung des Werkes.

Zur Beleuchtung des Stöcker-Mythus. Ein freies Wort von Dr. theol. M. Schwalb. Berlin, Walther und Apolant, 1885.

Es ist gerade jetzt eine mißliche Sache, für Stöcker einzutreten. Jeder Einsichtsvolle muß zugeben, daß die Art und Weise, wie Stöcker seinen Standpunkt geltend gemacht und die Interessen desselben gefördert hat, nicht in allen Stücken den Forderungen entspricht, die man an einen im öffentlichen Leben stehenden Mann und insbesondre an einen Theologen und Geistlichen stellen muß. So wenig wir in die wohlfeilen Phrasen einstimmen können, mit denen seine Gegner von ihm als „Vertreter christlicher Demut und Milde" Duldung Andersgläubiger forderten, da es eben Verhältnisse giebt, wo Demut und Milde im Sinne jener gleichbedeutend wären mit dem Aufgaben jeglicher persönlichen Ueberzeugung und der Verpflichtung, als Mann dieselbe zu vertreten, so bleibt doch andrerseits die Thatsache bestehen, daß Stöcker in der Wahl seiner Mittel und seiner Helfer nicht mit der nötigen Vorsicht verfahren ist.

Gegenüber dieser durch den letzten Stöcker-Prozeß mit voller Klarheit an den Tag getretenen Thatsache kommt die Broschüre von Dr. Schwalb in jeder Hinsicht zu spät. Handelt es sich darum, Stöcker zu diskreditiren, so giebt es jetzt gröberes Geschütz, um sich dessen gegen ihn und seinen Standpunkt zu bedienen. Handelt

es sich aber darum, nur den Standpunkt Stöckers objektiv zu beleuchten, um ihm als Theologen gerecht zu werden oder, wenn nötig, die Unhaltbarkeit der von ihm vertretenen theologischen Richtung rein theoretisch nachzuweisen, so fehlt es jetzt an dem tiefergehenden Interesse für das System der Stöckerschen Theologie.

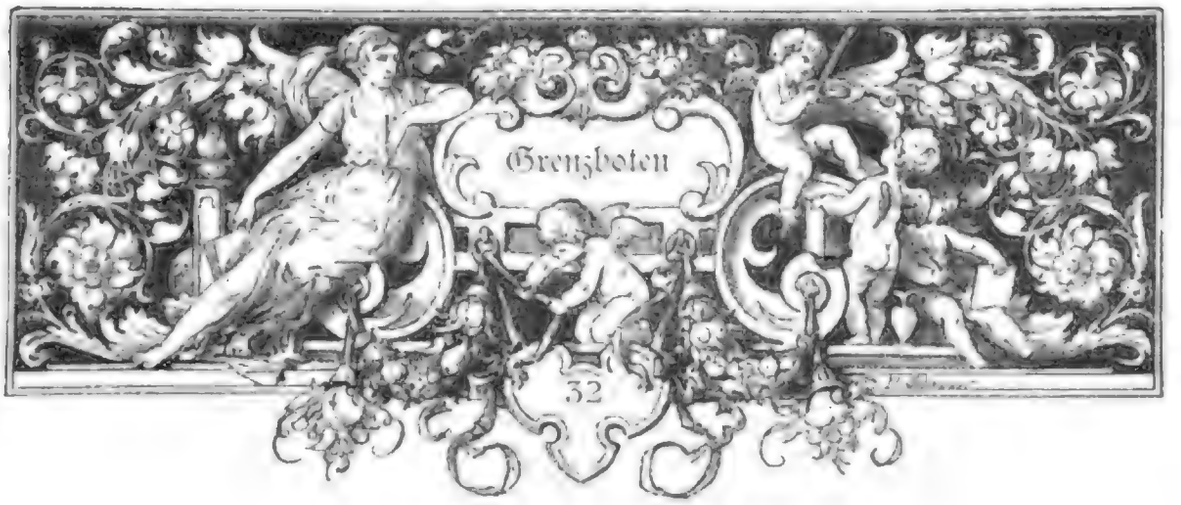
Dr. Schwalb hat aber auch nicht den richtigen Weg eingeschlagen, um die Gesamtanschauung Stöckers in dogmatischer und ethischer Hinsicht zum Zwecke einer Kritik derselben nachzuweisen. Er legt die unter dem Titel „Christlich-Sozial" zu einem Buche vereinigten „Reden und Aufsätze" zu grunde, welche Stöcker selbst unter folgende vier Rubriken verteilt hat: 1. Reden in christlich-sozialen Versammlungen Berlins; 2. Zur Judenfrage; 3. Vorträge religiöser, politischer und sozialer Natur in deutschen Städten; 4. Aufsätze über die kirchliche Lage. Schwalbs Absicht ist, in diesen Reden „in betreff seiner Gedanken und Bestrebungen, auch seines Charakters, soweit er zur Selbstdarstellung kommt, die Wahrheit zu lesen." Aber wie kann man aus den gelegentlichen Bemerkungen in Gelegenheitsreden, ja sogar daraus, daß in diesen Reden manches auch nicht gesagt ist, ein System Stöckerscher Dogmatik zusammenstellen und diese Zusammenstellung vom Standpunkte seiner Anschauungen aus einer Kritik unterziehen! Wie unbillig dies ist, läßt sich schon aus den Bemerkungen erkennen, mit denen Schwalb die Vorführung seiner Disposition, die sich nach dem Schema unsrer Dogmatiker richtet, begleitet hat: „Fünf Hauptstücke sinds, die Herr Stöcker in neunundvierzig uns vorliegenden Reden und Aufsätzen behandelt: 1. die Bibel, 2. Gott, 3. der Mensch, 4. »König und Vaterland«, 5. die Reform der Kirche. Und gewiß, wenn es ihm darum zu thun gewesen wäre, die auf diese Gegenstände bezüglichen Teile seines Buches logisch zu ordnen, so hätte er sie in dieser Ordnung uns geboten. Doch was er nicht gethan hat, noch zu thun brauchte, das dürfen wir uns erlauben." Dazu kommt ein zweites. Auch die Ausgangspunkte beider Theologen sind völlig verschieden. Zur Judenfreundschaft Schwalbs kommt noch sein protestantenvereinlicher Standpunkt. Indem Schwalb seinem Gegner Widersprüche oder Unrichtigkeiten nachzuweisen sucht, richtet er bisweilen ebensosehr den Standpunkt und die Anschauungen jedweder positiven, offenbarungsgläubigen Theologie. Mag nun Stöcker diesen letztern Standpunkt mehr oder weniger konsequent vertreten, immerhin giebt es für beide keine Verständigung, ebensowenig wie einst zwischen Cajetan und Luther, die auch von verschiednen Voraussetzungen ausgingen.

Erklärung. Der im 11. Hefte vom 12. März d. J. gebrachte Artikel: „Wie man Reklame macht" hat mir, als dem Herausgeber und Verleger der Grenzboten, eine Beleidigungsklage des Herrn Professor Dr. Beyer in Stuttgart zugezogen. Zur Beilegung der Sache erkläre ich hiermit, daß ich mit diesem Artikel die persönliche Ehre des Herrn Professor Beyer nicht habe verletzen wollen, und daß ich die Aeußerungen in dem betreffenden Artikel, soweit damit dem Ankläger zu nahe getreten wird, zurücknehme, auch die Kosten zu tragen mich verpflichte.

Ich kann diese Erklärung, welche selbstverständlich das Sachliche des Artikels nicht berührt, umso unbedenklicher abgeben, als der Artikel in dieser Fassung nur durch einen Zufall und gegen meine Absicht Aufnahme gefunden hat.

Johannes Grunow.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig.



Rechtspolitiſche Streifzüge.

Wenn es zu den Aufgaben einer Wochenſchrift gehört, hervorragende Tagesereigniſſe von einem allgemeinen Geſichtspunkte aus zu betrachten, ſo wird dieſe Aufgabe gewiß umſo dankbarer, wenn ein gewiſſer Zeitablauf eingetreten iſt und erwartet werden kann, daß die ſozuſagen philoſophiſche Betrachtung nicht mehr derart unter der Einwirkung dieſes Ereigniſſes ſteht, um dadurch in ihrer Objektivität beeinflußt zu werden.

Zu den hervorragenden Tagesereigniſſen der letzten Wochen wird man die Prozeſſe des Berliner Hofpredigers Stöcker rechnen dürfen. Der politiſche Kampf, in welchen derſelbe ſeit Jahren gerade mit der Richtung getreten iſt, welche ſich ſeit Jahrzehnten in dem Beſitze der politiſchen Herrſchaft Berlins befand, iſt auf beiden Seiten mit ſo vieler Leidenſchaftlichkeit und Erbitterung gekämpft worden, daß der Streit nicht anders im Gerichtsſaal als in der Volksverſammlung geführt wurde. Nun iſt es gewiß das Verkehrteſte, einen politiſchen Streit, einen Kampf um Ideen vor Gericht ausfechten und etwa annehmen zu wollen, daß das Urteil des Gerichtes berufen ſei, dieſen Streit zu ſchlichten. Was hier allein entſchieden werden kann, iſt das, ob die Gegner in ihrer gegenſeitigen Befehdung diejenigen Grenzen eingehalten haben, welche die Rechtsordnung in Staat und Geſellſchaft dem Einzelnen um des allgemeinen Friedens und Zuſammenlebens willen auferlegen muß. Man iſt aber vielfach im Publikum der Meinung, daß die Rechtſprechung eine an ſich formelle Thätigkeit ſei und daß es deshalb nur der Anwendung beſtimmter und anfechtungslos feſtſtehender Sätze bedürfe, um jene Grenzpunkte zu beſtimmen. Da ſchien man plötzlich zu entdecken — und dieſe Entdeckung iſt umſo merk-

würdiger, als wir bereits seit vielen Jahren unter derselben Rechtsanschauung leben —, daß diese Gesetze in sich nicht so fest bestimmt seien, sondern daß noch eine große Freiheit für das subjektive Ermessen des Richters in der Beurteilung der Thatsachen übrigbleibe. Nun ist es das Eigentümliche eines jeden gerichtlichen Verfahrens — auch im Strafprozesse —, daß er beide streitenden Teile nie befriedigt, und so kam es, daß, als man die Entdeckung zu machen glaubte, wie das Urteil in den Stöckerprozessen hauptsächlich auf dem freien richterlichen Ermessen beruhe, man von Willkür der Entscheidung zu reden anfing und für das eigne Ermessen dieselbe Wertschätzung forderte wie für dasjenige des Richters. Auch in den vorliegenden Prozessen haben die beteiligten politischen Parteien das Urteil des Gerichts als solches nicht anerkannt. Die Gegner Stöckers haben aus demselben Folgerungen gezogen, welche das Gericht nicht ausgesprochen hat, und die Anhänger haben das Urteil einer Kritik unterzogen, die sich nicht bloß an die juristische Seite wendete,*) sondern die Unparteilichkeit des Spruches selbst in Zweifel zog. Wenn in einem großen politischen Tagesblatte u. a. dem einen christlichen Richter die Frage vorgelegt wird, ob er als Sohn eines Juden die Mitwirkung in dem Prozesse nicht lieber hätte ablehnen sollen, so heißt dies nichts andres, als daß dieser Richter wegen seiner Abstammung in der öffentlichen Meinung als nicht unbefangen bezeichnet wird.

Ein solcher Übergriff der Kritik ist zu beklagen, ja von dem besonnenen konservativen Standpunkte aus, den der Verfasser dieser Zeilen, außerhalb der politischen Parteien stehend, vertritt, energisch zu bekämpfen. Denn mögen auch die Gesetze selbst anfechtbar sein — und wie weit dies der Fall ist, soll noch Gegenstand dieser Erörterung werden —, so beruht doch unsre ganze Rechtsordnung, soweit nicht die formell vorhandnen Voraussetzungen vorliegen, darauf, in dem Richterspruche die Äußerung eines unparteiischen Staatsorgans zu sehen, der sich der Einzelne wie die Partei ohne Murren auch dann zu fügen hat, wenn die Sentenz dem eignen Interesse schroff widerspricht.

Das Urteil begründet Recht, und wie jedermann auch dem Gesetze gehorsam sein muß, welches er für schlecht erachtet, so muß er auch der ihm gesetzten Obrigkeit dann sich fügen, wenn dieselbe innerhalb ihrer verfassungsmäßigen Grenzen über ihn ein Übel verhängt. Man kann ein Urteil mit wissenschaftlichen Gründen bekämpfen, man kann gegen dasselbe die gegebnen Rechtsmittel ergreifen — und nach beiden Richtungen geht man in unserm Vaterlande vielfach zu weit —, aber man darf ohne die gesetzlich gegebnen Grundlagen den

*) Dies ist allein in dem Aufsatze der „Grenzboten" Nr. 27, „Das richterliche Urteil und die Phrase" geschehen. Diesen Ausführungen, denen jeder schon beim ersten Blick die Sachkunde und Objektivität anmerkt, stimmen wir aus voller Überzeugung zu, ja wir glauben und hoffen, daß unsre Erörterungen eine Ergänzung jenes Aufsatzes bilden. Denn wie dieser sich an die formelle Seite jenes Urteils wendet, so haben wir unsre Betrachtungen auf das Materielle der Frage gerichtet.

Richterspruch nicht als befangen oder parteiisch hinstellen, sonst thut man die Arbeit der Anarchisten. Daß dieses in konservativen Blättern geschieht, ist umso bedauerlicher, als sie besonders berufen sind, gegen die alles zerfressenden Elemente des modernen Lebens die Autorität und das Ansehen der Staatsorgane zu schützen, und als bei dem wechselnden Laufe der politischen Dinge morgen Ambos sein kann, wer heute Hammer ist. Wer erinnert sich nicht noch jener Flut von Schmähungen, die in den fortschrittlichen Blättern auf den frühern höchsten preußischen Gerichtshof gehäuft wurden, der in seinem richterlichen Urteile über die Redefreiheit der Abgeordneten eine andre Meinung aufgestellt hatte, als sie bisher üblich war? Wenn damals mit Recht von konservativer Seite geltend gemacht wurde, daß Schmähungen gegen Richtersprüche den Staat untergraben, so sollte man diesen wichtigen Satz nach zwanzig Jahren noch nicht vergessen haben und den Ruhm, die Säulen der staatlichen Autorität zu erschüttern, lieber neidlos den Gegnern überlassen.

Ein ganz andres ist es, ob man aus einem Urteile nicht Lehren für die Gesetzgebung ziehen soll, und in dieser Beziehung ereignet es sich nicht selten, daß Fehler der Gesetze, welche von den Einsichtigeren schon seit längerer Zeit beobachtet worden sind, durch einen sogenannten eklatanten Fall aufgedeckt und selbst für die Augen der Menge erkennbar werden.

Solche Fehler sind auch nach unsrer Meinung in dem Prozesse Stöcker zutage getreten.

Das Ansehen der richterlichen Urteile als der Grundlagen der Staatsordnung — fundamentum regnorum — ist nur dann und aus dem Grunde gerechtfertigt, wenn und weil von unbeeinflußten und sachkundigen Männern nach bestimmten, ein für allemal gegebnen und für alle gleich geltenden Regeln ein Rechtsstreit entschieden wird. Es fragt sich, ob diese Bedingungen noch für die Gegenwart zutreffen.

Seit Montesquieu in falsch verstandner Auffassung englischer Verfassungszustände die Trennung der sogenannten drei Gewalten als das Erfordernis bürgerlicher Freiheit aufstellte, hat man die richterliche Unparteilichkeit lediglich gegen den Druck von oben zu schützen gesucht. Das Verbot der Kabinetsjustiz, die Unabsetzbarkeit und die Unzulässigkeit unfreiwilliger Versetzung der Richter sind in den Staatsverfassungen der deutschen Bundesstaaten gewährleistet. Das gleichmäßige Aufrücken in den Gehaltsstufen nach der Anciennetät, der Rechtsweg zur Erlangung dieses Gehaltes, die Gleichstellung der Richter der verschiednen Instanzen an Rang und Einkommen, die Verteilung der Geschäfte unter die einzelnen Richter durch einen gerichtlichen Ausschuß — alles dieses sind weitere Epochen in der Entwicklung der richterlichen Unabhängigkeit gegenüber dem Einfluß der Justizverwaltung. In diesen Bestrebungen ist man soweit gegangen, daß man anscheinend garnicht erwogen hat, ob nicht dem Richter auch von unten her ein Einfluß drohe. Während des absoluten Staates glaubte man

durch Bestimmungen über die Bestechung das Genügende vorgesehen zu haben. Diese Vorschriften sind Gott sei Dank unangewendet geblieben, denn gegen Einflüsse dieser Art bedarf es bei dem deutschen Richterstande keines Schutzes; dagegen ist er den politischen Parteibestrebungen völlig preisgegeben. Je mehr man der obersten Justizverwaltung die Möglichkeit entzogen hat, eine Einwirkung auf den Richter zu üben, desto weniger hat man ihn vor den Parteibestrebungen zu wahren gesucht. Dies ist im großen und ganzen, wenn es sich um einen Privatstreit zwischen A und B oder um eine Diebstahlsanklage gegen C handelt, völlig gleichgiltig. Anders aber, wenn es sich um Prozesse handelt, die eine politische Färbung tragen und die bei einem bewegten Verfassungsleben nicht ausbleiben können.*) Unsre Richter beteiligen sich an dem öffentlichen politischen Leben wie jeder andre Bürger, sie schließen sich offen den bestehenden Parteien an, sie wählen, agitiren und werden gewählt. Es ist nun ganz unmöglich, daß die politische Stellung nicht für die Entscheidung eines politischen Prozesses von Bedeutung sein sollte, und so kommt es denn, daß, so oft ein politischer Prozeß von größerm Kaliber zur Entscheidung gelangt, die größten Zweifel gegen die politische Unparteilichkeit der Richter laut werden. Mit solchen Äußerungen sollte man sich aber nicht begnügen; im Gegenteil, sie sind schädlich, weil sie dem richterlichen Urteil den Kredit auch in denjenigen Kreisen entziehen, in welchem die Aufrechterhaltung desselben notwendig ist. Fürst Bismarck hat auch hier wie in so vielen andern Dingen den richtigen Weg angegeben, indem er in dem Verfassungsentwurfe für den Norddeutschen Bund den Richtern sowie allen Beamten die passive Wählbarkeit entziehen wollte. Allein sein Entwurf scheiterte, weil die Linke den liberalen Kreisrichter und die Rechte den konservativen Landrat nicht opfern wollte. Und doch ist dieser Weg die notwendige Ergänzung — wenigstens was den Richter angeht — zu den vorhandnen Vorschriften zum Schutze seiner Unparteilichkeit. Dem Richter sollte von Gesetzeswegen untersagt sein, sich einer Partei anzuschließen, er dürfte weder aktiv wahlfähig, noch passiv wählbar sein. Wir würden auch gern zugeben, wenn man für ihn alle Titulaturen und Orden verpönte. Erst dann wäre die Kette geschlossen und alles geschehen, um auch — soweit Menschenkräfte es vermögen — für den Richter in politischen Prozessen seinen Urteilen die echte Unparteilichkeit zu wahren.

Was die Sachkunde der Richter betrifft, so haben wir die merkwürdige Erscheinung, daß wir in den schwierigsten Fällen von einer solchen absehen. Im Strafverfahren wird in den bedeutendsten Sachen gerade die Aburteilung Laien übertragen, deren Qualifikation in nichts anderm besteht, als daß sie die

*) Mit Recht zieht der Verfasser in Nr. 27 den Fall „Arnim“ zur Analogie heran. Bisher ist in Preußen jeder große politische Prozeß mit einer Schädigung des richterlichen Ansehens verknüpft gewesen.

Reichsangehörigkeit besitzen. Das Widersinnige dieser im Schwurgericht bestehenden Einrichtung ist so oft und besonders auch in diesen Blättern in so trefflicher Weise geschildert worden, daß wir die Sache hier nur andeuten wollen, um nicht Bekanntes wiederholen zu müssen. Wir sehen hier ganz von den wirtschaftlichen Übelständen ab, welche der Geschwornendienst mit sich bringt. Wir wollen nur konstatiren, daß auch hier die Änderungsversuche, welche der Reichskanzler vorgeschlagen hat, bisher gescheitert sind. Unsre vorausgehende Betrachtung erhält aber noch ihre besondre Beleuchtung, wenn uns in den Zeitungen gemeldet wird, wie in Baiern Vorsitzende des Schwurgerichts sich nicht gescheut haben, Ansprachen an die Geschwornen zu halten und dabei für die unabgeänderte Beibehaltung dieses Instituts eintreten. Wir glauben nicht, daß dies Verfahren mit ihrem Beruf in Einklang steht, denn der Richter hat das Gesetz anzuwenden, aber nicht für die Gesetzgebung zu agitiren.

Wir können aber leider nicht leugnen, daß auch beim gelehrten Richter die Sachkunde immer mehr verflacht. Unsre Studienordnung und der Plan der Universitätsvorlesungen ist teils veraltet, teils rein schematisch. Die erstere stammt noch aus der Zeit des absoluten Staates, wo man lediglich nur ausschließlich Wert auf die Kenntnisse des Privatrechts legte; später fing man an, auch eine Kenntnis des öffentlichen Rechts, der Volkswirtschafts- und Finanzwissenschaft für den Juristen für erforderlich zu erachten, und so ist allmählich eine Häufung der Materien eingetreten, die in einem dreijährigen Rechtsstudium zu bewältigen geradezu eine Unmöglichkeit ist. Dazu kommt, daß der juristische Professor in der Regel sich damit begnügt, seine Vorlesung jahraus jahrein in derselben Weise zu halten, d. h. sie mehr oder weniger aus dem Hefte vorzulesen. Darüber, ob das Vorgetragene verstanden und gelernt wird, fehlt jede Kontrole. Diese Frage verdient wohl eine gründliche Erörterung. Hier genüge es, auf diesen Übelstand hingewiesen zu haben. Derselbe fällt umsomehr ins Gewicht, als seit der neuen Justizorganisation auch die praktische Ausbildung nur eine mangelhafte sein kann. In letzterer Hinsicht hat sich erst jüngst der frühere Reichsgerichtsrat und Abgeordnete Dr. Bähr in so schlagender Weise ausgesprochen, daß wir der sichern Erwartung sind, daß seine Ausführungen von dem Reichsjustizamt und dem preußischen Justizministerium werden in genaue Erwägung genommen werden.

Wir verlangen aber auch von einem Urteilsspruche, daß er sich auf feste und sichere Regeln stütze. Nur dann können wir sicher sein, daß jeder mit demselben Maße gemessen wird. Wenn mehr als das Gesetz das freie Ermessen des Richters entscheiden soll, dann ist jede Gesetzgebung ein Luxus, und dann kämen wir überall mit Schieds- oder Laiengerichten aus. Jede Entscheidung wäre alsdann ein Würfelspiel. Der Ausspruch des berühmten englischen Kanzlers Baco von Verulam, daß das beste Gesetz dasjenige sei, welches am wenigsten Raum giebt für ein Ermessen des Richters, und der beste Richter derjenige,

der am wenigsten sich auf sein Ermessen stützt,*) enthält eine Wahrheit, die im Laufe der Zeiten immer mehr verloren gegangen ist und für Deutschland kaum noch gekannt ist.

Unter den Klagen, die zu den Zeiten Friedrich Wilhelms des Ersten und Friedrichs des Großen dringend zu gunsten einer Justizreform erhoben wurden, gehörte als die vornehmste die über die Willkür der Gerichte — eine Willkür, welche dem Zustande der in Geltung befindlichen römischen und gemeinen Rechte entsprang. Die preußische Gesetzgebung bemühte sich, diese Willkür einzudämmen und suchte für jeden Fall eine besondre Norm aufzustellen. Die Reaktion war vielleicht zu stark, aber bei einer verständigen Auslegung befand sich doch das Volk in dem Besitze einer sichern Richtschnur, nach welcher es seine Handlungen einrichten konnte. In den Teilen Deutschlands dagegen, in welchen eine Kodifikation aus dem Mangel einer starken Staatsgewalt unterblieben war, betrachtete man diese preußische Anschauung mit feindseligen Augen und erfreute sich bei dieser Richtung der Unterstützung der Theoretiker, welche ohne ihr römisches Recht nicht leben konnten und in diesem die einzige Quelle ihrer Weisheit sahen. So kam es denn, daß, als im Jahre 1866 Preußen von Hannover erobert wurde — denn de facto ist der hannoversche Einfluß in Preußen für die Gesetzgebung nach der Annexion jahrelang der herrschende gewesen**) —, man sofort mit allen bewährten preußischen Grundgedanken in der Gesetzgebung brach, für dieselbe nur ganz allgemeine, in ihrer Diktion äußerlich blendende, aber innerlich zweifel- und phrasenhafte Regeln aufstellte, und im einzelnen, d. h. für die Hauptsache, alles dem richterlichen Ermessen überließ. Gleich das erste große Gesetzeswerk des neuerstandnen Reiches, das Strafgesetzbuch, giebt ein Zeugnis dieser Richtung. Die allgemeinen Begriffe werden nicht vom Gesetzgeber festgestellt, sondern der Wissenschaft und Praxis überlassen, d. h. in jedem einzelnen Prozesse dem mehr oder minder verständigen Ermessen der Urteilsfinder. Manche strafbare Handlungen haben keine gesetzliche Abgrenzung erfahren, und wer z. B. nach eignem Ermessen glaubt, eine Beleidigung nicht verübt zu haben, der wird später zu seinem Schaden durch das richterliche Ermessen eines andern belehrt. Man rechtfertigte diesen Gedanken damit, daß man erklärte, es sei das Gesetzbuch auf die Anwendung durch Laienrichter zugeschnitten, denen man in ihrem Urteil keine Schranke auferlegen wollte. Mit andern Worten: man substituirte hier sogar dem Ermessen die schrankenlose Willkür. Man bemaß ferner die Strafmaxima und Strafminima in so weit abstehenden Zwischenräumen, daß dem Richter für den einzelnen Fall oft mehr als tausend Straffestsetzungen zur Verfügung stehen und daß für die Wahl der einen oder andern Strafe nicht etwa

*) Optima lex, quae minimum relinquit arbitrio judicis, optimus judex qui minimum sibi.

**) Seine Einflüsse sind in der S. 245 erwähnten Schrift von Dr. Bähr, auf welche wir in einem besondern Artikel zurückkommen werden, in helle Beleuchtung gestellt worden.

feste Regeln entscheiden, sondern freie Erwägung, die bei einem Richter anders als bei dem andern ausfallen kann. Die Krönung dieses Gebäudes ist durch die Straf- und Zivilprozeßordnung erfolgt, und hier umso bedauerlicher, als insonderheit dem Einzelrichter eine Stellung eingeräumt worden ist, die nur in der des türkischen Kadi ein Gleichnis findet. Namentlich hat der Wegfall der Berufung das richterliche Urteil der wirksamsten Kontrole beraubt. Wir haben auch hier nicht die Absicht, alle diese Gedanken bis ins einzelne auszuführen, uns genügt es, auf diese Übelstände hinzuweisen und eine Erklärung dafür zu geben, warum heutzutage ein Angeklagter sagen kann: „Mein Ermessen und das richterliche sind gleichwertig." Und man wird zugeben müssen, daß die Berufung auf das „Ermessen" noch billiger ist, als die auf Gründe.

Alle die beregten Übelstände sind in der Lüneburger Haide oder in Lemgo natürlich viel weniger fühlbar als in den großen Verkehrszentren, in den Städten, wo sich die politischen Gegensätze viel schärfer zuspitzen. Wenn dort der Amtsrichter als Patriarch lebt und die Zwistigkeiten seiner Eingesessenen im Frieden schlichtet, so wird er seiner Aufgabe viel näher kommen, als wenn er hundert schöne Urteile fällt und die Gründe mit Gesetzesparagraphen spickt. Aber der Prüfstein guter Gesetze und guter Einrichtungen besteht nicht in ihrer Wirksamkeit für kleine und stille Verhältnisse, sondern hauptsächlich darin, daß sie auch bei verwickelten Zuständen und in kritischer Zeit ausreichen. Von den Millionen richterlicher Urteile, welche ohne Anstoß gesprochen werden, ist nie die Rede, wohl aber ist schon ein einziges in einer cause célèbre entstandne geeignet, eine ganze Generation in Bewegung zu setzen. Eben deshalb sollten die Gesetzgeber ihre Vorschriften so treffen, daß sie nicht in Zeiten der Stürme Schiffbruch leiden, sondern sich als fester Anker erweisen, den auch anarchische Fluten nicht loszureißen vermögen.

Man darf etwa nicht glauben, daß heutzutage in der Öffentlichkeit schon eine genügende Kontrole liege, vielmehr birgt letztere auch die große Gefahr in sich, übertrieben zu werden und durch ihre unberufene und unverständige Einmischung mehr noch die Gemüter zu verwirren als aufzuklären. Ein besondrer Übelstand aber ist es, daß auch nicht mehr das Privatleben vor der vorlauten Indiskretion der Presse sicher ist, und daß, wer irgendwie eine Stellung im politischen Leben einnimmt, seine Privatverhältnisse der Öffentlichkeit durch die Tagespresse preisgegeben sieht. Wir haben sehr ernste Strafbestimmungen gegen Verletzung des Hausrechts, und sogar Verdächtigen gegenüber wird oft zum Schaden der Rechtssicherheit der Polizei verwehrt, in das Innere des Hauses einzudringen. Aber wenn es sich um das Privatleben handelt, um die ehelichen Verhältnisse, um Kinder und Verwandte — Güter, die tausendmal teurer dem Einzelnen sind, als sein Haus —, dann läßt man es zu, daß ein Journalist, ohne Auftrag, ohne Ermächtigung, ohne Recht, bloß weil er Journalist oder Reporter ist, die Schwelle unsers häuslichen Herdes überschreite, das intimste

Leben durchforsche, die Handlungen und Gewohnheiten einer ganzen Familie und eines Einzelnen der Öffentlichkeit übergebe und sie dem Übelwollen und Spott der Menge aussetze. Und unsre moderne Presse, um durch unlautere Mittel anzulocken, versteht es ganz meisterlich, nach Pariser Vorbildern die Waffen des Skeptizismus gegen andre, nur nicht gegen sich selbst zu führen. Wir erleben es täglich, wie in dieser Beziehung unsre größten Staatsmänner und alle, welche durch ihren Dienst und ihren Beruf in ihre Nähe geführt werden, von der unbefugten Neugier der Journalistik zu leiden haben. Wer in das öffentliche Leben tritt, mag darauf gefaßt sein, daß jede seiner öffentlichen Handlungen besprochen und beurteilt werde, auch daß jede seiner Handlungen im Privatleben der Stellung nicht widerspreche, in der er sich befindet. Aber wo die Öffentlichkeit weiter geht, dann ist sie vom Übel, und dann sollten sich alle ehrlichen Leute zusammenthun, um dieser journalistischen Brigantage entgegenzutreten. Die Mittel, welche unsre bestehende Gesetzgebung an die Hand giebt, sind völlig unzureichend; das Recht, wegen Beleidigungen zu klagen und Berichtigungen zu verlangen, reicht nicht aus. Im erstern Falle riskirt man, daß später die ganze Gerichtsverhandlung veröffentlicht wird, und daß man den Vexationen der Advokaten fast schutzlos gegenübersteht. Der letzte Fall ist ganz unzureichend; man berichtigt in dem einen Blatte, während tausend andre zwar die falsche Nachricht gebracht haben, aber die Berichtigung unterlassen. Endlich giebt es unzählige brave Leute, denen das Unglück irgendeinen schlechten Verwandten zugesellt und die es sich gefallen lassen müssen — lediglich weil ein Reporter seinen Groschen für die Zeile verdienen will —, ihren ehrlichen Namen, den sie hoch zu Ehren gebracht haben, in den Staub gezogen zu sehen. Das Privatleben sollte mit Mauern umgeben sein, und wie nach dem französischen Preßgesetz von 1868 sollte jede Zeitung gestraft werden, die einen lediglich privaten Vorgang an die Öffentlichkeit zieht.

Ganz unberührt, wenn auch nicht um die Sache zu erschöpfen, soll die Frage der freien Advokatur hier nicht bleiben. Die wenigen Jahre seit 1879, in denen wir uns derselben erfreuen, haben schon ausgereicht, um in Preußen den bis dahin angesehenen Anwaltsstand herunterzubringen. Denn es ist ein alter Erfahrungssatz, daß auf dem geistigen Gebiete die freie Konkurrenz nur nachteilig wirkt. Und diese nachteilige Wirkung ist bereits in vollem Maße eingetreten, weil keine Sache zu schlecht ist, die nicht einen Vertreter fände. Da aber unser ganzes Gerichtsverfahren auf einer Mitwirkung des Anwalts beruht, so wird durch eine korrumpirte Anwaltschaft das Gerichtswesen selbst in Mitleidenschaft gezogen und diskreditirt.

Wir haben es in den letzten Jahrzehnten erlebt, daß viele sogenannte liberale Ideen, sobald sie aus der Parteiagitation in die Wirklichkeit der Gesetze übergeleitet worden waren, Schiffbruch erlitten und den bethörten „Hödur" von der Nichtigkeit dieser Gedanken überzeugt haben. Für das Staatsleben sind solche Er-

fahrungen nicht erfreulich, denn ein jedes Experiment dieſer Art hat mannichfache Schädigungen des Volkswohls im Gefolge. Aber wenn einmal die Einſicht reif iſt — und ſie iſt es bereits in den weiteſten Schichten der Bevölkerung —, dann ſollte auch nicht länger gezögert werden, die abſchüſſige Bahn zu verlaſſen.

Das ſind etwa die Betrachtungen, welche uns bei Gelegenheit der Stöckerſchen Prozeſſe wieder beſonders lebendig geworden ſind. In der Sache ſelbſt wollen wir abſichtlich unſer Urteil zurückhalten; die Parteileidenſchaften ſind noch nicht geklärt, um hier zu einer unbefangnen Auffaſſung zu gelangen. Wir können es nur beklagen, daß auch unſre Gerichte in den Kampf der Parteien hineingezogen worden ſind, und wiederholen, daß, wie wir ſelbſt keinen Zweifel an ihrer Unparteilichkeit hegen, es das ſchwerſte Unrecht iſt, wenn in einzelnen Tagesblättern in mehr oder minder offner, zum Teil ſtrafbarer Weiſe die ergangnen Richterſprüche eine Kritik erfahren haben, welche das Anſehen der Rechtſprechung untergraben muß. Gerade der konſervative Mann muß in den Zeiten der Not das Vertrauen zu ſeiner Obrigkeit ſich wahren, auch wenn er die Geſetze, welche von ihr gehandhabt werden, mißbilligt.

Wir haben des äußern Ruhmes genug, und wir können nur wie dereinſt Scipio Africanus bitten, nicht daß das Reich erweitert, ſondern erhalten werde durch Reinheit der Sitten, durch gute Geſetze und durch den geſetzlichen Sinn ſeiner Bürger.

Der nordamerikaniſche Farmer und der deutſche Landwirt.

1.

Wenn man von Newyork nach dem Weſten reiſend den Weg durch die mittlern und nördlichen Teile von Ohio, Indiana und Illinois nimmt, bietet die ebne Landſchaft oft für hunderte von Meilen denſelben eintönigen Charakter dar. Der Urwald, den der Europäer ſo gern und doch ſo irrtümlich in den Vereinigten Staaten von Nordamerika vermutet, iſt hier ſchon ſeit vielen Jahrzehnten verſchwunden. Was man von Wald ſieht, iſt jung, dünn und verwahrloſt. Nirgends ein Stück jungfräulicher Natur, alles iſt längſt durchwühlt und geplündert, und ſelbſt da, wo ſich endloſe Sümpfe hinziehen, ragen tauſende von Baumleichen aus dem Moraſte heraus, die ihrer Rinde beraubt, kreuz und quer liegend, ihre ſtachligen

Äste ausstrecken und ungenutzt verfaulen — ein unwirtlicher, kläglicher, trostloser Anblick.

Die offne Landschaft ist nicht viel schöner. Die westliche Prärie hat sich niemals durch die Fülle ihrer Reize ausgezeichnet, und sie hat nichts gewonnen, seit der Mensch den Büffel und den Indianer hier vertrieben und überall seine Farmen und Fenzen aufgerichtet hat. Vergebens sucht das Auge nach einem Ruhepunkt am Horizonte. Immer sind es dieselben Wiesen, dieselben Äcker, dieselben Rinderherden, an denen wir vorübereilen, und die Häuschen, die hin und wieder auftauchen, sind so vollständig nach der Schablone aus Holz erbaut und weiß mit grünen oder grau mit braunen Fensterladen, daß wir auch nicht einen einzigen originellen Eindruck mit uns fortnehmen. Nirgends sieht man, wie bei uns zu Hause, eine saubere, in Fülle und Lieblichkeit prangende Landschaft, mit einem stattlichen Herrensitze oder einem aus dem Schatten alter Linden behäbig herauslugenden Dorfe. Die Städte, an denen Station gemacht wird, wie sie da aus der Schachtel ausgepackt und in ihrer Kahlheit und Nacktheit hingestellt sind, all diese „aufblühenden" Nester, die den Stolz des Amerikaners bilden, sind langweilig zum äußersten; ob sie zweihundert oder zwanzigtausend Einwohner zählen: kennt man eins, so kennt man sie alle.

Der Menschenschlag, der in diesen Gefilden haust, entspricht der Natur, die ihn umgiebt. Nüchtern in seinen Anschauungen, primitiv in seinen Bedürfnissen, führt der westliche Farmer ein thätiges, rauhes und schmuckloses Leben; die Anregungen einer verfeinerten Kultur sind ihm in seinem Hinterwalde so gut wie verschlossen, aber er vermißt sie auch nicht; die Politik seines Landes, die er mit Aufmerksamkeit verfolgt, liefert ihm nach dieser Richtung alles, was er bedarf, höhere Gesellschaftsklassen, die seinen Ehrgeiz anstacheln und ihn veranlassen könnten, seinen Kindern eine bessere Erziehung zu geben, sieht er nicht vor sich; so findet sein Leben in der Arbeit seinen Zweck und in einem Guthaben auf der Countybank seine ethische Erfüllung.

Ist genügend money gemacht worden, so zieht er nach der Stadt. Anhänglichkeit an seinen Boden belästigt den Amerikaner nicht, und der Deutsche verliert sie in der Regel, wie vieles Gute, was er aus der Heimat mitbringt. Die Farm repräsentirt ein business wie andre Dinge auch und wird weggeworfen, sobald sie genügend ausgesogen oder etwas andres lohnender erscheint. Die, welche größere Farmen im Westen selbst bewirtschaften und es über sich gewinnen, auf dem Lande zu hausen, das sie bebauen, sind zu zählen. Der Rest des Großgrundbesitzes in jenen weiten Geländen wird repräsentirt durch die sogenannten Aktienfarmen, welche Gesellschaften angehören, die sich behufs gründlicherer und billigerer Ausbeutung des Bodens zusammengethan haben. Diese nichts weniger als ländlichen, sondern durchaus großstädtischen Gesellschaften, von denen der amerikanische Westen mit seiner gepriesenen wirtschaftlichen Freiheit bereits ein langes Lied zu singen weiß, haben das große Verdienst, dem mehr

und mehr sich in einzelnen Händen häufenden Kapital ein neues Feld für segensreiche Thätigkeit dazu gewonnen zu haben. Sie „arbeiten“ mit Wucher, Parzellirung und Zusammenschlachtung aufs allergediegenste und erreichen in musterhafter Weise ihr Ziel, den Inhaber des Kleinbetriebes um die Frucht seines Schweißes zu betrügen und ihn wie auf allen Gebieten menschlichen Fleißes zum Lohnsklaven herabzuwirtschaften.

Es giebt in Amerika schon längst kein freies und unvermessenes Land mehr. Von den koulanten Agenten jener großen Landkompagnien kauft der Siedler im far West seine Parzelle, um — bei regelmäßigem Verlauf der Dinge — zunächst für hohe Prozente ihr Schuldner, dann ihr Pächter und endlich ihr Arbeiter zu werden. Das Land, dem er jahrelang umsonst seine Mühe gewidmet hat, wird nunmehr in urbarem Zustande zu einer jener Großfarmen zusammengeschlagen, die nicht bloß die Macht, sondern auch den Zweck haben, den selbständigen Landmann zu zertreten.

Während noch vor fünfundzwanzig Jahren die Zahl der Pacht- und Kleinfarmen (unter 40 Acres, ein Acre = 1,58 preußische Morgen) in den Vereinigten Staaten so gering war, daß sie im Zensus garnicht erwähnt wurden, ergab der Zensus von 1880 nicht weniger als 786559 Pachtfarmen und 555266 Kleinfarmen,*) während von den 2240271 Eigentumsfarmen ein großer Bruchteil tief verschuldet war. Es hat sich somit im Lande der Freiheit unter den Segnungen „wirtschaftlicher Selbstbestimmung“ in unglaublich kurzer Zeit ein ländliches Proletariat gebildet, und es ist gegründete Aussicht vorhanden, daß sich die soziale Physiognomie der amerikanischen Landschaft, für welche heute noch (aber wie lange?) der selbständige Besitzer von 160 bis 1000 Acres den Typus liefert, im Laufe weiterer Jahre noch viel erheblicher verändern werde.

Der Kampf, der hier geführt wird, ist ein ungleicher; das Geld ist weitaus der stärkere Teil, und die Waffen, die dem amerikanischen Farmer wie andern ehrlichen Arbeitern zu gebote stehen, haben längst an Brauchbarkeit und Wert verloren. Es ist eine Fabel, daß heutzutage jemand imstande sei, sich durch Fleiß und Energie mit Vorteil im Leben zu behaupten. Die Eigenschaft, welche bei der heutigen Übermacht des Geldes allein die Existenz verbürgt, wird diejenige sein, welche vom Gelde am unabhängigsten macht; sie wird, wenn die Nationalökonomen Recht haben, eine durchaus kulturfeindliche und unsre Kultur negirende Eigenschaft sein, und man wird sie am besten „Bedürfnislosigkeit“ nennen. Der Chinese ist der Mann unsrer Tage, und wenn man die Manchesterleute machen ließe, würde er mit all den Lastern, die seinem alten und verlebten

*) Von diesen sind mehrere tausende als Gemüse-, Obst- und Milchwirtschaften in der Nähe großer Städte zu nehmen. Dies nur, um einem etwaigen Einwande zu begegnen; an der Sache selber ändert es nichts. Der Verf.

Volke anhaften, in absehbarer Zeit der Erbe unsrer Kultur sein. Es läßt sich mit seiner Arbeit schlechterdings nicht konkurriren; er hat da, wo man ihn eine Zeit lang gewähren ließ, in Kalifornien, einen staunenswerten Besitz erobert, und er würde sicher auf dem amerikanischen Kontinent eine kommerzielle Macht ersten Ranges geworden sein, wenn man ihn nicht durch eine segensreiche Gewaltmaßregel vom amerikanischen Boden — vorläufig — ferngehalten hätte.

Der Farmer, der heute noch konkurrenzfähig ist, ist dem Chinesen in manchen Stücken nicht unähnlich. Die deutschen Wisconsin-Bauern, die, meist aus Niederdeutschland und der Mark stammend, ihre heimische Zähigkeit und Frugalität und — sprechen wir es ruhig aus — ihre deutsche Bauernknauserei hierhergebracht haben, sitzen vorläufig noch fest auf ihren Gütern. Sie leben wie in der Heimat, vornehmlich von Kartoffeln, verkaufen ihre Schweine, ihre Butter und ihren Weizen und machen Geld. Ebenso machen es durchschnittlich ihre Stammesbrüder im ganzen Westen, und mehr und mehr muß der anspruchsvollere und in der Kultur höherstehende amerikanische Farmer seinem Rivalen das Feld überlassen. Der Deutsche rückt Schritt vor Schritt, nicht bloß am Mississippi und Missouri, sondern neuerdings auch in den Neuenglandstaaten in den Besitz seines amerikanischen Vorgängers ein, der dort nicht mehr fortkommt, wo der Deutsche noch leidlich besteht. Aber es liegt auf der Hand, daß dieser Verlauf der Dinge nur solange fortdauern wird, als es unserm Landsmanne gelingt, sich auf seiner verhältnismäßig niedrigen Kulturstufe und in seiner Bedürfnislosigkeit zu erhalten.

Auch ohnedies wird seine Existenz mehr und mehr gefährdet werden durch das Umsichgreifen jenes rein fabrikmäßigen Großbetriebes der Landwirtschaft, welchen man eigentlich garnicht mehr „Landwirtschaft“ nennen kann. Es giebt keinen gefährlicheren Feind für die Gesundung unsrer gesamten ländlichen Verhältnisse als jene Aktienfarmen, und nehmen wir an — was sehr wahrscheinlich ist —, daß alles Kapital, welches von den gutmütigen Völkern zusammengeschwitzt wird, infolge eines nachgerade natürlich gewordnen Prozesses sich immer wieder in wenigen großen Becken sammelt, so werden leider nur allzu reichliche Mittel vorhanden sein, um auch den Boden seiner eigentlichen Bestimmung ebenso vollständig zu entfremden, wie unsre heutige Industrie ihr schon längst entfremdet ist. Er wird dann nicht mehr bebaut werden, um ein vorhandenes Bedürfnis zu decken und möglichst viel Menschen zu ernähren und zu versorgen, sondern lediglich, um für einzelne wenige unaufhörlich große Werte zu erzeugen, welche der Spekulation dienen. Alle Leute, welche wirklich Land bebauen, werden die Lohnarbeiter jener geworden sein; Lohnarbeiter, die, wie es auf den Aktienfarmen üblich ist, zweimal des Jahres, zur Saat und zur Ernte, mit einer beliebigen Anzahl sinnreichster Maschinen für wenige Wochen „aufs Feld geworfen“ werden, um während der übrigen Zeit des Jahres, heimatlos, nach anderweitiger Arbeit umherzulungern. Das weite Land, auf

dem und von dem sie leben sollten, steht mittlerweile leer und dient wenigen Aufsehern zum Aufenthalt.

An dem Tage, wo dieser glückliche Zustand der Dinge allseitig durchgeführt ist, werden die Segnungen der „wirtschaftlichen Freiheit“ von den „wahrhaft Freisinnigen“ vermutlich am lautesten gepriesen werden.

2.

Ob unter den eben erwähnten Umständen die Landschaft, welche wir am Eingang zu schildern versucht haben, an Reiz gewonnen haben wird, dürfte außerordentlich zweifelhaft sein; wir haben uns, während wir sie durcheilten, mit schwerem Herzen die Frage vorgelegt, ob wohl jemals Ereignisse platzgreifen könnten, die das liebliche und belebte Bild, welches wir aus unsrer Heimat mit uns genommen hatten, in so trostloser Weise zu verändern vermöchten.

Die Gefahren, die unsrer heimischen Landwirtschaft drohen, sind nicht ganz dieselben, die der nordamerikanische Farmer zu bestehen hat, aber sie sind auch nicht wesentlich verschieden. Sie sind herangewachsen, während der „Weltmarkt“ und die, welche ihn arrangiren, sich zu einer wirtschaftlichen Großmacht entwickelten und allen produzirenden Ständen bis in die fernsten und stillsten Winkel hinein neue Existenzbedingungen aufzwangen; sie sind herangewachsen, während beim stetigen Sinken der Grundrente die Kultur und die Bedürfnisse der Bebauer stiegen, und der Boden sich weigerte, seine früheren Herren noch länger zu tragen.

Während des Krimkrieges waren für unsre Landwirtschaft die letzten guten Jahre. Damals ist noch eine ganze Reihe von Vermögen auf dem Lande erworben worden; dann ging es ruckweise bergab, und es brach sich bei fruchtloser Arbeit, rapide steigender Verschuldung und unaufhörlichem Besitzwechsel mehr und mehr die Überzeugung Bahn, daß die Landwirtschaft etwas vollständig andres werden müsse, als sie bis dahin gewesen.

Das erste Opfer der neuen Zeit hätte naturgemäß der Bauer sein müssen, der für Anschaffung von Maschinen kein Geld, für Viehzucht keine Wiesen, für intensive Wirtschaft keine Vorkenntnisse hatte. Das Kapital, welches so gern „entwickelt,“ belastete ihn denn auch, damit er den an ihn herantretenden Anforderungen besser genügen könne, mit den nötigen Hypotheken; doch blüht unser Bauernstand überall da, wo er sich der Ausbeutung durch den Wucher zu entziehen gewußt hat, noch heute in Kraft und Frische, weil er wenig Bedürfnisse hat, weil er keine Söhne in der Armee und auf der Universität zu unterhalten braucht, weil er die beiden Arme, die ihm gegeben sind, zur Bebauung seines Bodens verwendet und es für keinen Raub hält, den Acker, den er baut, auch selbst zu düngen. Lediglich aus diesen Gründen haben wir heute noch einen Bauernstand. Der Boden trägt ihn. Dagegen war derjenige, der in weit

höherm Maße fähig war, sich gegen die Not der neuen Zeit auch die Waffen derselben anzueignen, der „Gutsbesitzer," in unverhältnismäßig höherm Maße gefährdet, weil der höhere Stand seiner Kultur zu große Anforderungen an sein Budget stellte, weil er — mit einem Worte — zuviel brauchte. Er ist in dieser gefährdeten Lage noch heute, und er wird ihr, wenn nicht außerordentliches geschieht, früher oder später erliegen. Seine repräsentativen Lebensgewohnheiten stehen je länger je mehr in schneidendem Gegensatze zu seinen materiellen Beklemmungen; die einzige Rettung für ihn ist, daß er auf der sozialen Stufenleiter herabsteige, und das ist das letzte, was er thun wird und thun kann.

Er hat sich bis jetzt gewehrt, so gut es ging. Aus dem „gnädigen Herrn" der frühern Tage, der von Whisttisch und Jagd sich gelegentlich eine Stunde abmüßigte, um ein wenig nach der Wirtschaft zu sehen, wurde längst ein sorgenvoller Mann, ein unruhiger Unternehmer; er wurde ein eifriger Agrikultur-Chemiker, ein belesener Nationalökonom; er wurde Spiritusbrenner, Viehhändler, Milchwirtschafter, Mühlentreiber, Zuckerfabrikant und weiß Gott was alles, ohne aus der Patsche herauszukommen. Sehen wir von den wenigen glücklichen Gegenden ab, wo außerordentliche Fruchtbarkeit und althergebrachter Wohlstand abnorme Verhältnisse geschaffen haben, so werden die Klagen mit jedem Jahre lauter, und trotz einer gelegentlichen Erklärung von allerhöchster Stelle aus, daß die Befürchtungen in bezug auf die Landwirtschaft übertrieben seien, hört man, besonders aus den östlichen Provinzen, von ganzen Kreisen, wo nach Verlauf noch nicht eines Menschenalters keine der altangesehenen Familien mehr im Besitz ist und die jetzt vorhandnen zwischen Verschuldung, Sequestration und Bankerott hin- und hertaumeln.

Es hat nun dem deutschen Landwirte, als er all den auf ihn einstürmenden Schwierigkeiten erliegend, gerade von der ausländischen Konkurrenz überflutet werden sollte, im Augenblicke höchster und dringendster Gefahr ein treuer Freund zur Seite gestanden: das war seine Regierung.

Die Alternative, vor welche die deutsche Regierung gestellt war, lautete einfach: Sollen die Zölle auf landwirtschaftliche Produkte zu wirklichen Schutzzöllen erhoben und der deutsche Landwirt vom Ruin gerettet, oder soll der deutsche Landwirt dem Ruin preisgegeben und der Zoll erst nachher eingeführt werden?*) Die „wahrhaft Freisinnigen" waren natürlich für den sofortigen Ruin; die Entscheidung fiel jedoch in ersterem Sinne.

Aus dem wütenden Lärm, den besonders einzelne deutsch-amerikanische Blätter gegen diese neue deutsche Zollgesetzgebung erhoben, kann man entnehmen, daß der Nagel auf den Kopf getroffen worden war. Wäre die Maßregel von

*) Vor einer ähnlichen Entscheidung standen kürzlich die englischen Großgrundbesitzer ihren Pächtern gegenüber, als sie die Rente, vielfach bis zu fünfzig Prozent, herabsetzten: Reducing rents at once and saving the tenants from ruin, and ruining the tenants first and reducing rents a few years hence? (North American Review, April 1885.)

diesen Stimmen gelobt worden, so hätte man an ihrem Werte sehr zweifelhaft werden müssen; doch liefert die kürzlich abgegebene Erklärung des landwirtschaftlichen Ministers der Vereinigten Staaten, daß nach einer summarischen Schätzung 169 Millionen Bushel Weizen in den westlichen Farmen unverkauft lägen, den weitern Beleg dafür, daß sie bereits in unserm Interesse zu wirken begonnen hat. Jene großenteils unter spekulativem Hochdruck erzeugten 169 Millionen Bushel waren mit dazu bestimmt, den Preis unsers Weizens noch weiter zu drücken und unsern Landmann um den Lohn seiner Arbeit zu bringen; sie sind ferngehalten worden.

Es liegt auf der Hand, daß die Zollerhöhung, so segensreich sie ohne Zweifel für den Augenblick wirken wird, trotzdem nur eine vorübergehende Maßregel sein darf und wohl auch sein wird. Die Ursachen, welche die andauernde Krisis in der Landwirtschaft hervorgerufen haben, liegen eben tiefer. Palliativmittel sind hier notwendig, um den Übergang weniger gewaltsam und zerstörend zu machen, aber diese Mittel sind auch zweischneidig, und sie liefern der Opposition ihre Waffen.

Es ist unbestreitbar, daß die Lebensmittel der ärmern Klasse durch unsre Zollgesetzgebung verteuert werden, und es sollte das schlechterdings auch von niemand geleugnet werden; einmal, weil es an der Aufrichtigkeit dessen zweifeln läßt, der es leugnet, und zweitens, weil es niemand befremden soll, daß er dem Allgemeinwohl Opfer zu bringen hat. Unsre ganze Opposition denkt fortwährend nur an die Rechte, niemals an die Pflichten ihrer Klienten. Unsre Arbeiter sind vollends viel zu sehr bearbeitet, viel zu sehr voreingenommen und verstockt, als daß sie sich der hundert Vergünstigungen bewußt wären, die sie aus der Gesundheit und der Ordnung ihres Gemeinwesens genießen; warum soll man sie nicht daran erinnern, daß sie dazu beizutragen haben, einem Bruderstande über eine Krisis zu helfen, einem Stande, aus dessen Prosperität sie wieder indirekt unberechenbare Vorteile ziehen? Ist diese Krisis überwunden, haben sie geholfen, so mögen sie dann auch für sich das Recht der Unterstützung in Anspruch nehmen. Das Kapital hat naturgemäß die Tendenz, sich zu allem, was es schon besitzt, auch noch des Bodens zu bemächtigen, um ihn, wenn man es gewähren läßt, wie in Amerika so auch bei uns zu einer Großfabrik einzurichten, wo der Mensch nur als gelegentlicher Handlanger bei der Maschine fungirt. Soll dem gegenüber der Grundsatz aufgestellt werden, daß der Boden seinem Bebauer bleibe, sollen alle die ländlichen Arbeiter, die bei uns noch auf dem Lande leben, nicht nach der Stadt geworfen werden, um das Angebot noch zu häufen und die Löhne immer noch tiefer herabzudrücken, so mag der städtische Fabrikarbeiter jetzt den Mund halten, wenn die Regierung sich zu der Ansicht bekennt, daß ganze Stände nicht ohne weiteres vom Erdboden weggefegt werden dürfen, sondern, wenn sie gute und thätige Bürger stellen, dem Staate erhalten bleiben sollen auch durch die Opfer der andern. Heute mir, morgen dir!

Eine andre, nicht minder charakteriſtiſche Maßregel unſrer heimiſchen Regierung, die Zahlung einer Exportbonifikation an die Zuckerinduſtrie, ſcheint ihren Zweck verfehlt zu haben. Vor dem Schreiber dieſes Aufſatzes liegt eine Nummer der in Boſton erſcheinenden Wochenſchrift Nation vom 23. Oktober 1884, in welcher in ſachlicher und ruhiger Weiſe der derzeitige Stand unſrer Zuckerfabrikation, ihr rapides Anwachſen, das Überwuchern des Rübenbaues in weiten Diſtrikten unſers Landes, die Überfüllung aller Märkte mit deutſchem Zucker, das Sinken des Zuckerpreiſes und alle Kalamitäten der Überproduktion anſchaulich und geſtützt auf zuverläſſige Daten geſchildert werden. Die Berichte, die man aus heimiſchen Quellen über dieſen Gegenſtand erhalten hat, ſtimmen in der Sache mit der Nation überein, doch hat das Blatt Unrecht, wenn es behauptet, man müſſe die preußiſche Finanzpolitik ſtudiren, um zu ſehen, wie es nicht gemacht werden dürfe.*)

Die Schuld lag in dieſem Falle weniger an der Regierung, die, durchaus entgegen dem von der Oppoſition unaufhörlich genährten Glauben an ihre Unerſättlichkeit, von den Steuern, die ſie hätte ziehen können, abgab, um einen ſchwer kämpfenden Stand zu ſtützen; die Schuld lag hier, wie nahezu überall, wo heute ſoziale Übelſtände beklagt werden, an dem gierigen Kapital, welches nicht duldet, daß ſich irgendwo ein Gebiet menſchlichen Fleißes und Unternehmungsgeiſtes eröffne, ohne daß ihm, ihm allein die Früchte zufließen; das ſich auf jeden Gewinn verheißenden Induſtriezweig ſtürzt und, wenn es geht, ſolange an ihm „entwickelt," bis er glücklich dem „Krach" entgegengetrieben iſt, bei welchem noch von jeher, wie von Dieben bei Feuersbrünſten, am meiſten profitirt worden iſt.

Wenn man ſich des Jahres 1873 erinnert, wo Milliarden deutſchen Nationalvermögens in den bekannten großen Geldſack wanderten, und während Banken und andre gemeinnützige Unternehmungen unaufhörlich Pleite machten, die Bankiers und die Unternehmer unermeßliche Reichtümer ſammelten, ſo wird man auch diesmal nicht im Zweifel ſein, wer die Zeche bezahlen wird, wenn unſre Zuckerinduſtrie wirklich zuſammenbrechen ſollte. Daß ein Heller von dem Kapital, welches von Kapitaliſten darin angelegt worden iſt, verloren gehe, braucht niemand zu glauben.

3.

Die Gedanken, die ſich angeſichts der eben geſchilderten Kalamitäten aufdrängen, ſind untröſtlicher Art.

Bietet doch Deutſchland das wunderliche Schauſpiel dar, wie ein großes Gemeinweſen zur Zeit gewaltigen politiſchen Aufſchwunges und unerhörter Macht-

*) Whoever wishes to learn how not to do it, ought to study the Prussian financial policy in this respect.

entfaltung, zu einer Zeit, wo jede andre Nation den Gipfel ihrer Prosperität erklommen hätte, sich wirtschaftlich in unaufhörlicher Krisis befindet. Die soziale Not wächst mit jedem Jahre, breite Schichten der Bevölkerung befinden sich in gesellschaftlicher Revolte, ganze Stände erkranken und sind anscheinend auf die Proskriptionsliste gesetzt, alljährlich verlassen Hunderttausende das Vaterland, um sich anderwärts eine Heimat zu suchen.

Liegt der Grund für diese ewige Krankheit, wie viele behaupten, lediglich an den unwiderstehlichen „Fluktuationen" des Weltmarktes, so wird es an der Zeit sein, sich von dem Banne dieser unheilvollen Macht zu emanzipiren und vor allem aus unsrer auf Export und Überproduktion trainirten Industrie wieder das zu machen, was sie sein sollte: eine Arbeiterin für die Bewohner unsers Landes, die nicht in den mysteriösen Chancen, welche die internationale haute finance zu arrangiren für gut befindet, sondern in der Prosperität ihrer heimischen Abnehmer ihr Gedeihen sucht. Es wird unendlich schwer sein, diesen natürlichen Zustand der Dinge herbeizuführen, denn den Feind, der sich jedem Gesundungsprozesse mit ganzer Kraft entgegenstemmen wird, haben wir im eignen Lande großgezogen.

Das in unserm Lande angehäufte Kapital trägt einen internationalen Charakter, es findet seine Rechnung in den Krisen unsers Landes, aber nicht in seiner Wohlfahrt.

Unsre Kapitalisten sind zu vier Fünfteln jenem Heuschreckenschwarme entsprossen, den wir achtlos über unsre Grenzen haben hereinbrechen lassen, damit er uns im eignen Lande zu Enterbten mache. Ohne Liebe für unser Volk, mit dem sie nichts gemein haben, ohne Liebe für unser Land, das ihnen nie etwas andres gewesen ist als eine melkende Kuh, stets bereit, mit dem, was sie ergattert haben, in die Fremde zu ziehen, erbittert endlich durch eine nur zu berechtigte Agitation und doch unbelehrbar in ihrem angestammten Hochmute, hängen die Angehörigen jener unglückseligen Rasse wie Blutsauger an unserm Halse und lassen erst locker, wenn sie voll sind. Die jüdischen Wucherer auf unsern Bauerndörfern, die jüdischen Bankiers in unsern Städten, sie sind die Steuereinnehmer der goldnen Internationale, die unaufhörlich an unserm Wohlstande zapfen. Die Werte, die unser fleißiges Volk erzeugt, fließen unablässig in jene Hände, aber sie strömen nicht segenbringend wieder ins Land zurück. Sie werden in die weite Welt verschleppt, sie werden in russischen und türkischen Papieren verspekulirt, sie werden „international" gemacht, und wir bleiben derweile arm und unzufrieden.

Gewonnen durch ihren „Familiensinn," ihre geistige „Regsamkeit" und wie ihre sozialen Tugenden alle heißen, stehen jenen Fremdlingen viele Freunde in unserm Lande zur Seite. Unser Arbeiter mag ausgemergelt verhungern, unser Landwirt mag als Bettler von Haus und Hof ziehen, wenn der liebe Jude nur auch fernerhin durch seinen „Familiensinn" bei uns glänzen darf. Ganze

Parteien in unſern Vertretungskörpern führen die Sache des Verkannten, ſein Einfluß an maßgebenden Stellen iſt erſtaunlich, und ſo wird er uns denn noch lange erhalten bleiben, um unſre Berufsſtände zu durchſäuern und zu korrumpiren und uns unter dem Schutze unſrer Geſetze auszuplündern. Wir werden ihm niemals gewachſen ſein, und wir werden ihm laſſen müſſen, was er hat.

Aber wir werden uns auch um Hilfe nach einer andern Seite umſehen, und wieder iſt es unſer Staat, der hier allein helfen kann und wird. Er hat in ſeiner neuen Zollgeſetzgebung den Willen ausgeſprochen, die Kontrole unſrer landwirtſchaftlichen Zuſtände nicht ferner den internationalen Faiſeurs zu überlaſſen; er muß nunmehr auch unſer Kapital wieder zu dem machen, was es ſein ſollte.

Er wird zu dieſem Behufe in weit höherm Maße als bisher ein Aufſeher über alles werden müſſen, was Geld erzeugt. Alles, was Kooperation heißt, wird ſeiner Aufſicht unterſtellt werden, alle Privatmonopole werden in ſeinen Beſitz übergehen müſſen. Er wird ſelber Kapitaliſt werden müſſen, damit wenigſtens ein Teil der vom Volke erzeugten Werte wieder zu ſeinem Beſten angelegt und verwandt werde, und er wird ſich endlich dem nicht entziehen können, das große Kreditinſtitut für alle Beſitzenden zu werden, wenn dieſe unſelige Quelle der Ausbeutung des Bedürftigen, der Bereicherung des Gewiſſenloſen endlich verſtopft werden ſoll.

Die Arbeit und die Verantwortung würden ſich um ein gewaltiges ſteigern, wenn er ſich auch dieſen Aufgaben noch unterzöge, aber auch die Ehre, der Ruhm und der Segen, die zu gewinnen ſind.

Newyork, im Juni 1885. R. H.

Eichsfelder Arbeiter.

Von Franz Berghoff-Iſing.

Eine Fülle des Intereſſanten insbeſondre für den volkswirtſchaftlichen Beurteiler, bietet das Eichsfeld, jenes kleine Ländchen, das ſich von den nördlichen Ausläufern des Thüringer Waldes bis zu den ſüdlichen Abhängen des Harzes erſtreckt, öſtlich bis faſt an Nordhauſens „Goldne Aue“ reicht und weſtwärts an der Grenze von Hannover und Heſſen endet. Eine alte kurmainziſche Enklave, kam es 1803 an Preußen, und bildet jetzt einen zum Regierungsbezirk Erfurt gehörigen Beſtandteil der Provinz Sachſen. Die Reformation vermochte ſich ſelbſtverſtändlich unter dem kurmainziſchen Krummſtabe nicht zu halten. Schon

sehr früh waren infolge der energischen Thätigkeit des Jesuitenordens, der in Heiligenstadt, der Hauptstadt des Ländchens, eine Niederlassung gründete, fast die letzten Spuren des Protestantismus wieder vertilgt. Zwar besteht auch heute noch in Heiligenstadt eine evangelische Gemeinde, die Angehörigen derselben sind jedoch fast ausschließlich im Laufe der Zeit eingewandert. In der Kirche dieser Gemeinde empfing im Jahre 1825 Heinrich Heine, der von dem nahen Göttingen herübergekommen war, die Taufe. Im übrigen aber ist das Eichsfeld inmitten der evangelischen Provinz Sachsen eine Hochburg des Katholizismus.*) Der Name „Eichsfeld" soll, einer natürlich unverbürgten Sage nach, der man besonders häufig unter den Landleuten begegnet, darauf zurückzuführen sein, daß der heilige Bonifazius in dieser Gegend in der Nähe des Ortes Geismar auf dem Hülfensberge die Donnereiche fällte.

Das Ländchen ist, wie weithin bekannt ist, arm. Es ist derartig arg verrufen, daß man wohl sagen darf, es sei besser als sein Ruf. So entbehrt es z. B. nicht der landschaftlichen Schönheit; nach dieser Seite hin wenigstens verdient es nicht den Namen „Streichhölzerland," den man ihm spottend beigelegt hat. Der Boden aber ist wenig fruchtbar und bringt selbst bei harter, sorgfältigster Arbeit nicht genug Produkte hervor, um seine Bewohner zu nähren. Doch gilt dies nur von dem obern Eichsfelde. Das untere hannoversche Eichsfeld mit der Stadt Duderstadt kann sogar fruchtbar genannt werden; nennt man doch die Umgegend dieses Ortes die goldne Aue des Eichsfeldes. Auch mit der natürlichen Fundation des Bodens ist es schlecht bestellt; keinerlei Bergwerksbetrieb oder Fabrikbetrieb, der sich darauf gründete, ist vorhanden. Dagegen hat sich in Heiligenstadt selbst infolge der dortigen überaus niedrigen Arbeitslöhne eine bedeutsame Zigarrenfabrikation entwickelt, deren Inhaber jedoch nicht Eichsfelder, sondern großenteils Bremer Kaufleute sind. Auch Baumwollwebereien und eine Nadelfabrik haben sich aus gleichem Grunde dort angesiedelt; auch diese Unternehmungen sind fast ausschließlich von Fremden hervorgerufen worden. Der eigentliche Eichsfelder ist wenig unternehmungslustig, schon deshalb nicht, weil das nötige Kapital nicht im Lande ist.

Die Bodenverteilung kann im allgemeinen eine günstige genannt werden; große Güter sind nicht vorhanden, ebensowenig eine zu weit gehende Zersplitterung des Grundbesitzes. Die Kargheit des Bodens zwingt aber die Leute, außerhalb der Heimat dem Erwerbe nachzugehen, eine Notwendigkeit, die von Einfluß auf die gesamten wirtschaftlichen Verhältnisse des Ländchens geworden ist. Es haben sich nämlich infolgedessen ganz eigentümliche Zustände ausgebildet, die das besondre Interesse jedes Volkswirtes hervorrufen müssen.

*) Als bezeichnende Kuriosität mag angeführt werden, daß die in Heiligenstadt erscheinenden „Eichsfelder Volksblätter" bei den letzten Reichstagswahlen aufforderten, so schwarz zu wählen, daß „ein Rabe, schwarz wie Stiefelwichse, sich gegen die Wahlurne ausnehme wie ein weißer Vogel."

In jedem neuen Jahre, „sobald die ersten Lerchen schwirren," rüstet sich die unverheiratete weibliche Einwohnerschaft der Dörfer des Eichsfeldes „in die Welt zu gehen," wie man dort sagt. Schon gleich nach Weihnachten suchen Verwalter und Agenten der größern Güter, der Zuckerfabriken Sachsens, Hannovers, Westfalens die Mädchen in ihren Dörfern auf, um durch festen Kontrakt für die bevorstehende Bestellungs- und Erntezeit, für die „Rübenkampagne" — wie man jetzt so geschmackvoll sagt — sich Arbeitskräfte zu sichern. Da entsteht dann gewissermaßen ein Wettbewerb um die tüchtigsten und stärksten Mädchen. Der gewöhnliche Weg ist der, daß der Anwerber die Wanderlustigen durch den Polizeidiener in das Wirtshaus des Ortes entbietet. Dort heißt es nun, die Mädchen zu überreden, sich für ihn und keinen andern zu verpflichten: zuerst wird die Höhe des Arbeitslohnes vereinbart, durchschnittlich eine Mark für den Arbeitstag. Außer diesem Geldlohne beanspruchen aber die Arbeiterinnen noch mancherlei andres. So begegnete es einem Verwalter eines größern Gutes der Paderborner Gegend, daß die Mädchen sich nur verpflichten wollten gegen die in den Kontrakt aufzunehmende Zusicherung, daß sie nicht etwa auf Strohsäcken, sondern auf Sprungfedermatratzen schlafen würden, ein Ansinnen, dem leider nicht Folge gegeben werden konnte. Auch „Zucker in den Kaffee" ist keine seltne Forderung. Es wird wenigstens probirt. Hie und da gelingt es auch einmal, etwas außergewöhnliches durchzusetzen. Zugestanden wird in der Regel neben dem genannten Geldlohn: morgens eine Mehlsuppe oder Kaffee, mittags warmes Essen mit Fleisch, desgleichen abends, jedoch gewöhnlich ohne Fleisch, außerdem für den Kopf täglich 1 bis 1½ Liter Milch. Brot und Butter und etwaige andre Bedürfnisse haben die Arbeiterinnen aus eignen Mitteln zu beschaffen. Die Schlafräume, die den Leuten zugewiesen werden, lassen leider oft viel zu wünschen übrig; zehn bis fünfzehn Mädchen werden bisweilen in feuchten, kellerartigen Räumen zusammengepfercht. Doch gewährt Selbsthilfe meistens erfolgreichste und schnellste Remedur. Die Eichsfelder scheuen derartige Güter und Zuckerfabriken und sind nicht leicht zu bewegen, im nächsten Jahre dorthin zurückzukehren, wenn sie nicht schon mitten in der „Kampagne" oder Erntezeit auf- und davonlaufen. So ist es nicht selten, daß ein Gut, oftmals eine ganze Gegend, von den Eichsfeldern gleichsam in Verruf erklärt wird, weil dort die Behandlung und die Beaufsichtigung strenger und dabei das Essen nicht so gut ist wie anderswo. In den Wintermonaten, in denen die Arbeiterinnen wieder in ihren Eichsfelder Dörfern weilen, bietet sich genug Zeit und Gelegenheit, sich untereinander und von Dorf zu Dorf zu verständigen, gute und schlechte Erfahrungen, die während des Sommers auf diesem und jenem Gute gemacht worden sind, einander mitzuteilen, sodaß im Frühjahr jedes Mädchen weiß, wo es gut und wo es schlecht ankommen wird.

Seit die Zuckerindustrie zu Anfang unsers Jahrzehnts einen so gewaltigen Aufschwung genommen hat, ist die Nachfrage nach geschulten, mit der Behand-

lung der Zuckerrübe vertrauten Arbeitskräften sehr gestiegen. Zu diesen Arbeiten eignen sich eben nach dem Urteile aller Landwirte die Eichsfelder ganz vorzüglich, während die Arbeiterbevölkerung in den Zuckerrübengegenden oft garnicht dazu zu gebrauchen ist — auch eine Wirkung der Arbeitsteilung, da die Eichsfelder sich nur selten und ungern andern Arbeiten unterziehen. Neuerdings hat man auch angefangen, polnische Arbeiter zu mieten, um so den oftmals alles Maß überschreitenden Forderungen der Eichsfelder aus dem Wege zu gehen. Die Erfahrungen aber, die man mit den polnischen Arbeitern gemacht hat, sind, wie wir von westfälischen Landwirten erfahren, keine guten. Sie stehen den Eichsfeldern weit nach, besonders was die Sorgfalt bei der Arbeit angeht, die gerade bei dem Auspflanzen und Anhäufen der Zuckerrübe von großer Wichtigkeit ist.

Der monatliche Verdienst der Eichsfelder Arbeiterinnen beläuft sich auf etwa dreißig Mark, oft auf mehr, da sogenannte Überstunden, die im Hochsommer früh morgens oder spät abends zum Tagespensum hinzukommen, besonders bezahlt werden, im Durchschnitt die Stunde mit zehn Pfennigen. Nach einer gewöhnlich siebenmonatlichen Arbeitszeit kehren die Arbeiterinnen mit einem Reinverdienst von 200 bis 220 Mark in ihr Eichsfeld zurück. Sowohl Hin- wie Rückfahrt geschieht meistens auf Kosten der Arbeitgeber.

Es sind somit recht ansehnliche Summen, die auf diese Weise dem Eichsfelde zufließen und so die notwendige Ergänzung zu der ungenügenden Ertragsfähigkeit des heimatlichen Bodens abgeben. Während aber das junge Geschlecht auswärts war, haben die Alten die spärliche Ernte eingebracht, wozu die wenigen Kräfte mehr als ausreichend waren. Kein Wunder, daß die Dörfer im Sommer wie ausgestorben erscheinen, nur Kinder und alte Leute erblickt man vor den Thüren. Nur im Winter ist die gesamte Familie beisammen, nur da kann auch von einem eigentlichen Familienleben die Rede sein, da wird geliebt und wird gefreit.

Über alle Maßen lieben die Eichsfelder Gesang und Tanz. Da entschädigt man sich denn für alle Entbehrungen der Sommerzeit. Wie von alters her, ist der Tanzplatz der Anger bei der Dorflinde, wo auch alljährlich das Fest des Kirchenpatrons, die „Kirmeß," mit dreitägigem Tanzvergnügen gefeiert wird. Zu diesem Feste lassen sich die Mädchen in die Heimat beurlauben, und wären sie auch noch so weit entfernt, ja dieser Urlaub ist eine conditio sine qua non ihres Arbeitsvertrages. Die Musik machen sich die Eichsfelder selber, denn wohl nirgends ist das Musikantentum so zu Hause wie hier. Auch die Eichsfelder Musikanten durchziehen den größten Teil des Jahres in Trupps von sechs bis neun Mann ganz Deutschland, blasen und fideln sich ein hübsches Sümmchen zusammen, mit dem sie dann im beginnenden Winter zu Weib und Kind zurückkehren, um beim ersten Lerchensang wieder in alle Welt zu ziehen. Bis nach Rußland hinein erstrecken sich die Streifzüge dieser gerade diot. An Musikantenehen mit neunmonatlicher Trennung im Jahre nimmt im Eichsfelde niemand

Anſtoß, es geht einmal nicht anders, und ſo findet man ſich leicht darein. Nicht ſelten greifen übrigens auch Weiber und Mädchen zu dieſem luſtigen Handwerk und ziehen als fahrende Harfeniſtinnen im Lande umher.

Viele Eichsfelder üben auch das Gewerbe der Wollkrätzer aus, eine Erwerbsquelle, die jedoch ſeit Jahren mehr und mehr verſiegt. Seit die Hausinduſtrie dem Großbetriebe das Feld hat räumen müſſen, iſt dieſem Erwerbe der Boden entzogen.

Trotz ſolchen Wanderlebens hält der Eichsfelder mit bewunderungswerter Zähigkeit an ſeinen heimiſchen Sitten, Lebensgewohnheiten und Trachten feſt. Die Tracht der Mädchen und Frauen iſt, während faſt allerwärts unſre nivellirende Zeit Gleichförmigkeit eingeführt hat, ſeit alten Zeiten unverändert geblieben. Die Mädchen tragen kurze und wenig über die Kniee reichende Röcke, am liebſten in möglichſt bunten, ſchreienden Farben, um die Bruſt ein buntes Tuch geſchlagen. Unverheiratete Mädchen tragen keinen Kopfputz, dagegen iſt die ſpitze Haube mit hinten herabhängenden langen Bändern das untrügliche Zeichen der Frauenwürde. Ein weiter Mantel von bedrucktem Kattun vervollſtändigt dieſe, wenn auch nicht beſonders ſchöne, ſo doch typiſche Tracht der Eichsfelderin. Faſt untrennbar von ihr iſt der Tragkorb, der auf dem Rücken hängt. Nie wird ſie anders als in dieſem Korbe Laſten befördern, nie ſieht man ſie eine Bürde am Arm oder auf dem Kopfe tragen.

Ein politiſcher Dichter und Zeitungsſchreiber des achtzehnten Jahrhunderts.

Am Schluſſe des zehnten Buches von „Dichtung und Wahrheit“ erzählt Goethe launig, daß der ſo einſichtige als geiſtreiche Doktor Gall nach ſeiner Schädellehre beteuerte, „ich ſei eigentlich zum Volksredner geboren. Über dieſe Eröffnung erſchrak ich nicht wenig; denn hätte ſie wirklich Grund, ſo wäre, da ſich bei meiner Nation nichts zu reden fand, alles übrige, was ich vornehmen konnte, leider ein verfehlter Beruf geweſen.“ Nichts zu reden fand? Nun Gegenſtände, welche dem Volksredner zu Bethätigung ſeiner Gabe hätten anreizen können, wären wie immer und überall ſo auch im Deutſchland des achtzehnten Jahrhunderts nur in allzureicher Fülle vorhanden geweſen; allein wo gab es damals in Deutſchland außerhalb der Kanzeln einen Ort, von dem aus ein volkstümliches Rednertalent die Nation anregen, in gutem oder ſchlimmem Sinne auf ſie hätte ein-

wirken können? Und wie mußte sich unter diesen Verhältnissen das Leben eines Mannes gestalten, der von der Natur die Begabung zum Volksredner in so ausgeprägter Weise empfangen hatte, daß er sich gedrungen fühlte, selbst das unmittelbar für den Druck bestimmte in einem öffentlichen Kreise zugleich als Rede und als Diktat vorzutragen? wenn diesem Manne zudem die Gaben zweier Musen beschеert waren, kraftvolles Mark seine Sinnlichkeit stählte, aber Rat, Mäßigung und Weisheit dem Feuergeiste von der Gottheit versagt geblieben waren? Eine solche Erscheinung kennt die deutsche Literaturgeschichte des vorigen Jahrhunderts wirklich. Der so geartete Mann war Christian Friedrich Daniel Schubart (den 24. März 1739 zu Obersontheim im Gebiete der schwäbischen Reichsstadt Aalen geboren, zu Stuttgart am 10. Oktober 1791 gestorben).

Wir besitzen neben mittelmäßigen auch mehrere hochgerühmte Literaturgeschichten des achtzehnten Jahrhunderts; man darf jedoch nicht glauben, daß in irgendeiner derselben die ganze Fülle der Tendenzen und Anregungen, welche sich zwischen 1730 und 1800 in unsrer Literatur bemerklich machten und mehr oder minder zur Wirksamkeit gelangten, genügend berücksichtigt wäre. Allzu mannichfaltig sind diese oft absonderlich gestalteten Bestrebungen. So hat auch Schubart bisher in unsern Literaturgeschichten eine mehr als stiefmütterliche Behandlung erfahren. Kaum daß unter den Dichtern der Sturm- und Drangperiode und in der Jugendgeschichte Schillers sein Name genannt wird. Ich muß die Berechtigung der Klage seines neuen Biographen*) anerkennen, wenn er auch mit seinen Beschuldigungen gegen einzelne — an ihre Spitze setzt er Schubarts Landsmann Schiller selbst — nicht immer im Rechte ist. Von Schiller war es in der That nur landsmannschaftliche Rücksicht, wenn er, der einen Bürger verurteilte, Schubart nicht erwähnte. Als Kunstrichter vermochte er bei seinen Prinzipien Schubart unmöglich zu loben, und über Schubarts journalistisch-politische Thätigkeit zu reden, konnte er sich niemals veranlaßt fühlen. Hauff hebt in heftiger Polemik gegen seine verdienstvollen Vorgänger hervor, daß Schubart kein blinder Verehrer Klopstocks gewesen sei; aber die kritischen Bedenken, welche der schwäbische Dichter einigemale gegen Klopstocks spätere Oden laut werden läßt, hat auch Strauß bereits erwähnt. Thatsächlich wird auch durch Hauffs Darstellung die Behauptung von Strauß durchweg bestätigt. Schubarts Gedichte**) lassen sich, wenige Ausnahmen abgerechnet, in zwei große Gruppen scheiden, je nachdem der Einfluß der Klopstockschen Odenpoesie oder das volkstümliche Element in ihnen vorwaltet. War Schiller in seiner Jugend selber ein Nachahmer Klopstocks gewesen, so urteilte er doch, als er über naive

*) Christian Friedrich Daniel Schubart in seinem Leben und seinen Werken dargestellt von Gustav Hauff. Stuttgart, W. Kohlhammer, 1885.

**) Chr. Fr. D. Schubarts Gedichte. Historisch-kritische Ausgabe von Gustav Hauff Leipzig, Reclam.

und sentimentalische Dichtung schrieb, sehr hart über Klopstocksche Poesie; für das volkstümliche Element in der Lyrik fehlte ihm Verständnis oder doch Sympathie, er würde ganz gewiß nicht in Goethes freudige Bewunderung für des Knaben Wunderhorn mit eingestimmt haben. Wie hätte er nun für Schubarts Poesien lobende Worte finden sollen? Das beste, was Schubart als Dichter geleistet hat und was auf uns gekommen ist — denn sehr vieles, z. B. seine sämtlichen dramatischen Arbeiten, sind ja verloren gegangen —, klingt an das Volkslied an; nur in der „Fürstengruft," die er auf dem Hohenasperg schrieb, als Herzog Karl Eugen wieder einmal wortbrüchig ihm die versprochne Freilassung verweigerte, und in dem Gedichte „Frischlin" hat er auch als Klopstockianer die Vorzüge seiner volkstümlichen Dichtungsweise beibehalten. Der „Hymnus" und der „Obelisk" auf Friedrich den Großen sind, so wichtig sie für Schubart selbst waren und uns als historische Dokumente erscheinen müssen, doch vom rein ästhetischen Standpunkte aus betrachtet wenig lobenswert, ja völlig mißglückt zu nennen.

Der Lyriker Schubart verdient mehr Beachtung als er bisher gefunden hat, schon aus dem Grunde, weil wir an ihm eine Erscheinung gewahren, die uns an die Zeiten der mittelalterlichen Dichtung gemahnt. Der lyrische Wortdichter ist zugleich Tondichter. Wie es bei den Meister- und Minnesängern und noch später im Volksliede Regel war, so entstehen auch bei Schubart sehr oft Wort und Weise zugleich. Das war z. B. bei seinem berühmtesten Gedichte, dem „Kapliede" (Auf auf, ihr Brüder, und seid stark), der Fall. Wie Text und Melodie hier gleichzeitig entstand, so ist auch dem ersten Drucke (Stuttgart 1787) die Musik gleich beigegeben. Aber auch sonst kam der Musiker Schubart dem Dichter Schubart zu Hilfe. Improvisator wie er durchweg war — die Dichtungen, an denen er lange arbeitete und feilte, sind die am wenigsten gelungnen —, hat er am Klavier sitzend zugleich Text und Melodie erfunden. Natürlich mußten seine Gedichte dadurch einen bedeutenden Vorzug erhalten. Goethe äußerte sich Zelter gegenüber (10. Januar 1824 und 21. Dezember 1809): „Ich setze voraus, daß dem Dichter eine Melodie vorschwebt" und „Jedes Lied soll erst durch Komposition vollständig werden."

Des Dichters Sohn und Biograph, Ludwig Schubart, teilte die Ansicht seines Vaters, daß dieser zum Epiker geboren gewesen sei; er bedauert, daß die beiden projektirten Epen „Satans Wiederkehr" und „Der verlorne Sohn" nicht zur Ausführung gelangt seien. Uns zeigt schon die an Stelle eines ebenfalls geplanten Epos getretene lyrische Rhapsodie „Der ewige Jude," daß Schubart noch viel weniger als Klopstock episches Talent besessen hat. Ein paar novellistische Erzählungen, deren eine in der Folge einem Eleven der hohen Karlsschule den Stoff zu seiner Tragödie „Die Räuber" liefern sollte, sind Schubart erträglich geraten; mit dem Versuche eines Romans quälte er sich zu verschiednen Zeiten vergeblich ab. Wir dürfen freilich bei einer Betrachtung Schubarts nie ver-

gessen, daß ihm eine naturgemäße Entwicklung versagt war. Seine Jugendbildung erscheint mangelhaft; während seiner Schulmeisterzeit in Geislingen sehen wir, wie er als Autodidakt sich abmüht, einen klaren Einblick in die dichterische und wissenschaftliche Bewegung Norddeutschlands zu gewinnen. Es macht einen rührenden Eindruck, mit welchem naiven Eifer er das eben Gelernte wieder zu lehren sucht, ohne daß er selbst einen festen Standpunkt für seine Beurteilung gewinnen kann. Seine Bewunderung für den Dichter des „Agathon" gerät mit seiner theologischen Gesinnung in Widerstreit. Ein Freigeist, wofür er sich später in Selbstanklagen ausgab, ist er überhaupt niemals gewesen; er schwankte nur zwischen einer freiern und einer strengern theologischen Auffassung. Aber seine angeborne Sinnlichkeit brachte, als in Ludwigsburg das böse Beispiel und die unmittelbare Verführung der lüderlichen Hofkreise an ihn herantrat, seine Handlungen in Widerstreit mit seiner religiösen Überzeugung; dies veranlaßte ihn dann, die Ausschweifungen, zu denen er von Natur aus neigte, ganz ungerechtfertigterweise statt seiner moralischen Schwäche einer freiern Geistesrichtung zur Last zu legen. Nach mannichfachen Irrungen hatte sich Schubart endlich um die Mitte der siebziger Jahre als Mensch und Schriftsteller emporgearbeitet. Erst in Ulm entfaltete sich sein Geist freier, und alle Anzeichen sprechen dafür, daß nun Bedeutenderes von ihm zu erwarten sei. Da griff die frevelnde Despotenhand zerstörend in sein Leben ein. Nach zehnjähriger Kerkerhaft war Schubarts Geist gebrochen. Was Schubart trotz dieser Ungunst der Verhältnisse geleistet hat, ist nicht unbedeutend. Den volkstümlichen Liederton hat er bereits vor Goethes Straßburger Aufenthalt angeschlagen. Die im neunzehnten Jahrhundert anerkannte Bedeutung des Dialekts für die Poesie und seine liebevolle Pflege geht von Schubart aus. Man hat später den Ausgaben seiner Werke die Aufschrift gegeben: „Schubarts des Patrioten gesammelte Schriften." Der Wert der sogenannten politischen Poesie ist oft ein recht zweifelhafter; Schubart aber ist nicht nur der Zeit nach der erste unsrer politischen Dichter. Ästhetisch wie historisch betrachtet haben seine politischen Poesien ihren vollen Wert. Die Erzählung des Kammerdieners in der zweiten Szene des zweiten Aktes von „Kabale und Liebe" wirkt nun seit mehr als hundert Jahren von der Bühne herab auf das deutsche Publikum; Schubarts Kaplied ist mit deutschen Auswandrern über den Erdkreis gewandert; sein Eindruck war kein geringerer, wenn es auch die in Schillers Drama scharf hervorstechende Spitze verhüllen mußte. Die „Fürstengruft" ist ein politisches Gedicht, wie vielleicht keines von gleicher Großartigkeit seit Schubart von einem deutschen Dichter geschrieben worden ist.

Die Teilnahme Schubarts an den politischen Verhältnissen war eine tiefgehende und nachhaltige. Von 1774 bis 1777 und von 1787 bis 1791 gab er die „Deutsche Chronik" heraus. Mehr als manche andre neu hervorgezogene Schrift des vorigen Jahrhunderts verdiente sie den von Seuffert in Aussicht

gestellten, aber immer noch verzögerten Neudruck. Schubarts Chronik ist, wenn nicht die erste deutsche, so doch die erste süddeutsche politische Zeitung, der eine geschichtliche Bedeutung zukommt. Auch Schubart war ursprünglich nur „Fritzisch" gesinnt, wie Goethe es in „Dichtung und Wahrheit" nennt. Er hat auch später die Persönlichkeit Friedrichs des Großen vor allem gefeiert, aber aus der „Fritzischen" entwickelte sich ihm eine „preußische" Gesinnung. Treitschke rühmt es Wieland nach, er sei unter unsern Klassikern der einzige gewesen, welcher den Wendungen der Tagespolitik mit reger Teilnahme folgte und in Karl August das Verständnis für den Staat weckte. Unsern Klassikern darf man Schubart freilich nicht beizählen, unter unsern Schriftstellern sind es aber noch zwei Schwaben gewesen, die dasselbe, ja vielleicht noch ein höheres Lob als Wieland für sich in Anspruch nehmen können: Schubart und Thomas Abbt (geboren den 25. November 1738 zu Ulm, gestorben den 3. November 1766 zu Bückeburg). Thomas Abbt, durch seine Teilnahme an den Berliner „Literaturbriefen" und Herders, seines Amtsnachfolgers, „Eulogium" mehr bekannt als durch seine Werke, war in früher Jugend nach Preußen gekommen und erwarb sich hier eine ungewöhnliche politische Bildung. Seine beiden Schriften „Vom Verdienste" und „Vom Tode fürs Vaterland" sondern sich vorteilhaft ab von den farblosen moralischen Betrachtungen und Ermahnungen der populären Moralphilosophen. Es bezeichnet den Zustand, in welchen das Kleinfürstentum, wie Schubarts gestrenger Herzog es ausübte, uns gebracht hatte, daß Abbt sich genötigt sah, den Satz zu verteidigen, auch in Monarchien gebe es für den Einzelnen ein Vaterland. Der süddeutsche Schriftsteller, welcher Bürger des preußischen Staates geworden war, lehrte mit überlegner politischer Einsicht, daß jeder Einzelne in einem Verhältnisse zum Staate stehe, und pries Friedrich den Zweiten als den Lenker eines Staates, der seinen Mitgliedern ein Vaterland gebe. Man braucht sich nur zu erinnern, welch sonderbare Ansichten noch Wilhelm von Humboldt in jüngern Jahren vom Wesen des Staates, den er nur als ein notwendiges Übel betrachtete, hegte, um das Verdienst Abbts würdigen zu können. Ein systematisches Denken und Darstellen, wie es Abbt, für den er sich lebhaft interessirte, eigen war, lag freilich völlig außerhalb von Schubarts Vermögen. Er griff aber verwandte Ideen in seiner Weise auf und wirkte für ihre Ausbreitung, wie er es vermochte. Abbt wendet sich in seinen Schriften, denen allen eine gewisse Vornehmheit eigen ist, an ein auserlesenes, gebildetes Publikum; der derbe Volksredner Schubart, der nicht bei Lessing und Sulzer, sondern bei Götz von Berlichingen in die Schule gegangen war, wandte sich mit seiner Zeitung an die weitesten Kreise des Volkes. Aufklärung und Sturm und Drang erscheinen sonst in unsrer Literaturgeschichte verfeindet; die im Stile der Sturm- und Drangperiode geschriebne „Chronik" Schubarts hat für die Aufklärung in Schwaben, Baiern und Franken gewirkt. Sie ist nach Schubarts Freilassung wohl die gelesenste deutsche Zeitung gewesen; ihre Abonnentenzahl stieg über

zweitausend. Hauff führt uns in einem eignen Kapitel „Schubart als Kritiker" vor; ich möchte sein weitgehendes Lob Schubarts, vor allem die Vergleichung mit Lessing (S. 314 und 329) nicht unterschreiben. Einzelnen treffenden literarischen Urteilen stehen doch mehr seltsame und geschmacklose gegenüber. Höhere künstlerische Einsichten gingen ihm völlig ab. In politischen Dingen aber ist es umgekehrt; da stehen einzelnen verschrobnen Äußerungen in der Mehrzahl der Fälle gesunde Ansichten gegenüber. Energisch tritt Schubart für den Fürstenbund ein; wie für ihn selber die Rettung aus dem würtembergischen Gefängnis durch die Verwendung des preußischen Königs erfolgt war, so ist er unerschütterlich in dem Glauben an die Bedeutung des preußischen Staates für Deutschland. Den politischen Sinn suchte er von Anfang an zu wecken und zu leiten. Von seiner eignen politischen Einsicht aber zeugt es, daß er der französischen Revolution zwar mit Begeisterung, aber ungleich kritischer als Klopstock, Wieland u. a. gegenübertrat. Überall war er von lauterstem deutschem Patriotismus geleitet. Er hat, wie schon sein Hermannkultus zeigt, von Klopstock patriotische Anregungen empfangen; allein schon in seiner Bewunderung Friedrichs des Großen trennt er sich von Klopstock. In weitern Kreisen noch als Klopstock hat Schubart für Erweckung vaterländischen Sinnes gewirkt und dabei für die realen Verhältnisse ein ganz andres Verständnis gezeigt als dieser.

Gustav Hauff, dessen Schubartbiographie uns zu vorstehender flüchtigen Charakteristik den Anlaß geboten, giebt im Anhange seines Buches eine „Übersicht über die Schubartliteratur." Als „eine epochemachende Erscheinung" derselben muß er das Werk von David Friedrich Strauß rühmen: „Chr. Fr. D. Schubarts Leben in seinen Briefen" (2 Bde., Berlin 1849; jetzt als 8. und 9. Bd. in Strauß' gesammelten Schriften [Bonn 1878] wieder abgedruckt). Es war die erste der großen literarischen Biographien von Strauß, und manche begründete Einwendung läßt sich gegen dieselbe erheben. Hauffs Polemik aber läßt sich nicht billigen; ich würde mir gegen ein Werk, von dessen Text, abgesehen von den Briefzitaten, ich Seiten und Seiten in meine eigne Arbeit herübernehme, nicht so viel — unbegründeten — Tadel gestatten. In einem oder dem andern unwesentlichen Punkte ist Hauff zu andern Ansichten gelangt, in den Hauptsachen zitirt er Strauß und gesteht damit selber zu, daß er inhaltlich mit ihm übereinstimmt und formell das von ihm Gesagte nicht besser vortragen kann. Hauff zitirt so viel aus Strauß, daß ich nicht einsehe, warum er an manchen andern Stellen ihn ohne Anführungszeichen wörtlich abschreibt. Hauff hat vor fünf Jahren sehr schätzenswerte „Schillerstudien" veröffentlicht; seine nur leider nicht vollständige kritische Ausgabe von Schubarts Gedichten, die einzige zuverlässige, welche überhaupt existirt,*) wie die vorliegende Biographie geben von seinen

*) Eine auch von Hauff gerühmte Auswahl aus Schubarts Gedichten und Biographie Schubarts enthält der dritte Band von A. Sauers trefflicher Ausgabe der „Stürmer und Dränger" (Spemanns „Deutsche Nationalliteratur" Bd. 79—81).

gründlichen, ſelbſtändigen Studien ehrendes Zeugnis. Umſo unverſtändlicher bleibt es, warum er durch eine ſcharfe Polemik gegen Strauß ſeine ganz unvermeidliche Abhängigkeit von ihm zu verhüllen ſucht. Hauffs Buch kann trotz mancher Unrichtigkeiten als eine nützliche und dankenswerte Ergänzung des Werkes von Strauß auf Beifall Anſpruch erheben. Die bedeutendſten Abweichungen von Strauß ergeben ſich daraus, daß Hauff den Anklagen der in bußfertiger Stimmung geſchriebenen Selbſtbiographie mehr Glauben ſchenkt; die richtigere Auffaſſung dürfte ſich freilich bei Strauß finden. Hauffs Kapitel über „Schubart als Muſiker“ iſt durchaus ungenügend, und gerade hierfür hat auch Strauß garnichts geboten. Wenn Hauff aber die Muſik als den böſen Genius Schubarts bezeichnet, ſo weiß man wirklich nicht, was man dazu ſagen ſoll. Schubart war nicht minder Muſiker als Dichter; durch ſeine muſikaliſche Begabung hat er Eingang in Kreiſe gefunden, in denen ſeine nie beſonders ſtarke Sittlichkeit Schiffbruch litt. Mit demſelben Rechte könnte man dann die Poeſie den böſen Genius Johann Chriſtian Günthers nennen. Mißbrauch und üble Folgen können aus allem entſtehen; woher weiß denn Hauff, daß auf Schubart die Muſik nicht auch einen heilſamen Einfluß ausgeübt hat? Ein ſo frommes, der augenblicklichen Erregung zugängliches Gemüt wie das Schubarts wird bei der amtlichen Ausübung der Kirchenmuſik ebenſo wohlthätige Einflüſſe empfangen haben, als ihn ſeine muſikaliſche Begabung gefährlichen ausſetzte. Hauff polemiſirt gegen die antitheologiſche Auffaſſung von Strauß. Wer Strauß' Arbeit über Klopſtock kennt, wird ihn von ſtörender Einſeitigkeit in literariſchen Dingen gewiß freiſprechen. Hauff handelt mit feierlichem Ernſte von dem Traume, den Schubart in ſeinen Selbſtanklagen erzählt, macht ihm Vorwürfe, daß er dieſer offenbar göttlichen Warnung nicht Folge geleiſtet habe — ſoll das etwa Strauß gegenüber eine theologiſche Auffaſſung ſein? Dann ziehe ich doch die antitheologiſche vor.

Hauff fordert durch ſeine gänzlich ungerechtfertigte Kritik gegen Strauß, der ihm Schritt vor Schritt den Weg gebahnt, die Kritik gegen ſeine eigne Arbeit förmlich heraus, und dieſe giebt derſelben gar manche Blöße. Ich möchte aber ſtatt deſſen lieber auf das Verdienſtliche von Hauffs Arbeit hinweiſen. Schubart hat in unſern Literaturgeſchichten noch keineswegs die ihm gebührende Stellung und Anerkennung erlangt. Eine neue monographiſche Arbeit über ihn war deshalb wohl am Platze. Zur richtigen Würdigung des ſchwäbiſchen Dichters und Chroniſten wird Hauffs fleißige Arbeit ohne Zweifel behilflich ſein.

Marburg i. H. Max Koch.

Reisebriefe aus Italien vom Jahre 1882.

Aus dem Nachlasse von W. Roßmann.

(Schluß.)

Bologna, 27. November. (Albergo d'Italia.)

Im Mittag kamen wir in Bologna an. Nach kurzer Erfrischung suchten wir gleich die Akademie der schönen Künste mit der Gemäldegalerie auf, in der sowohl die alte Bologneſische Schule (Simone da Bologna) und Francesco Raibolini genannt Francia, wie die neue der Eklektiker, der Carracci, Domenichino, Guido Reni gut verteten ist. Francia ist durch die umbrische Schule beeinflußt und hat seinem Freunde Raffael viel zu danken. Er ist überhaupt nicht sehr selbständig, daher er denn auch schwer zu charakterisiren ist. Vortrefflich ist ein Bild, welches die Adoration des Christkindes durch Hieronymus und andre Heilige darstellt. Von den Carraccis, Guercino, Guido Reni u. s. w. sind die größten und schönsten Werke hier und sie weisen alle viel Schönes im einzelnen auf; aber sie lassen doch fast alle sehr gleichgiltig und keines will sich recht dem Gedächtnisse einprägen. Diese Künstler schöpften weder den Inhalt aus sich, noch die Form aus der Natur, sondern entlehnten den erstern der Mode, dem allgemeinen Bewußtsein, der Tradition, ohne eigne kräftige Empfindung, die letztere den Meistern der Blütezeit, deren verschiedene Vorzüge sie mit einander zu verschmelzen gedachten. Darüber ist der Reiz der subjektiven Auffassung sowohl wie der fein individualisirten Natur verloren gegangen. Die nämlichen Köpfe, die nämlichen allgemeinen Gefühle, die nämlichen Stellungen kehren immer wieder. Alles ist im allgemeinen stecken geblieben.

Die Perle der Sammlung ist Raffaels heilige Cäcilia, wie sie den Engelchören entzückt lauscht und darüber ihr eignes Instrument sinken läßt. Paulus, Magdalene neben ihr. Aber ach! wie hat das herrliche Bild gelitten. Nicht nur, daß es abscheulich übermalt und dadurch um die Geistigkeit der Farbe gebracht ist, sondern man läßt es auch so austrocknen, daß viele Partien grau und stumpf aussehen. Es ist überhaupt ein Jammer, wie wenig in Italien auf die Konservirung der Bilder gegeben wird.

Wir besuchten noch die größte Kirche der Stadt, San Petronio, das größte gothische Bauwerk Italiens, obschon nur das Langhaus steht und Querschiff wie Chor weggelassen sind. Die Kirche ist fünfschiffig, doch sind die beiden Außenschiffe in Kapellen zerlegt. Der Eindruck im ganzen ist etwas schwer und nüchtern; es fehlt zu sehr der plastische und farbige Schmuck.

Ein Gang durch die Stadt gewährte ein ganz neues Bild, wie denn jede dieser italienischen Städte ihren bestimmten eigenartigen Charakter hat. Bologna hat insofern Aehnlichkeit mit Turin, als überall neben den Straßen Arkaden hinlaufen, aber während dieselben in Turin durch massige Pfeiler gestützt sind, erscheinen hier meist Säulen, sodaß man von der Straße aus weithin in die Bogengänge hineinsieht. Und dann ist Turin durchaus modern, während sich hier überall das Mittelalter fühlbar macht. Namentlich um den Hauptmarkt her stehen mächtige alte Gebäude, das Rathaus, der Palazzo del Podesta, die Petroniuskirche — ähnlich wie an der Piazza della Signoria in Florenz. Das Ganze macht einen

höchst stattlichen Eindruck. Es ist die Stadt der Säulen. Alle Augenblicke wird man versucht, in einen dieser schönen, säulenumfangnen Höfe auszutreten, denen dann wohl noch ein zweites Peristyl folgt. Häufig sind die gewölbten Decken der Bogengänge sowohl an den Straßen wie um die Höfe herum aufs Reizendste bemalt. Ueberall arbeitete der Architekt auf Perspektive, und es kommt öfters vor, daß hinter dem zweiten Säulenhofe noch ein dritter auf die Wand gemalt ist. Dies Mittel ist so beliebt, daß wir selbst in einer Kirche, Maria dello vito, im Chor hinter einer wirklichen Kuppel noch eine fernere perspektivisch gemalte sahen. Reizende Terracottengesimse, mächtige Konsolgesimse wie in Genua sind weitere Eigentümlichkeiten.

Die Stadt ist sehr reinlich, die Menschen sind ruhig, anständig, höflich, gut gekleidet, man sieht kein barfüßiges Volk. Es kann keinen größern Gegensatz geben als zwischen der Bevölkerung dieser Stadt und Neapel mit seinem wüsten Volke. Hier weht schon der Norden herüber, in Neapel fühlt man lebhaft die Einwirkungen des Orients. Ich glaube den Unterschied höher schätzen zu sollen als zwischen irgendeiner norddeutschen und süddeutschen Stadt.

Bologna, 28. November.

Heute früh besichtigten wir im Palazzo publico, in welchem die städtischen Behörden ihren Sitz haben, zwei dem Publikum zugängliche große Vorsäle, den Herkulessaal, der außer einer alten, thönernen Herkulesstatue nichts besondres aufweist, und den farnesischen Saal, zu Ehren der Päpste aus diesem Hause so genannt. An den Wänden Fresken: wie Alexander Farnese in die Stadt einzieht, wie Karl V. gekrönt wird, wie Franz I. von Frankreich die Skropheln in Bologna heilt — ein schönes Sujet für ein Wandbild. Einige Kranke muß er wohl übriggelassen haben, denn heutzutage ist ganz Italien skrophulös.

Den Hauptschmuck des Saales bildet die Bronzestatue eines farnesischen Papstes. An den Wänden sind Marmortafeln angebracht, auf denen die Proklamationen Victor Emanuels und Napoleons III. aus dem April und Juni 1859 eingegraben sind. Das Tonnengewölbe des Domes macht einen großen Eindruck. Aber wie sehr steht es hinter dem des St. Peter in Rom zurück! Ich maß einen der Pfeiler und umging ihn mit dreißig Schritten, während die Langschiffpfeiler im St. Peter sechsundsechzig Schritt haben. Der Chor ist enger als das Schiff, indem noch ein mächtiger Bogen untergespannt ist, den hohe, kanellirte Säulen tragen.

Höchst lohnend war der Besuch der alten Universität. Ganz überraschend wirkt schon der Hof mit seinen zweistöckigen Arkaden. Wände und Decken nämlich sind in geschmackvoller Anordnung mit Wappen aller Art, gemeißelten und gemalten, geschmückt, und das Ganze sieht so farbenfrisch und bunt als würdig aus. Die Arkaden setzen sich in Korridors fort, die das Haus durchziehen und ähnlich geschmückt sind. Nicht weniger als 13 000 Wappen sind im Hause angebracht, von den Professoren und Studenten, die weiland hier gelehrt und gelernt haben. Das Haus ist etwa 1560 erbaut und bis zum Anfange dieses Jahrhunderts im Gebrauche der Universität geblieben; jetzt befindet sich die städtische Bibliothek darin, während die Universität in ein neueres, einfacheres Gebäude verlegt ist, das wir schon gestern sahen. Der anatomische Hörsaal ist gelassen, wie er war — ein Auditorium, ganz einzig in seiner Art. Der Raum ist ganz mit weichem Holzgetäfel dekorirt, in ausgesparten Nischen stehen die in Lindenholz geschnitzten Statuetten der berühmtesten Anatomen: Tagliacozzi u. s. w. An der prachtvollen Decke schwebt in der Mitte Apollo mit der Leier, die übrigen Kassetten sind mit den in Hoch-

relief geschnitzten Figuren der Sternbilder geschmückt. Ueber dem Katheder ein Baldachin, welcher durch zwei der eigentümlichsten Atlanten gestützt wird. Es sind dies nämlich zwei der Haut entkleidete anatomische Figuren in Holz, die so richtig und so detaillirt dargestellt sind, daß der Professor an ihnen demonstriren konnte. Unter dem Katheder eine zweite Empore, auf welcher die Prioren der vier Nationen zur Erhaltung der Ordnung ihren Platz hatten. Mit Ehrfurcht bestieg ich das Katheder, auf welchem zuletzt kein geringerer als Galvani gestanden. Auch manche Frau hat hier gelehrt, wie wir später auf dem Kirchhofe lasen.

Die übrigen Hörsäle, jetzt Büchersäle, sind mit Wappen dekorirt, oben an den Wänden findet sich wohl ein Kreis mit den Medaillonköpfen berühmter Lehrer. So sah ich Irnerius, den Begründer dieser Hochschule, neben Gratianus. In einem Raum stand die Büste des vielsprachigen Mezzofanti, dessen Grab wir zu San Onofrio in Rom gesehen. In dem Gebäude befand und befindet sich eine eigne Kapelle mit einem Altargemälde von Calvaert und Fresken von dem Bologneser Cesi, vorzüglich erhalten. Wir trennten uns nur schwer von diesem eigentümlichen und würdigen Gebäude. Die Bononia docens trat hier in aller ihrer Pracht hervor. Die Hörsäle der neuen Universität, deren ich einige besichtigte, sind im wesentlichen wie die unsrigen eingerichtet. Studenten schwirrten ab und zu, das Semester begann. Die jungen Leute machten einen guten Eindruck.

Das Museo civico, im Archiginnasio vorzüglich aufgestellt, enthält Altertümer aus der Stadt und Umgebung von allen Perioden. Namentlich die etruriſche ist sehr reich vertreten in vorzüglichen Vasen und Bronzen. Man hat hier auch ganze Gräber mit den Skeletten ausgehoben und die eingelegten Gegenstände an ihrer Stelle gelassen. Es zeigt sich, daß — wie es scheint, zu gleicher Zeit — das Erdbegräbnis und die Feuerbestattung üblich waren. Die Asche der Toten wurde in bronzenen, rinnenartigen Kisten gesammelt.

Nachmittags zum Camposanto, dessen Mittelpunkt eine alte Certosa bildet.

Es stellte sich wieder ein neues System der Friedhofsanlage dar. Ursprünglich hat man in den die großen Höfe umgebenden Arkaden bestattet; dann sind gedeckte Galerien und Korridors, hie und da dreischiffige, gebaut, in denen die Denkmäler an den Seiten stehen. Diese Anlage machte von allen, die wir gesehen, den feierlichsten und würdigsten Eindruck. Auch wird das Publikum nicht ohne weiteres zugelassen, sondern man hat sich für den Eintritt zu melden. Infolge dessen ist es hier still und einsam, und dies hat vorteilhaft auf die plastische Kunst eingewirkt, die nicht so um die Gunst der Menge buhlt wie auf früher gesehenen Friedhöfen. Die Denkmäler sind bescheidner, ernster, wahrer in der Empfindung. Hervorheben möchte ich eins von Canova, auf welchem die Ewigkeit als verschleierte Figur dargestellt ist, eine virtuose Arbeit, die doch zugleich viel Gefühl zeigt. Tief ergreifend ist ein ganz modernes Denkmal der Familie Minghetti (des Ministers oder seines Sohnes), welche drei Kinder an der Diphtheritis verlor. Diese Kinder sind dargestellt, das kleinste schlafend, die beiden andern das Geschwister bewachend, der Knabe voll Todesahnung. Das Denkmal Murats, der übrigens nicht hier bestattet liegt, ein wenig theatralisch, wie er im Leben war; es ist ihm von seiner Tochter gesetzt, einer Principessa Pepoli. Das Haus der Pepoli war hier einst das herrschende. Manche Allegorien finden sich: der Glaube, die Hoffnung. Auch die Verzweiflung ist, nur zu wahr, dargestellt.

Inmitten der großen Anlagen findet sich eine Rotunde, in welcher an der Wand die Büsten der hervorragendsten Persönlichkeiten aufgestellt werden (nach Munizipalbeschluß). Wir bemerkten Rossini, Galvani, einen weiblichen Professor

der Anatomie, der oder die so schön war, daß sie sich, um die Studenten nicht zu zerstreuen, beim Vortrage verschleierte.

Aermere Leute werden direkt in die Erde begraben, jedoch auf eine anständige Weise, und man läßt ihnen zehn Jahre Ruhe. Auf diesen Totenfeldern sind die alten etruriſchen Begräbnisstätten gefunden.

In die Stadt zurückgekehrt, besuchten wir noch die Kirche San Stefano. Der Gedanke an die Leidensstätte des Protomartyrs führte zur Nachbildung der Grabeskirche in Jerusalem, und so gliederten sich weitere dunkle Heiligtümer an, die durch Vorhöfe, Kreuzgänge, Korridore untereinander verbunden sind. Man zählt in diesem Komplex sieben Kirchen und Kapellen, meist niedrig, zum Teil halb in der Erde. Andächtige, welche ein mystisches Wirrsal und Dunkel lieben, finden hier ihre Befriedigung, zumal manche direkte Reminiscenz an Jerusalemer Heiligtümer angebracht ist: das Marmorbecken, in dem sich Pilatus gewaschen, die Nachbildung des Richthauses, der Geißelungssäule u. s. w. Die ganze Anlage geht in romanische Zeiten zurück.

Ferrara, 29. November. (Stella d'Oro.)

Säulengänge und Bogenhallen giebts hier nur vereinzelt; dafür tritt ein andres Charakteristikum hervor: der Backsteinbau mit den feinsten in Terracotta geprägten Friesen und Gesimsen.

Sehr eigentümlich ist der Dom. Die Hülse ist gothisch-romanisch aus einem Marmor ausgeführt, der vor Alter schwarz geworden. Die Säulen der Vorhalle ruhen auf mächtigen Löwen und greifenartigen Tieren (lombardische Art); die Fassade ist in drei Giebelfelder geteilt, Arkaden in drei Etagen, durch dünne, zierliche Säulen gestützt. Eine Loggia über dem Eingange. Das Innere gehört der Renaissance an.

Gegenwärtig ist man dabei, dasselbe malerisch auszuschmücken und mit reicher Vergoldung zu versehen. Alle Pilaster, Bogengurte u. s. w. werden grau in grau gemalt, doch so, daß man Reliefs zu sehen glaubt, worauf man sich nicht wenig zu gute thut. Diese Neigung, die Malerei bis zur Illusion zu treiben, spricht schon ein wenig aus den alten Werken der ferrareſischen Schule.

Die Kirchenkustoden haben hier und überhaupt in Italien einen Diensteifer, daß sie am liebsten den Fremden nötigten, sich dicht neben den zelebrirenden Priester zu stellen, um den Altar genau zu besehen. Man glaubt, indem man ihnen folgt, das Publikum der Beter zu verletzen; aber es ist nicht der Fall, jeder freut sich, wenn das Heiligtum den Fremden gefällt, und denkt wohl auch dabei im Stillen: der bringt Geld in unsre Stadt.

Nach dem Dome besuchten wir den Palazzo Schifonaja, jetzt Elementarschule, wegen einiger in den vierziger Jahren aufgedeckten Fresken aus dem Jahre 1456 von Tura, genannt Cosmè. Es sind die Monate dargestellt, teils durch den herrschenden Gott und das Sternbild, teils durch Wandgemälde, in denen entsprechende Szenen aus dem Leben des Bosco d'Este gezeigt werden: reizende Pendants zu den Pisaner Fresken, nur leider jämmerlich zerstört. Der Geist einer frühen Renaissance weht durch diese Bilder.

Dann besichtigten wir eine Stätte traurigster Erinnerung: das Hospital Sant' Anna (noch jetzt Hospital), in welchem Tasso sieben Jahre lang als Wahnsinniger eingesperrt gehalten wurde. Seine Zelle war ein kellerartiges Gewölbe, weißgetünchter, vergitterter Raum von zwölf Schritt Länge und halber Breite. Das einzige Fensterchen ist jetzt zugesetzt. Wie weit immer der reizbare Dichter sich gegen Alfons vergangen haben mochte, es bleibt für den letztern eine untilgbare

Schmach, den großen Mann, dem er den besten Teil seines Namens verdankt, so gefangen gehalten zu haben. Danken wir unserm Goethe, daß er aus diesem Jammer sein Wunderwerk gesponnen.

Dann zum Hause des Ariost. Es ist ein einfacher Ziegelbau, noch mit den alten Butzenscheiben, dem alten Mobiliar. Vieles von letzterm fehlt gewiß; aber sehr einfach und schlicht war alles. Wir durchwanderten das ganze Häuschen, das Schlaf- und Sterbezimmer, den kleinen, ganz getäfelten Speisesaal, die Küche mit dem alten Herde. Unmittelbar darauf sahen wir in der Bibliothek der Universität Ariosts Mausoleum (aus dem Jahre 1612), in der Franzosenzeit aus San Benedetto hierhergebracht, die viel korrigirte Handschrift des Rasenden Roland, Manuskripte Tassos, darunter sein Testament, den Sessel Ariosts. Unter den Incunabeln fiel die älteste Ausgabe des Gratian auf, mit kostbaren Miniaturgemälden geziert.

Die Universität, ein Munizipalinstitut, ist in raschem Sinken begriffen. Alles zieht nach Bologna oder Rom. Vollständig ist nur noch die juristische Fakultät.

Zum Palazzo dei Diamanti, der seinen Namen davon hat, daß die Quadern des Außenbaues facettirt sind, eine Verfeinerung des Rustikabaues. In diesem Gebäude findet sich die kleine Estensische Galerie. Sämtliche Ferraresen sind in derselben vertreten, namentlich gut Ercole Grandi mit einer vorzüglichen Beweinung Christi, und Dosso Dossi, von neueren Panetti. Von Dosso Dossi befindet sich das Hauptwerk aus San Andrea hier, eine Madonna in trono umgeben von Heiligen und Engeln, zu ihren Füßen der Evangelist Johannes. Auf Seitenbildern St. Georg, mit prachtvoll gemalter Armatur, und St. Sebastian, letzterer vorzüglich modellirt.

Dann in das alte Kastell der Este: ein mächtiger Ziegelrohbau, mehr einer Zwingburg als einem Schlosse ähnlich. Vier starke viereckige Türme, mit zwei stark verjüngten Oberetagen an den Ecken, vorbereitet durch kräftige Ausbaue mit Plattformen. Von Turm zu Turm laufen über mächtige Konsolen schmale Marmorgalerien. Das Kastell ist von einem breiten Wassergraben umgeben, über den vier, durch befestigte Brückenköpfe gedeckte Zugbrücken führen.

Im Innern zeigt man zwei Prachtsäle, deren Decken durch Dosso Dossi geschmückt sind, der eine mit Darstellungen altrömischer Spiele und gymnastischer Uebungen, der andre mit Bacchanalien. Die nackten Figuren sind dem Künstler zu plump geraten. Dann das Zimmer, in dem Eleonore wohnte; die Decke mit den vier Tageszeiten von Dosso Dossi gemalt, die seidnen Tapeten noch aus der Zeit der Fürstin. Daneben ihr Boudoir mit gesticktem Mobiliar. Auf schwerer weißer Seide sind Blumenguirlanden und kleine Szenen eingenäht, z. B. wie eine Katze einen Vogel fängt, ein Storch einen Frosch verspeist u. s. w. Ein benachbartes Zimmer, mit reizenden Wandgemälden von Dosso Dossi und Tizian geschmückt (ländlich dionysische Szenen), führt auf eine Plattform, die vordem einen Orangenhain in Kübeln trug. Ich glaube, wir Deutschen betreten diese Stätten mit lebhafterm Interesse als irgendein Italiener.

In dem Kastell sind jetzt die Regierungsbehörden untergebracht.

Belriguardo liegt zu weit von der Stadt, als daß wir es noch hätten besuchen können — vier Stunden —; auch ist es gänzlich verfallen und verödet.

Neben dem Kastell erhebt sich seit einigen Jahren die Statue Savonarolas, der in einer leidenschaftlichen Predigt begriffen ist. Er ist in Ferrara geboren. Auf einem andern Platze, auf hoher korinthischer Säule, steht die Statue Ariosts. Dem Tasso ist hier noch kein Denkmal geworden. Der Hof hatte ihm noch nicht verziehen, und das Volk hat, wie es scheint, für diesen Dichter kein rechtes Interesse. Savonarola ist der Liebling der puritanischen Demokraten, und wird als solcher sehr geehrt.

Modena, 30. November. (Albergo d'Italia.)

Zurück über Bologna nach Modena. Der Dom ist ein höchst malerisches, durchweg romanisches Bauwerk, welches seine Entstehung der Markgräfin Mathilde von Toskana verdankt. Außen die charakteristischen Arkaden mit den dünnen Säulchen und schweren Kämpfern, die Vorhalle auf Löwen ruhend, alles schwarz vom Alter. Auch das Innere ist romanisch verblieben. Eigentümlich ist in dieser Kirche, daß die unter dem stark erhöhten Chor gelegene Krypte nach vorn zu ganz offen ist, sodaß man auf den Chor und in den Säulenwald der (mit Kerzen erleuchteten) Krypte zugleich sieht, ein Anblick, wie ihn die mittelalterliche religiöse Bühne gewährt haben mag. Nordischem Einflusse ist es zu danken, daß die Kanzel als integrirender Bestandteil des Baues behandelt ist, wie wir dies nachher auch in andern hiesigen Kirchen sahen, während dieselbe im Süden nur ein Versatzstück bildet.

(Hier enden die Aufzeichnungen.)

Ungehaltene Ferienrede.

Sollen wir der freundlichen Gewohnheit des Redenhaltens entsagen, das Volk, welches Sprüche politischer Weisheit von uns vernehmen möchte, schmachten lassen, weil die parlamentarischen Versammlungen feiern? Ich höre ein vielstimmiges Nein von allen Seiten ertönen, mancher Kollege ist auch schon entschlossen zur That geschritten, und da die Hundstage noch nicht vorüber sind, können wir uns noch verschiedner geflügelten Worte versehen, wie jenes vom „Hundertmalhöherstehen." Eben dieses bestärkt mich in der Absicht, das lästige Schweigen zu brechen. Da ich mich in diesem Augenblicke viertausend Fuß über dem Meeresspiegel befinde und die auswärtige Politik mir viele Sorgen macht, so darf ich behaupten, den auswärtigen Fragen gegenüber einen beinahe hundertmal höhern Standpunkt einzunehmen als der Reichskanzler, so lange er so gefällig ist, in Varzin zu weilen. „Beinahe" sage ich, denn wer möchte sich anmaßen, auf verhältnismäßig gleicher Höhe zu stehen wie Eugen der Unerreichbare!

Indessen werde ich mich hüten, die einfache Lösung aller in Europa schwebenden Fragen, welche ich vorrätig habe, unentgeltlich zum Besten zu geben. Denn wenn die Herren Bismarck, Giers, Salisbury u. s. w. mit meinem Kalbe pflügten, so hätten sie den Ruhm davon und ich das Nachsehen. Bleiben wir daher im Lande, wo genug zu schaffen ist. Auch fehlt es mir hier am Orte durchaus nicht an dankbaren Zuhörern. Die alten Fichten nicken zu meinen Reden verständnisinnig, falls gerade der Wind geht, und wenn ich meinen neuen Freunden in der Schenke auseinandersetze, daß künftig alle Steuern vom großen Grundbesitze getragen werden sollen, so sprechen sie schmunzelnd: „Sell wär' scho recht." Aber ihr Gesichtskreis ist doch zu eng, ihre politische Bildung zu lückenhaft. Neulich erzählte ich ihnen, wie oft Richter schon das Vaterland gerettet hat: da schlugen sie ein lautes Gelächter auf und schrieen, das habe er nicht gethan. Die Ärmsten dachten dabei an ihren Dorfrichter, der am andern Tische die Amtssorgen mit sauerm Wein hinabzuschwemmen bemüht war; einen andern Richter behaupteten sie nicht zu kennen. Einer aber, ein Ketzer, wie die andern mir zuraunten, erinnerte sich, etwas vom Buch der Richter gehört zu haben. Ich glaubte dann ihrem Verständnis näher zu kommen, indem ich fragte,

was sie von Windthorst dächten. Da zog ein alter Jäger ein sehr verdrießliches Gesicht und sagte: „Uijeh! kohlrabenschwarz.“ Wie sich später herausstellte, hatte er den Namen Windthorst als einen vornehmen, städtischen Ausdruck für ihr Windloch oder den Wetterwinkel genommen, aus dem in der That drohendes Gewölk aufstieg. Zum Glück blieb es bei der Drohung. Unter solchen Verhältnissen hohe Politik vorzutragen, ist eine zu schwere Sache.

Natürlich hatte ich Windthorst-Meppen gemeint, nicht den gewesenen Windthorst-Bielefeld, denn von letzterm wüßten noch ganz andre Leute, als meine Jäger und Holzknechte im Gebirge, nichts mehr, wenn er sich nicht auf eine so glänzende Weise in Erinnerung gebracht hätte. Aber nun darf er nicht wieder in Vergessenheit geraten, und das ist einer von den Gründen, aus denen ich das Wort ergreife. Sein Spruch, „Richter stehe ihm in der innern Politik wenigstens hundertmal höher als Bismarck,“ wird ja bleiben, wird noch späte Generationen erfreuen. Aber wie bald kümmert man sich nicht mehr um den Autor eines solchen Kernspruches! Besonders bei uns, wo eine übertriebene Bescheidenheit große Männer nicht nur abhält, sich ihrer großen Worte zu rühmen, sondern sie mitunter gar veranlaßt, dieselben abzuleugnen oder durch künstliche Interpretation zu entwerten. Denken wir nur an „Fort mit Bismarck!“, „Schnapspolitik“ u. a. m. Wenn aber die Thaten vieler großen Männer nur in großen Worten bestehen und sie selbst diese nicht anerkennen wollen: wie soll die Nachwelt einen richtigen Begriff von ihrer Größe bekommen? Also vergessen wir, das herrliche Wort unserm Zitatenschatz einverleibend, auch den Autor nicht, welcher sich so schön mit dem sonst verfeindeten Namensvetter zusammengefunden hat.

Die „kleine Exzellenz“ erfährt wieder einmal schreienden Undank. Alle Welt spricht davon, daß Herr Windthorst-Meppen der Ratgeber und „Briefsteller“ des Herzogs von Cumberland gewesen sei, aber niemand erkennt den ungeheuern Dienst an, welchen er dem Vaterlande geleistet hat. Gewiß war die rechtzeitige Produktion des Schriftstückes ein gelungner Schachzug; doch hätte der Brief produzirt werden können, wäre er nicht geschrieben worden? Nun sehen Sie! Der Meister war derjenige, welcher seinen Schüler in dieser Art doppelter Buchführung und Korrespondenz unterwies, da er hierin das sicherste Mittel erkannte, Braunschweig und Deutschland vor einem solchen Fürsten zu bewahren. Hätte der arme Herzog durch Aufrichtigkeit und Fügsamkeit sich den Weg auf den Thron geöffnet, würde er nicht Windthorst zum Premierminister, vielleicht zum Generalissimus gemacht haben? Dann hätte dieser, mit seinen sonstigen schwarzen Schaaren die schwarzen Husaren vereinigend, sofort nach Berlin aufbrechen, den Kaiserthron umstürzen, Bismarck als Gefangnen nach Braunschweig bringen können — wenn er nämlich wäre, wofür seine Neider ihn ausgeben. Er verzichtete freiwillig auf die Gewalt, er verzichtete auf die Revanche, er machte den Herzog unmöglich — alles für das Reich! Und nun wird man hoffentlich seine ganze Politik verstehen lernen. Gewalt hat die ultramontane Opposition nicht zu unterdrücken vermocht. Doch wer sie zu unsinniger Halsstarrigkeit aufstachelt, der zersplittert, untergräbt, diskreditirt sie — alles für Kaiser und Reich!

Ehren-Braunschweiger, das ist das geringste Geschenk, welches das dankbare Land seinem Retter darbringen kann. Das Reich aber schuldet ihm ein Nationaldenkmal, etwa aus Braunschweiger Pfefferkuchen; hat er erst das Zentrum gesprengt, so kann ja noch ein solideres Postament hinzugefügt werden.

Um eine Perle.

Roman von Robert Waldmüller (Ed. Duboc).

(Fortsetzung.)

Einundvierzigstes Kapitel.

Die beiden Doktoren waren mit ihrem Frühstück eben fertig, als das Läuten der Pestglocke bis in dem Palazzo Passerino sich vernehmbar machte. Bei der furchtbaren Pest vom Jahre 1528 war die Glocke gesprungen, und seitdem hatte sich der Venetianer Scarpagnino, obschon kein Glockengießer von Profession, das Verdienst erworben, ihr eine Art von Stimme wiederzugeben. Die Reparaturen waren dann noch oft wiederholt worden, sodaß die Mantuaner fast in allen Lebensaltern das Probeläuten der dumpfklingenden Glocke wenigstens einmal zu hören bekommen hatten, und auch die beiden Doktoren kannten den unheimlichen Grabeston, wennschon sie auch keine wirkliche Pestzeiten erlebt hatten.

Der Patron der Wundärzte und der Pestkranken, Sankt Rochus, ward in einer Seitenkapelle der Kirche Sant' Andrea verehrt, und da sein Schutz sich Anno 1528 besser bewährt hatte, als derjenige der sonst auch gegen die Pest mit Vorliebe angerufenen beiden Patrone San Sebastiano und Sant' Antonio, so bestand eine alte Verfügung, welche den Ärzten zur Pflicht machte, soweit sie nicht in der Ausübung ihres Berufes begriffen seien, sich auf das von der Pestglocke gegebene Zeichen nach der besagten Kapelle zu begeben, um zur Bekämpfung der Seuche die ersten Anordnungen gemeinsam zu treffen.

Die Heilkünstler jener Zeit hatten bei der Unzulänglichkeit der damaligen Heilkunde wenig Mittel, um sich in Seuchezeiten gegen das Angestecktwerden zu schützen, sodaß die Chronisten öfter Klage führen, unter den Ärzten pflege in solcher Zeit ein ebenso schlimmes Ausreißen zu beginnen, wie es Macchiavelli den Kriegssöldlingen nachsage, die nach seiner Beobachtung auch nur solange

Digitized by Google

Stand zu halten pflegten, als es lediglich ungefährlich sei, und als die Aussicht auf reiche Beute nicht durch allzu zähen Widerstand des Feindes getrübt erscheine.

Ob die beiden um Fiorita bemüht gewesenen Doktoren beim Vernehmen der unheimlichen Pestglocke, nachdem sie sich eiligst empfohlen hatten, sich nach der Kapelle des heiligen Rochus begaben, oder ob sie vorzogen, außerhalb Mantuas sich von ihrer Bestürzung erst zu erholen, darüber fehlen zuverlässige Aufzeichnungen.

Jedenfalls war Fiorita wieder im Vollbesitz ihrer Kräfte, als der alte Pater Vigilio im obern Stock anlangte.

Auf der Treppe hatte er von den ihm begegnenden beiden Ärzten zu seiner großen Betrübnis vernommen, die Pestglocke werde draußen geläutet, und er hatte mit ihnen umkehren wollen, um im Kloster der Teatiner die Ausrüstung der Prozessionen beschleunigen zu helfen.

Aber dann erinnerte er sich, daß der Prior sich in seine Veranstaltungen nicht gern hineinreden lasse, und da er ja doch auch im Besitz einer für sein Beichtkind hochwichtigen und keinen Aufschub gestattenden Kunde war, so hielt er sich verpflichtet, ihr diese zunächst zu überbringen.

Er fand Fiorita im Bibliothekzimmer zu Füßen ihres Vaters sitzen, der, bequem in seinem ledergepolsterten Lehnstuhl ruhend und sich der so lange entbehrten Gesellschaft seiner Folianten freuend, mit behutsam alles Traurige umgehenden Worten ihr mitteilte, was gestern zwischen dem ehrlichen Primaticcio und dem Herzog vorgegangen war.

Sie hörte aufmerksam zu und in ihren Augen war ein sanfter Freudenschimmer, hatte der Herzog ihren Vater also doch begnadigt, ohne daß jener mit so schwerem Herzen von ihr geleistete Widerruf den Grund der Begnadigung abgab; war der Widerruf doch durch den Anwalt vernichtet worden; durfte sie doch nicht mehr unter dem zermalmenden Drucke der Sorge atmen, ihr werde die Ungeheuerlichkeit zugemutet werden, die in der bloßen Vorstellung ihr heute Morgen die Besinnung geraubt hatte.

Beim Eintritt des Paters, dessen betrübte Miene an die Bedeutung des hier oben nur zu wohl vernehmbaren Glockenläutens mahnte, erhob sich Fiorita von ihrem niedrigen Schemel und eilte dem gebrechlichen Alten entgegen, um ihm die Hand zu küssen.

Marcello blieb auf den Wink des Paters in seinem Sessel, und dieser beglückwünschte zunächst Marcello zu der glimpflichen Wendung, welche dessen Prozeß genommen habe.

Es folgte ein langes Durchsprechen der aus Florenz, so scheine es, nach Mantua eingeschleppten Seuche, dann der im Zusammenhang mit Abbondios Tod erfolgten Umstimmung des Herzogs, der Gründe für Marcellos Begnadigung, der Entlassung des verhaßten Vitaliano, der Freudenbezeigungen, wie

ſie bis vor wenigen Augenblicken die Bevölkerung Mantuas in einer Weiſe habe laut werden laſſen, die an die Zeit der höchſten Beliebtheit Vincenzos erinnerte.

Und jetzt, ſo lenkte der Pater auf den eigentlichen Zweck ſeines Kommens über, jetzt muß ich, da meine Kloſterpflichten mich abrufen und ich doch nicht ſchweigen darf, jetzt muß ich noch eine Wunde berühren, die ſich eben erſt geſchloſſen hatte, muß ich noch einen Namen nennen, der zwiſchen Vater und Tochter eine tiefe Kluft aufriß, eine Kluft, welche ſich kaum erſt zu überbrücken beginnt, muß ich eine Botſchaft bringen, von der ich nicht weiß, Marcello, ob ſie dich auf der ganzen Höhe eines Chriſten findet, nämlich im Sinne unſers Herrn und Meiſters, als er ſprach: Du ſollſt deinen Nächſten lieben als dich ſelbſt, noch ob ſie dich, Fiorita, auf der Höhe einer wirklichen Chriſtin findet, nämlich abermals im Sinne unſers Herrn und Erlöſers, als er ſprach: Wer mir nachfolgen will, der verleugne ſich ſelbſt und nehme ſein Kreuz auf ſich — in deinem Falle, Fiorita, das ſchwere Kreuz freiwilliger Entſagung — er mußte einige Augenblicke, um Atem zu ſchöpfen, innehalten; dann ſetzte er langſam hinzu: Giuſeppe Gonzaga iſt nicht tot.

Marcello ſenkte das ſilberlockige Haupt, und Fiorita warf ſich mit einem Freudenſchrei an ſeine Bruſt.

Aber er bog ſich zurück.

Via! Weg! ſtieß er dumpf heraus, und, von ihrem Vater abgewieſen, wandte ſich Fiorita nach dem Pater Vigilio um, indem ſie ſeine alterswelken Hände mit Ungeſtüm an ihre Lippen zog.

Redet! flehte ſie, die Freude erdrückt mich! Er lebt! Er lebt! Giuſeppe Gonzaga lebt! Wie kann ich die Wonne ertragen! Ich werde ihn noch einmal wiederſehen! Gleichviel wie, gleichviel wo! Führt mich zu ihm, guter, treuer Pater Vigilio. So viele Zeit müßt Ihr für Eure Fiorita noch übrig haben!

Und ſie ſah ſich mit inbrünſtig gefalteten Händen haſtig im Zimmer um, als genüge, daß ihr Schleiertuch zur Hand ſei, um daß ſie treppab und an der Hand des Paters zu dem Totgeglaubten eile.

Marcello hatte ſich mühſam erhoben. Wie in jener Nacht, da er ſich plötzlich, in ſeiner ganzen Größe aufgerichtet, dem Räuber ſeiner Tochter mit dem Degen in der Hand gegenüberſtellte, ſtand er wieder da.

Fiorita bebte zuſammen. So viele Tage hatte ſie ſich ſelbſt gehört. Erſt beim Gewahrwerden ſeiner gebieteriſchen Haltung kam ihr's zum Bewußtſein, weſſen Wille hier wieder als Geſetz gelte.

Mein Vater, ſtammelte ſie, gebt mir die Erlaubnis, dem guten Pater zu folgen. Draußen läutet der ſchwarze Tod. Die Axt, die Euer teures Haupt treffen ſollte, iſt ſchon geſchärft geweſen. Mich hätte geſtern der Mincio als Beute davongetragen, wäre nicht, bevor ich den frevelhaften Entſchluß ausführen konnte, meine Kraft zuſammengebrochen. Schreckliches hatte der Himmel

über uns verhängt — wer weiß, ob nicht um unſers Haſſes willen! Sind wir gebeſſert? Sind wir nicht hart und unverſöhnlich geblieben wie zuvor? Wird uns die Stundung, die uns ward, nicht plötzlich entzogen werden, wenn wir uns ihrer unwert erweiſen? O ich weiß, Vater, meine Schuld war ſchwer. Aber ich konnte nicht Liebe mit Haß lohnen, nicht Güte und Opferfreudigkeit mit Kälte, ich habe ein Herz, Vater, und in den Adern Fiorita Buonacolſis kocht das Blut gerade ſo heiß wie in den Euern.

Du bleibſt hier! lautete Marcellos Antwort.

Pater Vigilio, flehte Fiorita, ſteht zu mir! Redet meinem Vater ins Gewiſſen!

Die Teatiner, baute Marcello vor, haben immer ihre Ehre darin geſucht, ſich nicht zwiſchen Kind und Eltern einzudrängen. Ihr werdet, wandte er ſich zu dem alten Pater Vigilio, mehr über jenen — Mann wiſſen, als bloß daß er lebt. Tritt auf die Seite, Tochter; Dinge ſo ernſter Art taugen nicht für das Hineinreden von Weibern. Und jetzt, ehrwürdiger Pater, teilt mir alles mit, was Ihr wißt. Die Bittgänge kommen noch immer zeitig genug zuſtande. Mögen die Minimi heute einmal den Vortritt haben.

Pater Vigilio berichtete näheres über die Art, wie ihm die Kunde zu Ohren gekommen ſei. Er habe dann Nachforſchungen angeſtellt und habe ermittelt, daß alles, was ſeinerzeit über die nächtliche Beſtattung des unglücklichen jungen Mannes erzählt worden ſei, des ſichern Anhalts entbehrte, wie der Anwalt Marcellos ja ſchon, wenn auch vergebens, in ſeiner Verteidigungsſchrift nachzuweiſen verſucht habe. Da erſt die geſtrigen Ausſagen des Paduaners die hochverräteriſchen Pläne des Totgeſagten ans Licht gebracht zu haben ſchienen, ſo ſei anzunehmen, daß ſich der letztere wohl zwar in ſicherm Verwahrſam, aber nicht eigentlich in Haft, ſondern im Schloſſe ſelbſt und unter ärztlicher Hut befinde. Darauf deute auch der Umſtand hin, daß ganz nahe am Schloſſe die erſten Tauben aufgegriffen ſeien, welche der vermeintliche Gefangene als Boten entſandt habe.

Zu mehreren malen hatte Fiorita mit ungeduldigem Bitten die Auseinanderſetzungen des alten Paters in beſchleunigteres Tempo zu bringen geſucht. Aber umſonſt. Mit feſt zuſammengezogenen Brauen wies ihr Vater jede ſolche Einmiſchung zurück, und ihr blieb nichts übrig, als in lauten Selbſtgeſprächen ſich anzuklagen, daß ſie eine koſtbare Minute nach der andern verſtreichen laſſe, ohne dem Geliebten zu Hilfe zu eilen.

Als der Pater zu Ende war, ſagte Marcello: Die Sache nimmt ein wunderliches Geſicht an. Wie ſteht zunächſt der Herzog da? Auf Grund des Totſchlags eines Gonzaga hatte er mich zum Tode verurteilen laſſen, und jetzt lebt der Erſchlagene, und man hat mit mir alſo einen Juſtizmord vorgehabt. Im letzten Augenblicke mag dem Schwächling Francesco der Mut zur Ausführung ſeines Anſchlages verſagt haben, wie ihm der Mut gefehlt haben wird, den Mann, den ich erſchlagen zu haben dachte, wirklich zu den Toten zu werfen.

Vater, bringe mich nicht mit deiner Kälte um! jammerte Fiorita.

Was wird Francesco nun thun, um sich vor Mantua zu rechtfertigen? fuhr Marcello unentwegt fort. Wenn ich mich nicht in ihm täusche, wird er die Maske des von edeln Versöhnungsabsichten erfüllt gewesenen, aber von dem vertrautesten seiner Diener betrogenen Fürsten vornehmen. Man wird ausbreiten, die Buonacolsis hätten seit langem den arglosen Herzog mit ihren Kreaturen zu umgeben gesucht, unter ihnen jener angebliche Adjunkt Vitalianos, ich meine jenen, leider der Kammerfrau meiner Tochter von seiner frühern Stellung her wohlbekannten Lakai namens Antonio Maria. Der wird als erstes Opfer fallen, nachdem man den Beweis geführt haben wird, er allein habe gewußt, daß der Veroneser mit dem Leben davongekommen war, er allein habe ihn im Schlosse versteckt gehalten, damit dieser Veroneser Prätendent nach seiner Wiederherstellung den Anschlag auf den herzoglichen Thron umso leichter ausführen könne, als der Herzog sich in Ruhe und Sicherheit habe einwiegen lassen.

Und ist es denn möglich, mein Vater, daß Ihr so niedrig von einem Fürsten denkt, der Euch eben erst durch einen Gnadenakt zu seinem Schuldner machte! rief Fiorita mit leidenschaftlichem Händeringen.

Nun zu den übrigen für die moralische Rechtfertigung des Herzogs unentbehrlichen Opfern, spann Marcello, ohne die Einrede seiner Tochter zu beachten, seinen Faden weiter. Galt Primaticcio nicht bis zum gestrigen Tage für den gewiegtesten Gegner der Gonzagas? War es denkbar, wird es heißen, daß er bei einer Verschwörung gegen Francesco seine Hände rein erhalten habe? Gebt das große Siegel wieder heraus, Signor Guardasigilli, und wandert in die feuchten Keller des Castello di Corte — so wird Francesco sich seiner schon heute entledigen.

Ihr öffnet mir die Augen über die Nähe eines furchtbaren Abgrundes! wehklagte Pater Vigilio.

Von mir selbst will ich nicht reden, sagte Marcello mit schwerem Atemholen; es fiel ein Ziegel dicht vor meinen Füßen vom Dache meines Hauses herab, als ich gestern Nacht aus der Sänfte stieg; macht Euch nichts daraus, sagte einer der herzoglichen Sänftenträger, als er sah, daß ich den Kopf schüttelte; der kannte den Sinn der Vorbedeutung: man wird mich diesmal nicht als Totschläger, sondern als Mitverschwornen verurteilen, und ich werde mit einem Makel behaftet mein Haupt auf den Richtblock legen.

Gütiger Himmel, laß mich nicht den Verstand verlieren! jammerte Fiorita und warf sich, wie im Gebet die schreckliche Wirklichkeit zu vergessen suchend, abseits in einem Winkel auf die Kniee.

Aber schon im nächsten Augenblicke sprang sie wieder auf.

Ahibò! rief sie; nicht doch! nicht doch! Was verliere ich hier mit Worten die Zeit! Der Herzog ist kein Teufel, er ist Gatte, er ist Vater, er wird eben jetzt, wo der Herr der himmlischen Heerschaaren seine Geißel über unsre arme Stadt

schwingt, sich als Mensch unter Menschen fühlen. Noch nie hat eine Buonacolsi sich seit dem Regiment der Gonzagas in dem herzoglichen Palast gezeigt. Ich werde mich ihm zu Füßen werfen, werde für Euch, Vater, werde für meinen armen gefangenen Giuseppe mit meinem Kopfe bürgen. Haltet mich nicht fest! schrie sie mit heroisch abweisender Geberde auf, als Marcello ihr den Weg vertreten wollte.

Und sie stürmte hinaus und treppab.

Zweiundvierzigstes Kapitel.

In der Kapelle des heiligen Rochus war von den nicht eben zahlreichen Ärzten, welche sich dort eingefunden hatten, beschlossen worden, vor allem den herzoglichen Palast abzusperren; demnächst in allen größern Straßen Holzstöße zu errichten und sie bis Ave Maria brennend zu erhalten; ferner die Thüren der durch Pocken verpesteten Häuser mit einem weißen Kreuze zu bemalen; endlich auch alle Ansteckungsverdächtigen vorsichtig aus der Stadt hinauszuschaffen.

Die letztere Maßregel erwies sich als unausführbar, da niemand das Geleit solcher Verdächtigen zu übernehmen Lust hatte, die Ansichten über die als verdächtig geltenden Merkmale derselben auch sehr untereinander abwichen.

Unausführbar war auch die vollständige Absperrung des herzoglichen Palastes. Hinein wollte zwar niemand, es sei denn, er gehöre hinein und habe sich nach dem Ausreißen besonnen, sein Dienst stehe auf dem Spiel. Aber wenn jemand im Auftrage des Herzogs oder seiner Gemahlin heraus wollte, so verstand sich's, daß ihn die Wache nicht zurückweisen konnte.

Michel Zollikofer, der alte Stelzfußkommandant der kleinen Schweizer Besatzung des Castello di Corte, hatte bei der Kunde von dem Desertiren der welschen Schloßwache sich sofort in seine Gala-Uniform geworfen, hatte seine riesigen Hellebardire darauf durch eine wohlgesetzte unterwaldnerische Ansprache über die verdienstliche und garnicht allzu gefährliche Aufgabe, welche ihrer harre, belehrt und war darauf unter Trompetengeschmetter mit ihnen vor den Haupteingang marschirt, wo der Dienst ein gut Teil minder langweilig war als in dem Hofe des Kastells.

Für den Augenblick freilich war auch selbst für die ziemlich dickfellige Garde der Anblick der unruhig hin- und herlaufenden Pockenflüchtlinge nicht eben kurzweilig. Die Weiber zumal weinten und jammerten im Chor, so oft die dumpfe Pestglocke wieder ansetzte, und regten einander durch das Zählen der Schläge, so wenig diese auch eine Zunahme der Gefahr bedeuten sollten, in immer höherem Grade auf. Hie und da fielen Personen vor Angst in Krämpfe. Sogleich hieß es, sie seien angesteckt, und alles floh sie, bis eine der helfenden Brüderschaften daherkam und solche Unglückliche einstweilen wenigstens auf dem Krankenwagen

unterbrachten, den diese barmherzigen Samariter mit sich führten. Sie selbst gingen aber schwarz oder braun oder grau vermummt, sodaß nur ihre Augen und ihre Hände nicht bedeckt waren, ganz wie solche freiwillige Genossenschaften noch heute in einigen Städten Italiens ihrem Liebeswerke obliegen, und diese ihre unheimlich düstere Erscheinung war nicht geeignet, die geängstigten Seelen zu beruhigen.

Freundlicher muteten die mit brennenden Kerzen daherkommenden singenden Prozessionen an, denen sich denn auch die halbe Bevölkerung Mantuas angeschlossen hatte. Sie trugen Standarten, schön geputzte Madonnen, Heilige mit einem, zwei und auch drei Goldglorienscheinen um das Haupt, gläserne Kasten mit Reliquien und glänzende Baldachine, unter welchen letzteren hohe kirchliche Würdenträger mit der Monstranz einherschritten, sodaß in der That, wo sie sich zeigten, der Gedanke an die Hilfe der himmlischen Fürbitter manche gefurchte Stirn entrunzelte.

Die Sonne stand im hohen Mittag und die Luft hatte schon wieder den nämlichen Hitzegrad wie vor dem gestrigen Gewitter erreicht, als Fiorita mit stürmischen Schritten, von der atemlos ihr nachkeuchenden Friaulerin gefolgt, dem herzoglichen Palaste zueilte. Sie war barhaupt, und alle Beschwörungen Eufemias, wenigstens das weiße Kopftuch, das sie ihr nachtrug, als Schutz gegen die Sonnenstrahlen überzuthun, hatten sie nicht vermocht, sich auch nur den kleinsten Aufenthalt zu gönnen.

Aber inmitten der allgemeinen Wirrnisse und des fortwährend durch das Leuten der Seuchеglocke gesteigerten Drängens und Flüchtens erkannten die wenigsten der ihr Begegnenden in der schönen goldblonden Jungfrau, die sich rückhaltlos durch die dichtesten Prozessionen ihren Weg bahnte, die vornehme Fiorita Buonacolsi.

Endlich war das Hauptthor des Schlosses erreicht.

Michel Zollikofer hatte es schließen lassen, und die davor postirten schweizer Hellebardire schüttelten den Kopf, als Fiorita eingelassen zu werden verlangte.

Mit allen ihr nur irgend sich darbietenden Gründen bewies die von keinem Aufschub wissenwollende den bärtigen Marssöhnen, daß sie presto, presto den Herzog sprechen müsse; aber weder verstanden die so bestürmten die Landessprache genugsam, um über die Notwendigkeit des Draußenbleibens ihr Rede stehen zu können, noch gelang es der inzwischen herangekommenen Friaulerin, sich in das Kauderwelsch der fremden Gebirgssöhne hineinzufinden. Zuletzt stelzte der alte Knasterbart Zollikofer selbst herbei, und nun kam heraus, daß sich das Schloß gegen die Stadt absperre, ganz so, wie die Stadt sich gegen das Schloß absperren müsse, weil ja doch, wie männiglich bekannt, die schwarzen Pocken, die verwünschten welschen vajuole, drinnen wie toll wüteten.

Eufemia glaubte, ihre letzte Stunde habe geschlagen. Dio me ne guardi! Gott behüte mich davor! rief sie einmal über das andre, und da ihre Herrin

bei dem Gedanken an das nunmehrige Loos Giuseppes kraftlos ihre Arme hatte sinken lassen, gelang es der robusten Friaulerin, endlich sich der Führung Fioritas zu bemächtigen.

Poverelli! rief sie mit einem mitleidigen Blicke nach den dicht verhängten Schloßfenstern, indem sie die willenlos sich fügende aus dem ansteckenden Dunstkreise des Schlosses fortzubringen bemüht war; wie sagte der alte Haudegen? Die vajuole wüteten drinnen wie toll? Poverelli, poverelli! Vielleicht giebt es Leute, die sich darüber freuen. Ich, Signorita, ich kann es nicht. Denn, per l'amor di Dio, was haben die Kinder verschuldet? Der kleine bläßliche Prinz Lodovico und das niedliche kleine Prinzeßchen! No, no, Signorita, ich kann mich nicht freuen, so schlimm man auch ohnlängst erst dem gnädigen Herrn Marcello mitgespielt hat und so viele bittre Thränen ich selbst auch Euretwegen, mein gnädiges Fräulein, habe vergießen müssen. Freuen kann ich mich nicht. Oder wissen wir, ob die Herzogin nicht für Euern gnädigen Herrn Vater manch gutes Wort eingelegt hat? Sie ist eine Savoyerin, und ich habe brave Leute gekannt, die aus demselben Lande herstammten. Und dann der Herzog — hat er dem Vitaliano denn nicht den Laufpaß gegeben? Konnte er nicht noch ein gütiger Herr werden? War man ihm denn nicht schon Dank schuldig dafür, daß er das lüderliche Gesindel, die Komödiantinnen und Tänzerinnen, an die Luft setzte? Hat er die Juden nicht wieder zum Tragen des gelben Abzeichens angehalten? Wer weiß, ob sie aus Rache nicht die vajuole in das Schloß eingeschwärzt haben! Leuten, die unsern Erlöser kreuzigten, so hörte ich noch ohnlängst den Pater Patricio in Sant' Andrea predigen, ist alles zuzutrauen, tutto, tutto, tutto!

(Fortsetzung folgt.)

Notiz.

Bildung und Schule. Man sollte die Entscheidung über dasjenige, was das Primäre und was das Sekundäre ist, für eine in der Regel sehr selbstverständliche Sache halten. Und doch erkennt man bei näherem Zusehen leicht, daß es oft recht schwer ist, zu bestimmen, was Wirkung und was Ursache ist. Hat doch in jüngster Zeit ein berühmter Gelehrter (Professor Rauber) den Satz aufgestellt, daß nicht der Mensch den Staat, sondern der Staat den Menschen, wohlverstanden, den modernen Menschen gemacht habe; und wenn auch freilich die alte manchesterliche Anschauung diesen Satz für einen alle Begriffe auf den Kopf stellenden hält, so läßt er sich doch sehr wohl verfechten und es lassen sich die durchschlagendsten Gründe dafür anführen. Ueberhaupt aber giebt dieses Beispiel ein gutes Bild von den Schwierigkeiten, welche schon die bloße Formulirung der Frage nach dem Primären und dem Sekundären darbietet, und von den Zweifeln, in

welche jede logische Operation auf diesem Gebiete leicht hineingerät. Andrerseits giebt es den Mut, auch auf andern Punkten dem Zweifel Raum zu geben, ob die bisherige Annahme: hier sei die Ursache und dort die Wirkung zu suchen, überall eine gerechtfertigte sei, und zu fragen, ob es sich nicht vielleicht gerade umgekehrt verhalte. Dies scheint uns nun hinsichtlich des bisher für unfehlbar gehaltenen Satzes, wir hätten „unsre Bildung unsrer Schule zu verdanken," noch in viel höherem Grade zuzutreffen als bei dem obenangeführten Beispiel; denn während der Satz Raubers immer nur unter bestimmten Voraussetzungen und in einem bestimmten Sinne festgehalten werden kann, scheint uns die Umkehrung jenes Satzes von der Schule eine logisch notwendige und die bloße Zerstörung einer in sich haltlosen, vorgefaßten Meinung zu sein. Formuliren wir also unsern Satz so: Wir sind nicht gebildet, weil wir die Schule haben, sondern wir haben die Schule, weil wir gebildet und dabei mit einem bestimmten Maße sittlicher und materieller Kräfte ausgerüstet sind.

Das wird natürlich in den Augen vieler Leute eine furchtbare Ketzerei sein, und ganz besonders in den Augen der Schulmeister, denen man seit zwanzig Jahren so schöne Lobeshymnen über „den wirklichen Sieger bei Königgrätz" und dergleichen gesungen hat. Wie, sie sollen sich auf einmal zu der Stellung eines bloßen Werkzeuges herabdrücken lassen, während sie sich bisher stolz als die Väter und Urheber der Bildung betrachtet haben? Das schmeckt den Herren, die ja niemals wegen sonderlicher Neigung zur Bescheidenheit berühmt gewesen sind, natürlich sehr schlecht, und wir nehmen es ihnen auch garnicht übel, wenn der „Schulmeistergickel" in ihnen sich gegen die Behauptung, sie seien nur als Werkzeuge und keineswegs als selbständige Träger bei der Uebertragung unsers Bildungskapitals auf das kommende Geschlecht thätig, mächtig auflehnt. Aber es wird doch nicht daran vorbeizukommen sein, daß es sich wirklich so verhält. Was unser Geschlecht an Bildungselementen besitzt, das verdankt es doch einer überaus mannichfaltigen und vielseitigen rezeptiven Thätigkeit, von der unter allen Umständen die Schule nur einen Teil repräsentirt; und was die Schule uns darbietet, das ist doch wieder nur zum allerkleinsten Teile aus einer selbständigen geistigen Thätigkeit der Lehrer hervorgegangen, es verdankt vielmehr sein Entstehen der unendlichen Hauptsache nach wieder der eignen Bildungsarbeit früherer Geschlechter. Alle wissenschaftliche Thätigkeit, alle Arbeit des Forschers und Denkers, alles Abwägen, Beobachten und Vergleichen dem die unzähligen Einzelnen sich hingeben, alle technischen und wirtschaftlichen Verbesserungen, die der eine und der ihm folgende andre sich aneignet, aller Fortschritt in Sitte und Gewöhnung, wie er sich von einem Kreise der Menschen zum andern unaufhörlich vollzieht — das sind die wahren Faktoren einer stetig anwachsenden Bildung. Will man bildlich diese ganze Summe befruchtender Kulturarbeit „Schule" nennen, so haben wir unsrerseits nichts dagegen einzuwenden, aber es würde doch sehr gezwungen aussehen, wenn man unter Berufung auf die Möglichkeit, sich dieser Bezeichnung zu bedienen, die Schule als die Mutter aller Bildung ansehen wollte. In Wahrheit ist die Schule nichts als das Hilfsmittel, dessen das lebende Geschlecht sich bedient, um die ihm überlieferten und von ihm noch hinzuerworbenen Bildungsschätze wieder dem folgenden Geschlechte zu überliefern, und was die Schule an eignen, ihr als solcher angehörigen Bildungsfaktoren mit hierzu beiträgt, ist gewiß nicht zu verachten, aber an Quantität und Qualität doch nur untergeordneter, nebensächlicher Natur.

Wer bestreitet denn die ungeheure Bedeutung der Schule für Stand und Art unsrer Bildung? wer stellt in Abrede, daß wir ein andres Mittel, um diesen un-

ermeßlichen Strom des Wissens und der Lernfähigkeit in die Kanäle des heranwachsenden Geschlechts zu lenken, garnicht besitzen, uns auch nicht vorzustellen vermögen, wie dieses Mittel jemals soll entbehrt werden können? wer leugnet, daß Hand in Hand mit der Uebertragung des vom erwachsenen Geschlechte besessenen Bildungsstoffes auf das künftige eine Menge hochwichtiger und im allgemeinen guter persönlicher Einflüsse geht, und daß die Technik der Schule unzählige Erleichterungen und der Gesamtheit zugute kommende Ersparnisse schafft, die auf anderm Wege garnicht zu bewerkstelligen wären? Aber das alles ändert doch nichts an dem prinzipiellen Verhältnisse, daß die Schule nicht die Selbsterzeugerin, ja nicht einmal die selbstthätige Trägerin des von ihr vermittelten Wissensschatzes, sondern nur ein Apparat ist, dessen unsre Kultur sich bedient, um gewisse Formen und Hilfsmittel der Bildung fortzupflanzen. Dieser Apparat, beziehentlich die Summe von Disziplin und Unterordnung, welche nötig war, um ihn zu schaffen und in Aktion zu setzen, ist selbst ein hochwichtiger Bestandteil unsrer Kultur und der „bildenden" Bedeutung, welche dieselbe für unser Geschlecht hat; aber er ist die Bildung so wenig, daß vielmehr die Substanz der Bildung unaufhörlich von außen her in die Schule hineingetragen oder in ihr erneuert und ergänzt werden muß, um in ihr vorhanden zu sein.

Man vergegenwärtige sich doch, welches der Gang der Sache ist. Eine bestimmte Menge von Bildungselementen ist vorhanden, betreffs deren man übereingekommen ist, daß sie dem künftigen Geschlechte überliefert werden sollen. Weder diese Bildungselemente selbst noch die unter denselben zu treffende Auswahl gehören der Schule als solcher an; erstere bilden das Erbe unsrer Kultur, die aufgespeicherte Arbeit von Jahrtausenden (darunter auch langer Zeitperioden, in denen die Schule gar keine oder so gut wie gar keine Rolle spielte), letztere ist ein Produkt aus den praktischen Wünschen und Forderungen des Publikums und aus der Arbeit von Staatsmännern und hohen Beamten, unter denen sich allerdings auch Schulmänner zu befinden pflegen, aber nicht als Dirigenten, sondern mehr als technische Ratgeber. In besondern Anstalten ist das Lehrerpersonal ausgebildet und nach allen(?) Richtungen für seinen Beruf befähigt worden — immer mit Mitteln, welche nicht der „Schule," sondern dem gesamten Schatze unsers Kulturlebens entnommen sind; Staatsgesetze sind es, welche jedem Kinde die Schulpflicht auferlegen, und es war eine ungeheure, nur zum allerkleinsten Teile von der Schule selbst gelöste Aufgabe, den Gedanken dieser allgemeinen Schulpflicht zu fassen und durchzuführen; Staatsgesetze fordern von bestimmten Kategorien von Staatsdienern sowie von Leuten, die sich bestimmten Berufen widmen wollen, ein bestimmtes Maß von Bildung, und in allen diesen Fällen hat der Weg, auf dem der anzulegende Maßstab gefunden und zur praktischen Handhabung gebracht wurde, mit der Schule selbst verzweifelt wenig zu thun. Darum also haben wir die Schule, weil wir das nötige Maß von Einsicht besaßen, um gewisse Bildungselemente für jedermann, ein gewisses höheres Bildungsmaß für alle Angehörigen dieser und jener Lebenskreise für erforderlich zu halten, weil wir die Mittel hatten, Schulanstalten einzurichten, welche eine gesicherte Uebertragung dieses Bildungsmaterials auf die betreffenden Teile der Jugend bewerkstelligten und verbürgten, weil wir über die hohe moralische Kraft verfügten, die strenge Durchführung der betreffenden gesetzlichen Vorschriften zu erreichen und nötigenfalls zu erzwingen, und weil wir die Schule selbst fortwährend in fester Hand halten und ihr Richtung und Inhalt anzuweisen vermögen. Alle diese Dinge thut nicht die Schule, sondern das erwachsene Geschlecht, mit dem Maße von Einsicht und Tüchtigkeit, welches ihm (nur

zum Teil dank der Schule) innewohnt. Die Schule ist nur das von frühern erwachsenen Geschlechtern geschaffene und vom jetzigen erwachsenen Geschlechte erhaltene und stetig fortgebildete Werkzeug.

Nehmen wir einmal an, die Schule hörte plötzlich auf. Würde etwa die Bildung aus der Welt verschwinden? Ja würde auch nur ein einziger Bildungsfaktor verloren gehen? Sicherlich nicht. Die Fortpflanzung der Bildung würde ohne Zweifel eine unvollkommene, unvollständigere, namentlich ungleichmäßigere sein als heute; aber stattfinden würde sie ganz gewiß ebensowohl wie bisher, solange es auf der einen Seite Eltern und mit der Freude am Lehren ausgerüstete Personen, auf der andern Kinder und von Wissensdurst erfüllte Menschen giebt. Nach dieser Seite hin würde sich im wesentlichen garnichts ändern. Also ist die Schule nicht der die Bildung aus sich erzeugende und ermöglichende, sondern nur der in bestimmten, bequem zurechtgemachten Formen sie übertragende Faktor.

Vielleicht dünkt es manchem unsrer geehrten Leser, bei dieser ganzen Betrachtung laufe viel zwecklose Silbenstecherei mit unter; andre mögen der Ansicht sein, es würden mit derselben offene Thüren eingerannt. Wer aber den geistigen Hochmut in der Nähe mit angesehen hat, mit dem unsre Schulmeister sich oft für die alleinigen und unentbehrlichen Träger der Bildung halten, der fühlt eben das Bedürfnis, sich selbst einmal darüber klar zu werden, daß die Schule keineswegs die Ursache unsrer Bildung sei, sondern lediglich das Mittel, dieselbe in bestimmter Weise zu übertragen, und daß der Stand unsrer Bildung selbst bei unserm erwachsenen Geschlechte ruhe.

Literatur.

Fürstengunst von A. S. C. Wallis. Mit Genehmigung des Autors aus dem Holländischen übersetzt von E. v. d. H. 3 Bände. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1884.

Der Versuch, die tragische Gestalt König Erichs XIV. von Schweden auf die Bühne zu bringen, ist so oft gemacht worden (von Prutz, Kruse, Weilen, Milow), und so oft vergebens, daß sich nachgerade die Spötter darüber lustig machen konnten, und daß es von vornherein nur dramatischen Anfängern und Stümpern zugemutet wird, wieder einmal einen König Erich zu schreiben. Daß aber der üble Ruf, den der königliche Hypochonder in der poetischen Literatur bekommen, nicht seinem eignen Verschulden zuzumessen ist, davon kann der obige ausgezeichnete Roman Zeugnis ablegen. Er lehrt wieder die alte Lehre, daß die Geschichte selbst poesiereicher ist als die Phantasie der Stümper, und daß der geniale Dichter zwanglos die Geschichte erläutert und zugleich die poetische Pflicht erfüllt. In diesem Sinne ist der Roman von Wallis (ein Pseudonym) ein historischer Roman ersten Ranges; denn nicht das Aeußerliche des historischen Lebens, das wechselnde Kostüm in Sprache, Kleidung und Geschmack, auch nicht die politische Staatsaktion kommt da zur Geltung, sondern das, was in aller Geschichte sich gleichbleibt, was alle Geschichte erst erzeugt: die ewig gleiche menschliche Natur. Es ist ein Charakterroman, weil Wallis mit ausgezeichneter Kraft die Genesis und Entwicklung tiefer und thatkräftiger Charaktere schildert; und es ist ein historischer Roman, weil alle

Vorgänge genau sich an die Geschichte halten und der Dichter mit dem ihm eigensten Rechte die Handlungen, welche die Chroniken unvermittelt mitteilen, aus der Einheit des Wesens entspringen läßt, dem sie zugeschrieben werden. Wenn man je ein Recht hatte, den Roman als den Erben des Epos zu bezeichnen, so hat der Roman „Fürstengunst" den gerechtfertigtsten Anspruch auf diese Bezeichnung, denn alle Politik löst sich hier in die Poesie des Reinmenschlichen auf. Selbst die Gegner des historischen Romans werden ihn loben müssen, da Wallis eine zum größten Teil erfundene Gestalt in den Mittelpunkt seiner Dichtung stellte, von deren tragischem Schicksal aus die Handlung ihr einheitliches Licht erhält. Diesen Mittelpunkt giebt Göran Person ab, auch ein eiserner Kanzler, der Erich unzertrennlich bis zum verhängnisvollen Morde der Adlichen begleitet und dann selbst der Rache der Ueberlebenden von ihm zum Opfer gebracht wird. Die Historiker wissen von Person wenig zu erzählen, und das wenige lautet nicht eben freundlich: als ein selbstsüchtiger Günstling wird er hingestellt. Jetzt sollen neuere Forscher Rettungen an ihm versuchen. Wallis macht aus diesem Person einen tragischen Idealisten mit eiserner Willensstärke. Ein faustischer Zug der Unbefriedigung an rein gelehrter Grübelei läßt ihn von Melanchthon, der ihn als seinen genialsten Schüler schätzt, an den Hof Gustav Wasas ziehen, um selbst an dem Gewebe der Geschichte mitzuwirken, das er bis dahin bloß aus Büchern kennen gelernt. Er will handeln, er will Ehren gewinnen, er will sein schwedisches Volk beglücken, er will unsterblich werden. Nur daß er mit seinen politischen Idealen ein oder zwei Jahrhunderte zu früh kommt, daß er ein starrer Doktrinär ist, nur daß er vor allem zu viel auf die Treue König Erichs gebaut hat, an den er sich in der Jugend angeschlossen und ihm alles, Glück und Gewissen, geopfert hat, um schmählich preisgegeben zu werden.

Mit ungewöhnlicher Kraft ist auch die Gestalt König Erichs selbst geschildert; ihn, den ein Historiker wie G. Droysen (in seinem „Gustaf Adolf" S. 15) als den „großen Erben des ersten Wasa," als den „Mann der großen Politik" bezeichnet, charakterisirt Wallis als einen sittlichen Schwächling, der in banger Furcht für seine eigne Existenz, eine Furcht, die eine lebhafte Phantasie zu ewig wachem Mißtrauen oft furchtbar steigert, zu den schrecklichsten Thaten verleitet wird. Ist Person der versteinerte Charakter, so ist Erich die Charakterlosigkeit selbst. Und mit gleicher Meisterschaft ist sein Vater Gustav Wasa in seinem patriarchalischen Regimente (im ersten Bande) geschildert. Die tragische Gestalt des Nils Sture, dessen jugendlich frische Lebensart anfänglich früh entzückt, dessen Sieg in einem Turnierspiel aber den Engherzigen wieder so neidisch, mißtrauisch, gehässig stimmt, daß er nicht ruht, bis er ihn tötet, dieser Nils Sture atmet die reinste Poesie und wird darin nur erreicht von der immer nur flüchtig auftauchenden duftigen Gestalt der Karin Mans, jener Sergeantentochter, die Erich schließlich heiratete.

Doch genug mit diesen Andeutungen. Es ist ein Roman reich an Poesie und kräftiger Charakteristik. Das erotische Element spielt interessanterweise eine sehr geringe Rolle, was dem Ganzen einen schönen männlichen, wahrhaft epischen Zug verleiht. Nur einen Fehler muß man hervorheben, der leider die Lektüre etwas erschwert: das ist die breite, reflektirende Sprache. So liebenswürdig dieser sinnige Erzähler sonst auch erscheint, so frei er von jedem Philosophem ist, so objektiv er allen seinen Gestalten gegenübersteht und überall gleiches Recht und Licht verteilt — so fatal ist sein ewiges Reflektiren im Erzählen. Die Uebersetzung hätte sehr leicht den Roman um ein Dritteil kürzen und ihm damit gewiß zu einem schnellern Erfolge verhelfen können.

Der letzte Jude. Roman von Karl Erdmann Edler. Leipzig, Schlicke, 1885.

Der Autor dieser Dichtung erscheint uns als eine liebenswürdige künstlerische Individualität. Er schreibt einen historischen Roman, zu dem er offenbar gründliche und umfassende Studien gemacht hat, und mit gutem Geschmack weiß er das wissenschaftliche Handwerkszeug, den Schweiß der Arbeit zu verbergen und die Mitteilung historischer Kuriositäten nie, wie es etwa George Taylor gethan, zum Zwecke seiner Dichtungen zu machen. Sein Stoff ist der Untergang des jüdischen Nationalreiches, die Zerstörung Jerusalems: aber so nahe auch Beziehungen auf die Gegenwart gelegen hätten, so vermeidet er sie doch mit glücklichem Takte und bewahrt sich die künstlerische Objektivität gegenüber seinem großartigen, welthistorischen Gegenstande. Er war der Versuchung ausgesetzt, der so viele erlegen sind, anstatt lebendiger Menschen abstrakte, symbolische Gestalten zu schaffen, welche die historischen Mächte, die jenes tragische Ereignis herbeiführten, personifiziren sollten: aber er ist dieser Versuchung ausgewichen. Gerade die Charakteristik ist seine Stärke: die Bilder, welche er von Kaiser Claudius, den Geschichtsschreibern Polybius und Josephus, von Titus und dessen Vater Vespasianus entwirft, sind interessant durch ihre kritische Schärfe. Edlers Psychologie ist eindringend, seine ironische oder satirische Haltung verstärkt nur den lebhaften Eindruck seiner Bilder. Und ebenso vortrefflich sind die Gestalten seiner Erfindung dargestellt: der Held des Romans vor allen, Othinel, welcher die Stärke Simsons mit der Seelenreinheit Siegfrieds in sich vereinigt; die buhlerische und verführerische Königin Berenice, welche nur durch die Verheimlichung ihres wahren Namens und mit Anwendung der raffinirtesten Weiberkünste den gewaltigen letzten Sprößling der Makkabäer, dessen Geschlecht von dem ihrigen, dem der Heroden, bis auf seinen eignen Vater ausgetilgt wurde, in ihre Liebesbande zu locken vermochte; ferner andre frei erfundene Charaktere, wie die humoristisch skizzirten jüdischen Typen der Pharisäer, Saducäer und Essener, des rührend gläubigen Nazareners, des Soldaten. Und selbst da offenbart sich noch der künstlerische Sinn Edlers, wo er mit dem historischen Roman in Konflikt gerät und ihn eigentlich ad absurdum führt, wo er nämlich Gestalten zeichnet wie den pensionirten Soldaten, die nichts weniger als antik patinirt sind, sondern nur aus unsrer lieben deutschen Umgebung zweitausend Jahre zurück zu den Parthern versetzt worden sind. Aber trotz aller dieser Tugenden, zu denen wir noch die einer trefflichen Prosa anführen wollen, und die wir gewiß bereitwillig anerkennen, vermögen wir diesen „letzten Juden" doch nicht rückhaltlos zu loben. Es geht ein Zwiespalt durch das ganze Werk; man sagt sich: der Autor ist bei all seinem Können der großartigen Aufgabe nicht gewachsen gewesen. Man kommt nie zum Gefühl der Tragödie, die sich in dem Untergange Jerusalems abgespielt hat. Die Liebesgeschichte zwischen Othinel und Königin Berenice ist so äußerlich mit jenem furchtbaren Ereignis verknüpft und nimmt gleichwohl soviel Raum ein, daß beide Handlungen einander ausschließen. Kurz: es hat ein im Genrefache hervorragender Künstler sich fruchtlos an eine übergroße, seinen Stil und seine künstlerische Begabung überschreitende Aufgabe gewagt. Das Detail ist interessant, das Ganze ist verfehlt.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig.

Der Tod des Mahdi.

Die Tories ſcheinen in ihrer ägyptiſchen Politik Glück haben zu ſollen. Der Tod des Mahdi, von uns vor kurzem noch bezweifelt, iſt aus einem Gerücht zur Thatſache geworden, und ſchon taucht ein zweites Gerücht auf, nach welchem Osman Digma, der geſchickteſte und thatkräftigſte Unterfeldherr des Propheten, gleichfalls geſtorben wäre. Bleiben wir bei dem erſten und widmen wir ihm zunächſt einen kurzen Nekrolog, ſo können wir ſagen: er hat ſein Werk im ganzen wohlgethan. Zwar ließ er ſich bisweilen eine Gelegenheit entgehen, aber im allgemeinen war er ein glänzender Streiter für Allah und den Islam, und wenn auch die Ferne viel zu der unheimlichen Majeſtät beitrug, die ihn umgab, ſo war er doch ohne Zweifel eine ungewöhnliche Erſcheinung in der Geſchichte des Sudan und des Nillandes überhaupt, ein großes Rätſel und eine ſchwere Gefahr. Wie ein Wüſtengeiſt trat er plötzlich auf am Horizont. Erſt ein kleiner ſchwarzer Punkt, ſchwoll er von Jahr zu Jahr in die Höhe und in die Breite, bis er zum furchtbaren Rächer des Glaubens an dem geworden war, was man in Kairo und London Ziviliſation nennt, des Glaubens, der im Sudan noch ſeine Urkraft bewahrt. Er war offenbar eine Verkörperung dieſes Glaubens, ſonſt hätte er nicht vollbracht, was er begann. Nach Jahren einſamer Andacht und Beſchaulichkeit trat er aus ſeiner Zelle auf der fernen Inſel unter die Mullahs und verkündete ihnen: „Ich bin, der da kommen ſoll!“ Sie ſpotteten ſeiner, aber die Frommen, die Derwiſche des Landes, hörten auf ſeine Stimme, und das Volk ſammelte ſich um ihn. Von Dorf zu Dorf, von Zeltlager zu Zeltlager ging die Rede, daß er der Mahdi, der Herold des tauſendjährigen Reiches, des erſten Sturmes ſei, der dem Auferſtehungstage vorangeht, die Ungläubigen wie ein Kornfeld niederlegt und den Gläubigen wie die Poſaune des Erzengels be-

Digitized by Google

geisternd in die Ohren klingt. Die Stämme der Wüste fielen ihm zu und scharten sich um das von ihm geweihte Panier, sie schliffen ihre Schwerter und Speere, sie legten sein Gewand an, das mit den Koransprüchen gestickt war, welche denen, die für den Glauben fallen, ewige Paradiesesfreuden verheißen. So zog er ins Feld, und so behauptete er es. Er war eine mystische Macht. Das Volk des Sudan wurde von seinem Namen angezogen wie Eisenspäne vom Magneten, der ganze Islam erhob sich mit hoffnungsvollem Lauschen. Vergebens bewiesen die Gelehrten und Verständigen, daß er aus dem und jenem Grunde nicht der Verheißene sein könne. Seine Antwort waren siegreiche Schlachten und Belagerungen. El Obeid, die Hauptstadt von Kordofan, fiel in seine Hand, und Chartum hatte dasselbe Schicksal, nachdem zwei Jahre vorher ein ägyptisches Heer trotz seiner Kanonen und Hinterlader von den halbnackten Speerträgern der Wüste vernichtet worden war. Der Feldzug der britischen Rotröcke gegen ihn mißlang kläglich. Fast der ganze Sudan befand sich zuletzt in seiner Gewalt, das Land am untern Nil war bedroht, Arabien reifte einer Erhebung entgegen, die herrschenden Türken zitterten. Der Sohn eines Zimmermannes in Dongola, ein armer Derwisch, hatte er und er allein die Schleußenthore des muhamedanischen Glaubenseifers aufgebrochen und jenen Gewaltstrom entfesselt, der mehr als einmal in der Geschichte der Schrecken des Menschengeschlechts war. Die Stunde zu größerm Triumph wollte schlagen, schon hob, so schien es, der Hammer der Uhr dazu aus, da trat plötzlich Asrael zu ihm, um ihm ins Ohr zu flüstern, und Mohammed Achmed, der Mahdi, der „Gottgeleitete," der Leiter, legte Macht und Herrschaft nieder, wandte sich und folgte dem Engel des Todes.

Was werden die Heerscharen dazu gesagt haben, die an ihn als Gesandten des Himmels zur Vollbringung eines großen Werkes glaubten? Er ist gestorben, an prosaischen schwarzen Blattern gestorben, ehe es vollendet war. Statt seine Sendung mit den letzten Triumphen zu krönen, hat er sich nur als den Urheber eines örtlichen und vorübergehenden Aufstandes, als Anstifter nutzloſen Blutvergießens, als einen Mann gezeigt, der Zerstörung, Mangel und Not ohne Zweck veranlaßte. Er stürzte viel um und baute nichts auf der Trümmerstätte. Das Land, wo er siegte, ist weithin wüste gelegt und leidet Hunger, ganze Stämme sind in seinen Schlachten gefallen, und die Überlebenden haben Ursache zu fürchten, daß die Regierung sich für ihre Niederlagen rächen wird. Seine Anhänger haben ihm also nichts zu danken, und die, welche sich von ihm fernhielten, werden frohlocken. In den Bazars aber wird man sich lebhaft über das Schicksal des Toten streiten. Warum schickte ihm Allah den Todesengel, als er schon nach dem Siegespreise greifen konnte? Noch ein Jahr oder zwei, und Mohammed Achmed hätte den großen Pilgerzug nach Mekka geführt, den er immer versprochen, er hätte, im Sudan unabhängig geworden, Ägypten als Papst des Islam, als Abgeordneter des Propheten, als Prophet eignen Rechtes

beherrscht. Statt dessen ist er gestorben und hat damit seine eignen Weissagungen zunichte gemacht und sich als Betrüger enthüllt. Was wird er antworten, wenn jetzt Monkir und Nakir, die schwarzen Engel, an seinen Sarg treten, ihm aufzusitzen gebieten und ihn über sein Leben und Thun verhören, wie das mit jedem Menschen im Grabe geschieht? Wird er ihnen gegenüber bei seiner Behauptung, von Allah berufen worden zu sein, zu verbleiben wagen? Haben gute Engel, statt dieser Inquisitoren, der scheidenden Seele begegnet und sie als die eines wahren Propheten unverweilt nach dem Paradiese geleitet, oder wird er in der Zwischenzeit bis zur Auferstehung wie der körperlose Geist eines Märtyrers im Kropfe eines grünen Vogels fortleben, der sich vom Laube der Paradiesesbäume nährt? War er wirklich der Mahdi, der Prophet Gottes, so hat er jetzt schon vom Wasser des Himmelsstromes getrunken, welcher den Durst auf ewig stillt, und ruht in prächtigem Gewande in seinem Zelte, das aus einer einzigen mondscheinfarbigen Perle besteht und unter dem alle Wonne tragenden Jubabaume dicht an einem Bache aufgeschlagen ist, darin Milch, Honig und Wein fließen. Eine Schaar schwarzäugiger Paradiesesmädchen, von Moschus duftend, umgaukelt ihn. Wehe ihm aber, wenn die Muakkibat, die Aufsichtsengel, die jeden während seines Lebens begleiten, bei Allah ihr Verzeichnis eingereicht haben und ihm das für alle Paradieseskandidaten unerläßliche Minimum von Wahrheit und Gerechtigkeit, „halb so schwer als das Gewicht einer roten Ameise," mangelt; denn in diesem Falle wird, wie das „lichtvolle Buch" sagt, das Schicksal des Sohnes Abdallahs ein weniger seliges sein als das des geringsten seiner Speerträger, die in der Schlacht für den Glauben ihr irdisches Leben hingaben.

Wir sind überzeugt, daß diese Fragen, die Fragen über den jenseitigen Zustand des Propheten, die Gemüter im Sudan jetzt vorwiegend beschäftigen werden. Aber auch die politische Seite des Todes Mohammed Achmeds wird in ihren Betrachtungen eine wichtige Rolle spielen. Seine Anhänger müssen seinen plötzlichen Hingang wie einen schweren Schlag empfunden haben und tief entmutigt sein. Namentlich die Derwische, in denen vorzugsweise die Stärke seiner Macht und der Nerv der ganzen Erhebung lag, müssen förmlich betäubt davon sein. Es war das letzte, woran sie gedacht, was sie erwartet hätten. Was sind sie ohne einen Mahdi? Was ist sein Neffe, den er zu seinem Nachfolger ernannt hat? Ein andrer Mahdi soll aufgetaucht sein, aber er wird sich erst durch Erfolge zu legitimiren haben, und die können nur durch einen Bürgerkrieg zunächst mit Landsleuten angestrebt werden. Zersplitterung der von dem nun gestorbnen Propheten zusammengefaßten Kräfte, Ungewißheit und Zweifel werden an die Stelle der Begeisterung treten, welche die Bewegung bisher hob und trieb und unwiderstehlich machte. Sie muß auf jeden Fall eine Weile Halt machen. Die Aufständischen werden sich gegenseitig bekämpfen, zerfleischen und schwächen. Bis die übriggebliebnen Führer und die Derwische sich für einen

neuen Propheten entschieden haben, werden sie in ihr früheres Dunkel zurückversinken; denn sie lebten nur von dem Lichte, das der Tote entzündet und um sich verbreitet hatte. Als Jünger und Gehilfen des Messias waren sie Personen von Bedeutung, aber er starb wie ein gewöhnlicher Mensch an den Blattern, und ihre Stellung ist jetzt eine höchst unsichere, um nicht zu sagen eine absurde, auf alle Fälle eine für den Chedive und England ungefährliche. Der Aufstand des Sudan ist fortan eine Gewitterwolke, welcher die Elektrizität abhanden gekommen ist. Sie kann sich wieder sammeln und spannen, aber wahrscheinlicher ist, daß die Wolke sich in kleine Wölkchen auflösen und nach einem schwächer werdenden Wetterleuchten ganz verschwinden wird.

Der Tod des Mahdi bietet dem Lord Salisbury eine politische Gelegenheit zum Handeln, die mit einer finanziellen eng verbunden ist. Die Bewegung im Sudan stockt damit, der Aufstand ist praktisch wenigstens bis auf weiteres, vielleicht für lange Zeit, vielleicht sogar für immer tot wie sein Urheber. Osman Digma wird — falls er nicht wirklich ebenfalls gestorben ist — den Widerstand fortsetzen, und andre werden möglicherweise desgleichen thun. Aber das einigende Ziel wird fehlen, die Bewegung wird auf Unabhängigkeit von Stämmen gerichtet, weniger von religiösen Kräften und Zwecken erfüllt und getrieben sein. So wird es für die englische Politik möglich werden, die Rückzugspläne einer Revision zu unterziehen, welche in der letzten Zeit die Operationen der britischen Truppen und das Verfahren der ägyptischen Behörden bestimmten. Schon hörte man in dieser Hinsicht, daß ein Versuch unternommen werden soll, durch einen Vorstoß nach Kassala hin die tapfere Besatzung dieser Stadt zu retten, welche sich nun schon länger als ein Jahr mühsam gegen die Angriffe der Sudanesen gewehrt hat. Ob man imstande sein wird, die wertvolle Provinz Dongola ohne große Opfer wieder zu besetzen, ist eine Frage, die sich nicht eher beantworten läßt, als bis der jetzt nach Konstantinopel abgesandte Drummond Wolff sich und Salisbury Gewißheit verschafft hat, wieweit England nicht bloß auf die Autorität des Sultans, sondern auch auf die türkische Armee, d. h. auf ein Hilfskorps aus derselben, rechnen darf. Auf alle Fälle ist es klar, daß die Politik der Tories am Ruder jetzt, wo der Tod des Mahdi die Revolution der Sudanesen gelähmt hat, eine gute Gelegenheit vor sich sieht, das Bollwerk zwischen Ägypten und dem Sudan, welches selbst die liberale Regierung für notwendig erklärte, weiter nach Süden, über Wady Halfa hinaus vorzuschieben. Es gab eine Zeit, wo Chartum zum südlichsten Endpunkte der ägyptischen Herrschaft zu machen gewesen wäre, aber mit Gordons Tode und dem Einzuge des Propheten in die Stadt am Zusammenflusse des Blauen und des Weißen Nils ging die Aussicht auf diese Ausdehnung verloren. Man darf indes nicht unterschätzen, was sich hier jetzt wieder, wo die Persönlichkeit des Mahdi und der Glaube an seine göttliche Sendung die Sudanesen nicht mehr einigt und stärkt, diese vielmehr wieder in einzelne Parteien mit weltlichen Zielen, die sich widerstreiten,

zerfallen werden, mit wohlgeführten ägyptischen und türkischen Truppen ausrichten läßt. Hicks Pascha und Baker Pascha haben als Führer ägyptischer Heere schmachvolle Niederlagen erlitten, nach denen die öffentliche Meinung schloß, mit solchen Truppen sei überhaupt nichts anzufangen. Indes dürfen jene Niederlagen doch nicht über die Zeit vor ihnen verblenden: wir dürfen die Thatsache nicht vergessen, daß ägyptische Soldaten Jahrzehnte hindurch in diesen selben Gegenden arabische Horden und Stämme, ja selbst Reiche wie Darfur und Kordofan besiegten und den Namen des Chedive bis über den Äquator hinaus gefürchtet machten. In der That, es waren Ägypter, welche den Sudan unterwarfen und ihm Ordnung aufzwangen, und nur das Gebot Englands — ein sehr unüberlegtes Gebot Gladstones — war, wie wir wissen, schuld, daß diese gewaltige Eroberung aufgegeben wurde. Daß die eingeborne Armee Ägyptens also im Sudan gute Dienste leisten würde, namentlich wenn sie einen Beisatz tüchtiger türkischer Mannschaften erhalten hätte und von guten türkischen Offizieren befehligt wäre, leidet kaum einen ernstlichen Zweifel, und es kann sich nur fragen, wie weit man mit der Wiedereroberung des Sudan zu gehen ein Interesse und die Kraft hätte.

Diese Frage gehört jedoch der Zukunft an. Für jetzt war nur zu konstatiren, daß der Aufstand der Sudanesen mit dem Hingange des Mahdi aufgehört hat eine dringende Gefahr zu sein. Auch die manchen Engländern sehr am Herzen liegende Rettung des Landes vor der Gefahr, wieder ein Schauplatz des Sklavenhandels und der Sklavenjagden zu werden, gehört der Zukunft an. Bei der Lösung dieser Frage wird weniger Ägypten als der Herrscher des neuen Kongostaates die Hauptrolle zu übernehmen haben, wobei freilich vorausgesetzt wird, daß der Kongostaat soviel wert ist, als man behauptet hat, und so gut gedeihen wird, daß seine Aufrechterhaltung sich lohnt, woran neuerdings vielfach gezweifelt worden ist. Einer der Gründe, aus denen die öffentliche Meinung in England — wir unterscheiden immer zwischen dieser und dem englischen Volke — dem Ministerium Gladstone seine zaudernde und schwankende Politik in Ägypten bis zu einem gewissen Maße verzieh, lag in den außerordentlichen Schwierigkeiten, die aus der englischen Verantwortlichkeit für den Sudan erwuchsen. Sollte man, so fragten sich viele, englisches Blut und englisches Geld darauf verwenden, daß in Oasen der tropischen Wüste wieder Ordnung und Gesetz Geltung erlangten? Wenn Lord Salisbury sich dagegen jetzt das Bündnis und die Beihilfe des Sultans in der Angelegenheit sichert, so kann er mit einer und derselben Politik dem britischen Interesse, der Pforte, dem Chedive und seinen Ägyptern dankenswerte Dienste leisten — wenn englische Blätter hinzufügen, auch der Sache der Menschlichkeit, der Zivilisation, so lehnen wir dies, wie oft schon, als eine mindestens halb heuchlerische und nachgerade verbrauchte Redensart ab. Noch mehr aber würde man sich dagegen verwahren müssen, wenn das Organ der englischen Oberbehörde, die Egyptian

Gazette, in einem zu Ende des Juli von ihm veröffentlichten Leitartikel wirklich, wie vermutet wurde, die Absichten der Toryregierung in betreff des Nillandes ausgesprochen hätte. Mancherlei läßt dies annehmen. Das Blatt steht notorisch in Beziehungen zu der ägyptischen Regierung, zu den englischen Militär- und Zivilbehörden in Kairo und wohl auch zu Persönlichkeiten des Kabinets in London. Gleichwohl ist die Sprache, welche der Verfasser des Aufsatzes führt, und der Charakter des Planes, den er vertritt und empfiehlt, so kraß und undiplomatisch, daß man Anstand nehmen muß, zu glauben, er schreibe im Auftrage Salisburys oder andrer maßgebenden Personen, und nicht vielmehr im Sinne der Times, deren Korrespondent er neben dem berufenen Oppert-Blowitz ist, und deren grober Chauvinismus in letzter Zeit auch in andern Fragen oft über das Ziel hinausgeschossen hat. Wäre seine Auslassung wirklich offiziöser Natur, so würde sie selbst als bloßer Fühler stark genug sein, um schließen zu lassen, daß den regierenden Tories infolge des Todes des Mahdi der Kamm ungebührlich geschwollen wäre. England würde dann damit ankündigen, daß es im Begriffe stehe, die Maske abzuwerfen, die es unter Gladstones Regierung vor dem Gesichte trug, es würde zu Drohungen fortgeschritten sein und die Zeit für gekommen halten, offen zu erklären, daß Ägypten hinfort als britische Kolonie anzusehen und zu behandeln sei. Das Blatt ergeht sich in Anklagen gegen Frankreich, dem es vorwirft, seinen frühern Einfluß am Nil durch Mißgriffe verscherzt zu haben und sich jetzt zu bemühen, den dortigen Einfluß der Engländer durch Aufhetzung andrer Mächte zur Einmischung zu untergraben. „Laßt uns, so heißt es weiter, der Welt zeigen, daß wir die Verantwortung für die Handlungen übernehmen, die uns das Zaudern fremder Mächte aufgenötigt hat. Ergreifen wir endlich nicht bloß dem Namen nach, sondern thatsächlich mit unsern starken Händen die Verwaltung Ägyptens und zeigen wir den Konsuln fremder Mächte, die sich erdreisten, sich zu gunsten ihrer Unterthanen in den Gang des Gesetzes zu mengen, daß wir die Herren im Lande sind. . . . Europa soll und muß innewerden, daß alles, was in Ägypten geschieht, auf Veranlassung Englands geschieht, und daß es für alles, was am Nil vorkommt, einzig und allein mit England zu rechnen hat. Wir wollen sicherlich alles vermeiden, was zu einem Zusammenstoße mit dem Vertreter einer auswärtigen Macht führen kann, wo aber ein solcher Konflikt nicht zu umgehen ist, muß England mit seiner ganzen Macht und seinem ganzen Einflusse auftreten, damit das Ansehen seiner Vertreter gewahrt bleibe."

Das heißt deutlich gesprochen, aber die Rechnung ohne den Wirt gemacht, der nicht John Bull, sondern Europa heißt. Salisbury kann unsers Erachtens diese Thatsache nicht übersehen, wie freundlich ihm auch das Glück lächelte, er muß wissen, daß Großbritannien zwar mächtig, aber gerade jetzt weit davon entfernt ist, allmächtig zu sein. Der rasche Abschluß des finanziellen Geschäfts in betreff Ägyptens ist wahrscheinlich auf den Wunsch Deutschlands und Österreich-

Ungarns zurückzuführen, sich den neuen Ministern, denen man in Berlin und Wien sympathischer gegenübersteht als den frühern, gefällig zu erweisen. Die Aussicht auf Gewinnung türkischen Beistandes erwuchs aus der Bereitwilligkeit der Konservativen, sich mit der Pforte auf freundschaftlicheren Fuß zu stellen. Aber der Tod des Propheten der Sudanesen ist lediglich ein Stück guten Zufalls für das neue Kabinet und sollte als solches beurteilt werden. Er beweist nichts für die Überlegenheit Salisburys über seinen Vorgänger, aber er kann jenem auch bei den Wahlen nützen. Das englische Volk liebt wie andre Völker Staatsmänner, die Glück haben, besonders wenn sie Verstand, Geschick und Energie genug besitzen, die Gelegenheit zu benutzen, die der Zufall ihnen bietet, Vorteile für ihr Land daraus zu prägen. Salisbury hat jetzt Gelegenheit, im Einvernehmen mit den beiden verbündeten Großmächten Mitteleuropas und auf der Basis der unbestreitbaren Rechte des Sultans das Interesse Englands am Nil in maßvoller Weise wahrzunehmen und zu sichern. Jene Rechte, auf die Bismarck schon einmal hindeutete, sind für England so nützlich, daß, wenn sie nicht schon vorhanden wären, es rätlich sein würde, sie zu erfinden.

Der deutsche Zivilprozeß in praktischer Bethätigung.

Unter diesem Titel hat der frühere Reichsgerichtsrat Dr. Bähr eine Schrift veröffentlicht (Jena, Fischer, 1885; 96 S.), die von keinem Sachkundigeren hätte verfaßt werden können, da der Autor eine in Theorie und Praxis echt bewährte, hochbedeutende Kraft ist und überdies als Reichstagsabgeordneter Gelegenheit gehabt hat, an den großen Justizreformwerken mit thätig zu sein.

Das Buch wendet sich zwar in erster Linie an die Fachgenossen, aber Dr. Bähr versteht es, so lebendig zu schildern, so plastisch zu gestalten, so klar zu schreiben, daß jeder Gebildete, der ein Interesse am öffentlichen Leben hat, diese Schrift mit Genuß und stets wachsender Teilnahme lesen wird. Eben wegen dieser allgemeineren Bedeutung halten wir es für unsre Pflicht, auf den Gegenstand näher einzugehen.

Um es gleich vorweg zu sagen, mit einer kleinen Ausnahme unterschreiben wir jedes Wort, und wenn es zulässig wäre, unter den Juristen eine Abstimmung herbeizuführen, so sind wir der Überzeugung, daß jeder, welchem das Wohl des Ganzen am Herzen liegt, sich zu der Kritik Bährs bekennen wird.

Unsre Differenz von Bähr ist keine erhebliche. Nach seiner Ansicht soll es nicht darauf ankommen, ob im deutschen Reiche ein paar Prozesse weniger gut entschieden werden, wichtiger ist für den Verfasser, daß nach der neuen Zivilprozeßordnung die Ausbildung unsers juristischen Nachwuchses nur eine mangelhafte sein kann, und daß wir infolge dessen uns ein sehr ungeeignetes Beamtentum großziehen. Wir können dem letztgedachten Umstande keine so große Bedeutung beimessen, ohne das Gewicht desselben irgendwie verkennen zu wollen. Wäre dies der einzige Mangel der Zivilprozeßordnung, so müßte man darauf sinnen, wie man die Ausbildung der jungen Beamten anders leiten könnte, und, wäre das Werk sonst gut, es bei demselben lassen. Wir legen gerade vom politischen Standpunkte der Thatsache die allergrößte Bedeutung bei, daß die Prozesse in dem überwiegend größern Teile des Reiches nicht mehr so gut wie früher entschieden werden, und wir sind der Überzeugung, daß gerade diese Erkenntnis bereits in so weite Kreise gedrungen ist, daß sie von den maßgebenden Gewalten im Reiche und in den Bundesstaaten nicht mehr übersehen werden kann. Im weitern Verlaufe hebt Bähr selbst diesen Erziehungspunkt nicht weiter hervor.

Noch liegt in Deutschland der Schwerpunkt des staatlichen und geselligen Lebens im Mittelstande, und dessen Zufriedenheit oder Unzufriedenheit mit den bestehenden Zuständen ist für die Gestaltung des politischen Lebens in unserm Vaterlande von einer nicht zu unterschätzenden Bedeutung. Gerade der Mittelstand aber ist es, welcher nach dem Zivilprozesse am meisten den Wert oder Unwert staatlicher Einrichtungen schätzen lernt. Er hütet sich vor einer Übertretung der Strafgesetze, er vermeidet es, mit der Polizei in Konflikt zu geraten, er geht friedlich seinem Handel und Gewerbe nach, und gerade in dieser seiner Erwerbsthätigkeit bedarf er zu ihrem Schutze eines ordentlichen Zivilprozesses. Dieser ist erforderlich für einen gesunden Kredit; der Schuldner muß wissen, daß er den gerichtlichen Weg zu scheuen hat, der Gläubiger muß sicher sein, daß er schnell und billig zu seinem guten Rechte gelangt. Staaten, denen ein Mittelstand fehlt, in denen die Gegensätze zwischen Reich und Arm schärfer hervortreten — wir erinnern an Großbritannien, die Vereinigten Staaten, Frankreich u. s. w. —, können einen guten Zivilprozeß entbehren. Der Arme, der dort nicht zu seinem Rechte gelangen kann, trägt mit andrer Unbill auch diese, der Reiche aber ist in der Lage, auch im einzelnen Falle auf sein gutes Recht verzichten zu können. Bei Völkern, welche eine weite Schicht des Mittelstandes besitzen, führt der Verzicht auf die Geltendmachung des Rechtes erhebliche wirtschaftliche Schäden mit sich; ein verlorner Prozeß, die Unmöglichkeit, sein Recht geltend zu machen, ist nicht selten der wirtschaftliche Ruin. Aus diesem Grunde ist es für uns in Deutschland durchaus nicht gleichgiltig, ob die Prozesse gut oder schlecht entschieden werden, ganz abgesehen davon, daß in die weitesten Kreise des Volkes dadurch Unzufriedenheit mit den staatlichen Einrichtungen und Mißstimmung gegen die Regierung getragen wird.

Abgesehen von einzelnen kleinern Bundesstaaten, in denen noch der alte gemeinrechtliche Prozeß mit seiner ganzen Weitschweifigkeit und Dauer als Überrest des alten Reiches in Blüte stand, war man in Deutschland mit dem frühern Zivilprozeß zufrieden. Die reichern Provinzen am Rhein und Elsaß-Lothringen kannten es nicht besser, für sie war ein Prozeß ein Luxus, den sich nur der Vermögendere gönnen konnte. In Altpreußen aber konnte sich das Volk über nichts beklagen. Jedermann hatte Zutritt zu seinem Richter, kein Anwaltszwang versperrte dem Minderbegüterten den Weg; der Richter behielt die ganze Leitung des Prozesses in seinen Händen, kein Gerichtsvollzieher war nötig, um den Verkehr unter den Parteien zu vermitteln und um das Urteil zu vollstrecken. Jeder konnte sicher sein, daß alles, was er dem Richter vorbrachte, auch Gegenstand des richterlichen Urteils war. Die Mängel, welche der altpreußische Prozeß hatte, waren mit einigen Federstrichen zu beseitigen. Sie bestanden vom wirtschaftlichen Standpunkte eigentlich nur darin, daß es keine sofortige Vollstreckbarkeit und kein Teilurteil gab, sodaß also ein böswilliger Schuldner in der Lage war, sich seiner Verpflichtung recht lange zu entziehen. Es hätte kaum zweier Paragraphen bedurft, um diese Übelstände zu beseitigen, und bei allem Vorurteil gegen altpreußische Einrichtungen würde auch das übrige Deutschland bald ihren Wert eingesehen und sich ihrer Segnungen erfreut haben.

Der Wunsch nach einer einheitlichen Regelung des Zivilprozesses war schon vor der Entstehung des neuen Reiches in der Bevölkerung rege, und es war deshalb nur allzunatürlich, daß diese Bestrebungen nach der erfolgten Einigung zur Verwirklichung gelangten. Es ist auch zu erklären, wenn, um einen einheitlichen Prozeß zu erlangen, einzelne Opfer gebracht wurden, und wenn sich der einzelne Bundesstaat damit tröstete, daß er manches Sondergut aufgeben mußte, in der Hoffnung, eine minder gute Einheitlichkeit zu erlangen. Aber diese Hoffnung ist völlig zuschanden geworden. Es ist das große Verdienst von Bähr, in seiner Schrift auf das schlagendste nachgewiesen zu haben, daß trotz der einheitlichen Zivilprozeßordnung wir dasselbe vielgestaltete Verfahren wie vorher haben. Ja diese Mannichfaltigkeit ist noch viel größer geworden; denn während sich früher die Gestaltung nur nach den einzelnen Rechtsgebieten schied, ist sie jetzt nicht nur innerhalb desselben Gebietes, sondern oft auch an demselben Gericht verschieden. Die grundlegenden Vorschriften der Zivilprozeßordnung sind so dehnbar, daß sich jedes Gericht und jede Kammer ihr eignes Verfahren nach Gutdünken einrichten können. Bähr hat in dieser Beziehung eine Enquete angestellt, die, so wenig erschöpfend auch ein Privatmann eine soche veranstalten kann, bis zur völligen Überzeugung klarmacht, daß wir in Deutschland einen einheitlichen Zivilprozeß weniger als je besitzen.

Alle Opfer, die Preußen gebracht hat, sind demnach völlig umsonst gewesen; wir haben unsre altbewährten guten Einrichtungen aufgegeben, ohne die erstrebte Einheit erreicht zu haben.

Daß aber eine solche Vielgestaltung gerade in den Hauptgrundlagen der Rechtsanwendung möglich ist, liegt in den Vorschriften, mit welchen die Zivilprozeßordnung Mündlichkeit und Schriftlichkeit nebeneinander setzte, ohne sie organisch miteinander zu verschmelzen. Es würde zu weit führen, dies im einzelnen auseinanderzusetzen — wer dies verfolgen will, mag Bährs Ausführungen nachlesen. Heute liegt die Sache so, daß niemand sicher ist, ob seine Darstellung auch wirklich vom Richter geprüft wird. Früher mußte der Richter auf die Schriftsätze der Parteien eingehen, und wenn er es nicht that, so war die Partei doch sicher, daß der höhere Richter dieses Versehen gutmachen würde. Jetzt sind die Schriftsätze völlig Nebensache; der Thatbestand, die Grundlage der richterlichen Entscheidung, ist dem Einflusse der Parteien entzogen. Der Richter macht ihn auf Grund seiner Notizen in der mündlichen Verhandlung, und es bedarf keiner Ausführung, daß ein solcher Thatbestand nur mangelhaft das wiedergiebt, was die Partei wirklich gewollt hat. Die Schrift ist nicht umsonst ein kostbares Gut menschlicher Bildung; jedermann weiß, welchen Wert es hat, seine Gedanken zu fixiren. Bei allen wichtigen Verhandlungen im öffentlichen und privaten Leben bedienen wir uns der Schriftform, um uns eine sichere Grundlage zu verschaffen. Nur der Zivilprozeß ist in Deutschland so gestaltet worden, als ob die Bevölkerung aus lauter Analphabeten bestünde und die Schriftkunde wie bei den alten Ägyptern nur das Geheimnis weniger sei. Nach dem frühern altpreußischen Prozesse mußte in jeder Verhandlung ein Mitglied als Referent und der Vorsitzende die Sache gründlich studiren, der erste sogar eine schriftliche Darstellung der Parteivorträge und seine Rechtsauffassung ausarbeiten. Die Parteien hörten den Vortrag des Thatbestandes in der mündlichen Verhandlung und konnten sofort Unrichtigkeiten berichtigen. Das dritte Mitglied konnte sich in der Verhandlung ebensogut informiren, wie jetzt aus den Vorträgen der Anwälte; gegenüber den beiden gut vorbereiteten Kollegen gab seine Stimme nur den Ausschlag bei Differenzen. Jetzt dagegen braucht kein Mitglied vorbereitet zu sein, und ist es auch in der Regel bei vielen Gerichten nicht; alle sollen ihre Weisheit aus den Vorträgen der Rechtsanwälte schöpfen, und jedermann weiß, wieviel schwieriger es ist, aus einem nur mündlichen Vortrage — der noch dazu parteiisch gefärbt sein muß — sich seine Rechtsauffassung zu bilden. Die Folge davon ist, daß an Stelle der frühern Sicherheit eine schrankenlose Willkür eingetreten und jeder Prozeß mehr oder weniger zu einem Würfelspiel herabgesunken ist. Zu dieser Willkür in der Gestaltung des Prozeßstoffes tritt dann noch das freie Ermessen, d. h. eine Willkür zweiten Grades, bei der Beurteilung des Beweises, und nach beiden Richtungen ist eine Remedur durch die obern Instanzen unmöglich. Selbst wenn Schriftsätze gewechselt worden sind und der obere Richter sieht, daß dieselben den Thatbestand ganz anders darstellen, als es der erste Richter gethan, er darf auf die erstern keine Rücksicht nehmen. Bei den Amtsgerichten endlich muß

sich die Partei überhaupt mit Haut und Haaren dem Richter überlassen; er nimmt in das Protokoll auf, was ihm gut scheint, denn hier ist die einzige Prozeßmaxime: Tel est notre bon plaisir.

Wenn aber ein Vorteil der mündlichen Verhandlung das unmittelbare Schöpfen des Urteils aus den Parteivorträgen sein soll, so ergiebt sich, daß dieses Schöpfen nur ein mangelhaftes sein kann. Denn die Zivilprozeßordnung geht von der Voraussetzung aus, daß das vollkommenste Wesen der Schöpfung ein Richter sei, er muß ein Ausbund der Weisheit, ein Engel von Geduld sein; sie stellt an seine Auffassungsgabe und seine Urteilskraft die höchsten Anforderungen, die sonst an keinen sterblichen Menschen gestellt werden können. Und die armen Richter, die doch nur sterbliche Menschen sind, mit allen Fehlern und Mängeln, welche der irdischen Natur anhaften, sehen sich vor eine Aufgabe gestellt, die zu erreichen außerhalb der menschlichen Möglichkeit liegt; sie müssen solchen Anforderungen gegenüber unterliegen oder völlig verflachen, Kenntnis heucheln, wo sie beim besten Willen keine haben können, ein Urteil fällen, wo ihnen noch jede Grundlage fehlt. Welche weitern Folgen sich hieraus auf den Charakter von Richter und Anwälten entwickeln, brauchen wir nicht erst auszuführen. Die Eigenschaft der Gründlichkeit, sonst bei den Deutschen so rühmenswert, geht ihrem Untergange entgegen; sie wird in einigen Menschenaltern zur Oberflächlichkeit geworden sein, an Stelle der Wahrheit tritt Schein, und es wird als Recht ausgegeben, was kein Recht ist.

Bähr hat sich darauf beschränkt, nur diese Schattenseiten der Zivilprozeßordnung aufzudecken, offenbar weil gegenüber andern noch mehr zutage getretenen Beschwerden diese Punkte sich bisher dem Auge des Publikums entzogen haben. Sie sind das schleichende Gift, dessen Vorhandensein zunächst nur dem Sachkenner kund ist, bis der eingetretene Tod es allen offenbar macht.

Nur kurz wird noch das Zustellungs- und Gerichtsvollzieherwesen berührt. Die Vermittlung der Prozeßschriften unter den Parteien, das sogenannte Zustellungswesen, ist bereits zu einer Geheimwissenschaft geworden, deren voller Kenntnis sich im deutschen Reiche wohl nur wenige Gelehrte rühmen können. Wäre es nicht so traurig wahr, man wäre versucht, diesen Teil der Zivilprozeßordnung als eine Satire zu betrachten, die würdig wäre, in eine neue Auflage von Wielands Abderiten aufgenommen zu werden. Wer unsre Kulturzustände nicht kennt und diese Bestimmungen der Zivilprozeßordnung liest, der muß unzweifelhaft auf den Gedanken kommen, daß wir noch die Einrichtung einer Post nicht kennen. Und doch ist diese im Reiche zu einer mustergiltigen Vollendung gelangt, zu einer Anstalt gediehen, auf die wir stolz sein können, welcher der Staatsmann seine geheimsten Depeschen, der Kaufmann seine wichtigsten Schriftstücke, jedermann seine innigsten Geheimnisse sicher anvertraut. Nur wer das Unglück hat, einen Prozeß zu führen, muß seine Schriften durch den Gerichtsvollzieher zustellen lassen, der natürlich dafür besondre Gebühren berechnet.

Das Zustellungswesen ist die Mausefalle der deutschen Zivilprozeßordnung, und wir bedauern nur, daß Ihering nicht unter ihr seine praktische Ausbildung erfahren hat, sonst würde sein „Scherz und Ernst in der Jurisprudenz" einen neuen Stoff humoristisch-tragischer Betrachtung erhalten haben.

Diese Zustellungen leiten uns aber zu dem Institut der Gerichtsvollzieher über, die wir direkt aus Frankreich haben importiren müssen, weil wir Deutschen bisher gar keinen Sinn für diese Erfindung hatten. Durch sie ist ein neues Organ in den Prozeß eingeschoben worden, das ebenfalls auf Kosten der rechtsuchenden Partei leben und unterhalten sein will. In seine Hände ist die wichtige Zwangsvollstreckung, der Kernpunkt des Prozesses, gelegt; denn an dem Urteil erfreut sich niemand seines gewonnenen Prozesses, sondern erst die Vollstreckung hilft ihm zu seinem Rechte. Dieser wichtige Teil des Richterberufes ist fortan in ganz subalterne Hände gelegt, die sich — natürlich und mit Recht — von ganz andern Zielen leiten lassen, als von dem, zur Verwirklichung der Gerechtigkeit auf Erden beizutragen. Für sie ist selbstverständlich und ohne daß sie dafür ein Vorwurf treffen kann, ihr Beruf zum Gewerbe geworden. Daher die Klage, daß bald der Schuldner unerbittlich verfolgt wird, bald der Gläubiger sich in seinem Rechte gekränkt sieht, und nicht selten durch Veruntreuungen beide geschädigt werden.

Der Richter war bisher der Herr des Prozesses, und das gab dem Volke ein großes Sicherheitsgefühl; es nahm ein Urteil auch dann mit dem Bewußtsein, ihm sei Recht geschehen, hin, wenn es zu seinen Ungunsten lautete. Jetzt hat der Richter einen Teil seiner Befugnisse an den Gerichtsvollzieher, einen andern Teil an den Anwalt abtreten müssen. Auch bei ganz klarem Recht, auch in den einfachsten Fällen muß sich heute der Prozeßführende bei größern Streitobjekten eines Anwalts bedienen, der nicht immer dafür sorgt, die Sache beizulegen oder schnell zu Ende zu führen. Und dieses Zerrbild eines Rechtsverfahrens muß noch teuer bezahlt werden, denn was früher für die Gerichtsgebühr geleistet wurde, das muß jetzt noch besonders den Gerichtsvollziehern und Anwälten vergütet werden. Daher die großen Klagen über die Prozeßkosten, die niemals aus der Welt geschafft werden können, weil sie nicht in der Höhe der Sätze, sondern in der Struktur des Prozesses, in dem Schmarotzerwesen der Zustellungen und der Gerichsvollzieherakte ihren Grund haben.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß während wir auf dem wirtschaftlichen Gebiete mit dem Manchestertum gebrochen haben, dasselbe auf dem juristischen Gebiete in voller Blüte steht. Während auf dem Wirtschaftsgebiete der Staat den Schwachen schützt und sorgend für ihn eintritt, herrscht auf dem juristischen der Grundsatz der freien Konkurrenz und des laisser-aller.

Bähr bürdet die Verantwortlichkeit für die Zivilprozeßordnung dem verstorbnen Minister Leonhardt auf und weist an verschiednen Beispielen nach, wie wenig dieser imstande war, das materielle Recht zu begreifen, und wie für ihn

alles nur in der Form lag. In der That, die Zivilprozeßordnung gleicht einem Gebäude mit schöner Fassade; wer es von außen betrachtet, wird entzückt sein über die Symmetrie seines Baues, über das Gleichmaß seiner Glieder, über die Zierraten und das Stuckwerk. Aber hinter dieser schönen Fassade birgt sich ein unsolider Bau, der Grundriß ist verfehlt, die Fundamente sind morsch, die Wohnräume eng und feucht, und wer sich von dem Scheine locken läßt und eintritt, der „lasse alle Hoffnung draußen." Aber ganz war doch auch Minister Leonhardt seines Werkes nicht sicher, ja er hat in offner Reichstagssitzung ausgesprochen, daß er nur mit Zagen das Werk vollendet sehe und gewünscht haben würde, daß man es mit weniger Lob und mehr Bedenken behandelt hätte.

Die Zivilprozeßordnung trägt alle Merkmale jener Epoche in sich, die man jetzt mit dem Namen Delbrücks, als des leitenden innern Ministers, bezeichnet; derselbe Bankerott, den seine Wirtschaftspolitik erfahren hat, droht auch der juristischen Reform. Es war jene Zeit, in welcher Fürst Bismarck, ganz von Sorgen um die äußere Politik, um die Erhaltung des Friedens, um die Kräftigung des jungen Reiches in Anspruch genommen, die Zügel des Sonnenwagens im Innern andern Kräften anvertrauen mußte, die ihrer Aufgabe nicht gewachsen waren. Wie kein andrer, versteht er in der Volksseele zu lesen, und so hoffen wir, daß er sich jetzt auch dieser Zustände erbarmen werde. Denn auch der „Hödur" ist sehend geworden und läßt sich nach den trüben Erfahrungen der letzten Jahre nicht mehr von der Phrase blenden; wir sind überzeugt, daß, wenn die Sache länger so fortgeht, die Frage nach der Reform der Zivilprozeßordnung zur Parteifrage werden wird, und daß die Reform, zum Gegenstande der Parteiagitation geworden, viel weniger sachgemäß durchgeführt werden kann, als wenn eine wohlberatene Regierung die Führerrolle übernimmt.

Es liegt nicht in der Bährschen Aufgabe, Vorschläge zur Abänderung zu machen; aber aus dem ganzen Buche atmet nur der eine Gedanke, daß der preußische Prozeß es war, der am meisten befriedigte, er ist das Hoffnungsland, das er mit der Seele sucht. Dieses Urteil ist aber von umso größerm Gewicht, als es von einem Manne stammt, der nicht Altpreuße ist, dem man also eine partikularistische Befangenheit nicht vorwerfen kann, von einem Manne, der die Zierde von vier obersten Gerichtshöfen gewesen ist, der sich in Theorie und Praxis des höchsten Ansehens erfreut und jetzt außerhalb des politischen Lebens stehend die Sache nicht von den Zinnen der Partei, sondern von dem Standpunkte des Patrioten auffaßt, welchem die Not des Volkes zu Herzen geht.

Es mag sein, daß es bei den gegenwärtigen Parteiverhältnissen im Reichstage nicht mehr leicht ist, ein großes Gesetzgebungswerk zustande zu bringen. Aber gerade auf diesem Gebiete werden die Fraktionen schieben müssen, um nicht geschoben zu werden. Selten hatten die höchsten Leiter der Justiz eine dankbarere Aufgabe, und selbst wenn sie die Reform nicht durchführen könnten, sollten sie sich den Ruhm, sie angeregt zu haben, bei Mit- und Nachwelt zu erwerben streben.

Analekten zur Geschichte der neuern deutschen Kunst.

Von H. A. Lier.

4. Die Aufnahme der „belgischen Bilder" in Deutschland.

Nur selten hat man in der Geschichte des geistigen Lebens die Möglichkeit, so klar und deutlich den Zeitpunkt zu erkennen, wo eine neue Richtung der bisher herrschenden entgegentritt und aus dem nun beginnenden Kampfe als Siegerin hervorgeht, wie dies in der Geschichte der neuern deutschen Kunst bei dem Bekanntwerden der „belgischen Bilder" der Fall ist. In der That hat keine Schöpfung der bildenden Kunst in unserm Jahrhundert eine solche Revolution in den bestehenden Anschauungen, eine solche Erregung der Gemüter, einen solchen Widerstreit der ästhetischen Ansichten hervorgerufen wie die Ölgemälde Louis Gallaits (Die Abdankung Karls V. zu Brüssel im Jahre 1555) und de Biéfres (Der Kompromiß der niederländischen Edeln), welche im Jahre 1842 ihren Triumphzug durch die Ausstellungen aller größern Kunststädte Deutschlands antraten.

Bis zu dieser Zeit war die Herrschaft der idealistischen Malerei, wie sie durch Cornelius und die von ihm ins Leben gerufne Münchener Schule vertreten wurde, eine fast unbeschränkte. Die Werke der Münchener Künstler erfreuten sich einer ungewöhnlichen Anerkennung und wurden vielfach als das Höchste gepriesen, was das deutsche Kunstvermögen bisher geschaffen habe. Zwar entstand in Düsseldorf unter Wilhelm Schadows Leitung eine eigne Malerschule, die im Gegensatze zu den Münchenern mit dem Anspruche hervortrat, „malen" zu können, zwar huldigten die Berliner Künstler schon damals koloristischen Tendenzen und gingen fleißig in die Schule französischer Meister, aber weder hier noch da konnten sich die Leistungen mit den monumentalen Schöpfungen messen, die in der bairischen Hauptstadt unter dem Szepter König Ludwigs I. ins Leben gerufen wurden.

Da mit einemmale trat in den „belgischen Bildern," wie die Gemälde Gallaits und de Biéfres sofort und kurzweg genannt wurden, eine bis dahin bei uns unbekannte Kunstweise in den Gesichtskreis der deutschen Kunstfreunde und erzeugte einen Enthusiasmus, den wir heute kaum noch zu fassen vermögen. Damals erlitt das Ansehen der Münchener Schule die erste empfindliche Einbuße, und wenn auch der Meister selbst bei seinen Zeichnungen für den Campo santo in Berlin, unbekümmert um die Tagesströmungen, seiner idealen Richtung treu blieb und gerade nach den Anschauungen seiner eifrigsten An-

hänger durch diese seine letzte größere Arbeit seine frühern Leistungen noch übertraf, so blieb doch die allgemeine Anerkennung, die ihm früher zur Seite gestanden hatte, aus und wandte sich dem neuaufgehenden Gestirn zu. Die Zeit war eine andre geworden. Die lange vernachlässigte realistische Kunstauffassung machte lauter und lauter ihre Rechte geltend; man wiederholte immer wieder und wieder das Wort König Ludwigs: „Der Maler muß malen können"; und wenn es früher geheißen hatte: Nach Rom und Italien! so galt jetzt das Losungswort: Nach Antwerpen und nach Paris!

Das von Gallait und de Bièfre gegebne Beispiel fand denn auch bald unter den deutschen Malern Nachahmung, und es währte nicht lange, so wurde die historische Malerei nach realistischen Grundsätzen das Lieblingskind der gebildeten Laien, das auch die zünftige Ästhetik bereitwilligst unter ihre Fittiche nahm. Man meinte, „daß sich das christliche Stoffgebiet für unsre Kunst erschöpft habe und daß der geschichtliche Stoff an deren Stelle treten müsse; nicht die Darstellung des transzendentalen Gottes komme unsrer Zeit zu, sondern des immanenten Gottes, der sich im Leben selbst in den großen Momenten der Geschichte offenbare" (Alfred Woltmann, Aus vier Jahrhunderten, Berlin, 1878, S. 321).

Wieder war es ein Münchener, Karl von Piloty, der sowohl durch seine eignen Schöpfungen als in noch höherem Grade durch den Einfluß, welchen er vermöge seiner Schule gewann, den Prinzipien der Belgier einen rasch sich steigernden und geraume Zeit andauernden Beifall verschaffte und München noch einmal eine führende Stellung in dem deutschen Kunstleben sicherte. Seine und seiner Schüler Leistungen konnten bald den Wettkampf mit den Werken der Belgier und Franzosen aufnehmen, ja sie übertrafen sie sogar in vielen Stücken.

Und heute? Offenbar stehen wir heute vor dem Verfall der Historienmalerei, und kein auch noch so wohlgemeintes Streben, nicht einmal die Verbindung für historische Kunst, hat bis jetzt demselben Einhalt thun können.

Zwar fehlt es uns auch jetzt noch nicht an Historienbildern. Jedes Jahr fördert eine Reihe von Gemälden zutage, die uns über einen welthistorischen Moment belehren wollen, sei es daß sie uns den denkwürdigen Augenblick schildern, wo eine französische Königstochter in die glückliche Lage kommt, einen Heiratsantrag zu erhalten, sei es daß uns die Grausamkeit, mit der ein römischer Kaiser sich an den Qualen der Christen weidet, vor Augen gestellt wird. Und sollten wir etwa geringen Wert legen auf die Ausfüllung der Lücken unsrer Geschichtskenntnisse, die uns auf diese Weise geboten wird, so gewinnen wir wenigstens die tröstliche Überzeugung, daß unsre modernsten Historienmaler fleißig in die Schule unsrer Opernregisseure gegangen sind.

Auch für die monumentale Malerei ist gerade gegenwärtig ein aus der vaterländischen oder lokalen Geschichte entlehnter Stoff der am meisten willkommne. Bald wird keine Aula einer höhern Schule, kein Sitzungssaal eines

Justizpalastes oder Rathauses, keines unsrer allgemein zugänglichen Fürstenschlösser mehr der Zierde solcher historischen Schilderungen entbehren. Was einst Delaroche, der glänzendste Vertreter der Geschichtsmalerei, den wir kennen, als die Aufgabe seines Lebens hingestellt hat, heute scheint es Wahrheit geworden zu sein. „Warum, sagte er, soll es dem Maler verwehrt sein, mit dem Geschichtschreiber zu wetteifern? Warum soll nicht auch der Maler mit seinen Mitteln die Wahrheit der Geschichte in ihrer ganzen Würde und Poesie lehren können? Ein Bild sagt oft mehr als zehn Bände, und ich bin fest überzeugt, daß die Malerei ebensogut wie die Literatur berufen ist, auf die öffentliche Meinung zu wirken." Das Maß unsrer geschichtlichen Kenntnisse muß gewaltig zugenommen haben, unser Verständnis für den Geist der Geschichte muß täglich wachsen, und bald werden wir uns der Mühe überhoben sehen, die Werke der Geschichtschreiber zu Rate zu ziehen: die Kunst übernimmt heute die Aufgabe des Historikers, die Geschichte wird nicht mehr geschrieben, man malt sie.

Kein andrer Zweig künstlerischen Schaffens wird in unsern Tagen so von oben begünstigt und durch öffentliche Mittel gefördert wie die Historienmalerei. Dennoch kann einem aufmerksamen Beobachter die Thatsache nicht entgehen, daß die Zahl der Historienbilder gering ist im Verhältnisse zu der ungewöhnlich gesteigerten Produktion auf den übrigen Gebieten der Malerei. Ein Blick auf die Kataloge der letzten Ausstellungen gestattet keinen Zweifel über dieses Zahlenverhältnis. Nur noch wenige unsrer deutschen Künstler schwingen sich zu der Höhe eines Geschichtsmalers auf, die Münchener von heute schon garnicht mehr. Haben sie ihren Führer Piloty auf der letzten internationalen Ausstellung von 1883 nicht fast gänzlich im Stiche gelassen? Haben wir es nicht erleben müssen, daß die Spanier sich auf dem höchsten Gebiete der modernen Kunst uns Deutschen weit überlegen zeigten? Welcher deutsche Künstler vermöchte mit ihnen zu wetteifern und verstünde sich so wie sie darauf, durch die Darstellung der fürchterlichsten Gräuelszenen die Tragik der Geschichte wahrhaft ergreifend zu verkörpern? Es ist klar, mit unsrer deutschen Kunst geht es von Jahr zu Jahr schneller bergab, ihr gänzlicher Verfall steht vor der Thür, denn was soll aus ihr werden, wenn Genre, Porträt und Landschaft dominiren und die hohe Historie nicht mehr gepflegt wird?

So etwa räsonniren diejenigen, für welche „die unbedingte Herrlichkeit der historischen Malerei, die an die Stelle der religiösen getreten ist, immer noch unwandelbar feststeht" (Springer). Glücklicherweise ist die Entwicklung der Kunst an derartige Dogmen nicht gebunden. Wäre dem so, gewiß, dann müßten auch wir an den Verfall der Kunst glauben, da allerdings der der Historienmalerei außer Zweifel erscheint. Denn wo finden wir in dieser Gattung gegenwärtig Leistungen, welche nur in den wesentlichsten Stücken den Anforderungen, die wir an ein Kunstwerk stellen müssen, genügen? Wir wären in der That um eine Antwort verlegen, wenigstens wenn wir die jüngste Vergangenheit ins Auge fassen.

Unter solchen Umständen ist es nicht zu verwundern, daß auch der Laie, der lange Zeit hindurch auf die historische Kunst schwören zu müssen meinte, an ihrem absoluten Werte irre wird, daß er sich die Empfindung der Langenweile, die ihn schon lange den großen Maschinen gegenüber beschlich, da ihm die dargestellten Könige und Fürsten im Grunde höchst gleichgiltig waren, offen einzugestehen wagte und daß er sich einmal die Frage vorlegte, ob überhaupt der Historienmalerei an sich eine höhere Bedeutung zukomme, als den übrigen Gebieten der Malerei. Solche Erwägungen mögen ihn dann zu der Erkenntnis führen, daß es höhere und niedere Gattungen auf dem Gebiete der Kunst überhaupt nicht giebt, und daß nur die innere Vollendung, nicht aber der Stoff den Wert eines Kunstwerkes ausmacht, und auf diesem Standpunkte der Betrachtung angelangt, wird er den Glauben an die Zukunft der deutschen Malerei nicht verlieren, wenn er sich auch eingestehen muß, daß ein lange Zeit in reicher Blüte prangender Zweig derselben heute dem Verwelken nahe ist. Ob die Historienmalerei jemals wieder die alte frühere Bedeutung erlangen wird, darum braucht er sich nicht zu sorgen, das ist die Sache der Künstler, denen er die Zukunft ruhig überlassen darf; sie werden die naheliegende Frage: Was nun? gewiß über kurz oder lang in befriedigender Weise beantworten. Denn das unterliegt keinem Zweifel, daß die Schule, welche die deutsche Kunst unter der Herrschaft der realistischen Historienmalerei durchgemacht hat, eine heilsame und gewinnreiche war. Unsre Künstler haben in ihr malen, zum Teil vortrefflich malen gelernt, und das ist eine Errungenschaft, die niemand unterschätzen sollte, selbst wenn sie die einzige wäre, zu der uns das Einschlagen realistischer Bahnen verholfen hätte. Daß jedoch dasselbe auch sonst günstige Folgen gehabt hat, braucht kaum mehr bewiesen zu werden. Ein Vergleich unsrer heutigen Kunst mit der, welche vor dem Bekanntwerden der „belgischen Bilder“ in Deutschland herrschend war, läßt deutlich erkennen, daß wir wohl in manchen Stücken großes verloren haben, dafür aber in andern nicht minder wichtigen Dingen fortgeschritten sind und uns auf dem besten Wege befinden, auch das Verlorne wieder zu gewinnen.

Solche Gesichtspunkte würden uns leiten, wenn uns die Aufgabe zufiele, die Geschichte der Historienmalerei, mit deren führender Stellung es heute offenbar vorüber ist, eingehender darzustellen.

Der Rahmen jedoch, den wir von vornherein diesen Veröffentlichungen gegeben haben, verbietet von selbst, auch nur in Gestalt einer flüchtigen Skizze den Versuch einer solchen Schilderung zu wagen. Wir wollen hier nicht mehr als einen kleinen Beitrag für eine künftige Bearbeitung dieses Gegenstandes liefern und fassen daher zunächst nur den Moment ins Auge, wo sich der im Eingang erwähnte Umschwung zu gunsten der realistischen Historienmalerei in den allgemeinen Kunstanschauungen der Deutschen vollzog.

Gallaits und de Bièfres Bilder erschienen in Deutschland zuerst auf der Kölner Ausstellung des Jahres 1842. War hier schon das Aufsehen, das sie

erregten, ein überaus großes, so überstieg der Beifall, den sie am Ende des Jahres in der preußischen Hauptstadt fanden, alles bisher dagewesene. Anfänglich in den wenig günstigen Räumen des Akademiegebäudes aufgestellt, wurden sie auf Befehl des Königs in die Rotunde des Museums gebracht, wo freilich die Beleuchtung auch noch viel zu wünschen übrig ließ. Nichtsdestoweniger drängte sich die ganze Schaar der Berliner Kunstfreunde zu ihrer Besichtigung; sie wurden das Gespräch des Tages, und der Austausch der Meinungen über die Vorzüge und Mängel der „belgischen Bilder" erfolgte mit ungewöhnlicher Lebendigkeit. Selbst Lessings „Huß," der zum Beginn der Ausstellung am meisten die Aufmerksamkeit der Besucher gefesselt hatte, vermochte sich den später eingetroffnen historischen Schilderungen der Belgier gegenüber nicht zu behaupten. Wir werden uns daher nicht wundern, daß, als Cornelius, der erst kurz zuvor von München nach Berlin übergesiedelt war, im folgenden Herbste daselbst sein erstes Ölgemälde, „Christus in der Vorhölle," zur allgemeinen Besichtigung brachte, dasselbe fast keine Beachtung fand und, wo es beachtet wurde, nur herben Tadel erfuhr.

Wie wenig das Haupt der Münchener Schule seinerseits mit den Leistungen der Belgier einverstanden war, wie sehr ihn die allgemeine Begeisterung der Berliner empörte, da er hier nur Abwege von der wahren Kunst erblickte, ist aus Ernst Försters Darstellung zur Genüge bekannt und braucht hier nicht wiederholt zu werden. Viel anerkennender verhielt sich der alte Gottfried Schadow, dem, wie den meisten Berliner Künstlern, „die Harmonie der Farben und die Herzhaftigkeit der Pinselführung" gewaltig imponirten. Der Eindruck von Gallaits und de Biefres Gemälden auf die Künstler war so mächtig, daß sie selbst das Beste ihrer deutschen Landsleute unterschätzten und einer der ersten unter ihnen „sich sehr scharf für die Belgier und sehr scharf gegen Lessing äußerte."

Alle warnenden Stimmen verhallten ungehört in dem Lärm des Beifalls, den die Belgier fanden. Man hielt sich an die Aussprüche der Kritiker, die im Grunde nur die allgemeine Stimmung der Künstler und des Publikums wiedertönen ließen. Das „Kunstblatt," welches damals unter Ernst Försters Leitung als Beiblatt zu Cottas Morgenblatt in Stuttgart erschien und bisher durchaus die Tendenzen der Münchener vertreten hatte, mußte dazu dienen, den Enthusiasmus der Berliner in Deutschland zu verbreiten. Jakob Burckhardt, welcher schon im Jahre 1841 die beiden Werke Gallaits und de Biefres in Brüssel gesehen und auf ihre Bedeutung hingewiesen hatte, erklärte sich mit geringen Einschränkungen für die von ihnen vertretenen Grundsätze der realistischen Kunst. In folgender Weise ließ er sich in seinem Berichte über die Berliner Ausstellung vernehmen:

Aller Maßstab fiel den Zuschauern aus den Händen, als mit Anfang November unvermutet die zwei belgischen Bilder aufgestellt wurden. . . . Ein dichter Schwarm steht seitdem tagtäglich vor den beiden Werken und streitet laut, ob die

Abdankung Karls V., von Louis Gallait, oder die Unterzeichnung des Kompromisses im Jahre 1566, von C. de Biefve, den Vorzug verdiene. Die ganze übrige Ausstellung erfährt den unbilligsten Tadel, selbst Lessings Huß nicht ausgenommen, der sich jedoch noch immer ein nicht unbedeutendes Publikum erzwingt.

Die rheinischen Journale haben über diese beiden Gemälde so weitläufig gesprochen, daß wir einer umständlichen Rechenschaft überhoben sind. Hier nur wenige Bemerkungen. Diese Bilder imponiren nicht bloß durch ihre Maße, wie einige Stimmen sich vernehmen ließen; auch sollte man lieber daraus lernen, als in mißgünstigem Kleinmut nach mißlungnen Einzelheiten jagen, die hier natürlich auch nicht fehlen. Wir sind weit entfernt, diese Bilder als das Höchste zu betrachten, was in dieser Richtung geleistet werden kann; sie verhalten sich zu dem, was ihre Schule geleistet hat und noch leisten wird, nur etwa wie gute Tintorettos und jüngere Palmas zur venezianischen Schule. Manches Manierirte ist auch hier mit untergelaufen, und in beiden Bildern giebt es nachlässige, ja im Kompromiß wahrhaft schlechte Partien, besonders die Figuren links. Aber umso schlimmer für uns, daß diese Darstellungen doch im Prinzip und teilweise auch in der Ausführung alle unsre historischen Bilder in Schatten stellen. Hier sehen wir endlich einen geschichtlichen Stil vor uns; wir erkennen in beiden Werken ein Gemeinsames, den Geist einer gewaltigen Schule, die ihren höchsten Entwicklungen erst entgegengeht. Großartige Momente von hohem nationalen Interesse binden hier eine endlose Menge bedeutender Individualitäten zu einem Ganzen zusammen, welches durch leichte, freie Behandlung aller äußern Mittel einen Eindruck hervorbringt, dem sich kein Beschauer hat entziehen können.

Im Palais de la nation zu Brüssel werden diese beiden Riesenbilder der Schlacht bei Worringen von de Keyser und dem Sturm von Leyden von Wappers fortan gegenüberstehen, damit Belgien ein ewiges Denkmal besitze des ersten Jahrzehnts seiner Befreiung. In diesem echt historischen Sinne sind sie gestiftet und in diesem Sinne gemalt worden. Ueber der Abdikation schwebt der trübe Gedanke einer schweren Zukunft, der sich in den tiefbewegten Zügen aller Zuschauer ausspricht; im Kompromiß sehen wir die nationale Begeisterung der Besten des Volkes, die zu einem heiligen Bündnis zusammenströmen. Bei allen vier Szenen sind die nördlichen Provinzen wie die südlichen beteiligt gewesen, aber Besteller und Künstler haben groß genug gedacht, um über kleinen Groll hinwegzusehen.

Die deutschen Regierungen, besonders König Ludwig, haben schon so viele Darstellungen aus der vaterländischen Geschichte malen lassen; woher kommt es denn, daß wir hinter unsern Nachbarvölkern zurückgeblieben sind? Fürs erste genügt es nicht, eine Geschichte gehabt zu haben; man muß eine Geschichte, ein öffentliches Leben mitleben können, um eine Geschichtsmalerei zu schaffen. Sodann sind die großen Gesamtaufträge alle für Ausführung in Fresko geschehen, während unsre Zeit neben dem dramatisch-historischen Inhalt eine individuelle Tiefe des Einzelnen verlangte, die nur der Oelmalerei zu Gebote steht. Und hier fehlt es unsern Malern an den nötigen Mitteln, an Keckheit, an Farbe, an Zeichnung.

Mögen diese ausgezeichneten Kunstwerke unsre Maler aufmerksam machen auf das, was ihnen Not thut! Nicht Nachahmung ist zu wünschen, sondern Entwicklung dessen, was in der deutschen Kunst noch schlummert und mit der Zeit erwachen muß.

Ähnlich wie Burckhardt äußerte sich Franz Kugler in zwei ebenfalls im Kunstblatte abgedruckten Artikeln. Die technische Meisterschaft der belgischen Bilder stand ihm außer aller Frage, deshalb ließ er es sich in seinem Gutachten

vornehmlich angelegen sein, den „geistigen Inhalt, die Entwicklung und die Bedeutung desselben“ gegen die in dieser Beziehung erhobnen Angriffe zu verteidigen. Da die beiden Gemälde historische Bilder, oder deutlicher, Bilder geschichtlichen Inhalts seien, meint er, hätten ihre Schöpfer Recht gehabt, die dargestellten Persönlichkeiten auch möglichst historisch treu wiederzugeben. Fand man vielfach, daß Karl der Fünfte in Gallaits Bild recht unbedeutend aussehe, so glaubte Kugler den Künstler durch den Hinweis auf den geschichtlichen Karl, wie er in Rankes Erzählung auftrete, rechtfertigen zu können — in unsern Augen eine ziemlich schwache Beweisführung für einen Kunstkritiker. Überhaupt erhebt sich Kugler in seinen Darlegungen nirgends über das von Burckhardt gesagte, nur daß er noch deutlicher den Gegensatz zwischen dem aristokratischen Element der Münchener Schule und der demokratischen Grundlage der belgischen Kunst hervorhebt.

Der große Erfolg, welchen die „belgischen Bilder“ in Berlin hatten, war nicht zu verwundern. Die damaligen Kunstbestrebungen der preußischen Hauptstadt entbehrten eines vereinigenden Mittelpunktes. Es fehlte eine große, führende Persönlichkeit, der es gelungen wäre, die Kräfte jüngerer Genossen in ihre Bahnen zu lenken und die Sympathien des kunstliebenden Publikums zu gewinnen. Auch war man in Berlin durch langjährige Anhänglichkeit an die der belgischen Kunst näherstehende Düsseldorfer Schule und durch den Einfluß französischer Bilder vorbereiteter für die Aufnahme des Neuen als sonst in Deutschland. Ganz anders in München, wo das Ansehen von Cornelius trotz seiner Übersiedlung nach Berlin unter den Künstlern noch unerschüttert war und das von ihm gegebne Beispiel als heiliges Palladium gegen alle profanen Bestrebungen hochgehalten wurde. Umso gespannter mußte man sein, welche Aufnahme die Fremdlinge in der damaligen Kunsthauptstadt Deutschlands finden würden.

Schon ehe dieselben in München anlangten, war man dort von befreundeter Seite durch ziemlich mißgünstige Urteile auf sie vorbereitet worden. Ernst Förster, der Zeit seines Lebens begeistert für die Prinzipien der Cornelianischen Schule eingetreten ist, hatte die Bilder bereits auf der Kölner Ausstellung gesehen und gleichfalls im Kunstblatt sein Urteil darüber abgegeben. Das Lob, daß die Belgier die Werke eines Rubens und van Dyck fleißig studirt hätten und in der Behandlung der Farbe ausgezeichnetes leisteten, mußte auch dieser Kritiker ihnen zugestehen; dennoch bezeichnete er diese Eigenschaften als Proben einer Virtuosität, die mit der wahren Kunst nichts zu schaffen hätten. Den Bildern fehle für eine historische Auffassung nichts weniger als alles, Gallait habe die Abdankung selbst keineswegs dargestellt; sein Bild sei in der Darstellung verfehlt, de Biefre aber habe sich schon in der Wahl seines Gegenstandes vergriffen. Darum, so lautete sein ceterum censeo, sei es seine innigste und festeste Überzeugung, „daß jeder Versuch vonseiten deutscher Künstler, in diese Bahn ein-

zulenken, das von unſern großen Genien eroberte Gut gefährden und die Kunſt raſchem Verfall zuführen müſſe."

Noch entſchiedner ſprach ſich Quandt in Dresden in einem Briefe an Julius Schnorr von Carolsfeld, welcher bald darauf auszugsweiſe im Kunſtblatt abgedruckt wurde, gegen den Realismus der Fremden aus. In Dresden waren die beiden Gemälde zum Beſten des Künſtler-Unterſtützungs und Witwenfonds Ende Januar und Anfang Februar im Saale der Kunſtausſtellung auf der Brühlſchen Terraſſe zu ſehen geweſen und hatten gleichfalls allgemeine Anerkennung gefunden. Aber Quandt wollte nichts von ihnen wiſſen. Nachdem er in ſeinem Schreiben erſt ſeinem Unwillen über die Begeiſterung der Berliner Luft gemacht und ihnen zur Strafe für ihre Vorliebe für die Düſſeldorfer einen Hieb erteilt hat, holt er weit aus, um dem Freunde zunächſt eine Vorleſung über die franzöſiſche Kunſt zu halten. Er findet, daß die Franzoſen in unſrer Zeit doch nur drei große Künſtler aufzuweiſen haben: Horace Vernet, Delaroche und Scheffer. Daß ſie auch einen Delacroix hatten, ſcheint er nicht zu wiſſen. Dann charakteriſirt er dieſe Künſtler, wie? das mag man ſelbſt nachleſen, wenn man nach folgender Probe noch weitere zu vernehmen wünſcht: „Alle Kunſt iſt ein Streben nach Wahrheit, jedoch beruht die des Genrebildes auf der Übereinſtimmung mit dem Scheine (!), die der monumentalen oder Hiſtorienmalerei in der Übereinſtimmung der Darſtellung mit einem geſchichtlich gegebenen Charakter oder Begriffe, und die Wahrheit der höhern Kunſt beſteht in der Einheit der Idee und ihrer Erſcheinung." Ein ſo ſublimer Kritiker wie Quandt verabſcheut natürlich jeglichen Realismus; er begnügt ſich damit zu konſtatiren, daß man in Paris und Düſſeldorf in gleicher Weiſe dieſer Abart der Kunſt huldige, und damit meint er auch die Belgier abgethan zu haben.

(Schluß folgt.)

Martin Greif als dramatiſcher Dichter.

Je öfter ſich die Kritik veranlaßt ſieht, der übermäßigen Bewunderung des Mittelmäßigen und dem Sichbreitmachen des Schlechten Einhalt zu thun, deſto ſeltner ereignet es ſich, daß ſie ein wohlausgeführtes, behagliches, herzliches Lob ſpendet. Das hat ſeine Gründe; iſt doch der Menſch an ſich mehr geneigt, von ſeines Nächſten Fehlern als von deſſen Tugenden zu reden; giebt es doch unzweifelhaft weit mehr Tadelns- als Lobenswertes, und iſt es doch bekanntermaßen viel leichter, amüſant zu tadeln als intereſſant zu loben. Aber eine Kritik, die

nur zu negiren versteht, wird am Ende zur Krittelei und verkennt ihre schönste, edelste Aufgabe: das von der Menge zu wenig gewürdigte, im Verborgenen blühende Gute ans Licht zu stellen und darauf mit allem Nachdruck hinzuweisen. Es giebt auch heute noch Schriftsteller, die, in einer Zeit, wo im allgemeinen Routine für Talent gilt und sich den Schein desselben geschickt anzueignen weiß, von des Tages Mode unberührt ihren eignen einsamen Weg wandeln. Es sind zuweilen wunderliche Käuze, immer aber ehrliche Leute, vereinzelte Nachzügler einer idealeren Periode der Kunst, wo der Beifall der großen Menge noch nicht einziges Richtmaß und Ziel künstlerischer Thätigkeit war. Nun ist zwar auch im Reiche der Kunst ein gutes Gewissen ein gar schätzbares Gut; allein die Gefahr der Vereinsamung liegt doch nahe, und diese führt nur allzuoft zur Verbitterung. Das ist in jedem Falle betrübend; und wenn man nun unter jenen Einsamen gar einen wirklichen, einen bedeutenden Dichter in stolzer Abkehr von der literarischen Heerstraße, von der Mitwelt fast unbeachtet, dahinschreiten sieht, so muß das einen ernsthaften Kritiker aufrichtig schmerzen, und er muß, wenn er kein erbärmlicher Neider und Nörgler ist, tief die Verpflichtung fühlen, dem wahren Propheten unter so vielen falschen Gehör zu schaffen, auf daß denselben nicht das bitterste aller Künstler- und Propheten-looose heimsuche, das Kassandraschicksal.

Zu jenen einsamen Sehern gehört auch der deutsche Dichter Martin Greif; zwar nicht so sehr in Bezug auf seine lyrischen Gedichte, die, wie es scheint, doch endlich den verdienten Beifall finden,*) als vielmehr hinsichtlich seiner vier großen Dramen: Corfiz Ulfeldt, Nero, Marino Faliери und Prinz Eugen, auf die sich unsre Betrachtung für diesmal beschränken soll. Daß diese bedeutenden Dichtungen an unserm großen Lesepublikum, dessen müßige Zerstreuungsgier eigentlich nur noch in gepfefferten Romanen genügende Reizung findet, unbemerkt vorübergegangen sind, ist ja natürlich; aber unbegreiflich will uns die Gleichgiltigkeit der Theater scheinen, die so gern über Unproduktivität der zeitgenössischen Dramatik jammern. Ist da von Armut die Rede, wo man so gediegne Werke, die den Stempel tüchtiger Kraft tragen, ignoriren kann? Ein Unbewanderter würde daraus wohl gar auf überfließenden Reichtum schließen. Ja, wer nur nicht wüßte, von welcher Kost die „deutschen" Bühnen leben! Von französischer Fabrikwaare, nach wie vor! einige wenige Dichter abgerechnet, die — verdient oder unverdient — gerade Mode sind, und jene immer zahlreicher werdenden Faiseurs, welche die französische Art oder Unart möglichst sklavisch nachahmen. Oder sollte unserm Greif gegenüber die alte Klage über technisches Ungeschick, theatralische Hilflosigkeit bei unleugbarer poetischer Begabung berechtigt sein?

*) Die vierte Auflage der „Gedichte" ist, wie wir hören, unter der Presse; die dritte erschien bei Cotta 1883.

Als vor nunmehr zwölf Jahren das Trauerspiel „Corfiz Ulfeldt, der Reichshofmeister von Dänemark“ erschien, erregte es geringes Aufsehen, obwohl es ihm nicht an berufenen Lobspendern fehlte und Heinrich Laube es nach kurzer Frist zur Aufführung brachte. Der Stoff erinnert ein wenig an Wallenstein, und es ist interessant, zu beobachten, wie sehr die Art Greifs von der des großen Klassikers abweicht. Nicht in volltönender, prachtvoller Rede strömen seine Personen ihr Inneres aus; alles ist Handlung, alle überflüssigen, den Schritt der Begebenheiten aufhaltenden Worte werden vermieden. Greif scheint die Gebilde seiner Phantasie mit dem Auge des Hellsehers zu schauen; er sieht und hört Handlungen, Bewegungen, Worte und schreibt sie auf, scheinbar kalt, unbarmherzig, wie Shakespeare und das Schicksal selbst. Seine eigne Person tritt gänzlich zurück, wie sich's für den Dramatiker gebührt. Dies mag empfindsame Seelen abstoßen, verletzen; wem indes tiefere Einsicht in das Wesen des Dramas vergönnt ist, der wird unserm Dichter schon deshalb ein besondres Interesse entgegenbringen. Greif hat durch seine „Gedichte“ glänzend bewiesen, daß es ihm nicht an der vollen Melodie des Lyrikers fehlt, ja daß er ein Lyriker von Gottes Gnaden ist; wenn nun in diesem ersten Drama schon das lyrische Element völlig zurückweicht, so ist das nicht — wie so oft — eine Folge mangelnder Fähigkeit, sondern bewußtes Verschmähen eines nach der Überzeugung des Verfassers unerlaubten Effektmittels. Ist diese stolze, männliche Zurückhaltung an einem jugendlichen Dichter in hohem Grade beachtenswert, so imponirt dieses Erstlingswerk noch weit mehr durch die einfache Größe und überzeugende Gewalt der Charakterisirungskunst. Diesem Corfiz ist kein unhistorischer Firniß aufgetragen, was doch umso leichter gewesen wäre, als seine Geschichte ja keineswegs allgemein bekannt ist; wohlfeil erworbenes, schwächliches Mitleid zu erregen, verschmäht der Verfasser. So hochfahrend, rücksichtslos, unpatriotisch, eigennützig, kurz mit all den großen und abstoßenden Eigenschaften, wie die Geschichte den dänischen Reichshofmeister kennt, so zeigt ihn uns Greif; an ein Abwälzen seiner Schuld auf das beliebte „Schicksal“ denkt weder der Dichter noch der Held selbst; alle Verantwortung trägt der Held auf seinen Riesenschultern. Rund, greifbar wie eine Statue, steht er von der ersten Szene an vor uns. Aber diese mächtige Gestalt vermag auch zu schreiten. Und wie nun der gewaltige, seine ganze Umgebung hoch überragende Mann, den der Anfang des Stückes in glänzendster Machtentfaltung zeigt, doch bei aller Größe von den plumpen Fallstricken erbärmlich kleinlicher Menschen sich umgarnen läßt, wie die unterwühlte Eiche wankt und fällt, wie endlich der Gestürzte in trostloser Verlassenheit sich selbst den Dolch ins Herz stößt — das alles ist mit so zwingender Gewalt geschildert, daß wir uns wirklich in jene längst versunkene Welt versetzt fühlen. Von dem heitern Anfang bis zu dem düstern, wunderbar stimmungsvollen Schluß hält uns der Dichter wie mit magischen Ketten fest. Er wollte uns kein Gedankendrama, keine Ideentragödie geben, er beab-

sichtigt nur das erschütternde Schicksal eines großangelegten Menschen, sein vergebliches Ringen gegen die vereinten Mächte des feindlichen Geschickes, der eignen Schuld und der schleichenden Intrigue, vor uns aufzudecken, und dies ist ihm in bewundernswerter Weise gelungen. Die banalen Schulbegriffe von Schuld und Sühne wollen freilich auf das merkwürdige Stück nicht ganz passen, auch gegen das klassische Gewand des fünffüßigen Jambus sträubt sich die urwüchsige, aber noch ein wenig ungelenke Kraft des Dichters. Nur hieran aber merkt man, daß man einen Erstling vor sich hat, außerdem vielleicht noch an gewissen hastigen Übergängen der Stimmung und an einer hin und wieder zu deutlichen Motivirung; im übrigen ist alles mit reifer Kunst geschaffen. Wie der Held, so lebt auch jede der Nebenpersonen ihr eigenartiges Dasein; die edle, aufopfernde Leonore, der König, „ein Schwachkopf, doch gescheit genug zur Tücke," der schlaue, kalt berechnende Schlippenbach, die eitle, intrigante Königin, der erbärmliche Sehstedt, der jugendschöne und jugendreine Christian, der harmlos vertrauende, so schändlich geopferte Wind — alles dies sind keine Marionetten, keine herkömmlichen Theatertypen, sondern scharf umrissene, lebenswahre Charaktere. Und ebenso sicher wie in der Charakteristik zeigt sich der Verfasser in der dramatischen Technik. Die Schürzung des Knotens im Vorspiel, die Führung der Handlung, der ganze Aufbau ist untadelhaft. Nie ruht die Handlung; in Monologen, häufiger in Zwiegesprächen, noch lieber in prächtig gruppirten Massenszenen schreitet sie vorwärts. Von letzteren ist namentlich die Reichstagsszene im dritten Akte eine der wirkungsvollsten, welche die deutsche Bühne besitzt. Wohl gemerkt, nicht mit einem bloß äußerlichen Geschick, mit einer gewandt angeeigneten Routine haben wir es zu thun; nicht mit kleinen, schlauberechneten Kunstgriffen giebt sich der Dichter ab; sogenannte Knalleffekte, brillante Abgänge ꝛc. sind sogar wie geflissentlich vermieden. Die Wirkung beruht lediglich auf dem großen dramatischen Zuge, der alles durchweht, auf der meisterlichen Charakterisirung, auf der Naturnotwendigkeit der Handlung und — nicht zu vergessen — auf dem Reichtume an poetischem Detail, der selbst die kleinste Szene in eine poetische Sphäre hebt. Welch tiefe Blicke in des Helden Seele eröffnen uns die Monologe Ulfeldts! Welch ein unvergleichliches Meisterstück eines Botenberichtes ist die großartige Erzählung des Kundschafters im vierten Akte!

Es ist uns unbekannt, ob Corfiz Ulfeldt auf der Bühne Glück gehabt hat; aber es scheint doch so, sonst hätte wohl Meister Laube nicht schon nach Jahresfrist Greifs zweite Tragödie „Nero" im Wiener Stadttheater aufführen lassen. Der Dichter hat dann dankbaren Sinnes die Buchausgabe des Dramas dem greisen Dramaturgen, der offenbar große Stücke auf ihn hielt, gewidmet. Einen Fortschritt bezeichnet „Nero" insofern, als die Sprache, obgleich nicht immer korrekt, reicheren Fluß und weicheren Tonfall gewonnen hat, wie dieses Drama denn überhaupt an rein poetischen Schönheiten noch mehr aufweist als der

„Ulfeldt.“ Allein wie uns dünkt, ist hier ein großer Aufwand dichterischer Kraft an einen im Grunde doch widerwärtigen Stoff gewendet, wenn auch grausige, auf rohen Effekt und Sinnenkitzel berechnete Szenen durchaus vermieden sind. Dennoch hat Greif auch hier mächtige Wirkungen erzielt. So ist der ganze dritte Akt — die Planung und Ausführung des Muttermordes — wahrhaft großartig. Und geradezu erschütternd wirkt der vierte Akt, sonst die Achillesferse der Dramatiker. Zur ersten Szene, welche das Ausbrechen des Wahnsinnes bei Nero schildert steht die zweite, in der eine junge Christengemeinde vorgeführt wird, in Kontrast. Der entsetzliche Cäsar hat mitten im Sinnenrausch die Geliebte, die reizende Sünderin Poppäa, um deretwillen er die gräßlichsten Verbrechen auf seine Seele geladen hat, niedergestoßen; von Schauer gebannt, stehen wir noch unter dem Eindrucke, als ob der göttliche Rächerarm plötzlich hereingriffe in den tollen Reigen der blutigen Unmenschen; da mit einemmale sind wir all dem Entsetzlichen entrückt und sehen hoffnungsvoll bessere Zeiten heraufdämmern. Das wirkt nach dem berauschenden Höllentaumel rein und rührend wie ferne Glockenklänge; aus schwüler, verwesungduftender Atmosphäre entronnen, atmen wir die würzige Luft des stillen Waldgebirges. Dies alles ist von einer so schlicht erhabnen Schönheit, daß es auch auf der Bühne unfehlbar den tiefsten Eindruck hervorrufen muß.

„Nero“ ist keine gelehrte Studie. Unverständliches ist auch für einen Laien, der niemals in Friedländers „Sittengeschichte Roms“ gelesen hat, nichts darin. Der Verfasser ist so weit entfernt von der Manier unsrer poetisch angehauchten Philologen, daß er sogar vor einem kleinen Anachronismus nicht zurückscheut. Es giebt poetische Anachronismen, und Greif bietet ein schönes Beispiel eines solchen: er zeigt auf der Bühne ein leibhaftiges Bild des gekreuzigten Christus, nur dreiunddreißig Jahre nach des Heilands Tod, obgleich er natürlich ebensogut wie wir weiß, daß die ersten christlichen Jahrhunderte eine bildliche Darstellung des Erlösers nicht kannten und als Götzendienerei verdammt haben würden. Nun lese man aber die Szene, und man wird eingestehen, daß der Eindruck ein hochpoetischer ist, und wird am Ende jenen Anachronismus garnicht missen wollen.

Gestalten und Farben der einzelnen Personen heben sich deutlich von einander ab. Vor allem ragt Poppäa hervor, eine dämonische Natur, bei tiefster Verworfenheit doch imponirend durch fast männliche Energie und anziehend durch diabolische Grazie. Zu ihr bildet die edle Oktavia einen wohlthuenden Gegensatz, die neben der für alte Schuld reuig büßenden Sklavin Akte — einer überaus sympathischen Figur — fast einzig das gute Prinzip vertritt. Wie rührend ist ihre verhaltne Trauer um den ermordeten Bruder! Auch der schrecklichen Agrippina hat der Dichter große Züge verliehen, die sie unsers Interesses vollkommen würdig machen. Der Stoff bringt es mit sich, daß wir uns fast ausschließlich in schlechter Gesellschaft sehen. Aber in wie

vielfachen, ſchier unerſchöpflichen Schattirungen erſcheinen dieſe Schurken oder Schwächlinge! Welche Stufenleiter von dem Erzböſewicht Tigellinus und den feilen Schmarotzern Senecio und Anicetus an bis zu dem furchtſamen Seneca, dem ſchwachen Otho (beide nicht ohne feinen Humor gezeichnet) und den leichtſinnigen, aber nicht ſchlimmartigen Höflingen Epaphroditus und Phaon. Die Hauptperſon des Dramas, der blutige Nero ſelbſt, iſt zwar eine entſchieden intereſſante Figur, bietet auch eine der dankbarſten Aufgaben, die ein bedeutender Schauſpieler überwinden kann; dennoch liegt, wie uns ſcheint, in der Art, wie der Dichter dieſen Charakter darſtellt, ein Fehler. Hätte doch Greif ſeinem Cäſar irgendeine imponirende Eigenſchaft verliehen! Aber daran fehlt es! Dieſer Nero iſt kein grandioſes Scheuſal, wie etwa Richard der Dritte oder Franz Moor, ſondern eine gemeine Seele, unberechenbar im Böſen und Guten, ſchwankend, eitel, feig, nichtswürdig, kurz ganz ſo, wie Tacitus ihn der Nachwelt geſchildert hat. Und der ſtrenge, ernſte Dichter erſpart ihm keine, auch nicht die tiefſte Demütigung und zeigt ihn uns am Schluß von allen verachtet und der Verachtung würdig — ein trauriges Schauſpiel, aber kein tragiſches. Daran ſcheitert in gewiſſem höhern Sinne das ſo kühn angelegte, an großen Schönheiten ſo reiche Stück. Der Dichter hat ſich eine unlösbare Aufgabe geſtellt: für dieſen Nero menſchliches Mitgefühl zu erwecken. Dazu kommt endlich, daß die Struktur des Dramas bei weitem nicht die ſtraffe Einheit des „Corfiz Ulfeldt“ zeigt, ſondern von ziemlich lockerm Gefüge iſt. So können wir bei aller Anerkennung des im einzelnen Gelungnen dennoch dieſer zweiten Tragödie, als Ganzes betrachtet, nicht den gleichen Wert wie jenem großartigen Erſtlingswerke einräumen.

Scheitert im „Nero“ die Kunſt des Dichters zum Teil an den unüberwindlichen Schwierigkeiten des Stoffes, ſo will uns ſcheinen, als habe Greif bei der Ausarbeitung ſeines dritten Dramas „Marino Falieri oder die Verſchwörung des Dogen zu Venedig“ nicht von dem vollen Maße poetiſcher Kraft, deſſen er mächtig erſcheint, Gebrauch gemacht. Es tritt dies in kleinen Nachläſſigkeiten der Darſtellung zutage, die ein dramatiſcher Dichter nach Schiller, Kleiſt und Grillparzer vermeiden müßte. So verläuft z. B. der trefflich anhebende Monolog Stenos im Beginn des Stückes ſchließlich in eine Art orientirenden Prologes im Terenziſchen Stile. Das war allerdings bequem, aber feiner, künſtleriſcher wäre es, wenn uns alle die Vorbedingungen der folgenden Verwicklung nicht in trocknem Bericht, ſondern — ſcheinbar unabſichtlich — im Verlauf des Dialoges bekannt würden. Zuweilen ſtören auch proſaiſche Ausdrücke, Flüchtigkeiten wie Seite 154: „Nie war ein Vater jammervoller je,“ kleine Flecken, die der Dichter durch eine ſorgfältige Feile leicht hätte tilgen können. Und da wir einmal von Kleinigkeiten reden, ſo wollen wir auch geſtehen, daß die gereimten Verſe im erſten Akte, zumal da ſie in ihrer Form ganz allein ſtehen, uns befremden. Die Anwendung des Reimes im Drama ſcheint uns nur

in vorwiegend lyrisch gefärbten Stellen erlaubt, namentlich in Monologen, außerdem höchstens im Zwiegespräch ganz gleichgestimmter Seelen, etwa zweier Liebenden wie Romeo und Julia; unnatürlich, mindestens unmotivirt erscheint der Reim im leidenschaftlich belebten, die Handlung fördernden Dialog. Noch wichtiger als diese immerhin unwesentlichen Bedenken möchten einige andre Ausstellungen sein. Schon die Wahl des Stoffes ist kein glücklicher Griff, es fehlt ihm gänzlich der Reiz der Neuheit. Wie viele Marinos haben, von Byron bis auf Kruse, nicht schon ihre Verschwörung gegen die stolze Republik Venedig auf den Brettern mit dem Tode gebüßt! Und wäre dem auch nicht so, so hat der Stoff überhaupt an sich kein besondres Interesse für ein so übersättigtes Publikum wie das heutige; es würde ein enormes Genie dazu gehören, unser Theaterpublikum für diese welschen Intriguengeschichten auf die Dauer zu erwärmen. Dazu kommt, daß es dem dramatischen Aufbau der Handlung an durchsichtiger Klarheit und auch an der vollen Sicherheit mangelt. So leidet namentlich der vierte Akt an starken Unwahrscheinlichkeiten. Alle Personen zeigen Mangel an Vorsicht. Vor allem ist Pinolas Handlungsweise schwer begreiflich; ohne eigentlich zu wissen, mit wem sie spricht, plaudert sie vom Balkon aus auf die offne Straße — könnte nicht, selbst wenn wirklich der rechte Mann vor ihr stünde, ein Lauscher in der Nähe sein? — die ganze gefährliche Verschwörung aus, sodaß es von gegnerischer Seite nicht der geringsten Klugheit bedarf, das Geheimnis zu enthüllen und die Pläne des Dogen zu vereiteln; und gleich darauf begeht Pinola die zweite Thorheit, daß sie Giovanni, dem Falieri das Geheimnis weislich verschwiegen hat, zum Mitwisser macht.

Zum Glück werden alle diese Mängel von den glänzenden Vorzügen des Stückes überwogen. Vor allem ist es hier wieder die Charakterisirung der handelnden Personen, die alle Lücken der Intrigue übersehen läßt. Der Doge ähnelt zwar ein wenig dem Corfiz Ulfeldt, ist aber doch wieder eine ganz eigentümliche Gestalt, imponirend, voll natürlicher Würde, leidenschaftlich aufbrausend, soldatisch rauh und doch von reinem, fast weichem Gefühl. Diese Eigenschaften entwickeln sich aufs schönste, besonders in dem mit feiner Kunst gezeichneten Verhältnisse zu seiner jungen Frau; daß hier der Dichter den leisesten Schatten des Lächerlichen, das so nahe lag, gänzlich vermieden hat, legt Zeugnis von hoher Meisterschaft ab. Wie gut steht dem greisen Helden die rührende Sorge, die väterliche Zärtlichkeit zu der lieblichen Gattin, und wie wohlthuend ist das kindliche Vertrauen und die liebevolle Ehrfurcht dieser reinen Seele zu dem mächtigen Manne! Ergreifend ist der dumpfe Schmerz des alten Falieri, da er sich einmal von dem geliebten Weibe getäuscht glaubt, rührend sein schnelles freudiges Vertrauen, sobald er ihre Rechtfertigung vernommen, und erschütternder als alle Rede der wortkarge Abschied von ihr vor seinem Gang zum Tode. Um den Haupthelden stellen sich die Nebenpersonen in lebensvoller Gruppirung, da ist das Haupt der Staatsinquisition, der eiskalte, berechnende Lioni, dessen

einziges Menſchengefühl, die Vaterliebe, an ihm zum zerſchmetternden Werkzeuge des ſtrafenden Schickſals wird. Da iſt ferner der lügenhafte, gewiſſenloſe Battiſta, ein echt italieniſcher Gauner, der ſeinen Gönner um einen Beutel Goldes belügt und ſogleich, da ihn glänzenderer Lohn lockt, auch jenen zu ermorden bereit iſt. Etwas feiner offenbart ſich das windig welſche Weſen in dem frechen Steno, der ſchamlos und frivol ohne den geringſten Skrupel eines hochverdienten Mannes Lebensglück zerſtört. Noch heben wir die beiden ſchönen Jünglingsgeſtalten Bertuccio und Giovanni, die treuherzigen, aufopfernden Freunde, hervor. Die Szene, in der Falieri den Verſuch machen will, letztern, den Sohn ſeines erbittertſten Feindes, auf ſeine Seite zu ziehen, aber, durch die harmlos reine Geſinnung desſelben entwaffnet, davon abſteht, iſt ein Meiſterſtück. Der Eindruck des Dramas iſt überhaupt, trotz der oben gerügten Mängel, doch ein tieferer und harmoniſcherer als der des „Nero," da das, was wir dort vermißten, hier reichlich vorhanden iſt: eine menſchlich intereſſirende Heldengeſtalt, die den Mittelpunkt des Ganzen bildet; der Kampf und Sturz einer großangelegten Natur, des Dogen, „der im Leid auch fürſtlich denkt," und gegen den gerade dieſes „fürſtliche Denken" zur tötlichen Waffe in der Hand ſeiner Feinde wird, iſt ohne Zweifel ein tragiſches Schauſpiel, und ſo hat der Dichter mit ſeinem „Marino Falieri" wenn auch kein Werk erſten Ranges, ſo doch ein wirkungsreiches und poetiſch wertvolles Bühnenſtück geliefert.

Auch dieſe Tragödie brachte Laube im Wiener Stadttheater zur erſten Aufführung. Greifs viertes Drama dagegen — das letzte, das durch den Druck veröffentlicht ward — erblickte zuerſt im Hofburgtheater das Lampenlicht, und zwar unter beſonders ehrenvollen Verhältniſſen, da es zur Feſtvorſtellung bei der ſilbernen Hochzeit des Kaiſerpaares erkoren wurde. Der Erfolg war ein glänzender und nachhaltiger. Rührend iſt die Freude des vom Schickſal augenſcheinlich nicht verwöhnten Dichters, welche ſich in den Verſen „Bei der Aufnahme des »Prinz Eugen« in das Repertoire des Hofburgtheaters" ausſpricht (Gedichte, 3. Auflage, S. 421):

Wer viel in ſteinig Land geſetzt,
Den freut's in ſpäten Tagen,
Daß ihm ein Stöcklein endlich jetzt
Hat Wurzel wollen ſchlagen;
Und daß es nach der Höhe ſucht
Und zu der Blätter Breite,
Und daß es bilde an der Frucht
Und künft'gen Keim bereite.

Dem Hofburgtheater folgte die Münchner Hofbühne noch in demſelben Jahre, und auch hier geſtaltete ſich die Aufführung für den Dichter zu einem ſchönen Triumph, der ihm für manche ſchmerzliche Enttäuſchung ein wohlthuender Erſatz geweſen ſein mag. Dieſe Erfolge waren aber auch ſo wohlverdient, daß ſie

eigentlich dem hohen Werte dieſes „vaterländiſchen Schauſpiels“ nicht einmal ganz entſprachen. Denn hätte man nicht meinen ſollen, die übrigen größern Bühnen Deutſchlands würden ſich beeilt haben, das Aufführungsrecht dieſes bewährten Stückes auch ihrerſeits zu erwerben? Das war keineswegs der Fall; nur die Tſchechenſtadt Prag folgte Wiens und Münchens Beiſpiel; aber für das echt deutſche Werk blieben die „deutſchen“ Theater geſchloſſen, die ſich wetteifernd um die unlautern Ausgeburten der franzöſiſchen Modedramatiker reißen. Man ſage nicht, die Tendenz dieſes „Prinz Eugen“ ſei nicht deutſch, ſondern ſpezifiſch öſterreichiſch. Das wäre unzutreffend. Das Drama iſt von kerndeutſcher Geſinnung erfüllt, und eine plump vorgedrängte Tendenz liegt dem feinfühligen Dichter überhaupt ganz fern. Der „heißgeliebte deutſche Mutterboden“ iſt es, für den das Herz des Verfaſſers mit inniger Empfindung ſchlägt. Übrigens war Öſterreich zur Zeit Eugens die führende Macht in Deutſchland, und die Aufgabe des Bühnenſchriftſtellers iſt kaum, die Geſchichte zu leugnen, ſondern vielmehr ſie zu deuten und zur Beherzigung der Nachlebenden zu bringen. Aber von dieſem nationalen Intereſſe, welches das Schauſpiel erregt, ganz abgeſehen, was für ein köſtliches, friſches, liebenswürdiges, mit echt dichteriſchem Geiſt konzipirtes und ausgeführtes Kunſtwerk haben unſre deutſchgeſinnten und kunſtverſtändigen Bühnenleiter hier unbeachtet liegen laſſen, während ſie der mittelmäßigen Alltagswaare Thür und Thor öffnen.

Greifs Schauſpiel behandelt jenen glänzenden Sieg, den „der edle Ritter,“ den Intriguen der Wiener Camarilla zum Trotz, der Chriſtenheit zum Heil, ſich ſelbſt zu unvergänglichem Ruhme im Jahre 1717 bei Belgrad über die Türken davontrug. Am Ende des erſten Aktes wird dem Prinzen, der im Begriff iſt, das Signal zur Schlacht geben zu laſſen, die Ordre des von den Gegnern Eugens bethörten Kaiſers überbracht, des Inhalts, daß der Kampf vermieden werden ſolle. Der Feldherr, von der Notwendigkeit der Schlacht durchdrungen, wagt den kaiſerlichen Willen zu umgehen, und wir ſehen dann im zweiten Akte den großen Sieg ſich entſcheiden. Es iſt zugleich ein Sieg des Genies über pedantiſche Schulweisheit. Aber noch mehr als dies, einen noch höhern Triumph hat der Dichter ſeinem Helden zugedacht. Der Kaiſer, ſo ſehr er den Prinzen liebt und verehrt, kann doch einen leiſen Vorwurf gegen den Feldherrn, der ſeine Weiſung offen verſchmäht hat, nicht unterdrücken, der anfangs verletzte Held erkennt und würdigt des Monarchen edeln, wohlwollenden Sinn und demütigt ſich vor ihm und vor ſich ſelbſt durch das freimütige Bekenntnis, daß er trotz Sieg und Ruhm eine Verſchuldung gegen den Geiſt der militäriſchen Disziplin auf ſich geladen habe, und nun kann der Kaiſer, was er ſo ſehnlich wünſcht, ausführen, er kann den getreuen General ſeiner wärmſten Dankbarkeit verſichern und vor allem Volke mit hohen Ehren überhäufen. Erſt durch dieſen freierfundenen ſeeliſchen Konflikt hat Greif den an ſich nicht ausgiebigen Stoff in eine höhere, allgemeine menſchliche Sphäre gehoben und ihm eine wahrhaft

ethische und dichterische Tiefe verliehen. Aber wie die ganze Anlage, so verdient auch die warme und reiche Ausführung das uneingeschränkteste Lob; man müßte sich denn auf ein paar gleichgiltige Nebendinge steifen, wie etwa die Erwähnung eines Madrigals aus Metastasios Schule, was chronologisch unrichtig scheint, oder die nicht ganz korrekte Skandirung einiger französischer Vokabeln. Wir erwähnen dieser Kleinigkeiten nur, um nicht irgendeinem Kritikaster den Spaß zu lassen, sie aufzuspüren und auszuposaunen. Unsre Tageskritik verlernt ja immer mehr in das innere Leben einer Dichtung einzudringen, oder nimmt sich wenigstens nicht die Mühe, es zu thun. Ist es doch viel bequemer, an der äußern Schale herumzunagen. Nicht als ob die Form bei Greif zu tadeln wäre; es fehlt ihr nur das Prickelnde, Kokette, das unsern abgelebten, blasirten literarischen Gourmands besser zusagt, als die einfach schöne, charakteristische Formgebung. Diese ist dem Dichter zumal in seinem jüngsten Drama vorzüglich gut gelungen; das treuherzige, trauliche, etwas altfränkische Gepräge, das er hier seiner Sprache verliehen hat, entspricht dem Stoffe so vollkommen, daß es durch kein falsches Archaisiren oder Deklamiren ersetzt werden könnte.

Tadellos ist der dramatische Aufbau des Stückes. Von Anfang an bewegt sich die Handlung in raschem und doch nicht sich überstürzendem Tempo vorwärts, jede Szene bietet ein in sich geschlossenes ansprechendes Bild und ist doch unlösbar mit dem Ganzen verwachsen, alles ist folgerichtig entwickelt, alles strebt dem Höhepunkt und der schließlichen befriedigenden Lösung des Knotens zu, die, streng genommen, schon am Schlusse des vierten Aufzuges erreicht ist. Der letzte Akt bietet nur noch eine Art prächtigen Schlußtableaus, etwa wie der Schlußakt von Schillers Tell. Missen wird man ihn darum doch nicht wollen, da des Dichters Kunst gerade hier aus reichem Füllhorn die liebenswürdigsten Einzelheiten gespendet hat und bis zum letzten Auftritt den Hörer in behaglicher Spannung zu halten versteht. Ein heiteres, sonniges Licht, ein sattes, farbenfrohes Kolorit ist über das Drama als Ganzes ausgebreitet. Aber es fehlt auch nicht an ernsten, in die Tiefe des Menschenherzens greifenden Szenen. Wie reich an packenden Einzelheiten ist die wundervolle Schlachtszene im zweiten Akte! Hier wechselt kerniger Humor, kaustische Satire und tiefgemütlicher Ernst in schier unerschöpflicher, scheinbar mühelos strömender Bilderfülle, und diese Bilder geben zusammen ein großes, von reichem Leben erfülltes Gemälde, wie es seit Kleists „Prinzen von Homburg" die deutsche Bühne nicht mehr gesehen hat.

Der Vergleich mit dem ebengenannten Schwanenliede Kleists liegt überhaupt, des verwandten Stoffes wegen, nahe. Ist Kleist ohne Zweifel das höhere poetische Genie, so muß man doch sagen, daß Greif mit bescheideneren Mitteln eine reinere Wirkung hervorbringt. Aller romantische Duft und Schmelz, alle übersprudelnde Genialität der Charakterisirung, all der wundersame Zauber der Sprache, der unvergleichliche dichterische Reichtum, der seine Wunderblumen

verschwenderisch nach allen Seiten hin streut — alles dies kann nicht völlig die mancherlei störenden, wunderlichen, grillenhaften, befremdlichen Elemente, die der Romantiker seinem unsterblichen Werke einverleibt hat, vergessen machen. Bei Greif ist der Konflikt nicht ins Tragische gespielt, die Handlung wickelt sich ohne frappirende Sprünge und seltsam pikante Beleuchtungseffekte ab. Ist so die Wirkung des „Prinzen Eugen" eine bescheidnere, so ist sie dafür auch sicherer und harmonischer als die des „Prinzen von Homburg." Bewundern wir bei Kleist die mühelose, unbefangne, nur leider von Krankheitssymptomen zuweilen entstellte Grazie des Genies, so erquickt uns an Greif die kerngesunde, sicherwirkende, Licht und Schatten klug verteilende, von einem hervorragenden poetischen Vermögen genährte, völlig reife Kunst, welche sich zur bloßen Routine verhält, wie die Kunst überhaupt zum Handwerk, und tiefer und schöner Wirkungen fähig ist, die auch der raffinirtesten Mache ewig versagt sind. In der That, eine köstlichere Szene als das von feinstem Humor und tiefster Innigkeit durchwehte, im höchsten Sinne dramatische Gespräch im vierten Akte, in welchem der gutherzige Kaiser dem trotzenden Helden so zart zu Gemüte führt, daß er ihm, dem Kaiser, denn doch eine Genugthuung schuldig sei, hat unsers Erachtens das deutsche Drama der letzten vierzig Jahre kaum aufzuweisen. Und wie feinsinnig und packend zugleich ist die Weise, wie der Dichter das Eugeniuslied zu einem dramatischen Effekt zu verwerten weiß, der namentlich von der Bühne her ein überwältigender sein muß.

Durchaus vollendet ist, worauf wir zum Schluß noch hinweisen wollen, die Charakterisirung sämtlicher auftretenden Personen; auch nicht die kleinste Rolle entbehrt des individuellen Reizes. Alle überragt natürlich der hochbetagte Held mit dem jugendlichen Herzen, der dreifache Sieger über Türken, pedantische Doktrin und eignen Stolz. Wie heiter ist sein Scherz, wie beißend sein Spott! wie überzeugend zur Anschauung gebracht ist sein allen überlegener Geist! wie rührend sein stiller Schmerz beim Tode des teuern Neffen und wie erhebend seine Selbstüberwindung nach so glänzender That! Ein reiches, inniges Gemütsleben hat der Dichter in dieser herrlichen Figur entwickelt; es ist nicht nur der tapferste Held und größte Staatsmann seiner Zeit, den wir bewundern, es ist vor allem der gute, reine Mensch, den wir lieben müssen. In wirksamem Kontrast zu ihm stehen die alten pedantischen Generale Schlick und Starhemberg, und mit den lebhaftesten Farben gemalt bewegen sich neben ihm der grillige Heister, der boshafte Goltsch, der ritterliche Graf Hamilton, die reizende Stephanie — eine der liebenswürdigsten Mädchengestalten, die dem Dichter gelungen sind —, der brave Sergeant Eschenauer, und wie sie alle heißen. Vor allem aber ist der gute, weichherzige, milde und verständige Kaiser Karl der Sechste mit wundervoller Meisterschaft gezeichnet, und sein Verhältnis zu dem von ihm nicht nur dankbar verehrten, sondern auch persönlich geliebten Prinzen erinnert — bei aller Verschiedenheit — doch in rührender Weise an

dasjenige, welches den größten Monarchen mit dem größten Staatsmanne unſrer Zeit, der Welt zum erhebenden Schauſpiel, ſo innig verknüpft. Mit den herzlichen lobpreiſenden Worten, die der dankbare menſchliche Fürſt an ſeinen treueſten Diener vor allem Volke richtet, ſchließt das Stück.

Greif hat durch ſeinen „Prinz Eugen“ glänzend bewieſen, daß das vaterländiſche Drama ſein eigenſtes Gebiet iſt. Möchte er doch den ſo glücklich betretenen Boden weiter bebauen, und möchte dann auch dem edeln Dichter, der, wie wir hören, von körperlichem Leid vielfach heimgeſucht, in keineswegs ſorgenfreier Lage zu München lebt, die lange entbehrte allgemeine Anerkennung der Nation zuteil werden, für welche er das Beſte, das in ſeiner reinen Dichterſeele lebt und webt, ſeit Jahren ſchon zutage fördert, ein echter Prieſter ſeiner Kunſt. Denn wie mannichfache Modifikationen auch das äſthetiſche Urteil über ſeine Dichtungen im einzelnen noch erfahren mag, eines ſteht feſt: Greif zeigt in allen ſeinen Werken eine deutlich ausgeprägte Phyſiognomie — ein ernſtes Männerantlitz mit kräftigen, etwas herben Zügen; dieſer Umſtand allein ſchon unterſcheidet ihn aufs ſchärfſte von unſern Alltagspoeten, die mit ihren Durchſchnittsgeſichtern einander ſo kläglich ähnlich ſehen; mögen ſie nun lächeln wie Faune oder ſtarr blicken wie ägyptiſche Mumien, mögen ſie das Monocle ins Auge kneifen oder Locken und Bart à la Spielmann wallen laſſen.

Die Ruſſen in Zentralaſien.

2.

Wir haben zu Ende des erſten Abſchnittes dieſer Darſtellung geſehen, daß Rußland nach mehrjährigen Kämpfen mit Kokand und Buchara im Jahre 1869 zu beiden Staaten in freundnachbarliche Beziehungen getreten war, die vertragsmäßig geſichert wurden. Anders verhielt es ſich mit Chiwa, wo der Chan Seid Muhammed Rachim Bahadur die Politik ſeiner Vorgänger fortſetzte, im ruſſiſchen Kirgiſenlande Aufſtände zu ſchüren und zu unterſtützen und die Nomaden der Steppe immer von neuem Raubzüge nach ruſſiſchem Gebiet unternehmen, Poſten und Karawanen plündern und Unterthanen des Zaren als Sklaven fortſchleppen ließ. Vorſtellungen fruchteten nichts, auch militäriſche Maßregeln wie die Beſetzung von Krasnowodsk am Golfe von Balkan und verſchiedne Rekognoszirungen in die chiweſiſchen Turkmenengebiete hinein ſchreckten ihn nicht; denn er hielt ſich auf Grund der Erfahrungen bei den frühern Expeditionen gegen die Oaſe, die das Kern- und Hauptland ſeines Reiches war, für unnahbar. Es erſchien unbedingt notwendig, ihn praktiſch zu überzeugen, daß er hierin irre, und ſo wurde in Petersburg im Oktober 1872 ein neuer Feldzug gegen Chiwa beſchloſſen, der im folgenden

Frühjahr unternommen werden sollte. Vorher galt es, den Argwohn Englands zu beruhigen, welches alle Schritte der Russen in Mittelasien eifersüchtig beobachtete und nach Möglichkeit zu hemmen und zu vereiteln bemüht war. Schon 1864 hatte Fürst Gortschakoff in einer Zirkularnote in betreff dieser Schritte die Absicht zu annektiren geleugnet und sie mit der Notwendigkeit zu rechtfertigen versucht, dem Unfuge der benachbarten Nomaden ein Ziel zu setzen. Jetzt sandte er Graf Schuwalow nach London, der dort ähnliche Versicherungen speziell in bezug auf Chiwa abgab. Zu gleicher Zeit ging man an die sorgfältigste Vorbereitung der Expedition, die von drei Seiten zugleich, von Turkestan, Orenburg und dem kaukasischen Militärdistrikt, unternommen werden sollte. Das turkestanische Detachement sollte von Osten her in zwei Kolonnen, aus Kasala und Djisak, vorrücken und dann vereinigt nach dem Amu Darja und der Stadt Chiwa weiter marschiren. Es hatte eine Stärke von 4687 Mann mit 1400 Pferden und 20 Geschützen. Das orenburgische Detachement sollte, bei dem Fort an der Emba gesammelt, in südlicher Richtung auf den Aralsee zu und dann an dessen Westufer hin auf Urgumurun dirigirt werden. Es war 3461 Mann, 1797 Pferde und ebenfalls 20 Geschütze stark. Das kaukasische Detachement sollte gleichfalls in zwei Kolonnen aufbrechen, deren eine, aus 2000 Mann, 900 Pferden und 9 Geschützen bestehend und vom Obersten Lomakin geführt, von der Kinderlibucht am Kaspisee über die Halbinsel Mangyschlak nach dem Aibugirsee ziehen und sich dort mit den Orenburgern vereinigen sollte, während die andre, 2200 Mann, 600 Pferde und 16 Geschütze zählend, und vom Obersten Markosow befehligt, die Weisung erhielt, von Tschikischlar aus am südöstlichen Fuße des Balchan vorbei über die Brunnen Igdy und Dudur auf die Stadt Chiwa zu gehen. Die Orenburger hatten für Gepäck und Verpflegung 10300 die Turkestaner 9500, die beiden kaukasischen Abteilungen anfangs nur 4000 Kameele zur Verfügung.

Dieser Feldzugsplan gelang im wesentlichen, obwohl die Truppen trotz aller Vorsichtsmaßregeln mit großen Schwierigkeiten und Entbehrungen, namentlich mit Wassermangel zu kämpfen hatten. Am 6. März 1873 trat die erste turkestanische Kolonne von Kasala, am 13. die zweite von Djisak den Vormarsch an, und am 24. April vereinigten sie sich, nachdem die erstere 450, die letztere 700 Kilometer zurückgelegt und viel von den Sandstürmen der Wüste gelitten hatten, bei Chalala, wo der General von Kaufmann den Oberbefehl übernahm. Am 30. April ging es bei einer Hitze von dreißig Grad Réaumur in Eilmärschen weiter durch die sandige, wasserlose Einöde, und am 11. Mai bezogen die Truppen, denen inzwischen fast die Hälfte ihrer Kameele gefallen war, vor Utsch Usak, am Rande der Oase von Chiwa, das Biwak. Der Kampf mit der Wüste war vorüber, und nun begann auf den Hügeln am Amu Darja der Kampf mit den Turkmenen und Kirgisen, die in der Zahl von 3500 Mann hier ein Lager bezogen hatten. Dieselben wurden geworfen, und die Russen setzten ihren Marsch in der Richtung auf Schurachan fort. Am 16. wurde Ak Kamisch,

7 Kilometer landeinwärts vom Amu, erreicht. Der Feind war über den Strom gegangen und hatte sich bei dem Fort Scheich Arik in einer verschanzten Stellung festgesetzt, wurde aber nach kurzem Kampfe auch aus dieser vertrieben, worauf der General in den Tagen vom 18. bis zum 22. ebenfalls den Fluß überschritt und zwischen diesem und den Ortschaften Chasarasp und Pitejak ein Lager bezog, in welchem er die nachrückenden Truppen erwartete.

Das orenburgsche Detachement setzte sich, vom General Werewkin geführt, am 30. März von der Emba aus in Bewegung, hatte in den ersten Tagen noch viel von Kälte und tiefem Schnee und später, auf dem Usturt-Plateau und am Südrande der Barsukiwüste, von furchtbarer Hitze, die bis zu 36 Grad Réaumur stieg, zu leiden, langte aber am 25. April ohne erheblichen Verlust in Kassarma, etwa in der Mitte des am Aralsee hinführenden Weges an.

Die eine Kolonne der Kaukasier, die von Lomakin befehligte, verließ am 15. April ihr Lager an der Bucht von Kinderli, marschirte zunächst in drei Abteilungen auf das Fort Michael bei Bischakti und dann auf Iltje Idje, wo sie sich konzentrirte. Am 1. Mai setzte sie sich wieder in Marsch über den Usturt, umging von Alan aus die unüberschreitbaren Salzsümpfe bei Barsa Kilmaß, überschritt bei Kara Kumbit den Aibugir und vereinigte sich endlich bei der chiwesischen Stadt Kungrad mit den mittlerweile dort eingetroffnen Orenburgern unter Werewkin. Die Mannschaften hatten bis dahin und vorzüglich in den letzten Tagen ihres Marsches außerordentliche Schwierigkeiten zu überwinden gehabt; denn die Hitze war kaum zu ertragen und das Wasser der wenigen Wüstenbrunnen bitter und salzig. Nicht so glücklich wie der Zug der Turkestaner, Orenburger und Kaukasier von Lomakins Korps endigte der Versuch der Truppen Markosows, von Tschikischlar in nordöstlicher Richtung nach der Oase Chiwa vorzudringen. Nachdem sie in drei Kolonnen am 19., 25 und 26. März jenen Ort verlassen, beim Brunnen Igdy einen Haufen Turkmenen geschlagen hatten und auf Orta Kuju weitermarschirt waren, nahm die Hitze dermaßen zu, daß ein fünfundfünfzigteiliges Thermometer 52 Grad zeigte und zuletzt zersprang. Das in Behältern mitgenommene Wasser verdunstete. Die Zahl der Maroden wurde immer größer, und viele Leute wurden vom Sonnenstich getroffen. Als man den Brunnen Bala Ischem erreichte, überzeugte sich Markosow, daß er mit seiner entkräfteten Mannschaft unmöglich weiter und bis zum Saume der Oase von Chiwa marschiren könne; denn er hatte bis dahin noch mindestens zehn Tagemärsche vor sich, und Wasser für diese Zeitdauer mit sich zu führen war ganz unmöglich. Der Oberst entschloß sich infolgedessen schweren Herzens, den Rückzug nach Krasnowodsk anzutreten. Am 14. Mai trafen die letzten Abteilungen seines Korps hier wieder ein. Er hatte in 57 Tagen eine Strecke von 960 Kilometern zurückgelegt.

Wenden wir uns nun zu den Teilen des russischen Invasionsheeres zurück, welche glücklich die Steppen und Wüsten um die Oase Chiwa durchmessen hatten

und bereits in diese eingedrungen waren. Die bei Kungrad mit den Kaukasiern Lomakins zusammengetroffnen Orenburger erreichten im Verein mit den letztern am 30. Mai, über Chodscheili vorrückend, Mangyt. 3000 Chiwesen, die sich ihnen hier entgegenstellten, wurden in die Flucht geschlagen, worauf General Werewkin über Gürlen weiter nach der Hauptstadt Chiwas marschiren konnte. Am 26. Mai langte er in der Nähe derselben an, am 27. erfolgte ein Ausfall gegen ihn, der zurückgeschlagen wurde, und am 28. pflanzte er dicht vor dem nördlichen Thore eine Batterie leichter Geschütze auf. General von Kaufmann, der inzwischen das befestigte Chasarasp genommen hatte und dann gleichfalls auf die Stadt Chiwa zumarschirt war, erschien jetzt vor derselben und schickte sich zum Sturm auf sie an. Im Innern hatte man vollständig den Kopf verloren. Der Chan war entflohen und sein Bruder zum Nachfolger ausgerufen worden. Die eine Partei wollte Fortsetzung des Kampfes, die andre Frieden ohne Verzug. Als der neue Chan dem russischen Oberfeldherrn bereits seine Unterwerfung erklärt hatte, wurde am Nordthore noch gekämpft. Werewkin ließ es zusammenschießen und dann stürmen. Um zwei Uhr mittags war alles zu Ende, und von Kaufmann zog in die Stadt ein. Sein erstes war hier, den frühern Chan zur Rückkehr aufzufordern, und als derselbe gekommen war und sich bedingungslos unterworfen hatte, ihn in seine Würde wieder einzusetzen. Dann wurde die Sklaverei für abgeschafft erklärt, und die vorhandnen Sklaven, 3000 an der Zahl, erhielten die Freiheit und die Erlaubnis heimzukehren. Die Hauptgegner Rußlands im Chanate waren die Turkmenen gewesen, und so legte ihnen der General eine Kontribution von 300 000 Rubeln auf, die, als sie sich weigerten, zu zahlen, und ihr Widerstand erst mit den Waffen gebrochen werden mußte, um 10 000 Rubel erhöht wurde. Auch bei dem Frieden, der nun mit dem Chan vereinbart wurde, spielte die Rücksicht auf die Turkmenen eine Rolle. Um sie für die Dauer einzuschüchtern und Aufstände derselben für die Zukunft rasch dämpfen zu können, hielt man die Anlegung eines russischen Forts am Amu und zwar auf dessen rechtem Ufer für notwendig, und dieses Fort mit seiner Garnison mußte von russischem Gebiete umgeben sein. Infolgedessen hatte der Chan dem Zaren das rechte Ufer jenes Stromes abzutreten. Ferner verlangte und erhielt Rußland das Delta am Ausflusse des Amu, da dessen Besitz für die Befahrung des Flusses mit Handelsschiffen wünschenswert war. Sodann durfte Chiwa nicht mehr in de rLage sein, den Karawanenverkehr Rußlands mit Buchara zu stören, und so wurde ihm die Abtretung eines weitern Stückes Gebiet rechts vom Amu auferlegt und dieses dem Emir Mosafar übergeben — zugleich als Beispiel, wie der Zar einen guten Nachbar, als den der Emir sichwährend des Krieges rewiesen hatte, zu belohnen wußte. Schließlich mußte der Chan in eine Kriegskontribution von 2200000 Rubeln willigen, deren letzte Rate 1893 fällig sein sollte.

Das durch diesen Frieden erlangte Gebiet von 1880 Quadratmeilen wurde als „Amu Darja-Territorium" mit dem Generalgouvernement Turkestan ver-

bunden. Das Fort Petroalexandrowsk, welches als eine Art Zwing-Uri der Turkmenen dienen sollte, wurde auf dem rechten Ufer des Amu zwischen Chanka und Schurachana erbaut und mit zwölf Festungsgeschützen armirt und bekam eine Garnison von neun Kompagnien Infanterie, vier Sotnien Kosaken und einer Batterie Feldartillerie. Diese Truppen, welche unter den Befehl des Obersten Iwanow gestellt wurden, fanden bald zu thun, indem die Turkmenen sofort nach dem Abzuge des russischen Hauptheeres einen Aufstand versuchten, der aber schon im Februar 1874 unterdrückt war. Um ähnlichen Versuchen auch vom Westen her rasch begegnen zu können, wurde im März der „Transkaspische Militärdistrikt" organisirt, der nicht in Turkestan, sondern in Kaukasien seine Oberbehörde hat. Er umfaßt ein Areal von fast 6000 Quadratmeilen, das nördlich bis zur Mertwyibucht des Kaspisees, westlich bis an das Ufer des letztern, südlich bis zum Atrekflusse und östlich bis an das Chanat Chiwa reicht, sodaß dieses jetzt allenthalben von russischem Gebiet eingeschlossen ist.

Während hier nunmehr alles nach den Interessen Rußlands geordnet war, machte im Sommer 1875 Kokand demselben wieder zu schaffen. Nachdem der Chan Alim Kul bei Taschkend gefallen, war von den Russen Chudojar zu dessen Nachfolger ernannt worden, der sich der Politik des Generalgouverneurs Kaufmann in jeder Beziehung fügte. Er erlaubte sich aber die schwerste Bedrückung und Mißhandlung seiner Unterthanen, und infolgedessen brach im Juli des letztgenannten Jahres ein Aufstand gegen ihn aus, der ihn zur Flucht auf russisches Gebiet nötigte. An die Spitze der Insurgenten trat der energische und hochstrebende Abdurrachman Autobatschi, ein Kiptschakenhäuptling, der den Sohn des entflohenen Chans, Prinz Nasr Eddin, zum Herrscher Kokands ausrufen ließ und denselben zu feindseliger Haltung gegen die Russen zwang. Er dachte an nichts geringeres als an eine Vereinigung aller Muslime Zentralasiens zum heiligen Kriege gegen die Gjaurs aus Moskof, und in der That sammelten sich, von Mullahs und Derwischen fanatisirt, große Massen von Kokanzen um seine Fahne. In der ersten Augustwoche überschritten dieselben in drei Haufen die russische Grenze: einer, von Abdurrachman selbst geführt, marschirte gegen die Stadt Chodschend, ein zweiter zog vom Norden des Chanats aus nach Aulin Ata, ein dritter drang in das Thal von Angren ein. Es galt in Taschkend rasch zu handeln, wenn die Empörung nicht auch die erst zehn Jahre dem Zar unterworfnen Nachbargegenden ergreifen sollte, und so säumten die Russen nicht, gegen die eingedrungnen Kokanzen mit den Streitkräften vorzugehen, die in der Eile zur Verfügung standen. Am 8. August marschirte General Golowatschew mit denselben nach Teljau am Angrenflusse, wo er am 10. die Feinde zersprengte und am folgenden Tage das ganze Thal von ihnen säuberte. Die gegen Aulin Ata vorgerückte Abteilung der Kokanzen kehrte darauf nach dem Chanate zurück. Dagegen blieb die Garnison von Chodschend, die mittlerweile von den Schaaren Abdurrachmans umzingelt worden

war, noch zwei Tage eingeſchloſſen. Am 12. erhielt Golowatſchew Verſtärkungen, worauf er die Gegner vertrieb und bis an die Grenze verfolgte. Am 18. ſtieß in Chodſchend General von Kaufmann mit weitern Truppen zu ihm, am 20. brachen die nun vereinigt operirenden ruſſiſchen Streitkräfte nach Machram auf, wo die Kokanzen ſich in der Stärke von 50 000 Mann konzentrirt hatten. Obwohl Kaufmann nur über ſechzehn Kompagnien Infanterie, neun Sotnien Koſaken und zwanzig Geſchütze verfügte, wurden die Feinde ſchnell geworfen und zerſtreut und die Feſtung Machram eingenommen und beſetzt. Am 26. marſchirte der Generalgouverneur weiter nach der Hauptſtadt Kokand, deren Befeſtigungen vier Tage ſpäter in den Händen der Ruſſen waren. Abdurrachman hatte mittlerweile bei Margelan neue Schaaren in der Zahl von 10 000 Mann um ſich geſammelt, dieſelben liefen indes, als die Gegner ſich ihnen näherten, bis auf 400 Reiter auseinander, mit denen Abdurrachman am 7. September nach Aſſake entfloh. Schon vorher waren von verſchiednen Landſtrichen Deputationen erſchienen, die deren Unterwerfung erklärten und um Frieden baten. Andre folgten jetzt nach, und ſelbſt die meiſten Führer der Inſurgentenbanden thaten desgleichen. Nunmehr verhandelte auch der neue Chan Naßr Eddin mit dem Generalgouverneur, und es kam am 23. September zu einem Vertrage, durch welchen das ganze rechte Ufer des Syr Darja von der bisherigen ruſſiſchen Grenze bis zum Naryn in den Beſitz des Zaren überging. Kaum aber hatten die Truppen Kaufmanns ſich aus dem übriggebliebnen Gebiete von Kokand zurückgezogen, ſo erhob Abdurrachman Autobatſchi in Andiſchan von neuem das Banner des Aufſtandes, ſammelte in kurzer Zeit an 10 000 Mann um ſich und erklärte Naßr Eddin für abgeſetzt und Pulat Bey, einen Verwandten desſelben, zum Herrſcher. Am 28. September entſandte Kaufmann vom rechten Ufer des Syr Darja aus 1400 Mann auf das linke und gegen die Kiptſchaken in Andiſchan, und dieſelben erſtürmten den verbarrikadirten Ort, vermochten ihn jedoch nicht zu behaupten, wurden vielmehr wieder daraus vertrieben und mußten ſich bis nach Namangan zurückziehen. Auch hier brachen dann Unruhen aus, die von Batyr Tjurja, dem frühern Bey dieſer Stadt, hervorgerufen worden waren, und in der Hauptſtadt zwang ein Aufruhr den Chan Naßr Eddin, ſich zu den Ruſſen zu flüchten, und Pulat Bey zog ſtatt ſeiner in den Palaſt ein. Doch kehrte auf dem rechten (jetzt ruſſiſchen) Ufer des Syr Darja die Ruhe bald zurück, ſodaß die Truppen ſich in ihre frühern Garniſonen zurückbegeben konnten und nur eine ſchwache Abteilung derſelben unter General Skobelew (dem ſpäter durch ſeine chauviniſtiſche Renommiſterei in Weſteuropa bekannt gewordnen Herrn) im Felde verblieb. Dieſe Verminderung der ruſſiſchen Streitkräfte bewog Batyr Tjurja, von neuem den Kampf mit denſelben aufzunehmen, und anfangs hatte er Glück. Er ſammelte gegen 12000 Kirgiſen und Kiptſchaken um ſich, und es gelang ihm, als Skobelew ſich gegen Tus gewendet hatte, ſich auf kurze Zeit der Stadt Namangan zu bemächtigen. Der ruſſiſche

General aber führte inzwischen, während ein Teil seiner Truppen Streifzüge gegen die bei Machram aufgetretnen Insurgentenbanden unternahmen, einen großen Schlag gegen das Hauptheer der aufständischen Kokanzen aus, welches sich, 20000 Mann stark, bei Balyktschi anschickte, den Naryn zu überschreiten. Dann wandte er sich einem Befehle des Generalgouverneurs zufolge in der letzten Woche des Dezember 1875, nachdem er Namangan wieder besetzt, gegen die Winterlager der nomadischen Kiptschaken in der Ebne zwischen dem Naryn und dem Kara Darja, um diesen, die stets die Hauptrolle in den letzten Kämpfen gespielt und das stärkste Kontingent zu den Insurgentenheeren gestellt hatten, durch eine gründliche Niederlage für die Zukunft dieses Treiben zu verleiden. Wieder war Abdurrachman Autobatschi deren Führer und Anditschan ihr Zentrum. Am ersten Weihnachtsfeiertage begann Skobelew mit 2800 Mann den Marsch gegen sie, und am 2. Januar war das rechte Ufer des Kara Darja vom Feinde geräumt, und die Russen setzten nach dem andern über, wo Anditschan am 7. mit schwerem Geschütz bombardirt und am 8. erstürmt wurde. Abdurrachman zog sich wieder nach Assake zurück, und erst als er hier von Skobelew ereilt und nochmals aufs Haupt geschlagen worden war, ergab er sich am 24. Januar mit sechsundzwanzig andern Führern der Insurgenten dem russischen General auf Gnade und Ungnade. Bald nachher geriet auch Pulat Bey nach Einnahme der Festung Utsch Kurgan in Gefangenschaft, und Nasr Eddin kehrte auf den Thron von Kokand zurück. Er war aber in dieser Stellung keine Gewähr dafür, daß die Ruhe und das gute Einvernehmen mit Rußland erhalten bleiben würde. Man erfuhr vielmehr in Taschkend sehr bald, daß er mit den Russenfeinden konspirire, und daß er sich denselben sogar schriftlich verpflichtet habe, den Krieg sobald als sich Gelegenheit zeigen würde, wieder zu beginnen. Infolgedessen ließ Kaufmann die Stadt Kokand besetzen, und am 19. Februar 1876 wurde der Rest des Chanats dem Zarenreiche als „Provinz Fergana" einverleibt. Ein kaiserlicher Ukas vom 5. März übertrug dem Generalgouverneur von Turkestan die Verwaltung des neuen Gebiets, welches, ungefähr 1300 Quadratmeilen groß, das Areal Turkestans bis zu 20500 Quadratmeilen vergrößerte.

Das war in der That ein ungeheures Territorium, wenn man aber in Petersburg nicht andre, weitere Ziele dabei im Auge gehabt hätte, so wäre der Gewinn der darauf verwendeten Mittel und Anstrengungen kaum wert gewesen. Allerdings besaß Turkestan sehr fruchtbare Landstriche, die sich bei geordneter Verwaltung zu großer Blüte entwickeln ließen, aber die bei weitem größere Hälfte des Landes bestand aus Steppen, Wüsten und Sümpfen, und die Bevölkerung war verhältnismäßig schwach an Zahl und nur in ihrer Minderheit seßhaft. Das Übergewicht in ihr hatten die kirgisischen und turkmenischen Nomadenstämme, die schwer zu regieren und noch schwerer dahin zu bringen waren, das gewohnte freie Hirtenleben aufzugeben und sich als Ackerbauer und festangesiedelte Viehzüchter in die staatliche Ordnung einzufügen, den Gesetzen

der neuen Herren zu gehorchen und pünktlich Steuern zu zahlen. Der Fanatismus zwar, der sich gegen das Joch der ungläubigen Moskofs wiederholt aufgebäumt hatte, erlosch bald; denn man begriff, daß der Kampf gegen sie aussichtslos war, und man sah allmählich ein, daß ihr Regiment, so mangelhaft es in manchen Beziehungen auch sein mochte, der habsüchtigen und launenhaften Tyrannei der einheimischen Herrscher und ihrer Beamten sowie den stets sich wiederholenden Thronstreitigkeiten, Aufständen und Kämpfen der Nomaden gegen die Usbeken bei weitem vorzuziehen sei. Aber die Steuerkraft des Landes ist schwach, sie entspricht den Kosten nicht, die es erfordert, und wenn in den Jahren 1868 bis 1872 die Einnahmen etwa 10, die Ausgaben dagegen ungefähr 28 Millionen Rubel betrugen, also in diesem fünfjährigen Zeitraume mit einem Defizit von 18 Millionen gewirtschaftet wurde, so wird sich das trotz mancher Reformen und des dadurch gehobnen Wohlstandes der Bevölkerung seitdem kaum beträchtlich gebessert haben. Bei alledem aber durfte sich Rußland mit seinen Eroberungen nicht zufrieden geben, es sah sich vielmehr genötigt, in Mittelasien weiter zu annektiren, einmal weil die Sicherheit des bis dahin hier erworbnen Besitzes die Unterwerfung der noch unabhängig gebliebnen nomadischen Nachbarn als gefährlicher Räuber erforderte, sodann weil im Laufe der Zeit der Plan gereift war, Mittelasien zur Operationsbasis für eine dereinstige Eroberung Indiens, wenigstens des Indusgebietes zu gestalten, zu welchem Zwecke zunächst das gesamte Usbeken-, Turkmenen- und Kirgisenland von der persischen Ostgrenze bis nach Kaschgar hinunter dem Szepter der Zaren zu vereinigen und dann wenigstens ein Teil von Afghanistan, etwa Wachan und Badakschan sowie die Gebiete zwischen dem Hindukusch und dem Amu Darja nebst der Oase Herat, hinzuzufügen waren.

Wir werden dies in einem Schlußartikel weiter auszuführen versuchen, denn es verdient trotz aller Ableugnungen und Gegenversicherungen der Russen die ernsteste Beachtung. Es wird die Hauptfrage der Zukunft, vielleicht einer nahen Zukunft sein, und dieselbe wird zwar direkt nur Rußland und England, mittelbar aber mehr oder weniger fühlbar auch uns berühren. Für heute fahren wir noch in unserm Rückblicke fort und erzählen zunächst kurz den Hergang der russischen Eroberungen im südwestlichen Mittelasien, die in die Jahre nach der Einverleibung Kokands fallen, dann in einem eignen Abschnitte ausführlicher die Ereignisse der jüngsten Tage im afghanischen Turkmenenlande.

Wie im Osten kirgisische Nomaden, so machten sich im Westen vorzüglich unabhängige turkmenische Stämme durch Raubzüge den Russen lästig, sodaß sie unterworfen werden mußten. So zunächst die Jomuden, dann die Achaltekinzen und später die Horden, die in der Oase Merw ihren Mittelpunkt hatten. Die Jomuden wurden 1878 angegriffen und besiegt. Schwerer war der Kampf mit den Achaltekinzen, die im folgenden Jahre dem General Lomakin eine empfindliche Niederlage beibrachten und auch Skobelew, dessen Nachfolger im Oberbefehl,

geraume Zeit ernstlich zu schaffen machten, bis er am 24. Januar 1881 einen entscheidenden Sieg über sie erfocht und ihre Hauptfestung Geok Tepe nach blutigen Stürmen, bei denen über 6000 Mann von der Besatzung fielen, einnahm und das Gebiet des Stammes in russischen Besitz brachte. 1882 begann hierauf die Bearbeitung der Turkmenen von Merw durch russische Emissäre, wobei der Rittmeister Alichanow, selbst ein Turkmene, und der Ingenieur Lessar, ein Jude von deutscher Abstammung, gute Dienste leisteten. Zu gleicher Zeit befand sich der Engländer O'Donovan dort, der für Englands Interesse zu wirken suchte und in der That eine Partei unter den Häuptlingen fand, welche willfährig schien, sich gegen klingende Münze auf die englische Seite zu stellen. Die dazu erforderlichen Sovereigns blieben aber aus, und der russische Rubel, der schneller am Platze war, und Alichanows Überredungskunst behielten die Oberhand, sodaß im November 1883 in einer Versammlung der Stammhäupter von der Mehrheit beschlossen wurde, sich freiwillig der Botmäßigkeit des weißen Zaren zu unterwerfen. Die Minderheit bereitete sich zum Widerstande vor, und als sich bald nachher ein russisches Korps unter General Komarow in Marsch setzte, um von der Oase förmlich Besitz zu nehmen, begegneten sie feindlichen Schaaren und hatten mit denselben Kämpfe zu bestehen, die nicht immer glücklich abliefen. In der letzten Woche des Februar 1884 fanden bei Karyb Ata und Aul Abdaltopas Reitergefechte statt, am 2. März wurden die Russen bei Aul Sarychan bei Nacht überfallen, und erst am 4. konnte Komarow die Eroberung der Oase durch Besetzung von Koschut Chankale, des befestigten Mittelpunktes derselben, vollenden. Am 22. März wurde das gesamte Gebiet von Merw in russische Verwaltung genommen.

Vom volkswirtschaftlichen Standpunkte betrachtet, war diese neue Erweiterung des russischen Reiches in Mittelasien kein erheblicher Gewinn. Die Stadt Merw zählte nicht viel über 2000 seßhafte Bewohner, und der übrige Teil der Oase wurde nur von wandernden Hirten durchzogen, die sich von Zeit zu Zeit, namentlich im Winter, in der Nähe der Stadt sammelten. Das ganze Gebiet war, vom Margab durchflossen, zum Teil fruchtbar und gut angebaut, zur weit größeren Hälfte aber versandet und menschenleer, da die Perser zu Ende des vorigen Jahrhunderts die Bewässerungsanstalten, welche die Oase früher in einen Garten verwandelt hatten, in dem ein wohlhabendes Volk von Hunderttausenden lebte, zerstört hatten, und Neigung zu mühseligem und kostspieligem Wiederaufbau nicht die Sache heutiger Zentralasiaten ist.

Stellte man sich dagegen auf den politischen Standpunkt, so war die Erwerbung von hoher Bedeutung. Zunächst war wieder ein Räuberstamm in der Nachbarschaft Rußlands unschädlich gemacht, der namentlich den Karawanen, die zwischen den großen Märkten Buchara und Mesched hin- und herzogen, gefährlich gewesen war. Sodann hatte Rußland eine wichtige Station am Südostrande der Turkmenenwüste gewonnen, deren Wert steigen mußte, wenn eine Eisenbahn, deren Bau keinen unübersteiglichen Schwierigkeiten begegnete, sie mit dem Kaspisee verband — eine Station und Operationsbasis auf dem Marsche nach Herat und dem Indus. Merw bildet die Spitze eines Operationsdreiecks, das sich vom Kaspisee und Aralsee im Norden nach Süden zu gegen Afghanistan vorschiebt. Weitblickende Sachkenner in England wußten dies. Gladstone dagegen schien es nicht zu wissen; wenigstens unternahm er nichts dagegen. Der Frühling des Jahres 1885 sollte ihn belehren, daß dies eine schwere Unterlassungssünde war.

Um eine Perle.

Roman von Robert Waldmüller (Ed. Duboc).

(Fortsetzung.)

Sarsina war währenddessen allmählich wieder zu voller Besinnung gekommen. Sie stand still und lagte, indem sie sich über die letzten Vorgänge des Schlosses mit den Augen zu orientiren suchte: Was hat mein Vater vorhin über einen herzoglichen Lakaien gesagt? Ob gebe einen solchen, der mit jemand aus unserer Dienerschaft von einem früheren Dienste her wohlbekannt sei?

In Ehren, gnädigstes Fräulein, ganz in Ehren.

Also ein Bekannter von dir?

Und ich, so ist es, ein guter Bekannter, Antonio Maria nannten mir ihn immer, obschon er Signor Ghedini genannt sein wollte; es sprach sich eben leichter und oder was sonst der Grund sein mochte — ich bin wirklich nicht mehr imstande, es zu sagen. Damals war ich auch noch jünger, und jungen Volk gefällt sich ja in Neckereien — aber alles in Ehren, ich habe mich nie mit ihm näher eingelassen.

Sie war demnach im besten Zuge, auf Antonio Marias ältere Werbungen um ihre Hand zu sprechen zu kommen, aber vor Fiorinas Geist flog immer deutlicher auf, was ihr Vater über Antonio Maria gesagt hatte, und plötzlich erinnerte sie sich mit Bestimmtheit der Worte: dieser Mann allein, so werde man ihn beschuldigen, habe gemußt, daß Giuseppe Gangaja mit dem Leben davongekommen sei, er allein habe ihn im Schlosse verleiht gehalten.

Eulemia, sagte Fiorita, du hast jetzt einmal Gelegenheit, mir einen Beweis weiblicher Treue bis in den Tod zu geben. Willst du mir den geben?

Beata ma! Wie fragt mich?

Führe mich zu Antonio Maria.

Digitized by Google

Zu wem?

Zu jenem Bekannten aus deiner frühern Stellung.

Als ob ich mich je soweit vergessen hätte, seine Schwelle zu überschreiten! Was denkt Ihr von Eufemia, gnädiges Fräulein!

In welcher Abteilung des Schlosses er wohnt, ist dir also nicht bekannt?

Das sage ich nicht, ich will mein Gewissen nicht mit einer Lüge beschweren, noch dazu im gegenwärtigen Augenblicke; haben wir nicht vielleicht schon das Gift im Leibe! Wie lange mußten wir vor dem Schloßthor parlamentiren! Sie sah sich um. Wir sind hier immer noch zu nahe, gnädiges Fräulein, sagte sie; Ihr wollt doch wohl nicht gar, daß ich Euch zu Antonio Maria führe? Nach der Rückseite des Schlosses, in die langen, eiskalten, finstern Gänge, wo man sich bei gesunden Zeiten schon den Tod holen kann?

Du willst mich also nicht dahin begleiten? fragte Fiorita, und schützte sich endlich gegen den glühenden Sonnenbrand durch das ihr bisher von Eufemia vergebens aufgedrungene weiße Kopftuch.

Signorita! Ins Schloß, wo die vajuole wie toll wüten?

So bezeichne mir die Richtung.

Aber, gnädiges Fräulein, das Schloß ist ja ohnehin abgesperrt.

Das wird sich finden. Wohin gehe ich?

Aber die vajuole!

Eufemia erhob noch Einwände ohne Zahl, doch als Fiorita sie endlich ohne Antwort stehen ließ, überwand sie ihre starke innere Scheu und folgte ihrer Herrin, eifrig beflissen, sie bis zum Betreten des todbringenden Schlosses durch Gründe immer neuer Art noch von ihrem vermessenen Vorhaben abzubringen.

Fiorita war im Geiste schon in der Zelle Giuseppes, und sah und hörte nichts.

Auf einmal hielt sie aber jemand mit schwacher Hand am Ärmel fest und eine wohlbekannte zitternde Stimme fragte besorgten Tones:

Unglückliches Kind, was hast du vor?

Es war der gebrechliche Pater; er hatte sie nach mühsamem Suchen endlich doch noch gefunden.

Fiorita war mit ihren Gedanken soweit vorausgeeilt, daß sie ihn nicht gleich erkannte, aber Eufemia warb sofort nur umso wortreicher und dringender um seine Hilfe beim Zurückhalten ihrer Herrin, und während Fiorita nun aus Rücksicht auf sein langsames Gehen ihre Schritte verkürzte, ließ er es auch nicht an Abmahnungen fehlen.

Nie war der Zeitpunkt aber günstiger gewesen, um ungehindert gerade zu allen jenen dienstlichen Räumlichkeiten zu gelangen, welche sonst nur von den im Schlosse heimischen betreten zu werden pflegten. Einige der Flüchtlinge hatten noch Habseligkeiten nachzuholen und Kisten und Kasten zu verschließen,

andre wollten wenigstens ſagen können, ſie ſeien nur um ſich zu orientiren zeitweilig ins Freie gegangen, und dieſe machten ſich drinnen denn auf Augenblicke wieder zu ſchaffen, worauf ſie bei jedem neuen Ertönen der Peſtglocke abermals hinausſchlüpften. Von einer Abſperrung der drei bis vier rückſeitigen Schloßeingänge war nichts zu ſehen. Ein großes Feuer loderte in geringer Entfernung jedes Einganges, und trotz der ohnehin ſchon drückenden Hitze wurden dieſe Feuer fleißig geſchürt und von zahlreichen Neugierigen umſtanden; denn die herzoglichen Holzkammern waren auf Anordnung des Dottore Poſſevino geöffnet worden, und wer Freude an dem Praſſeln und Kniſtern des gierigen Elements hatte, der trug aus den reichen Vorräten, ſoviel er wollte, hinzu.

Fiorita hatte mit Beſtimmtheit erklärt, nichts werde ſie abhalten, ſich zu Giuſeppe Gonzaga den Weg zu bahnen, und ſo war denn endlich auch der Redefluß Euſemias verſiegt. Ihr Gebetbuch in der Hand und, obſchon des Leſens unkundig, doch beim Herſagen des allen Weibern und Kindern jener Zeit geläufigen Gebets gegen Peſt, Pocken und ſonſtige Seuchen ſich des Gebetbuchs bedienend, ſchritt ſie, von niemand aufgehalten, ihrer Herrin und dem mühſam ſich auf den Arm derſelben ſtützenden Pater voran.

Sie wußte recht wohl, in welchem Teile des Erdgeſchoſſes die beiden Zimmer Antonio Marias lagen, hatte ſie auf ſein Verlangen, ihr ſeine Wohnung zeigen zu dürfen, ihm doch einmal ſoweit gewillfahrt, daß ſie bis an die Schwelle gegangen war und durch die offne Thür die für ſie, als ſeine erhoffte Zukünftige, bereitſtehende Einrichtung in Augenſchein genommen hatte.

Wirſt du dich zurechtfinden? fragte Fiorita, als die Friaulerin nach kurzem Hin- und Herblicken in einen der ſonſt halbdunkeln Gänge einbog, welche heute durch das Offenſtehen vieler in Eile verlaſſenen Dienſtwohnungen abſonderlich hell und freundlich anmuteten.

Sicuro, lautete die lakoniſche Antwort.

Kehrt Ihr aber um, ehrwürdiger Vater, wandte ſich Fiorita gegen Pater Vigilio, die Kälte hier könnte Euch Schaden bringen.

Du wirſt meiner vielleicht noch ſehr bedürfen, gab der Alte ablehnend zur Antwort.

Und ſo wurde der Gang ohne weitern Aufenthalt durchſchritten, worauf ein zweiter kürzerer an die Reihe kam und endlich ein pechfinſter verlaufender dritter. An eine der erſten Thüren desſelben pochte die Friaulerin mit leiſem Finger.

Poche vernehmbarer, ſagte Fiorita, da keine Antwort erfolgte.

Euſemia pochte beherzter.

Alles ſtill.

Öffne, befahl Fiorita.

Die Friaulerin zögerte.

Er wird geflohen ſein, ſagte der Pater.

Oder er ist der Seuche schon erlegen, vollendete Fiorita mit einem Frostschauder.

Alle drei lauschten.

Kein Laut vernehmbar.

Jetzt endlich höre ich ihn, sagte Fiorita.

Es ist das Gurren der Schloßtauben, berichtigte sie der Pater.

So tretet beide zurück, sagte Fiorita und machte sich von dem in ihrem Arm ruhenden Arme des Paters los, wenn Antonio Maria noch der Rede fähig ist, so werde ich sein Geheimnis auch ohne Eure Hilfe aus ihm herauszubringen wissen; tretet ganz zurück; gehe ich hier in die Höhle des schwarzen Todes, so wird mir eine gnadenreiche Fürsprecherin droben nicht fehlen.

Sie öffnete die Thür, trotzdem Eufemia ihre Herrin mit Gewalt zurückhielt.

Aber keine von beiden überschritt die Schwelle. Starr blickten sie hinein. Dann warf Eufemia sich auf die Kniee und jammerte: Durch meine Schuld! Misera me! Infelice me! Ah! Ahi! Ahimè!

Sie klagte sich an, ihn durch ihre Unfreundlichkeit, durch ihre Härte, durch ihre Grausamkeit in den Tod getrieben zu haben. Heiraten, nein, heiraten hätte ich ihn nicht können, rief sie, er hatte so ein eignes Wesen, und wenn er die Augen so zukniff — nein, es ging nicht, trotzdem daß ich nie etwas Böses von ihm gesehen oder gehört habe. Aber wozu brauchte ich ihn das letztemal so bündig abzuweisen? Mai! ist ein großes Wort! Ahi! Ahimè! Alle Hoffnung ihm so zu rauben! Wozu brauchte ich: nie und nimmer! zu sagen. Jetzt hat er sich erhängt! An dem nämlichen Fenster, Signorita, auf dessen Bret er damals die blühende Myrte gestellt hatte, als ich nicht über die Schwelle gewollt habe — auch eine Hartherzigkeit! Was konnte mir geschehen! Ah! Ahi! Ahimè!

Der Pater war in das Zimmer getreten. Ein sehr langjähriger Kirchendienst hatte ihn gegen den Anblick Entseelter abgehärtet, aber sein Amt machte es ihm auch zur Pflicht, an einem aus dem Leben Geschiedenen nicht ohne eins der herkömmlichen Gebete vorüberzugehen.

Er schloß die Thüre hinter sich, überzeugte sich zunächst, daß der letzte Atem aus dem unglücklichen Selbstmörder entflohen war, verrichtete ein stilles Gebet und wollte sich dann wieder hinausbegeben, als sein Blick auf ein beschriebenes Stück Papier fiel, das am Boden lag.

Er bückte sich darnach, hob es auf, zog seine Brille hervor und las:

Wenn Guiseppe Gonzaga das Gift, wie ich annehmen muß, getrunken hat, so wird er jetzt hinüber sein; ich habe gethan, was ich thun sollte; hüte sich ein jeder, welcher dies liest, vor dem Dienste hoher Herren.

Dreiundvierzigstes Kapitel.

Pater Vigilio schüttelte traurig den Kopf. Man traute dem Herzog viel übles zu. Viel übles geschah ja auch an andern Orten. Venedig, Florenz,

das heilige Rom, wo schreckte man vor Gewaltthaten zurück? Warum sollte Herzog Francesco sich durch ein so landesübliches Mittel wie den Dolch oder das Gift nicht „im Dienste des Staates“ aus einer großen Verlegenheit herausgeholfen haben?

Der Herzog hat vor seinem Tode noch Gelegenheit gehabt, sich von dem Verdachte zu reinigen, mit dem ihn jener Zettel belastet hatte. Aber Pater Vigilio verließ das Totenzimmer mit schmerzlichern Empfindungen, als sie seit langem ihn aus dem Gleichgewicht gebracht hatten.

Dennoch faßte er sich, nachdem er den Inhalt des Zettels wie ein Beichtgeheimnis zu verschweigen beschlossen hatte, und sprach, zu Fiorita gewandt, mit der ihm eignen Gewohnheit, niemandem seine Meinung aufzudringen: Was nun, meine Tochter? Sollte das traurige Ende dieses Mannes, welcher allein um den Aufenthalt Giuseppe Gonzagas wissen konnte, uns nicht eine Mahnung sein, das weitere dem Himmel anheimzustellen? Was vermögen wir schwaches Gewürm gegen die Mächtigen dieser Erde!

Fiorita hatte wortlos dagestanden, erschüttert von dem Anblick des Entseelten, taub für den selbstquälerischen Jammer der Friaulerin, ihr Hirn nach einem Ersatz für den allein in das dunkle Geheimnis eingeweiht gewesenen, nach einem Berater, wie Antonio Maria vielleicht einer gewesen wäre, zermarternd.

Und der Doktor, der Giuseppe bis heute behandelt hat, gab sie jetzt aber zur Antwort, wird denn zu dem nicht zu gelangen sein? Auf, auf, Eufemia! Du allein bist hier ortskundig. Wer kann ihn verpflegt haben?

Es nahten Schritte.

Fiorita horchte auf.

Gemach! bat der Pater.

Laßt mich machen!

Aber vergeßt doch nicht, Tochter, sagte er, wir stehen hier auf vulkanischem Boden! Hatte einzig jener Unglückliche den Schlüssel des Geheimnisses in Händen, was kann es dann helfen, daß wir einen Beliebigen, der uns in den Weg kommt, mit Fragen über einen des Hochverrats Bezichtigten bestürmen? Wird dein eben erst der Haft entronnener Vater nicht für deines Eifers Übermaß büßen müssen? Das bedenke!

Eine alte Negerin kam aus dem finstern Gange herangeschlurrt, die halbtaube Ubidia. Sie wehklagte und schnappte dazwischen mühsam nach Luft.

Fiorita versuchte sie anzusprechen.

Via! Via! weg! weg! war aber alles, was sie zur Antwort erhielt. Mehr noch als allen andern Schloßbewohnern war ihr das Läuten der Pestglocke in die Glieder gefahren. Sie hatte schon unzählige male sich ins Freie geflüchtet, und war jetzt wieder auf der Flucht begriffen, hin und her getrieben, bald von ihrer Angst vor der Ansteckung, bald von der Gewöhnung, ihrem Dienste mechanisch obzuliegen.

Via! Via! Mit abwehrender Geberde ſchlurrte ſie vorüber, und Fiorita ſtand wieder ratlos da.

Alſo der Doktor! rief ſie, zu ihrem letzten Notanker zurückkehrend, wer kann meinem armen Freunde bis heute das Leben gefriſtet haben? Verzeiht mir, ehrwürdiger Herr, aber glaubt Ihr, daß ich jemals wieder ruhig werden könnte, wenn ich jetzt nicht alle Mittel erſchöpfe, um zu meinem Giuſeppe zu gelangen?

Meine Tochter, antwortete der Pater, endlich im Begriff, mit der traurigen Kunde herauszurücken, die er ihr ſchonend vorenthalten zu dürfen gehofft hatte, ſo mache dich denn auf eine Möglichkeit gefaßt, von welcher ich —

Er hielt inne, denn von neuem nahten Schritte, und diesmal ſollte Fioritas Ausdauer gekrönt werden.

Es war der Minimi-Mönch, welcher, aus dem tiefen Dunkel des Ganges haſtig herankommend, beim Gewahren des Teatiner-Paters die Hände nach Art der Minimi-Mönche als Zeichen eines dringenden Anliegens zu der Form eines Spitzbogens auf der Bruſt vereinigte.

Pater Vigilio bedeutete ſeinen beiden Begleiterinnen, zurückzutreten.

Der Mönch war ſtehen geblieben, Pater Vigilio ging auf ihn zu und fragte nach ſeinem Begehren, denn der Mönch, obſchon er jenes Zeichen gemacht hatte, ſchien jetzt doch in Zweifel, ob er reden ſolle.

Ich habe nur die niedrigen Weihen erhalten, ſagte er demütig, und kann einem Sterbenden alſo nicht beiſtehen, wie es die Regel vorſchreibt. Es iſt aber keine Zeit zu verlieren, daher meine unüberlegte Eile.

Er lebt noch? fragte der Pater.

Ihr wißt von ihm? entgegnete der Mönch.

Ich habe nur erſt Mutmaßungen. Wie heißt der Mann, zu dem du mich führen willſt?

Ich kenne ſeinen Namen nicht, auch Ihr könnt ſchwerlich von ihm gehört haben. Aber, nicht wahr, bis ich einen Prieſter aus meinem Kloſter herbeiſchaffen kann, habe ich eine lange, lange Strecke zurückzulegen. Nun führt mein guter Stern Euch mir in den Weg; Ihr könntet ihm den Abſchied von der Erde erleichtern. Nur beruhigt zuvor mein Gewiſſen, denn — Gott weiß aus welchem Grunde — ich habe bisher zu niemandem von dem kranken Manne reden dürfen. Und ſo frage ich mich denn: iſt es eine größere Sünde, wenn ich ihn ohne den Troſt unſrer heiligen Kirche ſterben laſſe, oder wenn ich Euch, ehrwürdiger Vater, zu ihm führe?

Pater Vigilio überlegte. Er war immer voll Skrupeln. Der Mönch mußte ihm deutlich ſagen, wie jenes Verbot lautete und ob er dasſelbe hatte beſchwören müſſen.

Das letztere war nicht der Fall geweſen.

Dennoch hatte der Pater noch einige Bedenken.

Aber nun mischte sich Fiorita hinein, denn sie hatte einzelnes gehört und alles erraten: Und wenn Ihr zaudert, geistlicher Herr, rief sie, so soll mein armer Freund wenigstens nicht sterben, ohne daß seine Braut an seinem Lager betete.

Sie verschwand in dem dunkeln Gange, ehe die beiden Männer ihr antworten konnten.

Die Friaulerin wollte ihr folgen. Ihr jedoch bedeutete Pater Vigilio, daß sie hier die Rückkehr der Signorina abzuwarten habe; und, noch nicht wieder Herrin über ihre durch den gehabten Schreckensanblick zerrütteten Seelenkräfte, fügte sie sich ohne Widerspruch, holte, als die beiden Männer dem Fräulein nachgingen, ihr Gebetbuch hervor, und fand, während sie es aufblätterte, in ihrem Gedächtnis auch noch einige Sätze aus der einst gleich andern Gebeten ihr geläufig gewesenen Fürbitte für Selbstmörder, sodaß, vor dem trübseligen Gemache ihres einstigen Umwerbers knieend, sie durch unablässiges Hersagen jener Gebetbrocken sich nach und nach Erleichterung verschaffte.

Vierundvierzigstes Kapitel.

Der Mönch hatte die Thür zu Giuseppes Zimmer nicht ganz geschlossen gehabt. Ein schmaler Streifen Licht lag quer über dem steinernen Estrich des Ganges, welchen Fiorita pochenden Herzens durcheilte. Gütiger Himmel, flehte sie, zögere noch wenige Augenblicke mit seinem letzten Atemzuge! Gönne mir noch ein Wort von seinen Lippen, gönne mir die Gnade, daß er mich wenigstens noch erkennt!

Jetzt stand sie auf dem lichten Streifen. Von einer furchtbaren Ahnung gelähmt — denn drinnen schien alles totenstill — zögerte sie, die Thür zurückzudrücken.

Aber da flatterte es drinnen, und nun auch noch von dem Gedanken beängstigt, dem ohne Totenwache verlassen Daliegenden könnte das mitleidlose Getier zu nahe kommen, stieß sie die Thüre auf und stand auf der Schwelle — geblendet von der sonnigen Helle, unfähig etwas zu erkennen, überflutet von Düften, bis auf den Grund ihres Herzens weh und doch auch wonnig bewegt.

Denn er lebte ja noch! Dies war das erste, das einzige, was selbst durch ihre Blendung zu ihr drang. Blaß wie ein vom Monde beschienener lag er unter dem blauen Betthimmel mit offnen Augen in weißem Nachtgewande da; die Hände waren fein geadert und abgemagert; der rote Bart war lang, sehr lang geworden, aber der Atem hob noch seine Brust — er lebte noch!

Ihre Füße wollten ihr nicht gehorchen, wollten sie im Fluge an seine Lagerstatt tragen, auf ihren Lippen schwebte sein Name, ihre Arme breiteten sich aus, ihn stürmisch zu umfangen.

Doch die Angst, den letzten Tropfen in der Lampe seines Lebens zu verschütten, bändigte ihren Schritt zu lautlosem Nähertreten, den Ton ihres Mundes zu fast unhörbarem Flüstern des geliebten Namens, die Geberde zu abmahnendem Beschwichtigen.

So erreichte sie seine Lagerstatt, so kniete sie neben derselben nieder, so beugte sie sich über seine auf der Bettdecke ruhende Hand.

Er spürte den Kuß, er fühlte Thränen heiß auf seine Hand tropfen, er sah eine goldblonde Lockenfülle, und er stieß einen Freudenschrei aus, einen so durchdringenden, daß die Tauben erschrocken vom Fensterbrett ins Freie flohen.

Fiorita flehte: Komme zu dir, Geliebter, wir wollen beide schweigen; wir haben uns, wir halten uns, ich kann dir alles abbitten, du kannst mit einem Händedruck mir sagen, daß du mir alles verzeihst. O nein, fuhr sie fort, so viel, so überschwänglich viel hatte ich vom Himmel nicht zu erflehen gewagt; sieh, mein Freund, ich dränge die Klage, ich dränge die Thräne zurück — ich weine nicht, ich danke, ich juble — bei dir! bei dir!!

Ihre letzten Worte erstickten in Thränen — es ist nur das Übermaß von Wonne und Seligkeit, schluchzte sie; aber ihr war doch, als müsse sie vor Schmerz erliegen.

O erliegen! Wie sie sich danach sehnte! Wie gern sie die Bitte, mit ihm zugleich abgerufen zu werden, gen Himmel geschickt hätte! Ergebenheit in die Fügungen eines höhern Willens, dem sie das wehmütige Labsal dieses unverhofft ihr bescherten Wiedersehens dankte, verschloß die Bitte auf dem Grunde ihres Herzens.

Nur still sein, nur dankbar sein, nur allen von ganzer Seele vergeben, so beschwichtigte sie, was an unverständlichen Lauten über seine Lippen wollte. Und matt zum Sterben, wie er war, begnügte er sich, ihre Locken zu streicheln, ihr Haupt an seine Brust zu ziehen und mit weit offnen Augen, als wie des nahen Nachtwerdens ahnungsvoll gewiß, ihr rührend liebliches Bild in sich hineinzusaugen.

Der Minimi-Mönch und Pater Vigilio waren leise eingetreten. Der erstere hielt sich fern, der alte Teatiner kam mit vorsichtigem Schritt heran. Die männliche Schönheit Giuseppe Gonzagas, den der Greis bisher nie gesehen, nur aus Fioritas Schilderungen kennen gelernt hatte, ergriff ihn mit so mächtiger Gewalt, daß er Mühe hatte, angesichts der in Thränen aufgelösten Braut selbst nicht außer Fassung zu kommen. Sic transit gloria mundi! murmelte er in sich hinein, und er sah im Geiste, wie er es einst mit Augen geschaut hatte, jene Flocke Werg sich in Asche verwandeln, die bei der Krönung des Papstes als Symbol der Vergänglichkeit alles Irdischen verbrannt wird.

(Fortsetzung folgt.)

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig.

Sansibar.

Seit einiger Zeit wird in der Tagespresse eine Sansibar-Frage erörtert, und in der letzten Woche ist dieselbe in den Vordergrund getreten, indem der Telegraph uns meldete, daß ein Geschwader deutscher Kriegsschiffe vor der Stadt Sansibar eingetroffen sei. So wird es wünschenswert, zunächst etwas über Land und Leute, mit denen der Kommandant dieser Streitkräfte zu thun haben wird, kann über Ursache und einzige Zwecke der Absendung der letztern zu erfahren, und diesem Wunsche sollen die folgenden Mitteilungen, soweit thunlich und tüchtig, zu entsprechen versuchen.

Sansibar im weitern Sinne ist ein kleines, aber infolge seiner Lage nicht unwichtiges Insel- und Küstenreich in der Nähe des afrikanischen Kaps Delgado. Von den dazu gehörigen Inseln sind die, nach welcher es genannt wird, das ungefähr 1600 Quadratkilometer große Sansibar oder Sangibar, dann Mansija und Pemba die ansehnlichsten. Der Gebietskreisen an der Küste des Festlandes stellt keinen geschlossenen und zusammenhängenden Besitzstand dar, sondern ist als eine Reihe einzelner Enklaven im Saubefinden zu bezeichnen, von denen übrigens mehrere von den Besitzrechten der übrigen Teile dieses Landstrichs mit zweifelhaftem Berechtigung beansprucht werden. Ein besonders wichtiger Punkt unter diesen Enklaven ist Bagamoio, das Eingangstor nach dem Innern des südöstlichen Afrikas, nach den großen Seen und nach den Bergen und Hügelketten, die im Klima Abschaum für Zentrum und ihre höchste Erhebung haben. Hier legen die Küstenfahrer an, welche die Einfuhr europäischer Waaren in diese Länder und die Ausfuhr von deren Erzeugnissen vermitteln, hier sammeln sich die Kaarawanen arabischer und südafrikanischer Kaufleute, welche

Digitized by Google

die Gegenstände dieses Imports und Exports weiter befördern, und von hier gehen die Expeditionen der Reisenden aus, welche das Innere von Ostafrika erforschen und der Zivilisation erschließen wollen. Der Mittelpunkt des Sultanats ist aber die Insel Sansibar, die, auf Korallengrund ruhend, vom Festlande durch einen tiefen Kanal getrennt ist und sich in der Mitte zur Höhe von etwa 150 Meter über die Meeresfläche erhebt. Dieselbe eignet sich nicht zur Niederlassung für europäische Landwirte; das Klima ist dem von Oman in Südarabien gleich, dessen Sommer für die heißesten auf der ganzen Erde gelten, große Strecken in der Ebne sind fast so ungesund wie die sumpfigen Küsten Madagaskars, und nur ein Drittel des Bodens gestattet Plantagenwirtschaft. Man baut hier in den Senkungen und Thälern vorzüglich Zuckerrohr, Reis, Maniok und Dschowari, eine Art Moorhirse, der in ganz Ostafrika die Hauptbrotfrucht liefert. Die Abhänge der Hügel bedecken Pflanzungen von Orangenbäumen und Gewürznelkensträuchern. Von größerer Bedeutung ist die Insel durch die Bucht an ihrer dem Festlande zugekehrten Seite, welche, nach der See hin von zahlreichen kleinen Eilanden geschützt, einen vortrefflichen Hafen abgiebt, und durch welche die an ihr erbaute Stadt, die Residenz des Sultans, in wenigen Jahrzehnten zum vornehmsten Handelsplatze Ostafrikas geworden ist. Zu Anfang unsers Jahrhunderts standen hier nur ein Kastell und einige Hütten, jetzt hat die Stadt über 3000 Häuser und mehr als 80000 Einwohner, während die ganze Insel deren kaum 120000 zählen soll. Mehrere europäische Staaten haben hier Kontore und Konsuln. Die Einfuhr beträgt jährlich mindestens zehn Millionen Mark an Wert, und die Ausfuhr wird auf nicht viel weniger veranschlagt. Jene besteht vorzüglich in Baumwollenzeugen, Schießpulver, Gewehren, Branntwein, Glasperlen und Kupferdraht, diese in Gewürzen, Harzen, Häuten, Kokosnußöl, Zucker, Sesam, Elfenbein und Kaurimuscheln. Früher waren die Amerikaner die Hauptimporteure, dann erst waren die Engländer und in weitem Abstande von diesen die deutschen (Hamburger) Firmen zu nennen; auch führten die letztern fast ausschließlich englische Waaren ein. Später änderte sich dieses Verhältnis erheblich. Im Jahre 1875 verkehrten im Hafen von Sansibar 89 fremde Handelsfahrzeuge mit zusammen 49300 Tonnen Gehalt, und darunter befanden sich 42 englische mit 27100, 13 deutsche mit 5370 und 10 amerikanische mit 5950 Tonnen Last. Jetzt aber kommt Deutschland in betreff der hier einlaufenden Schiffe, wie aus dem „Deutschen Handelsarchiv“ zu ersehen ist, unmittelbar nach England, und die Einfuhr deutscher Fabrikate ist so bedeutend, daß sie mehr als die Hälfte des Gesamtwertes aller importirten Artikel ausmacht.

Abgesehen von den fränkischen Elementen, die sich in Sansibar zeitweilig angesiedelt haben, besteht die Bevölkerung des Sultanats aus Negern vom Suahelistamme, Arabern, Mischlingen von beiden, Persern und Indern. Die herrschende Rasse ist die arabische. Nach Chroniken und Reisebeschreibungen

des Mittelalters hatten hier ſchon im zweiten Jahrhundert der muhammedaniſchen Zeitrechnung Auswandrer aus Südarabien, dieſem Lande des Seehandels und der Koloniſation, Städte und größere Gemeinweſen gegründet, welche im Laufe der Zeit zu beträchtlichem Wohlſtande gelangt waren, und als Vasco de Gama das Kap der guten Hoffnung umſchifft hatte und auf der Weiterfahrt nach Indien in dieſe Gegenden kam, fand er eine Anzahl anſehnlicher und wohlgebauter Orte vor, welche lebhaften Handel mit Perſien und Oſtaſien trieben und dadurch ſich zu großer Blüte verholfen hatten. Wenige Jahre nachher unterwarfen ſich die auf der Inſel Sanſibar wohnenden Araber den Portugieſen, welche nun auch jene Handelsſtädte der Feſtlandsküſte zu unterjochen ſuchten und ihren Zweck allerdings erreichten, dabei aber den Handel vernichteten. Das Land verfiel unter ihrer Herrſchaft mehr und mehr, und als ſich in dem benachbarten Südarabien eine erobernde Macht ausbildete, ging dieſe Kolonie der Krone Portugal allmählich verloren. Der Sultan oder Imam von Maskat bemächtigte ſich, nachdem er die Portugieſen von hier und aus dem ganzen Lande Oman vertrieben, mit ſeiner Kriegsflotte auch der Inſeln und Küſtengebiete, welche dieſe im ſüdöſtlichen Afrika beſaßen, und ſeit dem Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts bildete Sanſibar eine Provinz des Reiches jenes Herrſchers, der ihm aber viele Freiheit laſſen mußte, ſodaß ſich hier eine Reihe kleiner, faſt unabhängiger Staaten bildete, die faſt nur dadurch mit dem Imam zuſammenhingen, daß ſie ihm zu beſtimmter Zeit Tribut zuſandten. In dem größten derſelben, der Inſel Sanſibar, wurde im erſten Jahrzehnte unſers Jahrhunderts Sahid Medſched, der zweite Sohn des Imams Sahid Said, Statthalter, und dieſer fand Gelegenheit, ſich nach und nach ſo unabhängig zu machen, daß er es 1856, als ſein Vater mit Tode abging, wagen konnte, ſich für ſouverän zu erklären. Er wußte ſich ſeitdem in dieſer Eigenſchaft zu behaupten, und bei ſeinem Ableben, das im Oktober 1870 erfolgte, erbte ſein jüngerer Bruder Sahid Bargaſch die Titel und Rechte desſelben, in deren Beſitz er ſich noch befindet.

Dieſer arabiſche Sultan hat wie ſein Vorgänger die Grundſätze bewahrt, die im Stammlande Oman die Regierung leiten. Der Imam iſt dort in erſter Linie ein Handelsfürſt, und das gebietet ein gewiſſes Anbequemen an fremde Sitte und Art, das mit Duldſamkeit gegen andre Religionen verbunden iſt und ein Beſtreben einſchließt, ſich mit andern Ländern bekannt zu machen. Sahid Bargaſch duldete und begünſtigte fremde Kaufleute, die ſich auf ſeiner Inſel niederließen; denn ihr Handel brachte auch ihm Geld ein, und vor einigen Jahren unternahm er ſogar eine Reiſe nach den Ländern der Franken, auf welcher er verſchiedne unſrer Hauptſtädte beſuchte. Eine von ſeinen Schweſtern iſt an einen deutſchen Kaufmann verheiratet. An dieſe Thatſachen knüpfte man die Hoffnung, er werde mit der Zeit noch mehr Geſchmack an abendländiſcher Ziviliſation finden, dieſe in ſeinen Beſitzungen fördern und ſich zu vorteilhaften Handels-

verträgen mit europäiſchen Staaten beſtimmen laſſen. Es geſchah auch einiges in dieſer Richtung. Aber das Hauptbeſtreben dieſer arabiſchen Despoten, Mehrung ihrer Einkünfte, Füllung ihres Schatzes, fand dabei nur mittelbar und nur teilweiſe Befriedigung und namentlich in einem Punkte ein verdrießliches Hindernis. Die Einnahmen des Sultans floſſen vorzüglich aus hohen Ein- und Ausfuhrzöllen und daneben aus dem Verkaufe lebendigen Menſchenfleiſches. Er geſtattete den Handel mit Sklaven, der ihm erhebliche Abgaben zahlte, war ſelbſt ein eifriger Geſchäftsmann in dieſer Branche, und dieſe Geldquelle wollte er ſich von ſeinen fränkiſchen Freunden und Ratgebern, unter denen die dabei beſonders intereſſirten Engländer die erſte Rolle ſpielten, um keinen Preis verſchließen laſſen. Noch im Jahre 1873 hielt Sahid Bargaſch in Sanſibar einen offnen Markt für Sklaven, von dem aus er Tauſende von Schwarzen, die ihm aus dem Innern Afrikas zugeführt wurden, auf ſeinen Schiffen nach den Häfen Arabiens, Perſiens und Ägyptens verſandte. Gelinde Vorſtellungen gegen dieſen Geſchäftsbetrieb blieben bei ihm ohne Erfolg, Mahnungen waren gleichfalls fruchtlos. Er wich ihnen mit orientaliſcher Diplomatie in allerhand Winkelzügen aus, verſchanzte ſich hinter Rechte, die er mit frühern Verträgen erworben haben wollte, und ſuchte ſich im übrigen mit Verſchleppen zu helfen, bis endlich der vom Kaplande her bekannte engliſche Diplomat Sir Bartle Frere der Sache ein ſchleuniges Ende bereitete, indem er andre Saiten aufzog, zu unverblümter Drohung überging und dem Sultan für den Fall längerer Weigerung das Erſcheinen eines britiſchen Geſchwaders mit Armſtrongkanonen auf der Rhede vor ſeiner Reſidenz in Ausſicht ſtellte. Das wirkte inſofern, als 1874 ein Vertrag zuſtande kam, in welchem Sahid Bargaſch für ſeine Perſon dem Sklavenhandel entſagte und ſich zur Unterdrückung desſelben in ſeinem Machtbereiche anheiſchig machte; unter der Hand aber wurden in Sanſibar bis in die letzten Jahre Sklaven gekauft und verkauft. Immerhin jedoch übte England ſeit 1874 hier bedeutenden Einfluß; nur ging neben der Furcht, auf welcher derſelbe beruhte, eine ſtille Abneigung her, und eine Zeit lang ſchien es ſogar, als ob der Sultan ſich den Deutſchen zuzuwenden gewillt ſei, von deren wachſender maritimer Macht er Kenntnis hatte. Die deutſche Regierung beſchloß, dieſer Neigung entgegenzukommen und in Geſtalt eines Generalkonſuls einen Vertreter ihrer Intereſſen an dem Hofe von Sanſibar zu beglaubigen. Die Aufträge und Verhaltungsmaßregeln, welche der Betreffende mitbekam, können wir nicht mitteilen. Sie ſcheinen aber nicht mit dem erforderlichen Geſchick ausgeführt und beobachtet worden, namentlich nicht mit der nötigen Vorſicht bis zu der Zeit, wo ſie geltend zu machen waren, vor intereſſirten fremden Ohren bewahrt geblieben zu ſein. Jedenfalls mißlang die Miſſion. Die Engländer bekamen Wind von ihr, und ihre Eiferſucht beeilte ſich, ihren Zweck zu vereiteln. Ihr Generalkonſul Kirk verſtand es, den Sultan gegen die deutſche Politik einzunehmen und die britiſche ihr gegenüber in ein vertrauenerweckendes Licht

zu ſtellen. Jenes gelang ihm namentlich mit dem Hinweiſe auf gewiſſe Erwerbungen von Land, welche deutſche Geſellſchaften an den Grenzen des feſtländiſchen Gebietes von Sanſibar, d. h. außerhalb derſelben und zwar ſehr entfernt davon, vorgenommen hatten — Erwerbungen, auf welche Sahid Bargaſch, wahrſcheinlich von Kirk erſt angeregt, ſelbſt ſein Auge geworfen hatte und auf welche er vielleicht ſchon einen rechtlichen Anſpruch zu haben meinte. Die engliſchen Intriguen, mit denen vermutlich Verſprechungen von Beiſtand verbunden waren, bethörten den Sultan, und er ging ſoweit, daß er in einige der Landſtriche, welche den Deutſchen von unabhängigen eingebornen Häuptlingen abgetreten worden waren, Soldaten ſchickte, ſeine Hoheitszeichen dort aufpflanzen und die jetzigen rechtmäßigen Beſitzer trotz des kaiſerlichen Schutzbriefes, der ihnen verliehen worden war, bedrohen und, wie berichtet wurde, thatſächlich bedrängen ließ. Ein Beiſpiel iſt das Land Witu nördlich vom Tanafluſſe, deſſen Sultan Simba den Deutſchen ein Stück ſeines Gebietes überlaſſen hat, während Sahid Bargaſch behauptet, Beſitzer dieſes Landſtriches zu ſein. Derſelbe hat jedoch in Wirklichkeit nördlich vom Tanafluſſe niemals etwas zu ſagen gehabt. Simba iſt der Nachkomme einer alten Dynaſtie, welche früher auf den Inſeln vor Witu regierte, aber in den fünfziger Jahren dieſes Jahrhunderts von den Arabern Omans vertrieben wurde und ſich nach dem freien Feſtlande zurückzog, wo ſie in Witu ein ſelbſtändiges Sultanat begründete deſſen Unabhängigkeit bisher von niemand beſtritten oder auch nur angezweifelt worden iſt, und welches bisher noch keines Beſchützers bedurfte. Richtig dagegen iſt, daß jene Inſeln, von denen Lamu die größte iſt, 1856 von dem Reiche Sanſibar erobert worden und ſeitdem rechtmäßiges Eigentum der Beherrſcher desſelben ſind; um dieſe handelt es ſich aber nicht.

Was der Zweck der Entſendung eines deutſchen Geſchwaders nach Sanſibar iſt, ſcheint hiernach ziemlich klar. Indes iſt er damit wohl noch nicht hinreichend angedeutet. Schon die Stärke des Geſchwaders läßt im Vergleiche mit den ſchwachen Widerſtandsmitteln, über welche der Sultan verfügt, auf mehr als ein bloßes Erzwingen deutſcher Anſprüche auf Beſitz in Witu und andern Gegenden des Feſtlandes ſchließen. Es beſteht aus vier Kreuzerfregatten: Prinz Adalbert, Stoſch, Gneiſenau und Eliſabeth, ſowie dem Kohlentender Ehrenfeld, und ſein Befehlshaber, Kommodore Paſchen, verfügt mit ihm über nicht weniger als 63 der ſchwerſten Kruppgeſchütze und 1626 Mann. Was damit beabſichtigt wird, können wir alſo nicht ſagen. Gewiß iſt nur, daß von irgendwelcher Unterſtützung des Sultans vonſeiten Englands und einem etwaigen Konflikte der deutſchen Schiffe mit engliſchen nicht die Rede ſein wird, erſtens ſchon aus allgemeinen Gründen, dann aber, weil die engliſchen Schiffe ſich auf die Nachricht vom Kommen der deutſchen von Sanſibar entfernt haben.

Zur Frage der innern Koloniſation in Deutſchland.

In einem Märzhefte d. Bl. wird die Frage der Koloniſation im Innern Deutſchlands angeregt, und zwar zunächſt mit dem Gedanken an die Germaniſirung der zu einem großen Teile von polniſcher Bevölkerung bewohnten Gebiete in den Provinzen Poſen und Weſtpreußen. Der Gedanke, daß dieſe Gebiete unbedingt zu germaniſiren ſeien, iſt ein durchaus richtiger, weil kein Staat innerhalb ſeiner Grenzen feindliche Elemente, wie es in Preußen die polniſchen ſind, dulden kann und darf, in unſern Tagen alſo die Germaniſirung der preußiſchen Polen mit demſelben Rechte angeſtrebt wird, wie ehedem das gleiche in Deutſchland durch die kaiſerlichen Markgrafen gegenüber den ſlawiſchen Völkern öſtlich von der Elbe. Wir hoffen daher, daß die Staatsregierung auch heute die geeigneten Mittel und Wege wider die Polen in den genannten beiden Provinzen finden werde.

Aber ſehen wir einmal ab von der angeregten weſentlich politiſchen Koloniſation, welche lediglich eine auf bereits angebautem Boden ſeßhafte fremde Bevölkerung durch nationale Elemente erſetzen will. Wir finden innerhalb des Reiches und beſonders Preußens auch auf reindeutſchem Gebiete noch gewaltigen Raum für innere Koloniſation auf unangebautem oder höchſtens künſtlich bewaldetem Boden. Und die Geſchichte lehrt, daß der Gedanke einer Koloniſation der Einöden in Deutſchland nicht neu iſt, daß damit bereits im vorigen Jahrhundert praktiſche Verſuche, und zwar nicht erfolgloſer Art, gemacht worden ſind, und an der Stelle, wo dieſe Anfänge gemacht wurden, betreibt heute die Staatsregierung die Koloniſation energiſch und mit großen Mitteln.

Der Raum, den nach unſrer Anſicht Deutſchland für innere Koloniſation bietet, iſt in der großen norddeutſchen Tiefebene mit ihren ausgedehnten, unbewohnten Heideſtrecken, ihren Mooren und Kieferwaldungen zu finden. Es iſt Sache der Spezialunterſuchung, diejenigen Flächen ausfindig zu machen, welche ſofort rationellen Ackerbau mit Futterbau und darauf beruhender Viehzucht geſtatten würden; ſolche Flächen finden ſich jedenfalls in der Lüneburger Heide und ſicherlich auch in der ganzen Tiefebene bis zur Oſtgrenze. Der größte Teil derſelben mag einſtweilen immer noch als ſogenannter Waldboden angeſehen werden; dennoch iſt, wenn auch für ferne Zeit, die Niederlegung des künſtlich erzogenen Waldes und ſeine Überführung in Ackerland in Ausſicht zu nehmen. Überſehen darf hierbei freilich nicht werden, daß der Wald, wie in älteſter Zeit, ſo auch heute eine Stütze bilden kann, woran Anſiedlungen ſich anlehnen können, nur jetzt nicht mehr des Feuerungsmaterials und der Weide,

ſondern derjenigen Induſtrie wegen, deren Betrieb der Wald geſtattet. Im ganzen und großen muß immer die Regel gelten: wo Ackerland ſein kann, ſoll kein Wald ſtehen, und umgekehrt, wobei natürlich zu bedenken iſt, daß zur allgemeinen Wohlfahrt Waldflächen von beſtimmter Ausdehnung unentbehrlich ſind, die ihren Standort ebenſowohl in der Ebene wie auf den Bergen haben können.

In der norddeutſchen Tiefebene bilden eine der ſeltſamſten und trotz allem, was in neueſter Zeit darüber geſchrieben worden iſt, in weitern Kreiſen wenig bekannten Formationen die Moore oder Hochmoore. Wenn wir unſre Leſer in dieſe entlegnen, öden Gebiete führen, ſo geſchieht es, weil hier die erſten Anfänge einer Koloniſation in größerm Maßſtabe gemacht ſind, weil hier ſeit dem Jahre 1872 die Staatsregierung noch größere Unternehmungen mit entſprechend größern Mitteln durchführt, an deren Vorbereitung der Verfaſſer dieſes Aufſatzes ſelbſt teilgenommen hat.

Moore finden ſich in größerer oder geringerer Ausdehnung in der ganzen norddeutſchen Tiefebene, die größten geſchloſſenen Flächen aber wohl in der Provinz Hannover, und zwar hier im Herzogtum Bremen, in Oſtfriesland und endlich im größten Umfange im Herzogtum Arenberg-Meppen, jener durch eine vielgenannte politiſche Perſönlichkeit weithin bekannt gewordnen Landſchaft. Hier liegen auf beiden Ufern der Ems die ungeheuern Moorflächen, auf dem linken Ufer das etwa 28 Quadratmeilen große Burtanger Moor (genannt nach einer frühern kleinen holländiſchen Grenzfeſtung Burtange), von dem ziemlich genau die eine Hälfte nach Holland, die andre nach Preußen fällt, auf dem rechten Emsufer das annähernd gleich große arenbergiſche Moor, von welchem Teile zu Oldenburg gehören. Eine Beſchreibung dieſer vollſtändig den Charakter der Steppe tragenden Einöden können wir uns erſparen, da eine ſolche bereits früher von Griſebach und neuerdings vom Forſtdirektor Burckhardt geliefert worden iſt; wir beſchränken uns auf die Koloniſation und bleiben dabei im Burtanger Moor, weil dieſes die bedeutendſten und lehrreichſten Beiſpiele liefert.

Es iſt nicht klar, ob und wie in alter Zeit die Moore anders als durch Torfſtich genutzt worden ſind; daß aber der Torf in unſern Gegenden, wo die Wälder früh verſchwanden, das vorherrſchende Brennmaterial gebildet hat, ſteht urkundlich feſt. Im ſiebzehnten Jahrhundert wurde die folgenreiche Entdeckung gemacht, daß das Moor ſich brennen und in die heiße Aſche ſich Buchweizen ſäen laſſe. Seitdem iſt in den Mooren der Buchweizenbau heimiſch, aber freilich erſcheint auch in ſeinem Gefolge der Moor-Haar- oder Höhenrauch, der ſich gegen Weſten bis an die Geſtade des Kanals und ſüdlich bis nach Mittel- und Süddeutſchland verbreitet. Nur eine ganz rationelle Moorkultur vermag ihn im Laufe der Zeit zu beſeitigen.

Die erſten Anfänge, die Moore im großen und zwar auf dem Wege förmlicher Koloniſirung der Kultur zu gewinnen, fallen für das Burtanger Moor in das Jahr 1788. Bereits 1765 hatte eine Kommiſſion der damaligen fürſt-

bischöflichen Regierung zu Münster, deren Gebiet den deutschen Teil des Burtanger Moores umfaßte, berichtet, daß in demselben und zwar an der holländischen Grenze ganze Dörfer sich niedersetzen ließen. Geleitet von dem Bestreben, zahlreichen Besitzlosen, nachgebornen Kindern von hörigen Bauernhöfen, zu einem kleinen Grundeigentume zu verhelfen, unternahm die münstersche Regierung, nach Austrag langjähriger Grenzstreitigkeiten mit den Generalstaaten, die systematische Besiedlung der Moore und gründete allein im Burtanger Moore sieben Kolonien von insgesamt 229 bäuerlichen Besitzungen, „Plätze" genannt. Diese Anlagen befinden sich heute in einem völlig befriedigenden Zustande, freilich nach sehr schweren Übergängen und Krisen, veranlaßt dadurch, daß es übersehen oder nicht für notwendig gehalten worden war, den neuen Anlagen die durchaus unentbehrliche Entwässerung nach der Ems, sowie die ebensowenig zu entbehrenden Verkehrswege dahin und nach den Städten und größern Orten an der Ems zu verschaffen. Erst im Laufe langer Jahre haben diese Übelstände notdürftig beseitigt werden können.

Die neuen Unternehmungen der Staatsregierung zur Besiedlung und Kultur der Moore im Emsgebiet nehmen daher umfassende und großen Kapitalaufwand erfordernde Voreinrichtungen zur Grundlage, nach dem Muster des Nachbarlandes Holland, bei dessen Moorkultur wir einen Augenblick verweilen wollen.

Holland besitzt in seinen östlichen Provinzen Groningen, Drenthe und Overyssel die großartigsten Moorkulturen. Leider sind dieselben in weitern Kreisen in Deutschland, selbst in Gegenden, die der Landesgrenze nicht fern liegen, noch viel zu wenig bekannt, so sehr sie auch die Aufmerksamkeit des Volkswirtes auf sich zu ziehen geeignet sind. Wer sich eine genauere Kenntnis dieser Anlagen, ihrer Entstehung und Entwicklung und ihres gegenwärtigen Standes verschaffen will, den verweisen wir auf die im Anfang der siebziger Jahre erschienene Denkschrift des Ministerialdirektors Marcard: „Die Kanalisirung der Hochmoore im mittlern Emsgebiet." Der Verfasser nennt nach eigner Anschauung den blühenden Stand vieler dieser holländischen Moorkolonien geradezu eine „fast märchenhafte Pracht."

Das mindestens zwei Jahrhunderte alte holländische Kulturverfahren, das solche glänzende Erfolge gezeitigt hat und das mit dem einfachen Ausdrucke: Veenkultur (Veen = Moor) oder auch Verveenung bezeichnet wird, beruht einfach darauf, daß derjenige Punkt im Hochmoor, von dem eine Kolonisation ausgehen soll, mit dem nächsten natürlichen oder künstlichen Wasserlaufe durch einen schiffbaren Kanal in Verbindung gesetzt wird. Jeder Ansiedler an einem der beiden Ufer des Kanals — denn an diesen werden die sogenannten „Plätze" angewiesen — muß deshalb von Anfang an in den Besitz eines Schiffes, als des unentbehrlichen Vermittlers seiner Kulturarbeit zu gelangen suchen, wozu ihm übrigens, wenn nötig, von den Unternehmern neuer Veenanlagen leicht Unterstützungen gewährt werden. Die eigne Pionierarbeit des Ansiedlers besteht nun

zunächst in der Abgrabung des Moores, dessen obere Schichten als wertlos beiseite geworfen werden, aus dessen tieferen Schichten aber Torf bereitet und in die über den Kanal erreichbaren Städte und größern Orte verfahren wird. Als Rückfracht nimmt dann der Veentjer Düngemittel, Straßenkehricht, vor allem aber den kostbaren Seeschlick, der in ungeheuern Massen von den Küsten landeinwärts gebracht wird und um ein geringes zu haben ist. Hat nun der Veentjer die Abgrabung des Moores bis auf eine bestimmte Tiefe bewerkstelligt, so beginnt er die bleibende Schicht des Moores mit dessen Untergrund, dem Diluvialsande, und den schon bereit gehaltenen Düngemitteln zu vermischen, um auf diese Weise einen Ackerboden herzustellen, der dem besten Marschboden an Ertragsfähigkeit kaum nachsteht. Während der Kulturarbeit und bis zu deren Vollendung auf dem angewiesenen Platze treibt der Veentjer seines Unterhaltes wegen im wilden Moor den Buchweizenbau mittels Brennen des Moores; daher rührt es, daß auch heute noch Holland, wo noch immer, wie am Oranjekanal, neue Veenanlagen im Entstehen sind, seinen reichlichen Beitrag zu dem jährlichen Moorrauche liefert.

Die Anlage der Veenplätze an beiden Ufern eines Kanals ist die älteste Form der Veenkolonien. Erweitert wird dieselbe durch Seitenkanäle, Inwieken (Einweichen), welche ihrerseits wieder in einen dem Hauptkanal parallel laufenden Kanal einmünden können. In neuerer Zeit ist in Holland das sogenannte Zweikanalsystem aufgekommen, nach welchem von vornherein zwei parallele Kanäle gezogen werden, an denen nur das eine, äußere Ufer bebaut wird, der zwischen den Linien liegende Raum für Transportwege, Abladeplätze u. dergl. frei bleibt. Dieses uns aus eigner Anschauung nicht bekannte System soll besondre Vorteile bieten; jedenfalls werden in Holland alle neue Veenanlagen darnach ausgeführt.

Von Holland gelangte im Jahre 1674 die Kenntnis der Veenkultur durch einen Prediger Volenius nach Ostfriesland. Sie ist dann auch dort mit großen, wenn auch nicht den gleichen Erfolgen wie in Holland ausgeführt worden.

Wenden wir uns nun zu den großartigen Voreinrichtungen, welche die preußische Staatsregierung für eine veenmäßige Kultur der Hochmoore auf beiden Emsufern trifft, so ist vorauszuschicken, daß die holländische Regierung mit der frühern hannoverschen wegen Anschlusses ihrer an der Ostgrenze verlaufenden Veenkanäle mindestens ein Jahrzehnt hindurch erfolglos verhandelte. Die Holländer wollten wohl das Emswasser zur Speisung ihrer an der Grenze im Trocknen liegenden Kanäle haben, allein wenig Gegenleistung gewähren. Die neue preußische Staatsregierung entschloß sich daher im Jahre 1871 kurz zu einer großartigen systematischen Kanalisirung ihres Anteiles des Burtanger Grenzmoors, indem sie den Holländern den Anschluß daran und übrigens Entgegenkommen verhieß. Das großartige Unternehmen geht jetzt seiner Vollendung entgegen, und es sind bereits zwei Kanallinien, welche von der Ems ausgehen

und dann einen im Moor von Norden nach Süden laufenden Kanal ſchneiden, mit holländiſchen Kanalſyſtemen verbunden.

Die Kanaliſirung des Burtanger Moores auf der deutſchen Seite verfolgt nun eben den Zweck, die Grundlage einer Moorkultur zu bilden, wie wir ſie in Holland ſehen, und zwar auf einer Fläche, die ſich auf etwa zehn Quadratmeilen anſchlagen läßt. Man denke ſich den Gewinn, den eine auf dieſem Raume durchgeführte Veenkoloniſirung bedeuten würde! Die Anfänge ſind natürlich ſchwierig, und ob die deutſchen Anſiedlungen ſo bald auch nur annähernd den Glanz der holländiſchen erreichen werden, iſt fraglich, da ihnen die Nachbarſchaft großer Städte oder auch nur größerer Plätze fehlt. Doch läßt ſich hierüber noch wenig ſagen, da erſt abzuwarten iſt, wie ſich der Verkehr unſrer künftigen neuen Moorkolonien mit den nicht zu fernen holländiſchen Grenzorten und den unweit der Grenze gelegnen größern Städten entwickeln wird. Wenn die in ſehr befriedigenden Verhältniſſen ſich befindenden oſtfrieſiſchen Veenanlagen die Blüte der holländiſchen nicht erreicht haben, ſo iſt die Urſache davon nur darin zu ſuchen, daß ſie abſeits vom großen Verkehr liegen. Sollten aber die neugeplanten Anlagen auch keine höhere Stufe als die oſtfrieſiſchen erreichen können, ſo müßte man ſie dennoch als gelungen und als einen großen Gewinn anſehen. An Koloniſten wird es nicht fehlen, ſie finden ſich zur Genüge in den alten Gemeinden des Emslandes in den nachgebornen Söhnen auf Bauerhöfen, Heuerlingen u. ſ. w.; ſelbſt Holland wird deren liefern.

Über die Rechtsform, unter der die Veenplätze an unſern neuen Kanälen verliehen werden ſollen, ſteht unſers Wiſſens noch nichts feſt. Die Plätze in den obenerwähnten alten Kolonien ſind von den Grundeigentümern, nämlich der beteiligten Markgemeinden und dem Domanialherrn als Markenrichter, gegen beſtimmte, für unablösbar erklärte, jetzt freilich doch ablösbar gewordne Abgaben zu vollem Eigentum verliehen worden. Vielleicht wählt man jetzt die Erbpacht, obgleich dieſes Rechtsinſtitut in jener Gegend nicht heimiſch iſt. Viel wird darauf ankommen, wie demnächſt das hannoverſche Landesdirektorium verfahren wird, ſobald deſſen Vorlage wegen Ankaufs einer zur Veenkultur beſtimmten Moorfläche für 400 000 Mark, welche der diesjährige Provinziallandtag zu näherer Ausführung und Begründung zurückgeſtellt hat, zur Annahme gelangt und ausgeführt ſein wird. Die Erbpacht hat unzweifelhaft ihre bedeutenden Vorzüge und gewährt übrigens dem Erbpächter die Ausſicht, daß mindeſtens von ſeinen Nachkommen das Erbpachtgut im Wege der Ablöſung in freies Eigentum verwandelt werden kann.

Eine nähere Beſchreibung der allmählichen Entwicklung der Veenkolonien von ihren dürftigen Anfängen bis zu dem blühendſten Kulturſtande würde hier zu weit führen. Wer den Übergang von der Erdhütte des erſten Anſiedlers bis zu den luxuriöſen villenartigen, von Parkanlagen umgebnen Gebäuden, aus denen die Veenkolonien in den obengenannten holländiſchen Provinzen beſtehen,

kennen lernen will, dem iſt eine Sommerreiſe dahin ſehr anzuempfehlen. Gelangt man dabei aus unſerm wüſten Hochmoor in kurzer Zeit in die ſchönſten und üppigſten holländiſchen Kolonien, ſo trifft man in Holland auch wieder am Oranjekanal auf die erſten Anfänge der Kultur, um ſich deutlich zu überzeugen, daß an der Stätte der glänzenden Kultur, die man hinter ſich gelaſſen, ehedem auch nur wildes Moor geweſen.

Unſtreitig laſſen ſich in der norddeutſchen Tiefebene auch anderwärts noch ähnliche Eroberungen wie in den Mooren machen. So möchten wir z. B. manche Teile der Lüneburger Heide für durchaus anbau- und ſomit auch beſiedlungsfähig halten. Wir überlaſſen es aber billig ortskundigen Federn, das Ob und Wie des Verfahrens näher darzulegen. Ebenſo wollen wir die Frage nur aufgeworfen haben, ob mit dem Fortſchreiten der Bewaldung und Wiederbewaldung in Deutſchland auch eigentliche Walddörfer wieder begründet werden können.

Analekten zur Geſchichte der neuern deutſchen Kunſt.

Von H. A. Lier.

4. Die Aufnahme der „belgiſchen Bilder“ in Deutſchland.

(Schluß.)

In dieſem abſprechenden Sinne alſo war den Münchener Künſtlern von ihren Anhängern ſchon im voraus über die Belgier Bericht erſtattet worden. Der Empfang jedoch, der ihnen zuteil wurde, entſprach weder Förſters noch Quandts Erwartungen. Man ſicherte ihnen zunächſt die Grundbedingung, die zur gerechten Beurteilung aller Bilder, deren Vorzüge in erſter Linie koloriſtiſche ſind, unerläßlich iſt, d. h. man ließ ihnen eine paſſende Beleuchtung zuteil werden. Die Augsburger „Allgemeine Zeitung“ meldete am 20. Oktober 1843 aus München: „Seit einigen Tagen ſind die großen, unter dem Namen der »belgiſchen Bilder« bekannten Ölgemälde der Herren Gallait und de Biéfve*) aus Brüſſel ... im hieſigen königlichen Akademiegebäude und zwar in der günſtigſten Beleuchtung und überhaupt auf das Vorteilhafteſte öffentlich aufgeſtellt.“

Natürlich gingen auch in München die Meinungen ſehr auseinander. Daß aber auch hier Maler ſich finden ſollten, die mit voller Überzeugung für die äſthetiſchen Grundanſchauungen, welche aus den beiden Gemälden laut und vernehmlich ſprachen, eintreten würden, war kaum vorauszuſehen. Dennoch fanden

*) Für de Biéfre iſt in dem erſten Teile überall de Biéfve zu leſen.

sich solche, oder wenigstens einer, wie wir uns vorsichtiger ausdrücken wollen, da wir nicht wissen, ob derselbe unter seinen Kollegen vereinzelt dastand. Die „Jahrbücher der Gegenwart," welche in jenen Jahren von Schwegler in Tübingen herausgegeben wurden und mit seltner Energie und ungewöhnlichem Geschick den Kampf für das Recht der Gegenwart aufnahmen, enthalten im Januarhefte des Jahres 1844 einen leider nicht unterzeichneten Aufsatz, der sich mit den belgischen Bildern beschäftigt. Wie redaktionell bemerkt wird, rührt derselbe von einem Münchener Künstler her. Es wäre zu wünschen, daß diejenigen Männer, die damals Mitarbeiter an den Tübinger Jahrbüchern waren und den Namen des Verfassers noch wissen, den Schleier lüften möchten, da dieser Artikel ein Aktenstück von höchstem Interesse ist. Denn er enthält einen Angriff gegen die Münchener Schule von einer Schärfe, wie es unsers Wissens bis dahin noch nie gegen dieselbe gerichtet worden war. In fortlaufender Parallele wägt der Verfasser dieser Polemik die Leistungen der Münchener und der Belgier gegeneinander ab und deckt mit großem Scharfsinn und Freimut die Mängel und Gebrechen der ersteren auf, ohne ihre Verdienste zu leugnen. Was er Negatives vorbringt, wird in den meisten Punkten auch heute noch als richtig gelten können, dagegen erscheinen seine Positionen nicht immer unanfechtbar. So vor allem das Kaulbach gespendete Lob, der als „der bedeutendste Ölmaler der deutschen Historienmalerei" bezeichnet wird. Diesen Satz dürfte kein Künstler unsrer Tage mehr unterschreiben. Daß Cornelius nicht malen konnte, steht fest; aber er wollte auch garnicht in dem Sinne, wie wir das Wort fassen, ein Maler sein, und ebensowenig erhoben seine Jünger den Anspruch, daß man gerade die malerische Seite in der Beurteilung ihrer Werke hervorkehren solle. Kaulbach aber glaubte sich auf die Malerei zu verstehen und dünkte sich auch hierin besser als die übrigen Corneliusschüler.

Ebenso wird man von der Anerkennung, welche der unbekannte Verfasser den Schöpfungen Gallaits und de Biéfves zollt, heute einige Abzüge machen müssen. Daß er aber ein Künstler ist, der sich auf das Wesen der Kunst versteht, verrät er schon in den ersten Zeilen. „Ein glücklicher Griff in die Geschichte!" sagt er. „Nicht wegen der Wahl des Gegenstandes, sondern wegen seiner Auffassung und Behandlung." Er lehnt also den Streit über den Stoff der beiden Bilder von vornherein ab, ihn interessirt nur das Wie, das bei jeder Beurteilung eines Kunstwerkes zuerst ins Auge gefaßt werden sollte. Er betrachtet daher die beiden Gemälde, vornehmlich aber die Abdankung, die er im Gegensatz zu den Berlinern weit über den Kompromiß stellt, unter den Gesichtspunkten der Konzeption, der Komposition, der Zeichnung und des Kolorits, und bietet in jeder Beziehung eine Fülle der treffendsten Bemerkungen. Wie weiß er z. B. die Vorzüge der französischen Kunstübung zu charakterisiren:

Diese Technik [der Belgier], diese sichere und behagliche Fertigkeit ist etwas weit wichtigeres in Beziehung auf die Produktionsfähigkeit, als man gemeinhin

glaubt. Der Franzose übt mit dem ersten Strich, den er macht, die Hand für diesen Strich. Er will einen Gegenstand nicht nur wiedergeben, sondern auch mit Leichtigkeit wiedergeben, er will nicht, daß man seinen künstlerischen Arbeiten die Mühe, die sie ihn gekostet, ansehe. Dieses Streben, aus der Technik eine Bravour zu machen, begleitet ihn Schritt vor Schritt; und wenn es ihn auch häufig zum Manieristen macht, so fördert es ihn doch andrerseits in der Ausweitung und Befruchtung seiner Phantasie: in der Ausweitung der Phantasie, denn sie hat nicht mehr nötig, schwierigen Aufgaben auszuweichen; in der Produktivität, denn ihr Bilderreichtum vergrößert sich.

Ganz den Kern der Sache trifft auch folgender Passus:

Die Ideen künstlerischer Eingebung müssen von der Art sein, daß sich die Anschauung darein versenken kann. Wie die Natur, so sollte auch die Kunst die würdigste Kontemplation hervorrufen können, sei nun ein Madonnenbild oder eine niederländische Wirtshausszene ihr Gegenstand. Dann würde sie Ideen anregen, aber nicht zumuten. Das letztere, das Zumuten ist es, was uns in der neuern Kunst so ungeschickt und plump entgegentritt und uns nachgerade anwidern muß.

Nicht minder gewichtig erscheinen endlich die Ausführungen des Künstlers, die er über Zeichnung, Modellirung und Farbe im Anschluß an die Leistungen der Belgier vorträgt. Überall erweist er sich als ein gründlicher Sachkenner und als ein in alle Geheimnisse der malerischen Technik Eingeweihter. Aber darin irrt auch er, daß er den Geist der Geschichte in jenen Gemälden gegenwärtig glaubt, und ihnen ebensoviel Geschichte und ebensoviel Poesie zuschreibt wie den Werken der Münchener. Ja während er mit scharfer Ironie das stilisirende Verfahren dieser bei ihren historischen Gemälden geißelt und über das ceremonieuse Wesen vieler derselben spottet, legt er auf die einzelnen Porträtfiguren auf Gallaits Abdankung in einer Weise Gewicht, daß man glauben muß, er halte das Verfahren jenes Malers für das einzig richtige Rezept, um eine historische Darstellung genießbar zu machen.

Dem zustimmenden Urteile des Künstlers schloß sich in den Jahrbüchern die philosophische Begründung des Ästhetikers an. Unmittelbar auf den Artikel des Malers ließ Fr. Vischer seine „Gedanken bei Betrachtung der beiden belgischen Bilder" folgen. Seine Ausführungen gipfeln in folgendem Satze:

Diese belgischen Bilder sind .... darum zu preisen, weil sie nicht ins Blaue, sondern in die geschichtliche Wirklichkeit greifen und dem trefflichen Worte folgen, das Merck zu Goethe sprach: „Dein Streben, deine unablenkbare Richtung ist, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben; die andern suchen das sogenannte Poetische, das Imaginative zu verwirklichen, und das giebt nichts wie dummes Zeug."

Bei aller Anerkennung also, die Vischer den sonstigen Vorzügen der Belgier zollt, ist es vor allem die Wahl des Stoffes, die ihn für ihre Schöpfungen begeisterte. Er verwirft Cornelius und seine religiösen Gemälde, die er „grobmaterialistisch" nennt, und trägt kein Bedenken, der ganzen Münchener Kunst „eine unwahre Idealität" zuzuschreiben. Umsomehr ziehen ihn die „national-

historischen Gegenstände" der belgischen Kunst an, die er als die richtigen Stoffe den falschen gegenüberstellt. Daß dies keine künstlerischen Erwägungen sind und ein Ästhetiker sich am wenigsten durch die Wahl des Gegenstandes imponiren lassen sollte, dürfte klar sein.

Vischer und viele seiner Zeitgenossen wurden durch die politischen Verhältnisse zu solchen Ansichten bestimmt; der Umstand, daß der Aufschwung der belgischen Malerei in engstem Zusammenhange mit den belgischen Freiheitskämpfen stand, bewog sie mit solcher Energie für sie einzutreten. In jüngster Zeit hat Vischer selbst auf diesen Zusammenhang hingewiesen, indem er gelegentlich einmal bemerkte: „Wir glaubten damals wie vor einer politischen Revolution, worin wir Recht hatten, so vor der Geburt einer neuen Kunst zu stehen, die uns als notwendige Frucht derselben erschien, was freilich ein schöner Traum war." Von solchen politischen Erwägungen ausgehend, fuhr er und ein befreundeter Mitarbeiter an den Tübinger Jahrbüchern fort, heftige Angriffe gegen die Münchener Schule zu richten. Der Streit über die belgischen Bilder vertiefte sich für beide Männer zu einer Untersuchung über die Berechtigung der Münchener Kunst überhaupt, die allerdings ungünstig genug für diese ausfiel. Darnach war dieselbe ein durchaus künstliches Geschöpf, das Kind einer fürstlichen Laune, das auf dem sterilen Boden der bairischen Hauptstadt, unter einer armen, ungebildeten und kirchlich bornirten Bevölkerung unmöglich gedeihen könne. Daß solche Angriffe weit über das richtige Maß hinausgingen, ist wenigstens von demjenigen, der sich damals am meisten ins Zeug legte, längst zugestanden und, was mehr sagen will, es ist auch durch die Thatsachen widerlegt worden. Denn die Saat, die der erste Ludwig einst in den keineswegs unvorbereiteten Boden seiner Hauptstadt gestreut hat, ist nachmals zu fröhlichem Gedeihen gelangt, und wenn irgendwo in Deutschland, so hat heute in München die Kunst in weitesten Schichten der Bevölkerung Wurzel gefaßt und ist unzertrennlich mit den Interessen derselben verwachsen. Das kann nur leugnen, wer München nicht kennt.

Wie aber, so fragen wir am Schlusse dieser Darlegung, wie verhielten sich diejenigen Münchener Künstler, denen der durch die belgischen Bilder heraufbeschworene Sturm in erster Linie galt, die Genossen und Jünger von Cornelius? Allgemein wurde ihnen eine seltene Verwirrung der Begriffe und Widerspruch über Widerspruch vorgeworfen.

Wir zweifeln garnicht, daß dem in vielen Fällen so gewesen ist. Dennoch irrt man sehr, wenn man glaubt, daß nicht wenigstens die Führer und Leiter der Kunst in München eine feste und entschiedne Haltung den neuen Erscheinungen gegenüber eingenommen hätten. Ihr eignes Interesse mußte sie dazu führen, und obendrein sahen sie sich genötigt, gewissermaßen offiziell Stellung zu nehmen.

Die belgische Regierung hatte nämlich in richtiger Erwägung des maßgebenden Einflusses, den München damals noch in der deutschen Kunst ausübte, das Ersuchen an die bairische Regierung gerichtet, ihr die Urteile der an der

Münchener Akademie wirkenden Professoren über die Gemälde Gallaits und de Biéfves zu übermitteln. Infolgedessen wurden die einzelnen Lehrer veranlaßt, ihr Gutachten schriftlich abzugeben. Unsers Wissens ist keines derselben in die Öffentlichkeit gedrungen, doch darf man annehmen, daß das Urteil der Münchener Akademiker ziemlich einstimmig ausgefallen sein wird. War doch damals die Einheit der Kunstanschauungen unter den an der Anstalt thätigen Persönlichkeiten noch nicht durchbrochen in der Weise, wie das später unter Kaulbachs Leitung durch Piloty geschah. Der bedeutendste Lehrer der Akademie in jenen Jahren war Julius Schnorr von Carolsfeld, der es sich angelegentlich sein ließ, die von Cornelius überkommene künstlerische Tradition im Sinne des Meisters aufrecht zu erhalten und weiter zu bilden. Sein Urteil wird daher in dem vorliegenden Falle von ausschlaggebender Bedeutung gewesen sein und kann wohl als dasjenige der Akademie, wenigstens in allen wesentlichen Stücken, angesehen werden.

Wir sind in der glücklichen Lage, das von Schnorr verfaßte Gutachten nach seinem eigenhändigen Konzept mitteilen zu können; sicher wird dasselbe von dem eingereichten Schriftstück nicht erheblich abweichen. Dieses Gutachten scheint uns ebenso wie der oben besprochene Artikel des unbekannten Münchener Malers von großer Wichtigkeit zu sein. Einmal — und schon dieser Umstand ist bemerkenswert — enthält dasselbe einen neuen Beweis für den innigen Anteil, den man in Belgien der heimischen Kunst widmete, indem man dieselbe durchaus als eine nationale Ehrensache betrachtete. Dann aber legt dieses Schriftstück klar und deutlich Zeugnis dafür ab, warum die Münchener Historienmaler den von den Belgiern befolgten Prinzipien sich nicht anschließen zu können meinten. Sie waren sich ihrer Vorzüge wohlbewußt und ließen sich dieselben nicht durch den schönen Schein der Belgier rauben. Trotzdem verkannten sie nicht im mindesten das Große in den Schöpfungen jener und ließen die vollendetere Technik aufrichtig gelten. In diesem Sinne nahmen sie einen viel freiern Standpunkt ein als ihr Meister in Berlin und verhielten sich keineswegs abwehrend wie dieser gegen eine größere Vollendung nach Seiten des Malerischen hin. Am allerwenigsten aber unterschätzte Schnorr den daraus entspringenden Gewinn. Wenn ich noch ein junger Mann wäre, so etwa pflegte er sich gelegentlich in vertrautem Kreise zu äußern, würde auch ich nach Antwerpen wandern, um dort das zu lernen, was mir auf meiner künstlerischen Laufbahn bisher nicht entgegengebracht wurde. In solcher Gesinnung liegt fürwahr das größte Lob, nicht nur für die fremden Maler, sondern auch für den, der sie hegte; sie liefert den besten Beweis dafür, daß die damaligen Führer der Münchener Schule nicht in falscher Selbstzufriedenheit über ihre Leistungen verharrten, sondern auch darin ihren idealen Sinn bewährten, daß sie bis ins Alter hinein eifrig bemüht waren, in ihrer Kunst fortzuschreiten. Aus diesem Grunde ist das folgende Gutachten eine glänzende Rechtfertigung gegen die Anschuldigungen, welche die

Schüler des Cornelius in der bewegten Zeit, die wir zu schildern versucht haben, so vielfach erfahren mußten.*)

Gutachten über die im Herbste 1843 zu München ausgestellten Gemälde der Herren Gallait und de Biefve.

Der Unterzeichnete hat gern jede Gelegenheit ergriffen die Bewunderung auszudrücken, mit welcher er die Gemälde der Herren Gallait und de Biefve betrachtet hat. Ja er gesteht, daß es ihm Bedürfniß war und ist, die eigenthümlichen großen Vorzüge, welche diese Gemälde auszeichnen, ganz besonders in's Auge zu fassen und deren Anerkennung auszusprechen und zwar in um so höherem Maaße, als

*) Um denjenigen unsrer Leser, die gesonnen sind, sich eingehender mit der Geschichte der belgischen Bilder zu beschäftigen, die Mühe des Aufsuchens zu erleichtern, stellen wir kurz die von uns benutzten Quellen zusammen. Die wichtigste derselben ist das „Kunstblatt," Jahrg. 1843. Hier findet sich der der Hauptsache nach reproduzirte Artikel Jakob Burckhardts in Nr. 4, S. 14—15. (Erst nach Abschluß unsrer Arbeit bemerkten wir, daß A. Rosenberg bereits früher in diesen Blättern die Bedeutung des Burckhardtschen Aufsatzes hervorgehoben hat. Vergl. Grenzboten 1880, I, S. 334.) Die beiden Aufsätze Kuglers stehen im „Kunstblatt" Nr. 6, S. 21, und in Nr. 58 und 59, S. 241—243 und 246—248. Auch in Kuglers Kleinen Schriften, Bd. III (Stuttgart, 1854), S. 377 und 401—407 sind sie aufgenommen. Förster handelte über Gallait und de Biefve im „Kunstblatt" Nr. 26 und 27, S. 110—113 und 118—119. Er fügte eine allerdings höchst dürftige Reproduktion, „einen in Stein gravirten Umriß" von Gallaits „Abdankung" bei und druckte die Beschreibung beider Gemälde aus dem Katalog der Kölner Ausstellung wörtlich ab. Quandts Brief steht in Nr. 39 und 40, S. 165—166 und 170—171. Daß derselbe an Julius Schnorr von Carolsfeld gerichtet ist, entnehme ich aus einem Briefe Quandts an Schnorr vom 26. März 1843, den mir Herr Professor Schnorr mitzuteilen die Güte hatte. Es heißt darin: „Daher willige ich ein, was Sie und Herr Professor Marggraff für gut finden werden, mit meinem Briefe zu thun, ihn drucken zu lassen, oder zu Fidibus zu machen. Sollte er gedruckt werden, so würde ich wünschen, das er als Auszug eines Briefes von Quandt erschiene. . . . Was die Namen Förster und Magnus und Fürst betrifft, so könnten solche mit Buchstaben bezeichnet werden. Was ich von Hotho gesagt habe, kann diesen zwar auf keine Weise beleidigen, allein da die andern mit Buchstaben nur bezeichnet werden, so wollen wir uns gleich bleiben und statt Hotho ein H. setzen." Cornelius' Ansicht über die Belgier ist bei Förster, Peter von Cornelius, Teil II (Berlin, 1864), S. 216—218 zu lesen; Schadows Äußerung bei Rosenberg, Die Berliner Malerschule (Berlin, 1879), S. 107. Die beiden Artikel in den Jahrbüchern der Gegenwart Jahrg. 1844 findet man auf S. 24—45. Der beiläufig erwähnte schroffe Angriff auf das Münchener Kunstleben ist enthalten im Jahrg. 1845, S. 1022 flg. unter der Überschrift: „Kritische Gedanken über die Münchener Kunst," wozu Vischer im folgenden Jahrgange (1846) eine Ergänzung lieferte: „Die Münchener Kunst. Eine Ergänzung der kritischen Gedanken im Novemberheft 1845," S. 95—108. Vergl. dazu: Vischer, Altes und Neues (Stuttgart, 1881), Heft 1, S. 107 und 108. Die Ausstellung von Gallaits späteren Gemälden, „Die Brüsseler Schützengilde, welche Egmont und Hoorn die letzte Ehre erweist", veranlaßte dann noch einmal einen Vergleich zwischen der deutschen und belgischen Kunstweise, indem A. Teichlein ein Schriftchen veröffentlichte: „Louis Gallait und die Malerei in Deutschland. Eine Episode aus der modernen Kunstgeschichte" (München, 1853). Leider ist uns diese Arbeit nicht zu Gesicht gekommen. Schließlich noch die Bemerkung, daß A. Hagen, „Die deutsche Kunst in unserm Jahrhundert" (Berlin, 1857), Teil I, S. 425, 427, den Versuch einer ähnlichen Schilderung über den Eindruck der belgischen Bilder, wie er hier vorliegt, gemacht hat.

diese Vorzüge ihm selbst noch als ein ganz unerreichtes Ziel vorschweben. Gern würde er auch jetzt sich auf den Ausdruck dieser Anerkennung und Bewunderung beschränken; es ist aber dem Collegium, zu welchem er zu gehören die Ehre hat, die Aufgabe gestellt worden, ein umfassendes Urtheil über die genannten Werke abzugeben, ein Urtheil, welches von einem andern Standpunkt aus, als dem, welchen die eigene Neigung wählen möchte, ausgehen muß. Die k. belgische Regierung will von der Münchener Akademie als einer Stelle, von der vorzugsweise die deutsche Historienmalerei vertreten wird, ein Gutachten vernehmen, das nicht bloß die Genugthuung gewährt die im Auslande gewonnene Anerkennung und Hochachtung belgischer Kunst von Neuem bezeugt zu sehen, sondern womöglich auch dazu dienen könnte, das Ziel inländischer Kunstbestrebungen immer höher zu rücken und klarer zu erkennen. Die einzelnen Glieder des Collegiums sollen ihr Scherflein zu diesem Gutachten beitragen; so ist denn jene unserer Akademie gestellte Aufgabe zugleich auch die des Unterzeichneten geworden.

Um so würdiger erscheint es aber den eigenthümlichen Standpunkt, welchen die Münchener Historienmalerei eingenommen hat, bei dieser Beurtheilung zu behaupten, weil von ihm aus eine Reihe von Betrachtungen sich ergänzen möchten, welche jene Werke sonst schon hervorgerufen haben. Es ist wohl keine Frage, daß anderwärts überall die hervorragenden Vorzüge derselben ganz besonders erkannt und gewürdigt worden sind; denn bei einzelnen öffentlich gewordenen Urtheilen, welche weiter darauf eingegangen sind, Auffassung und Anordnung zu beleuchten und von hier aus über die ganze Richtung jener Kunst einen Ausspruch zu motiviren, konnte es wohl zweifelhaft bleiben, ob sie nur einzelnen Personen angehörten oder die Meinung einer ganzen Kunstschule ausdrückten, und zweifelhaft bleibt es dann auch, ob diese Urtheile einen Zugang gefunden haben an der Stelle, von der wir zu einem Gutachten aufgefordert worden sind. Wie dem auch sei, im vorliegenden Falle haben wir alle Ursache uns zu der von uns gewählten und vertretenen Richtung zu bekennen.

Die Münchener Schule ist durch den Entwicklungsgang der neuen deutschen Kunst, durch ihre hervorragenden Führer und durch die ihr von ihrem erhabenen Beschützer gestellten Aufgaben auf einen Standpunkt geführt worden, welcher vorzugsweise zur Ueberschau des geistigen Gebietes der Kunst günstig ist. Wie sehr ich mich nun, wie schon bemerkt, zur unbedingten und ausschließlichen Anerkennung einer Meisterschaft in der Durchführung jener Kunstwerke, namentlich was die Beherrschung des eigentlichen Elementes der Malerei, der Farbe, anbelangt, geneigt fühle und geradezu erkläre, von Seiten der belgischen Meister ein Ziel erreicht zu sehen, bei welchem unsere Schule (von mir selbst gar nicht zu reden) noch lange nicht angelangt ist, so möge doch jene andere Seite ins Auge gefaßt werden, die auf dem Gebiete liegt, welches die eigentlich schöpferische Thätigkeit der Künstler einschließt, die Thätigkeit nämlich, die der Ausführung, während welcher das Werk mit der Modellwahrheit ausgestattet wird, vorangeht, und hier drängen sich mancherlei das Urtheil näher bestimmende Betrachtungen auf.

Ich gebe von vorn herein zu, daß die Natur der den Herren de Biéfve und Gallait gewordenen Aufgaben, in so ferne sie vereinzelte und an sich nicht sehr günstige Gegenstände der neueren Geschichte darzustellen hatten, ein Hinderniß war der höheren Kunstrichtung zu folgen, wie sie von den wahrhaft großen Meistern der italienischen Schulen vorgezeichnet worden ist. Eine Richtung, welcher die größten jemals in der Welt hervorgebrachten Kunst-Schöpfungen angehören, die sich an einer Reihe von Werken verfolgen und nachweisen läßt, welche, auch völlig

entkleidet von ihren Vorzügen ernsthaft gehandhabter Technik und selbst in den mangelhaftesten Nachbildungen noch, das Gepräge hoher geistiger Abstammung und wahrhaft schöpferischer Kraft auf den ersten Blick beurkunden; eine Richtung, die ganz innerhalb des Gebietes sich hält, wo die Poesie die ihr zukommende Herrschaft behauptet. Wie gesagt, die Natur der den belgischen Meistern gewordenen Aufgaben führte sie von selbst schon an die Grenze dieses Gebietes und gab die Veranlassung sich demjenigen zu nähern, wo die höhere Wahrheit sich vertreten läßt von der Porträt- und Modellwahrheit, mit einem Wort, wo statt der Poesie das Wirklichkeitsprincip herrscht. Aber auch auf dieser Gränze soll der große Künstler die höheren Eigenschaften und die Vorrechte wahrer Kunst nicht aufgeben; er darf, wenn er sich nicht über die Gränze hinausdrängen lassen will, die Composition nicht mit dem Arrangement vertauschen. Man wird verstehen, daß ich unter Composition hier durchaus eine schöpferische Thätigkeit des Künstlers begreife. Wenn auch in gewissen Regionen eines Werkes jene Porträtwahrheit und ein glückliches Arrangement ausreicht, so ist dies doch nur da der Fall, wenn diese durch andere Theile getragen werden, in denen das höhere Kunstgepräge sich geltend macht.

Nach diesen Bemerkungen bin ich auf der Stelle angelangt, wo ich mich veranlaßt finde nicht zu verschweigen, daß ein Mangel an den beiden sonst so ausgezeichneten Werken mir fühlbar geworden ist. Während ich mir, abgesehen von der etwas gewöhnlichen Auffassung und Anordnung der Gegenstände (namentlich in dem Bilde der Abdankung Kaiser Carls V) in den untergeordneten und (hinsichtlich ihrer Bedeutung) mittleren Partien der Gemälde an der durch so vorzügliche Ausführung getragenen Porträthaftigkeit der Köpfe und Gestalten ganz genügen lasse, so finde ich mich doch durchaus nicht befriediget durch die Hauptfiguren. Weder Kaiser Carl V. noch sein Sohn Philipp in dem einen Bilde, noch Graf von Brederode und Graf Philipp von Marnix in dem andern scheinen mir das, was sie sein sollten. Und die Ursache, die diesen Mangel verschuldet, beruht nicht zunächst darauf, daß in den Hauptfiguren der Höhepunkt der Aufgabe ruht, daß [dieser], da der Siegerkranz am höchsten hängt, folglich [auch] am schwersten zu erreichen ist, sondern es beruht dieser Mangel (wie mir wenigstens scheint) darauf, daß von vorn herein die Künstler [die] Gränze des Gebietes der höheren Kunst aus dem Auge verloren und sich mit jener nur in den untergeordneten Regionen der Kunstthätigkeit allenfalls ausreichenden Porträt- und Modellwahrheit begnügt haben. Daher kommt es auch, daß ihre Darstellungen im bloßen Umriß gegeben, oder auch nur entkleidet von dem Reiz der Färbung und künstlicher Beleuchtung, mit einem Wort auf denjenigen Ausdruck reduzirt, worin sich eben nur die schöpferische Kraft, das Ursprüngliche des Gedankens in Anordnung und Gruppirung, Erfindung von Charakteren und Gestalten abspiegelt, nicht das Gepräge so ausgezeichneter Leistungen an sich tragen, wie sie es durch die große Meisterschaft in der Ausführung und durch Beherrschung des äußeren Stoffes (der allerdings hierdurch auch zum Träger des geistigen Elementes der Kunst verklärt wird) in der That geworden sind.

Hiemit auf den Punkt zurückgekommen, von dem ich ausging, nämlich auf die vollste Anerkennung der großen, in neuerer Zeit selten erreichten Meisterschaft in der Ausübung der eigentlichen Malerei, erkläre ich noch zum Schlusse, daß ich diese Meisterschaft in dem Gemälde des Herrn Gallait (Abdankung Kaiser Carls) in einem ganz besonders hohen, mir in neueren Werken noch nicht vorgekommen, Grade ausgeübt finde.

München den 10. Novemb. 1843. Julius Schnorr.

Unpolitische Briefe aus Wien.

4. Neue Architektur und Plastik.

Am 1. Mai dieses Jahres feierte der Ring sein zwanzigstes Geburtsfest. Der Himmel half ihm ein zu den traurigen Zeitläuften passendes Kleid anlegen. Der Regen floß reichlich hernieder und hielt ihm Lärm und Festtagsgetümmel vom Leibe.

Ein andres Bild bot der 1. Mai 1865. Wien war des engen Panzers, an dem es zu ersticken drohte, endlich ledig geworden, Basteien, Türme, Gräben und Glacis waren zum großen Teile verschwunden, und über die an ihrer Stelle neuerstandene, freilich noch gar spärlich mit Häusern besetzte Straße fuhr der Kaiser durch die Reihen der jubelnden Bevölkerung in den Prater, um dort, althergebrachter Sitte gemäß, das Diner einzunehmen. Seitdem hat sich auf dem Gürtel zwischen Stadt und Vorstadt fast alles, was reich und vornehm ist, angesiedelt, ein neues Wien ist hier entstanden, das mit den Bautraditionen des alten Wiens gebrochen hat. Aber noch mehr: allmählich ist die Ringstraße für den architektonischen Charakter unsrer Stadt überhaupt bestimmend geworden, mit ihr beginnt gleichsam eine neue Periode der Wiener Baugeschichte.

Daß keine Stadt etwas der Wiener Ringstraße genau Entsprechendes aufzuweisen hat, scheint man heute wohl allgemein zugeben zu wollen, und kein Fremder, der — etwa gegen Abend, wo die Beleuchtung am günstigsten ist — vom Opernhause an den Burgring hinaufwandelt, wird sich eines tiefen Eindruckes erwehren können. Da zeichnen sich zuerst die ungeheuern Kuppeln des neuen Museums auf dem purpurnen Himmel ab, dann — bei einer Biegung der Straße — überrascht das Parlamentsgebäude mit seinen edeln Linien, zuletzt öffnet sich ein riesiger Platz, den rechts das gothische Rathaus, links das Burgtheater, im Hintergrunde das Universitätsgebäude, beide im Renaissancestil, begrenzen, und aus der Ferne winken die schlanken Thürme der Votivkirche herüber. Staunend wird da jeder Beschauer zugeben, daß nicht leicht auf einem Fleckchen Erde so viele herrliche Bauwerke so nahe beisammen zu finden sind.

Ein großartiger Schauplatz also, aber — es geschieht wenig auf ihm. Der Verkehr der Ringstraße ist nur stellenweise lebhaft genug, um bei ihrer riesigen Anlage kein Gefühl der Leere in uns aufkommen zu lassen, sobald der erste Moment des Staunens vorüber ist. Gerade auf dem weiten Platze vor dem

Rathauſe aber iſt der Verkehr am geringſten: hier fehlt das Leben, dem die neuen Monumentalbauten erſt zum Hintergrunde dienen ſollten, ganz und gar, und ſehr leicht gerät man bei längerem Verweilen auf dieſer Stelle in eine andächtige Muſeumsſtimmung, oder man fühlt ſich wohl auch wie in einem Theater voll herrlicher Dekorationen, in welchem man vergebens ſitzt und harrt: es kommen keine Schauſpieler.

Man hege immerhin von der Kunſt den höchſten Begriff, man betone noch ſo ſehr die Pflicht von Gemeinde und Staat, ſie zu fördern, eines vermag doch bloß Kathederweisheit hinwegzuleugnen: Kunſt iſt die Blüte des Lebens und Strebens eines Volkes, ſeines Handels und Wandels, ſeiner Arbeit und ſeines Verdienſtes. Aber ein Baum, der wurzelfaul iſt, blüht nicht. Man fördere Landwirtſchaft und Induſtrie, und für den Fortſchritt der Kunſt wird man fürder nicht zu ſorgen haben. Der Aufwand, den man in einem Gemeinweſen für künſtleriſche Zwecke macht, muß in einem richtigen Verhältniſſe zu dem Nationalwohlſtande ſtehen: thut er dies nicht, ſo bewirkt er keine Blüte, ſondern einen gefährlichen Auswuchs. Solange ein Volk nicht Brot genug hat, braucht es keine Kunſt, und wer ihm Brot ſchafft, hat mehr gethan als ein Phidias oder Raffael. Nicht nur im Kriege ſchweigen die Muſen, auch in der Zeit der Not, und es iſt dann auch ihre verdammte Pflicht und Schuldigkeit, zu ſchweigen.

Wien iſt als Stadt ſo wie die Wiener als Volk. Das geigt und ſingt und ſpielt die neueſten Kompoſitionen, als ob überall nur Wohlſtand herrſche. Es giebt ſchier keine Hausmeiſterstochter mehr, die nicht „muſikaliſch“ wäre. Für Wien aber ſind ſeine neuen großen Bauwerke jetzt das, was das Klavier für die Hausmeiſterstochter iſt; es wäre ja ſchön und gut, wenn man nur nicht Philiſter genug ſein müßte, um zu ſagen: es hätte für beides Wichtigeres zu kaufen gegeben.

Doch von dem „bedrängten Wien“ wollen wir hier nicht ſprechen; betrachten wir die großen Neubauten, abgelöſt von allen andern Verhältniſſen, bloß als Kunſtwerke.

Der im vorigen Jahre verſtorbene Kunſthiſtoriker Thauſing pflegte die Schöpfungen unſrer modernen Baukunſt gern mit den lateiniſchen Dichtungen der Humaniſtenzeit oder mit den griechiſchen der alexandriniſchen Schule zu vergleichen. Nicht mit Unrecht! Man baut heute romaniſch, gothiſch, Früh- und Spätrenaiſſance, Barock, byzantiniſch und mauriſch, zeigt dabei ſehr viel Wiſſen und Technik, auch eine liebevolle Vertiefung in die Vorlagen, aber — wenig Originalität. Einen charakteriſtiſchen Ausdruck für das, was unſre Zeit erfüllt und bewegt, hat die Baukunſt ſo wenig gefunden wie die Poeſie.

Aber freilich, ſie verſucht es, ihn zu finden: ſie ſinnt dieſem Probleme nach, ſie arbeitet nicht in dunkelm Drange, ſondern völlig bewußt, und bisweilen ſcheint es ihr, als hätte ſie jenen Ausdruck gefunden. Schmidt, der Erbauer unſers

Rathauses, pflegte von diesem zu sagen, es sei weder gothisch noch Renaissance, sondern das Werk eines modernen Künstlers, der das Resultat der architektonischen Voraussetzungen vergangner Jahrhunderte gezogen hat. Wenn aber Schmidt schließlich doch von der Gothik ausgeht, um endlich zu diesem Resultat, der wahrhaft modernen Baukunst, zu gelangen, so knüpft Hansen in derselben Absicht an die altgriechische Baukunst an. Die Renaissance, sagte er einmal, hätte sich viel bedeutender entwickelt, wenn sie gleich von allem Anfang, statt römischen, griechischen Mustern gefolgt wäre. Was nun die Renaissance versäumt hat, verlangt er von der Architektur der Gegenwart, und in seinen Bauwerken glaubt er das Problem, den modernen Stil aus dem griechischen heraus zu entwickeln, gelöst zu haben. Ferstel endlich, ein Eklektiker, der heute ein herrliches gothisches Denkmal ersinnen konnte — die Votivkirche, dann wieder Renaissancebauten wie das Österreichische Museum am Stubenring und zuletzt die Universität, hat sich über die Aufgabe der modernen Architektur und seine eigne Stellung in dieser nicht wie Hansen und Schmidt deutlich ausgesprochen, wenigstens sind solche Äußerungen nicht in die Öffentlichkeit gedrungen. Aber wir glauben, mit weit mehr Recht als Schmidt den Stil seines Rathauses, Hansen den des Parlamentsgebäudes, hätte Ferstel den der Universität als den wahrhaft modernen bezeichnen und sich der Lösung des oben aufgestellten Problems rühmen können. Gewiß hat er dasselbe der Lösung genähert. Denn mit allem Scharfsinn, allem Studium, allem Geschick der in Schmidts oder in Hansens Fußstapfen wandelnden Schulen wird doch weder der Stil des Rathauses, noch der des Parlaments erhalten werden können. Sie stellen Wiederbelebungsversuche von Kunstformen dar, die dem Menschen des neunzehnten Jahrhunderts sehr fremd geworden und überdies mit den Ansprüchen, die wir an Gebäude — öffentliche oder private — stellen, unvereinbar sind.

An großartigen Details ist freilich weder am Rathause noch am Parlamentsgebäude Mangel. Aber was man an dem erstern besonders rühmt — daß der Vertikalismus sich in mustergiltiger Weise aus dem Horizontalismus löse, daß die Türme sich organisch aus dem Bau heraus entwickeln —, können wir nicht bestätigen. Die Schlitzfenster, mit denen der Mittelturm ansetzt, sind viel zu lang geraten und schlitzen in buchstäblichem Sinne den Turm auf: dadurch verliert aber auch das Darunter und das Darüber seine feste Verbindung. Daß der Hauptturm an den Kanten der Rückseite kleine Stiegentürme angesetzt erhalten hat, läßt übrigens sein Profil unsymmetrisch erscheinen. Dem Parlament kann man vorwerfen, daß es nicht mehr gegliedert, sondern zergliedert ist: es stellt eine Anzahl planmäßig gruppirter, mehrfach nur durch Gänge verbundner Gebäude und Tempel — nicht einen einheitlichen Bau — dar. Es ist dies ein Fehler, von dem auch Universität und Burgtheater nicht freizusprechen sind. Bei dem Parlament tritt er aber noch stärker hervor, weil es auf unebnem, nach rückwärts aufsteigendem Terrain steht. Stünde es auf

einer Anhöhe, von Bäumen und Gebüsch umgeben, nicht in Gesellschaft von Bauten, die es überragen und erdrücken, dann erst wäre die Wirkung da, die Hansen wohl zu erreichen bestrebt war. Die vielverlästerte und bewitzelte Rampe ist zuletzt doch nicht so schlecht ausgefallen, wenn auch nicht geleugnet werden soll, daß sie — von der Seite betrachtet — höchst unruhige störende Linien in den edeln, ruhigen Bau bringt. Die beiden großen Sitzungssäle sind originell und voll geistreicher Details. Aber wenn irgendwo, muß man es hier empfinden, daß dieser Stil eben für alle die Anforderungen, welche man heute an ein Gebäude solcher Bestimmung stellt, absolut nicht ausreicht. Das Burgtheater ist in Plan und Anlage ein Nachkomme des Semperschen Theaters in Dresden. Hasenauer hat indes seine Vorlage mit schöpferischer Kraft behandelt, sodaß er zuletzt doch ein ganz eigenartiges Werk geschaffen hat. Man sieht auch, wie hier der Künstler bestrebt war, die zwei Flügel organisch an den Mittelbau zu knüpfen. Dies scheint uns allerdings, wie wir oben bereits sagten, nicht erreicht: sie sind zwar mit demselben fest verbunden, hängen aber gleichsam matt und lahm herab, weil ihre Größe nicht in dem richtigen Verhältnisse zu der des Hauptteiles steht. Auf dem Dache thront ein turmartiger Bau, hinter demselben erhebt sich der Giebel der Bühne — alles nur zusammengestellt, nicht verbunden. Von Details nur eins: der Mittelbau, der sich konvex gegen den Beschauer herauswölbt, hat neun große Bogen in der ersten Etage. Über den drei mittlern Bogenöffnungen stehen die Büsten von Schiller, Goethe, Lessing. Links über den nächsten Bogen die der Weltdichter Shakespeare, Calderon und Molière, rechts spezifisch österreichische Dichter: Grillparzer, Hebbel, Halm. Die Zwickelfelder der Bogen sind je von einem Paare aus des betreffenden Dichters populärsten Gestalten ausgefüllt: so sieht man unter Goethe Faust und Gretchen, unter Lessing den Major und Minna, unter Schiller die Jungfrau und Lionel u. s. w.

Die beiden Museen sind ebenfalls ein Werk Hasenauers, obwohl Semper einen bedeutenden Einfluß auch auf die endgiltige Gestaltung ausgeübt hat, wie die jetzige Ausführung mit dem 1873 in Wien ausgestellten Plane ergiebt. Hier ist der Gesamteindruck durchaus groß, edel und harmonisch, die Details dagegen befremden hie und da. Zur rechten Wirkung werden übrigens die beiden Bauwerke erst gelangen, wenn der Hintergrund ihnen stilistisch einigermaßen angenähert und der riesige Raum zwischen ihnen durch das Maria-Theresia-Denkmal, das sich schon im Gußhause befindet, einen Mittelpunkt finden wird. Von der Übersiedlung der Sammlungen — namentlich der Gemäldegalerie des Belvedere — hierher in das Zentrum der Stadt darf man sich wohl einen bedeutenden erziehenden Einfluß auf die Wiener versprechen. Vielleicht erleben wir dann hier auch den Anblick, der einem in Berlin das Herz erfreut: daß der schlichte Bürger, ja der Arbeiter des Sonntags vor dem Mittagessen seinen Gang in das Museum macht.

Über neuere Wiener Privatbauten ließe sich so manches bemerken. Im ganzen herrscht eine gute Tradition, die strenge gehandhabt wird. Noch wirkt hier vielfach eine ältere Schule — die von van der Null und Siccardsburg — nach, die sich namentlich durch klare, charakteristische Zeichnung verrät. Daneben freilich stößt man mitunter auf jenen trocknen Gräcismus, deren letzter Repräsentant in Wien der verstorbne Förster war. Einer jüngern Generation — wenigstens was ihre künstlerische Manier betrifft — gehören Thienemann, Stiaßny, Korompay, Giesel an. Durch ihre Schöpfungen geht ein frischer, fröhlicher Zug, sie paktiren mit dem praktischen Bedürfnis und wissen auch in den nüchternsten Vorwurf etwas Pikantes zu bringen; wir erinnern hier nur an das Porzellanhaus Korompays.

Wien ist trotz des wirtschaftlichen Niederganges des letzten Jahrzehntes noch immer auf dem Wege, die architektonisch schönste Stadt des Kontinents zu werden. Sein Reichtum an historischen Bauten und seine landschaftliche Lage kommen ihm dabei zugute. Beklagen muß man nur, daß ein alter Gedanke Ferstels, einen Generalbauplan zu schaffen, noch immer nicht verwirklicht worden ist, ferner daß so mancher alte Bau immer noch der entsprechenden Umgebung entbehrt. So steht die herrliche Karlskirche ganz vereinzelt, die Stephanskirche dagegen will ewig nicht frei werden. Schade auch, daß Wien so gut wie keinen Rohziegelbau besitzt, in dem Berlin wirklich Bedeutendes aufzuweisen hat: so die Reichsbank, die Kriegsschule, das Friedrichs-Werdersche Gymnasium u. s. w. Übrigens ist die bauliche Entwicklung der Donaustadt noch lange nicht abgeschlossen. Ein altes Stadtviertel — zwischen der Rotenturmstraße und der Wollzeile, wo die alten Universitätsgebäude stehen — wird demnächst der Hacke und der Schaufel zum Opfer fallen, mit der Wienthalregulirung ist der Bauthätigkeit in den südwestlichen Vorstädten ein neues Terrain in Aussicht gestellt, und wir wollen nur hoffen, daß es nicht in der Weise ausgenutzt wird, wie dies in den Vorstädten und Vororten bis jetzt fast ausschließlich geschieht. Namentlich eine größere Schonung des dort noch vorhandnen Gartengrundes wäre dringend zu empfehlen, sonst ist die nächste Generation bereits in Gefahr, in einem Häusermeer zu ersticken.

Eng verwandt mit der Architektur ist die Plastik: beide Künste haben auch eine gemeinsame Geschichte. Selten können sie einander ganz entraten, und gerade in ihrem Zusammenwirken sind sie des größten Erfolges sicher. Ein Denkmal, eine Büste bedarf immer eines, wenn auch noch so unbedeutenden architektonischen Aufbaues, und bauliche Kunstwerke unsrer Tage entbehren nie ganz des bildnerischen Schmuckes. Von größter Wichtigkeit ist es nun, bei einer bestimmten Aufgabe jeder der beiden Künste den gebührenden Raum streng abzugrenzen. Dies geschieht aber leider nicht immer: meist ist der Architekt in der Verwendung der Plastik glücklicher als der Plastiker in der Verwendung der Architektur.

An selbständigen Denkmälern und solchen plastischen Werken, die als Teile eines architektonischen Ganzen zu wirken bestimmt sind, ist in Wien heute kein Mangel mehr. Die Plätze unsrer Stadt — es giebt deren nicht sehr viele — sind entweder bereits mit Denkmälern geziert oder werden es doch im Laufe der nächsten Jahre werden. Goethe und Mozart freilich haben bis jetzt weder Standbilder, noch stehen solche in baldiger Aussicht, Haydn aber, Grillparzer und Tegetthof werden nicht mehr lange zu warten brauchen. Der Komponist der „Jahreszeiten" soll im Esterhazy-Garten, Tegetthof vor dem Prater, Grillparzer vielleicht im Volksgarten ein Denkmal bekommen. Es muß als ein glücklicher Gedanke bezeichnet werden, Standbilder in Gärten aufzustellen. Mehr als belebte und unruhige Plätze sind sie geeignet, Stimmung im Beschauer zu wecken und zu erhalten, und keine andre Umgebung ist wohl imstande namentlich dem Marmor so zu Hilfe zu kommen, wie das dunkle Laub der Bäume. Das herrliche Schapersche Goethedenkmal in Berlin dankt einen Teil seiner Wirkung seinem Platze im Tiergarten, und unser Donauweibchen im Stadtpark braucht die Bäume so notwendig wie Fische das Wasser. Wäre nur die Gartenkunst ein wenig mehr geneigt, mit der Architektur in nähere Beziehung zu treten! Wir haben in Wien vor vielen großen Gebäuden Gartenanlagen. Aber daß man bei dem Entwurfe derselben an die Gebäude gedacht hätte, ist nirgends zu verspüren. Die Wege schlängeln sich in Kurven dahin, die bloß den Zweck zu haben scheinen, die Passanten zu recht großen Umwegen zu nötigen. Nur bei dem Beethovendenkmal ist ein harmonisches Zusammenwirken zwischen Monument und Gartenanlage angestrebt und auch so ziemlich erreicht worden.

Mit einer sehr schönen Einführung ist das Österreichische Museum vorangegangen, und sein Beispiel verdient Nachahmung. Auf der Treppe, die vom Erdgeschosse ins erste Stockwerk hinaufführt, hat man einer Anzahl von Männern, die hervorragende Verdienste um die Anstalt haben, Büsten und Denksteine errichtet. Ein solches Campo santo sollten auch andre große Institute haben, und man wird es wohl in unserm Parlament ebensowenig vergessen wie im Rathaus und in der Universität. In dem letztern dachte sich Ferstel wenigstens die Arkaden des großen Hofes durch die Büsten verdienter akademischer Lehrer ausgefüllt.

Fast alle künstlerischen Aufgaben, die innerhalb der letzten Jahre Wiener Bildhauern gestellt wurden, hängen in irgendeiner Weise mit den großen Neubauten längs des Ringes zusammen. Sowohl die zwischen den Gebäuden entstandnen Plätze, als auch die Gebäude selbst sind oder werden mit plastischen Kunstwerken geschmückt. Die mindestens ihren Dimensionen nach bedeutendste Schöpfung der Bildhauerei wird das Maria-Theresia-Monument, bestimmt, den Platz zwischen den beiden Museen zu zieren. Schon ist das Gerüst aufgeschlagen und aus seiner Anlage kann man den Grundriß des Fundamentes erkennen, das Standbild der Kaiserin hat bereits die Werkstätte Meister Zumbuschs mit

der Gießerei vertauscht, und die zahlreichen Nebenfiguren werden in kürzester Zeit ebenfalls die Werkstatt der Bildhauer verlassen.

Es ist aber auch in der That hohe Zeit, daß wir ein Maria-Theresia-Denkmal bekommen. An Persönlichkeiten, die sich um den österreichischen Staat verdient gemacht haben, wird man in Wien am seltensten erinnert: die Statue Josefs II. hat schon Kaiser Franz im Jahre 1808 setzen lassen, die beiden Reiterstandbilder vor der kaiserlichen Burg, Prinz Eugen und Erzherzog Karl, sind auch schon Schöpfungen einer vergangnen Kunstperiode, und in den letzten zwanzig Jahren ist außer dem Feldmarschall Schwarzenberg und dem Bürgermeister Zelinka keinem einzigen um Staat und Stadt verdienten Manne ein Denkmal gesetzt worden; Radetzky und Kaunitz besitzen keins, Starhemberg hat — wie auch alle politischen Größen unsrer ältern Geschichte — mit einem Plätzchen auf der Elisabethbrücke vorlieb nehmen müssen, und von den ältern Habsburgern — einem Maximilian I., Ferdinand I., Maximilian II., Josef I., Karl VI. — meldet in Wien weder Stein noch Erz. Doch dies alles ginge noch an. Aber daß an die große Kaiserin noch kein einziges Denkmal erinnert, nimmt selbst den Mann aus dem Volke Wunder, wenn man ihn darauf aufmerksam macht.

Der Grund dieses Mangels ist wohl der, daß man in den gebildeten Kreisen Österreichs lange Zeit hindurch die Wirksamkeit und Bedeutung Maria Theresias unterschätzte, ja sie wohl von der ihres Sohnes völlig in den Schatten gestellt wähnte. Seitdem aber auch hierzulande die rationalistische Bildung allmählich der historischen gewichen ist, hat man anders denken gelernt. Viel hat auch für eine bessere Auffassung Alfred von Arneth gethan, der viele Jahre daran gewendet hat, um der genialen Frau ein würdiges literarisches Denkmal zu setzen: aus seinem umfassenden Werke über Maria Theresia ging dann auch in die populäre Geschichtsliteratur und in die Zeitungen die Erkenntnis über, daß der große Prozeß der Umbildung des mittelalterlichen in den modernen Staat Österreich durch sie viel mehr gefördert worden ist als durch die Reformen Josefs: sie hat die Fundamente gelegt, die zum Teil noch heute unsern Staatsbau tragen, während von den Schöpfungen ihres Sohnes nur wenige ihren Urheber überdauert haben. Und so wird denn am Enthüllungstage des neuen Denkmales nur eine große alte Schuld abgetragen werden, und Zumbuschs Maria Theresia wird uns Wienern hoffentlich das werden, was Rauchs Friedrich der Große schon lange den Berlinern ist.

Das Rauchsche Standbild hat jedenfalls die Komposition Zumbuschs im Anfange einigermaßen beeinflußt: man sieht dies aus dem ersten Entwurfe, der noch in seinem Atelier zu sehen ist. Der Eindruck desselben ist ein sehr günstiger: alles ist plastisch gedacht und empfunden, die Komposition gedrängt, die Architektur massig, wenn auch in einigen Details etwas hart. Dieser erste Entwurf wurde aber teils durch äußere Einflüsse, teils durch die seitdem fort-

geschrittene Entwicklung des Künstlers wesentlich verändert. Namentlich im dritten Entwurfe — dem, welcher ausgeführt wird — ist die ganze Architektur von Hasenauer entworfen, nachdem schon im zweiten Semper an dieser viel geändert haben soll. Jetzt ist die Anlage des ganzen Werkes ungefähr diese. Auf einem architektonisch reich entwickelten säulengetragenen Mittelbau erhebt sich die sitzende Gestalt der Kaiserin. An den Seiten des Mittelbaues sind große Reliefs angebracht; von der Basis derselben gehen vier Plattformen aus, auf denen kolossale Reiterbilder stehen, welche die großen Generäle der Kaiserin darstellen: wir erinnern uns, davon Laudon, Daun und Khevenhüller im Atelier fast völlig fertig gesehen zu haben. Zwischen diesen Reiterbildern befinden sich, wieder auf eigner Plattform angebracht, vier überlebensgroße Einzelfiguren — darunter Kaunitz —, teilweise die hinter ihnen stehenden Reliefs verdeckend. Die Ähnlichkeit mit Rauchs Friedrich II. ist aber unverkennbar. Nichtsdestoweniger werden die beiden Denkmäler doch sehr verschieden wirken. Rauch hat keine andern Rücksichten zu nehmen brauchen, als die ihm seine Kunst auferlegte. Der Mittelbau seines Werkes entbehrt fast jeder architektonischen Gliederung, der ganze Bau ist ein streng einheitlicher. Sämtliche Figuren, die um den Mittelbau herum angebracht sind, stehen mit den Reitern, die aus den Reliefs hervorkommen, und mit den Reliefs selbst auf einem einheitlichen Schauplatze: alles gehört zusammen und wirkt zusammen. Ganz anders bei dem Maria-Theresia-Denkmal. Der Mittelbau ist fast quadratisch — der Grundriß des Stuhles, auf dem die Kaiserin sitzt, brachte das mit sich, dadurch wird er schlank und erscheint sehr hoch. Eine reichentwickelte Architektur — Säulen, Bogen, überhängende Gesimse — heben ihn noch mehr hervor und machen ihn viel zu wichtig: er wird gleichsam Selbstzweck anstatt Mittel zum Zwecke. Auch von einem einheitlichen Schauplatze um den Mittelbau herum ist keine Rede. Die Reiterfiguren kommen nicht aus den Reliefs hervor, sie stehen ganz frei, vielleicht zu frei. Der zur Seite stehende Beschauer wird drei Reiter in verschiedner Richtung auseinanderreiten sehen, und vor dem Modelle wenigstens denkt man an ein Karoussel, wie es alte Kupferstecher darzustellen liebten. Zwischen den Reitergestalten stehen, wie schon erwähnt, große Einzelfiguren. Was suchen diese da? fragt man unwillkürlich. Denn sie wissen von den Reitern nichts und wissen von den Reliefs hinter sich noch weniger. Die Reliefs selbst sind allerdings nicht ganz ohne Rücksicht auf die Figuren komponirt, aber die Rücksicht ist bloß äußerlich, d. h. die Reliefs haben in der Mitte einen freien Raum, den die vorstehende, tiefer stehende Figur zu verdecken und auszufüllen berufen ist. Nun braucht nicht erst gesagt zu werden, daß die Reliefs als solche dadurch keineswegs gewonnen haben, die Komposition wird dadurch zerrissen. Doch kann man hier überhaupt noch von Komposition sprechen? Zumbusch stellt die Figuren nur so nebeneinander hin, sie sind eine jede für sich, haben nichts miteinander gemein. Uns dünkt aber, daß damit die Natur des Reliefs

verkannt wird, daß es so nicht richtig verwendet ist. Das Relief ist ein einheitlicher Schauplatz wie eine Theaterszenerie oder eine Bildfläche. Keinem Maler wird es einfallen, auf ein Bild mehrere Porträts zu bringen und sie nichts von einander wissen zu lassen. Leben, Handlung muß hineingebracht werden, um zu einigen. Man denke an Kaulbachs Zeitalter der Reformation. Und auch im Relief muß ein gewisses Ensemble, eine künstlerische Gruppenbildung vorhanden sein. Betrachtet man aber z. B. das Relief mit Haydn, Gluck und dem jungen Mozart, so hat man den Eindruck als stünden die drei bloß beisammen, um sich photographiren zu lassen. Auf dem Denkmal Friedrichs II. hat Rauch das ganz anders gemacht, freilich hatte er die Sache auch leichter. Aber seine Generäle sind im eifrigsten Gespräch, und auch dort, wo Staatsmänner und Künstler stehen, ist eine geistige Beziehung zwischen den einzelnen Figuren erreicht, wenn auch nur Lessing und Kant direkt miteinander zu verkehren scheinen. Aber wenn das Maria-Theresia-Denkmal nach seiner Vollendung auch nicht fehlerlos erscheinen wird, eines kann man mit Sicherheit vorhersagen: daß es eines gewaltigen Eindruckes auf den Beschauer nicht verfehlen wird. Die kolossalen Dimensionen (es ist zwanzig Meter hoch, Rauchs Friedrich nur vierzehn Meter) werden es vor der aufzehrenden Gewalt des großen Platzes schützen und zur Geltung kommen lassen. Die einzelnen Figuren sind, für sich betrachtet, wahre Meisterstücke an Charakteristik und Ausführung und werden zu dem Schönsten gehören, was Wien an neuern plastischen Kunstwerken besitzt.

Die beiden Kuppeln der Museumsgebäude tragen die Kolossalfiguren Apollo und Minerva von Johannes Benk. Die beiden Statuen waren vor einigen Jahren im Österreichischen Museum aufgestellt: wir können nicht behaupten, daß sie allen Anforderungen, die man aus solcher Nähe an sie zu stellen geneigt war, hätten genügen können. Jetzt auf der lustigen Höhe der Kuppeln, zu bloßen Dekorationsfiguren herabgedrückt, erfüllen sie ihren Zweck sehr gut, namentlich der fackelschwingende Apollo hat durch die Erhöhung gewonnen. Von Johannes Benk sind auch die vier allegorischen Gruppen auf dem neuen Burgtheater: Liebe, Haß, Egoismus, Heroismus, die zwar schön gedacht und ausgeführt sind, aber wegen ihres akademischen Idealismus nicht jedermann gefallen werden. Mit den Karyatiden aber vor dem Parlament ist Benk entschieden hinter dem zurückgeblieben, was man von einem Künstler von solchen Anlagen und solcher Schule zu erwarten berechtigt war.

Von Kundtmann, dem Wien das schöne Schubert-Denkmal im Stadtpark verdankt, haben wir auch neuerdings wieder Arbeiten zu sehen bekommen. Wir möchten hier nur auf die an den Pforten des kunsthistorischen Museums aufgestellten Figuren der Architektur und Plastik hinweisen: namentlich letztere ist von der edelsten Formvollendung. Auch Viktor Tilgner hat hervorragenden Anteil an dem plastischen Schmucke unsrer Gebäude. Kürzlich wurde im Österreichischen Museum die Büste Ferstels, die sein Werk ist, enthüllt, auch die unter

der Kanzel der Votivkirche aufgestellte Büste Ferstels hat er geschaffen. In der letzten Jahresausstellung des Künstlerhauses sahen wir die für das neue Burgtheater bestimmte „Phädra," die aber sehr unklar gedacht ist, und den „Hanswurst," der eine nur allzu grob deutliche Komik besitzt. Ganz manierirt ist Tilgners neue „Brunnenfigur."

Auch das Parlament ist mit einer großen Anzahl plastischer Werke geschmückt. Besonders fallen die Quadrigen von Vincenz Pilz ins Auge: es ist dies derselbe Künstler, dessen zwei Flügelpferde sich einst auf unserm Opernhause befanden, dann aber wieder herabgenommen worden sind. Die Quadrigen zeigen einen bedeutenden Fortschritt, eine ausgereifte Künstlerindividualität. Von den Gruppen, welche die Giebelfelder ausfüllen, nennen wir die von Härdtl, die Justiz darstellend und kürzlich im Künstlerhaus ausgestellt. Die vier Sockel an den Brüstungen der großen Rampe harren noch des bildnerischen Schmuckes, vor derselben soll ein großer Brunnen zur Aufstellung kommen. Es wäre zu wünschen, daß dies bald geschähe, denn ein Bau wie das Parlament bleibt Torso so lange, bis das letzte Figürchen auf seinem Platze steht.

Rudolf Weyr, der die architektonische Arbeit am Grillparzerdenkmal übernommen hat, ist auch der Schöpfer des großen Reliefs am Burgtheater. Besondre Klarheit in der Komposition kann man dem Werke nicht nachrühmen, aber die Details sind sehr schön.

Nicht vergessen wollen wir auch der beiden Löwen von Franz Pendl, welche vor dem Justizpalast aufgestellt sind. Schade, daß der Bildhauer sie so unschön sitzend — eigentlich hockend — dargestellt hat; der ausdrucksvolle Kopf macht den besten Eindruck, aber die Haltung erweckt immer die Vorstellung eines Pudels in uns. Der Künstler muß auch darauf bedacht sein, so unangenehme Ideenassoziationen in dem Beschauer nicht aufkommen zu lassen, da er sonst nie die beabsichtigte Wirkung zu erreichen imstande ist.

Mit einer sehr prosaischen Bemerkung wollen wir schließen. Wien thut für die Erhaltung seiner Denkmäler so gut wie garnichts. Allerdings verschwinden viele derselben im Winter hinter ganz ungeheuerlichen Pfahlbauten, aber die köstliche Wirkung eines Schwammes und reinigender Wasserströme ist unsern öffentlich aufgestellten plastischen Werken unbekannt. Die Schmutzpatina auf Marmor kann aber doch nicht den künstlerischen Effekt erhöhen, und deshalb sollte vonseiten der Wiener Gemeindeverwaltung in diesem Sinne wirklich etwas geschehen. Überhaupt könnte ein eigner Referent in der Bauabteilung mit der Sorge um die Erhaltung der Denkmäler im Weichbilde der Stadt betraut werden; er hätte wenigstens für die nächste Zeit genug zu thun.

Die dramatiſche Kunſt E. v. Wildenbruchs.

Von Arnold Fokke.

2.

In der Beſprechung des „Harold“ hatte ich vorzugsweiſe das Geſetz von der Einheit der Handlung als den Geſichtspunkt aufgeſtellt, von dem aus über den Wert des Stückes geurteilt werden müſſe. Wenn es im folgenden die „Karolinger“ ſind, die uns beſchäftigen ſollen, ſo legt zwar der Titel, welchen Wildenbruch dieſem Stücke gegeben hat, von vornherein die Vermutung nahe, als ob es ihm auch hier nicht ſonderlich um das Prinzip der Einheit zu thun geweſen ſei. Denn der Name der Karolinger ſtellt für die Zeit, in welche die Handlung fällt, nicht weniger als eine Dreiheit dar, in der die Söhne Ludwigs des Frommen aus erſter Ehe die eine, ſeine zweite Gemahlin Judith mit ihrem Sohne Karl die andre und der ſchwache Kaiſer ſelbſt, der zwiſchen den beiden Gegenſätzen hin und her ſchwankt, die dritte Partei darſtellt. Indeſſen ein Titel braucht nicht immer ein direkter Fingerzeig für den Inhalt zu ſein, und in den hier auseinanderfallenden Elementen iſt leicht eine dramatiſche Einheit zu ſchaffen.

Zwar war es eine geraume Zeit, daß den großen Karl das Grab in Aachen aufgenommen hatte, aber friſch und unvergeßlich lebte ſein Name, und der Einheitsgedanke, der das große Frankenreich geſchaffen hatte, konnte, wenn auch die ſtarken Impulſe zu wirken aufgehört hatten, leicht in einem Enkel wieder aufleben und die geplante Teilung in Frage ſtellen. Wenn dies nun auch nicht der Fall geweſen iſt, ſo liegt doch darin kein Hindernis, den Gedanken zum Motive eines Dramas zu machen. Ein Lothar, der unter dem Vorwande, einen frühern Teilungsvertrag zu ſchützen, in Wahrheit aber um das Ganze für ſich zu nehmen, die Waffen ergreift und in dem von ihm heraufbeſchwornen Konflikte erliegt, iſt ein ſo vortrefflicher Held einer Tragödie, wie man ihn nur wünſchen kann. Oder man könnte einen andern Geſichtspunkt vorziehen. Es iſt bekannt, daß Ludwig der Deutſche ſich am längſten geſcheut hat, die Waffen gegen den eignen Vater zu erheben, bis auch er durch die Schwäche desſelben gezwungen ward, gegen die Verringerung ſeiner Lande zu proteſtiren. Für die Notwendigkeit dieſer Auflehnung müßte leicht eine ausreichende Begründung gefunden werden können. Als der Teilungsgedanke ſiegte, fiel den Deutſchen die Aufgabe zu, den von Karl dem Großen in ihre Lande gepflanzten Keim des neuen Glaubens und der alten Kultur nach Oſten weiter zu tragen. In der Stellung zu den heidniſchen Slaven, die den vom Weſten ſich aufdrängenden Einfluß nicht bloß

feindlich abwehrten, sondern selber aggressiv waren, konnte eine Schwächung des Ostreiches gewichtige Bedenken erregen. Wenn man sich denkt, daß Ludwig von solchen Erwägungen gedrängt in den Kampf mit dem Vater eintritt, so findet man auch hier des tragischen Stoffes die Fülle. Doch die in diesen Richtungen sich eröffnenden Momente liegen in weiterer Entfernung; in erster Nähe bietet sich ganz von selbst die Verwicklung, welche aus dem Widerstreite des formellen Rechtes der drei erstgebornen Söhne mit dem natürlichen des nachgebornen hervorgeht. Es ist das diejenige, welche vom einfachen Verlaufe der Geschichte geboten wird, für den wählenden Dichter insofern leichter, als sie ihn der eignen Erfindung überhebt, aber dadurch schwerer, daß sie ihn zwingt, in Gegebenes die tiefere poetische Motivirung zu legen.

Aber ob näher oder ferner, ob schwieriger oder leichter, von einem Dichter, der mit soviel Emphase sein durchdringendes Erfassen geschichtlicher Vorgänge ankündigt, sollte man erwarten, daß er nach einer oder der andern Richtung den vorliegenden Stoff nicht bloß dramatisirt, sondern auch erschöpfend zur Darstellung gebracht hätte. Dies ist aber nicht der Fall. Nicht als ob Wildenbruch dem durchaus aus dem Wege gegangen wäre. In Wirklichkeit geht er von dem zuletzt angegebnen Gesichtspunkte aus, aber nur für den Anfang und um ihn dann alsbald zu verlassen und seine nur ihm eigentümlichen Pfade zu wandeln. Wer durch den Titel bewogen etwa meint, die Handlung habe irgendeinen der Karolinger zu ihrem Führer, der sieht sich bald völlig getäuscht. Die Karolinger handeln in diesem Trauerspiele überhaupt nicht. Auf der einen Seite bilden sie eine träge und stumpfe Gesellschaft, die für ihr Recht nur mehr oder weniger plumpe Worte reden kann, auf der andern Seite leiden sie an der Unerfahrenheit der Jugend und der Schwäche des Alters. Selbst die sonst feurige Judith mit eingeschlossen, geht ihnen jegliche Initiative zur That ab. Die Handlung geht lediglich von einer Persönlichkeit aus, die ursprünglich mit den Karolingern im Drama kaum etwas zu thun hat. Das ist Bernhard, der Graf von Barcelona, der, als Großer des Reiches zum Reichstage berufen, sofort die Fäden der Intrigue gegen das Recht der ältern Brüder in die Hand nimmt und damit zum Mittelpunkte und Helden des Stückes wird. Mit diesem haben wie gesagt die Karolinger garnichts oder nur in leidendem Zustande zu thun. Sie könnten unbeschadet der Entwicklung und des endlichen Ausganges ebensowohl hinter den Kulissen bleiben und andre für sich daraus hervortreten lassen. Mit dem besten Rechte kann man fragen, aus welchem Grunde Wildenbruch gerade diesen Titel gewählt und warum er das Stück nicht „Der Graf von Barcelona" genannt habe. In diesem Falle hätten die Nachfolger Karls des Großen so auftreten dürfen, wie es geschieht, und es wäre nur die Frage, ob sie sich passend in den Gang der Handlung einfügen. Im entgegengesetzten Falle aber ist denn doch ihr Name historisch zu bedeutend, als daß man nicht mit dem besten Grunde erwarten sollte, er werde, wenn man ihn

als Titel eines Schauspieles angegeben sieht, demselben auch den Gang und die Einheit geben.

Indes nicht mit Unrecht könnte man dies als eine Äußerlichkeit bezeichnen, und wir wollen deshalb nicht länger mit dem Dichter darüber rechten. Das Schild, welches am Wirtshause angebracht ist, täuscht über den Namen des Weines, der drinnen vorgesetzt wird, aber was macht's aus, wenn der Wein selbst nur feurig ist und Blume hat und dem lechzenden Trinker Erquickung gewährt! Nicht von ungefähr habe ich gerade dies Bild gewählt. Wildenbruch hat in neuester Zeit folgendes Rezept über die Zubereitung eines Dramas ausgegeben:

Fang' ein Meer in einem Becher,
Größer nicht sei der Pokal,
Als ihn mühelos ein Zecher
Schlürfen kann mit einem mal.

Laß den Trunk im Becher gähren,
Misch' zum Herben Süßes ein,
Laß verkühlend ihn sich klären
Und das Drama — es ist dein.

Und so wäre denn die Frage, welchen Trunk er uns in der vorliegenden Tragödie kredenzt hat. Es ist meine Meinung, daß da nur Herbes zur Verwendung gekommen ist, und daß das Süße, welches nach Wildenbruchs Urteil mit unterlaufen soll, von dem Herben verschlungen wird wie ein Tropfen Regenwasser von der Salzflut des Weltmeeres. Das kommt daher, daß der Graf von Barcelona, der, um auch das nebenbei zu bemerken, nicht etwa im Auftrage einer Partei der Karolinger, sondern nur in seinem Interesse handelt, in all seinem Thun und Lassen ein Bösewicht, und nur ein Bösewicht ist.

Es ist immer ein verfängliches Unternehmen, einen Menschen, der zum Schaden seiner Mitwelt die Gebote der Moral nicht achtet, zum Helden eines Dramas zu machen, und zwar deshalb, weil er seine schwer beizubringende Berechtigung nachweisen muß. Shakespeare ist dieser Aufgabe in zweien seiner größten Tragödien gerecht geworden. Von diesen hat man „Richard den Dritten" angefochten, aber von andrer Seite sind die gewichtigsten Gründe für den hohen Wert der Dichtung beigebracht worden. Schon lange hat man erkannt, daß sowohl die Kraft als auch die Begierde zu herrschen, welche im ganzen Hause der Plantagenets hervortritt, in „Richard dem Dritten" zum stärksten Ausdruck gelangt. In ihm vollzieht sich abschließend das Verhängnis, das auf dem ganzen Gschlechte ruht und darin besteht, Schuld auf Schuld zu häufen und schließlich in einer maßlosen Häufung von Leiden die der ewigen Gerechtigkeit schuldige Sühne zu zahlen. Persönlich kommt für ihn noch hinzu, daß außer unübertroffner Herrscherkraft die Natur ihm einen häßlichen, mißgestalteten Körper gab. Richard ist in der schlimmsten Lage. Vom Throne hält ihn trotz seiner Regentengaben die Willkürlichkeit des Gesetzes, von heiterm Lebensgenusse die

zwingende Notwendigkeit der Natur ausgeſchloſſen. Wäre es ihm geſtattet geweſen, die ganze Fülle einer überſchwänglichen Kraft in der Richtung harmloſer Freude am Daſein auszuſtrömen, ſo hätten die nach der entgegengeſetzten Seite gehenden Gedanken nicht übermächtig zu werden brauchen. Nun aber beherrſcht Zorn über die ungerechte Verteilung der Gaben und Neid über das Glück tief unter ihm ſtehender ſeine Seele. Da er die von der Natur geſteckten Grenzen nicht überſchreiten kann, ſo ſucht er die vom Geſetze errichteten niederzuwerfen und wird ein Böſewicht. In dem Monologe Richards, mit dem das Schauſpiel beginnt, liegt die Erklärung des Geheimniſſes, daß wir bei aller Ungeduld, ihn dem Rächer überantwortet zu ſehen, doch in der vorletzten Szene ihm das Pferd geſtellt wünſchen, das er mit einem Königreich nicht zu teuer bezahlt erachtet.

Etwas ähnliches findet man im „Macbeth.“ Aus dem Dunkel der Zukunft reichen die Schickſalsſchweſtern dem ſieggekrönten Feldherrn die Hand und halten ihm das verlockende Bild einſtiger Königsherrſchaft vor. Dadurch wird das böſe Gelüſten in ihm geweckt und gewinnt mehr und mehr Raum in ſeinem nach Ehre und Glanz dürſtenden Herzen. Was noch unklar in ſeiner Seele iſt, das erhält feſte Geſtalt durch den Ehrgeiz ſeiner willensſtarken Gemahlin. So wird Macbeth unwiderſtehlich auf die Bahn des Frevels gezogen: wir verſtehen vollkommen, wie der ſonſt ſo wackre Mann im Kampfe mit dem Böſen unterliegt. Hierdurch aber und nicht minder, wenn wir ſehen, wie ſeine beſſere Natur immer von neuem wieder den alten Kampf beginnt, weiß der Dichter das tiefe Mitgefühl zu erregen, das trotz aller Verbrechen bis zum letzten Augenblicke nicht aufhört. Aus dieſem Grunde iſt Macbeth nicht minder als Richard eine echt tragiſche Figur, und beide werden niemals aufhören, die Herzen denkender und fühlender Menſchen zu bewegen.

Mitleid iſt überhaupt das Pathos, an das vorzugsweiſe der tragiſche Dichter zu appelliren hat. Es iſt nicht genug, bloß durch Überraſchung, durch plötzlichen Wandel vom Glück ins Unglück, durch Haß, Furcht, Schrecken den Sturm unſrer Seelen zu erregen; am letzten Ende zeigt ſich darin die Meiſterſchaft, ob er mit dem Gefühle des moraliſchen Unwillens, das die Thaten ſeiner Perſonen zur Folge haben, auch das zartere des Mitgefühls zu entfachen und wachzuhalten verſteht. Dieſe Regung braucht uns nicht ein ganzes Stück hindurch zu begleiten, ſie kann lange Zeit völlig zurücktreten, aber wenn ſie am Ende hervorbricht, ſo iſt es der untrügliche Beweis, daß der Tragiker mit derjenigen Kenntnis der menſchlichen Seele gedichtet hat, die das Gute und Böſe in richtiger Abwägung gegeneinander hält und, wenn dieſes überwiegt, jenes nicht völlig erſtickt. Es giebt keine abſoluten Böſewichte, und wenn doch, ſo dürfen ſie nicht die Mitte der tragiſchen Handlung einnehmen. Selbſt Jago, der nicht einmal die Hauptperſon iſt, handelt nicht bloß aus Liebe zum Böſen, ſondern weil er ſich in ſeinem Weibe beleidigt und im

Streben seines Ehrgeizes zurückgesetzt glaubt. Alles dies sind alte Wahrheiten, die von Lessing und andern viel besser erörtert worden sind, als wir es hier vermögen, und doch müssen sie immer von neuem gepredigt werden, weil immer von neuem dagegen gesündigt wird.

Auch von Wildenbruch. Es ist zu verwundern, mit welcher Leichtigkeit er seinen dramatischen Becher aus dem Weltmeere der Geschichte anfüllt und in welcher Mischung er uns den Labetrunk vorhält. Da ist nicht einmal ein Versuch, die infernalische Schlechtigkeit des Grafen von Barcelona psychologisch zu motiviren. Oder man müßte den Umstand dafür geltend machen, daß in irgendeiner frühern Zeit, als der alte Kaiser Ludwig die Judith zur zweiten Gemahlin nahm, der Graf Bernhard in Liebe zu der schönen Welfentochter entbrannt gewesen ist. Aber abgesehen davon, daß sie keine Ahnung von dieser Neigung und nach dem Drama nicht einmal Kenntnis von ihrem Liebhaber gehabt hat, ist dies ebensowenig ein ausreichendes Motiv, um der Kaiserin in der unvermittelten Weise, wie es geschieht, mit seinen Anträgen zu nahen, als seine Siege in der spanischen Mark es sind, um seine Ansprüche auf das Reich Karls des Großen zu erklären. Von diesen seinen Siegen hören wir nur aus seinem eignen Munde, und das ist nicht genug. Wenn wir sie selbst nicht sehen können und doch an sie glauben sollen, so müssen sie sich wiederspiegeln, sei es in den Berichten von Augenzeugen, welche die ganze Vortrefflichkeit des Gefeierten wiedergeben, oder in der Dankbarkeit desjenigen, dem seine Thaten zugute gekommen sind. So wird die Heldenkraft Macbeths aus den Gnadenbeweisen klar, mit denen König Duncan ihn überhäuft, und Othellos Wert zeigt sich in der Anerkennung, die ihm von Freund und Feind gezollt wird. Von all diesem oder ähnlichem ist hier nichts zu sehen. Bernhard von Barcelona drängt sich ganz unvermittelt, ebensowenig gekannt von den Großen des Reiches als vom Kaiser und seinen Verwandten, mitten in die Dinge hinein und macht sich zum Helden des Stückes.

Im ersten Akte erklärt sich auf Zureden des Abtes Wala von Corvey Kaiser Ludwig bereit, am ersten Teilungspakte festzuhalten. Da gewinnt Graf Bernhard aus der spanischen Mark die Liebe der Kaiserin und damit die Zustimmung, ihrem Sohne Karl zum Throne zu verhelfen. Nachdem im zweiten Akte der frühere Vertrag erneuert und der junge Karl vom Throne ausgestoßen worden ist, weiß Bernhard, den der Kaiser kurz vorher zum Kämmerer ernannt hat, durch Vorzeigung einer Botschaft König Pipins an seine Brüder den Beweis der Verräterei dieser drei zu erbringen und dadurch die ebengefaßten Beschlüsse zunichte zu machen. In stürmischer Verhandlung wird Karl als König gekrönt und seinen Brüdern gleichgestellt. Bis zu diesem Punkte gehen die Interessen Bernhards mit denen des jungen Königs zusammen; von nun an treten sie in den Vordergrund. Im dritten Akte gilt es, die Kaiserin auf dem Pfade ihrer verbrecherischen Liebe weiter fortzureißen. Das geschieht in der

erſten Szene: ſchon gewöhnt ſich Judith an den Gedanken, ihren kaiſerlichen Gemahl aus dem Wege zu ſchaffen, und König Karl erklärt ſich bereit, unter Nichtachtung der Rechte ſeiner Brüder die Krone Karls des Großen aus Bernhards Händen entgegenzunehmen. Doch ſoll vonſeiten des letztern hiermit keineswegs die Sache ihr Bewenden haben. Wenn der Kaiſer und die älteſten Söhne aus dem Wege geräumt ſind, dann muß auch der jüngſte fallen. In der letzten Szene wird Karl von ſeinen Brüdern Fehde angeſagt, und damit ſind wir bereits vor der Entſcheidung angelangt. Im vierten Akte ſtehen ſich die Parteien bei Kolmar gegenüber. Im Lager der Brüder ſtirbt Pipin infolge eines Sturzes mit dem Pferde, im andern Lager iſt Kaiſer Ludwig ſchwer erkrankt: die Wirkung des Giftes, das ihm vom Grafen mit Hilfe ſeines mauriſchen Sklaven beigebracht worden iſt. Nur wenige Stunden hat er noch zu leben, da begiebt ſich König Karl ins Lager ſeiner Brüder, wo man eben von jenem Sklaven den Sachverhalt im feindlichen Heere erfahren hat. Weil er augenblicklich ſowohl dieſes als auch das Verhältnis ſeiner Mutter zum Grafen erfährt, ſo iſt das der Grund der Ausſöhnung zwiſchen den Karolingern. Vereint begeben ſie ſich ins Lager des Kaiſers, der gerade noch ſoviel Leben in ſich hat, um ſeinen verſöhnten Kindern den Segen zu geben. An ſeiner Leiche wird endlich die Strafe an dem Schurken vollzogen, der die Verwirrung angerichtet hat. So der Verlauf der Handlung.

Wenn wir ſchon oben geſagt haben, daß der Dichter aus der Vorgeſchichte des Grafen von Barcelona auch nicht ein einziges Moment beigebracht hat, das dieſen in irgendeiner Art berechtigte, die Stelle des Helden einzunehmen, ſo iſt auch während der Handlung kein Impuls ſeines Thuns wahrnehmbar, der darnach angethan wäre, ihn zu dieſer Höhe zu erheben, oder auch nur unſer Intereſſe für ihn zu erwärmen. All ſein Handeln geht aus der kraſſeſten Selbſtſucht hervor und hat nicht mehr Entſchuldigung als das des gemeinſten Straßenräubers, der ſein Opfer niedergeſtoßen hat und nun die Taſchen desſelben lehrt. Schon die erſte Szene des erſten Aktes läßt ihn ganz als den kalten, berechnenden Böſewicht erkennen, für den nur die Rückſicht auf den eignen Nutzen beſtimmend iſt. An den Hof von Worms iſt ihm Hamatelliwa, die Tochter eines Maurenfürſten, gefolgt. Sie hat ihm einſt in harter Todesnot das Leben gerettet und glaubt noch an ſeine Liebe, während er ihre edle That und zärtliche Anhänglichkeit mit dem ſchnödeſten Undank lohnt. Alles was er hier vorbringen kann, ich will nicht ſagen um ſein Thun zu entſchuldigen, ſondern zu erklären, liegt in den Worten:

Mein Leben iſt mein Gut; ich will es mir
Zu einem Bau von Macht und Ehre türmen.
Dein Werk iſt abgethan; du warſt die Schwelle.
Hier ſei die Werkſtatt, hier am Hof zu Worms;
Dies Haupt der Meiſter, Werkzeug dieſer Arm;
Maurin, fahr wohl — mir winken andre Sterne.

Man könnte ſich überhaupt wundern, weshalb uns der Dichter mit dieſem Bubenſtreiche bekannt macht oder vielmehr ihn begehen läßt, wenn man nicht nachher merkte, daß die Anweſenheit der Maurin dazu notwendig iſt, damit ſowohl der ſie begleitende Sklave als zwei aus der Heimat entſandte Boten von Wichtigkeit für die Handlung werden können. So hat auch dieſe That nichts innerlich Notwendiges, ſondern ſie iſt lediglich ein äußerliches Mittel, für das jedes andre ebenſo gut wäre, um die Aktion in Gang zu halten.

Wir kommen zu dem Auftritt, in welchem es dem Grafen gelingt, die Kaiſerin für ſeine Abſichten zu gewinnen. Es iſt ſchwer, den Charakter des erſtern zu ſchildern, ohne auch ſchon hier auf den der letztern näher einzugehen. Die Szene muß für jeden, der richtig fühlt und denkt, etwas Verletzendes haben. So leicht läßt ſich kein ſtolzes Weib, geſchweige denn eine Kaiſerin gewinnen, oder wenn es wäre, ſo hätte doch der dramatiſche Dichter, wenn anders er das ſittliche Intereſſe für die betreffende Perſönlichkeit wach erhalten will, die Pflicht, die Möglichkeit ſo fern als nur möglich zu halten. Da iſt zwar eine große Verſuchung: im letzten Augenblicke wird ihrem Sohne nicht bloß ein Teil des Frankenreiches, ſondern die Ausſicht auf das ganze geboten. Welches Frauenherz, welches Mutterherz würde nicht bei ſolchem Angebot erbeben! Aber es geſchieht um den Preis ihrer Ehre, und wer iſt es, der dieſen Preis verlangt? Wenn die Kaiſerin ihren ſtürmiſchen Bewerber gekannt hätte, wenn ſie von jener Zeit her, wo ſie dem bereits alternden Ludwig ihre Hand reichen mußte, dem früher geliebten ein treues Andenken bewahrt hätte, ſo war es ein andres. Der Dichter hätte Gelegenheit gefunden, in ergreifender Schilderung eines zwiſchen Liebe und Pflicht, zwiſchen Glanz und Entſagung ſchwankenden Frauenherzens den Hörer zu gewinnen und ihn, wenn auch nicht von der Moralität ihres Handelns zu überzeugen, doch mit zartem Erbarmen zu erfüllen. Aber hier iſt ein völlig Unbekannter, ein Abenteurer, dem für den Zuſchauer der Dichter nichts mit auf den Weg gegeben hat, als das Bewußtſein einer höchſt unmoraliſchen That. Die Kaiſerin weiß zwar davon nichts, aber im übrigen hat er nichts für ſich, als daß er mit feurigen Worten die Glut ſeiner Liebe und mit mehr als Selbſtbewußtſein ſeine ſonſt nicht vernommenen Thaten zu ſchildern vermag. Will uns der Dichter glauben machen, daß immer und überall Frauentugend bloß durch glatte und prahleriſche Worte zu Falle gebracht werden? Mag das im einzelnen Falle der Wirklichkeit entſprechen, aber es giebt auch ſchwerer wiegende Motive, und hier wären ſie am Platze geweſen, nicht bloß um an die Kaiſerin, ſondern auch an ihren Verführer glauben zu machen.

In der That, es fehlt überall an der ausreichenden Begründung. Wenn jemand Anſprüche auf eine in rechtmäßigen Händen ruhende Herrſchaft macht, wenn er, um ſie zu verwirklichen, vier Könige mit Gewalt aus dem Wege räumen, einen Kaiſer ermorden will, dann muß derſelbe ſehr ſtarke und haltbare Beweiſe vorbringen, daß nur in ſeiner Perſon die Welt, der er andre

Geſtalt geben will, Rettung und Gedeihen finden kann. Es kann uns hier nicht beikommen, den Weg anzudeuten, den der Dichter hätte gehen müſſen, aber es mußte ein hoher Gedanke ſein, der in dem Prätendenten verkörpert wäre, um uns ſeine Unthaten vergeſſen zu machen. Es giebt genug Momente in der Weltgeſchichte, wo die Entwicklung der Menſchheit und ihrer Staatengebilde nur möglich iſt mit dem gewaltſamen Durchbrechen des formellen Rechtes. Entweder eine ſolche Notwendigkeit hätte der Dichter an den Dingen und ſeinem Helden nachweiſen, oder wenigſtens ihn ſolche Worte reden, ſolche Thaten verrichten laſſen müſſen, daß nicht der mindeſte Zweifel an ſeiner vollkommenen Helden- und Herrſchernatur in uns aufkommen kann. Um Beiſpiele zu haben, ſo finden wir das eine im „Wallenſtein," das andre in „Richard dem Dritten." In jenem führt Schiller den Beweis, daß nur Wallenſtein den Einigungsgedanken auf den Gebieten des Glaubens und des Staates gegen die beſtehenden Gewalten erheben durfte, während bei Shakeſpeare, wo ohne Wechſel eines Syſtems nur die eine Perſönlichkeit die Stelle der andern einnimmt, Richard in einer Weiſe redet und handelt, daß uns jeden Augenblick ſeine alles überragende Herrſchergröße bewußt bleibt. Aber wir brauchen die „Karolinger" nicht mit dieſen Meiſterwerken zuſammenzuſtellen, um zu finden, daß die Worte, mit denen Bernhard von Barcelona ſeine Handlungen begleitet, in Abſicht auf den von ihm gewollten Zweck bloß hohle Phraſen ſind. Der Graf kennt nur die Welt des ſubjektiv Begehrten, wie die des ſubjektiv Behaupteten. Daß über beide ſich das Reich einer objektiven Sittlichkeit erhebt, davon hat er keine Ahnung, oder will er keine haben. In all ſeinem Thun ſetzt er ſich ohne jegliches Bedenken über das Moralgeſetz hinweg, an keiner Stelle, ſelbſt da nicht, wo er von einem jähen Tode ereilt wird, zeigt er, daß auch ein Gewiſſen in ihm ſchlägt, „das Zünglein an der Waage der Thaten." Damit aber ſchießt er über das Ziel hinaus, und je höher er in der Leidenſchaft ſeine Worte ſpannt, umſoweniger erreicht er mit ihnen, was er will. Denn dieſe Leidenſchaft iſt keine echte, ſie erhebt ſich nicht über den realen Boden einer wenn auch durch ſeine Thaten geleugneten, ſo doch innerlich auch von ihm anerkannten Moralität. Und ſo tritt, weil die von ihm verachtete Welt ſittlicher Ideen in uns lebendig iſt, auf die wir alles Gethane zu beziehen pflegen, das ein, daß ſeine Worte, da ſie keinen Glauben haben und keine Liebe erwecken, uns vorkommen wie „ein tönendes Erz und eine klingende Schelle." Nur einige von ſeinen Tiraden mögen hier Platz finden. In der zweiten Szene des vierten Aktes, in welcher er die deutſchen Großen für ſeine Pläne gewonnen hat, heißt es:

Und dies Wort Schuld
Iſt nur der Seufzer der Ertrinkenden,
Die in dem Lebens-Ozean der Kräfte
Zu ſchwach zum Schwimmen [näml.: ſind]. — Du ſei meine Göttin,
Die du den Abgrund zwiſchen Recht und Unrecht
Im Löwenſprunge überwältigſt: That!

Eine andre Stelle iſt die, wo er neben der ohnmächtigen Judith knieend in die Worte ausbricht:

Mein iſt ſie heute, und mein ſoll ſie bleiben
Diesſeits und jenſeits, mag der Schlund der Hölle
Sich vor uns öffnen, jauchzen werden wir ꝛc.

Endlich noch eine Stelle, die ſo recht dazu angethan iſt, den Widerſpruch zwiſchen dem Lärm der Worte und dem Mangel an der ihnen entſprechenden Subſtanz darzuthun:

Zerriſſen von der Karolinger Meute —
Die Flammen, die die Welt durchloderten,
Erſtickt vom Schwalle der Alltäglichkeit!

Mag es damit genug ſein. Wir kommen auf das zurück, wovon wir ausgingen: daß das Böſe als ſolches uns kein andres Intereſſe abgewinnen kann, als ein negatives, den Wunſch nämlich, daß wir vor ihm behütet werden mögen. So iſt es hier. Wenn wir den Grafen von Barcelona im letzten Akte unter den Streichen ſeiner Feinde fallen ſehen, ſo geſchieht es mit dem ganz beſondern Gefühle der Genugthuung, daß wir nicht nötig haben, uns noch in einem weitern Akte mit ſeinem Unweſen zu befaſſen.

Von den andern Perſonen des Dramas, die wir zu betrachten haben, tritt am meiſten Judith hervor. Ich habe ſchon von der Szene geſprochen, in welcher Bernhard zuerſt mit ihr zuſammentrifft. Ein ähnlicher Auftritt, aber von noch widerwärtigerem Charakter, iſt derjenige, in welchem ſich die Kaiſerin ganz ihrem Verführer hingiebt. Es iſt mir unbegreiflich, wie der Dichter ſolche Vorgänge auf die Bühne bringen kann. Wenn er in dem bekannten Motto ſagt, daß der Hiſtoriker nur die Zeilen leſe, der Poet auch den Sinn derſelben erkläre, ſo muß ich ihn auf etwas aufmerkſam machen, was er ohne Zweifel weiß, aber für den Augenblick vergeſſen zu haben ſcheint, daß ſchon auf unſern Schulen die Geſchichte pragmatiſch behandelt wird. Jeder Geſchichtslehrer belehrt ſeine Schüler über den Charakter der Judith: mit ihrer ehelichen Treue war es nicht zum Beſten beſtellt, aber er hütet ſich, darüber wie über andre ähnliche Dinge den Schleier weiter zu lüften, als der Zuſammenhang und die geforderte Objektivität im Geſchichtsunterrichte verlangen. Auch in der Thätigkeit des dramatiſchen Dichters iſt ein hervorragendes Moment das erziehliche. Aber nicht bloß Erwägungen von der Moral hergenommen, ſondern auch äſthetiſche hätten ihn veranlaſſen ſollen, vorſichtiger zu ſein. Wie kommt es, daß er ſich ſoweit gehen läßt und auf offener Bühne die Kaiſerin zur Metze macht? Heißt das den Sinn der Geſchichte erklären? Eine innere Notwendigkeit liegt nicht vor, ſie von der Seite ihres ſchlafenden Sohnes hinweg in den Garten zu locken, denn mit den politiſchen Abſichten des Grafen hat es nicht das mindeſte zu thun. Außer dem Bedürfnis des Effekts alſo und die Sinne zu erregen kann kein andrer Grund für die Szene vorliegen, als um durch ſie den Tod der

Hamatelliwa herbeizuführen. Da nämlich die Maurin die Liebesszene im Garten bemerkt hat und, wenn sie auch die Kaiserin nicht erkannte, eine Entdeckung herbeizuführen droht, so fällt sie von der Hand ihres frühern Geliebten. Indes auch ihr Tod ist durch nichts motivirt. Fordert es auch die poetische Gerechtigkeit, daß sie nicht weiter leben darf, so braucht sie doch nicht in dieser Weise zu fallen. Ihr treuer Sklave Abdallah, der sie vom Vaterhause her begleitet hat, hat in der Treulosigkeit des Grafen Beweggrund genug, die schwerste Rache an ihm zu nehmen.

Es ist überhaupt schwer zu sagen, was die ganze Maurengeschichte in Wildenbruchs „Karolingern" soll. Daß sie in einen organischen Zusammenhang mit dem Streite derselben um das Frankenreich gebracht wäre, läßt sich nicht behaupten. Hamatelliwa ist in Worms, damit der sie begleitende Sklave einst Rache für sie nehmen und durch den Tod des Grafen das Stück zu Ende bringen kann. Noch eine andre Notwendigkeit für ihre Anwesenheit ist da. Von ihrem Vater werden der Unglücklichen Boten nachgesandt, um sie vom Grafen zurückzufordern; aber da diese Gesandtschaft viel passender schon im Spanierlande selbst geschickt worden wäre, so kommt man auf den Gedanken, daß der angegebene Grund nur ein Vorwand ist, und daß die Mauren in Wirklichkeit in einer ganz andern Absicht vom Dichter nach Worms geschickt werden. Bernhard hat jene Botschaft Pipins an seine Brüder nötig, damit er den Reichstag sprengen kann. Die Mauren geben sie ihm gegen die Herausgabe Hamatelliwas preis und werden so das rein äußerliche Mittel, um die Dinge in Fluß zu erhalten. Auch darüber könnte man sich wundern, daß Pipin gerade den Sarazenen, deren Treue mindestens noch nicht erprobt war, zu Ueberbringern eines so wichtigen Geheimnisses macht.

Schon mehrfach ist die Rede darauf gekommen, daß es den „Karolingern" an einer leitenden Idee fehle; nur wäre es unrecht zu behaupten, daß dergleichen überhaupt in dem Stücke nicht zu finden sei. Erstens ist da der Gegensatz zwischen den Franken und den Deutschen, der sich in der Parteistellung der letztern für den Grafen von Barcelona kundgiebt, zweitens der Einheitsgedanke Karls des Großen, der vom Abte Wala von Corvey betont wird. Aber so schroff die Parteinahme der Deutschen auch ist, so vollzieht sich doch die Handlung in dem Maße ohne die individuelle Färbung ihres nationalen Charakters, daß sie kaum Geltung erlangt und ohne eigentliche Wirkung vorübergeht. Auch hier schallt mehr das lauttönende Wort ins Ohr, als daß der Grund desselben Herz und Verstand durchdränge. Gleiches ist auch von dem zweiten Punkte zu sagen. Der Abt redet in den schönsten Worten für die Notwendigkeit des Zusammenhaltens, aber so warm sie dem Munde des Alten entströmen, so wollen doch auch sie keinen rechten Glauben erwecken. Denn wie ist es zu verstehen, daß eine Teilung unter dreien die Einheit, diejenige unter vieren die Zersplitterung bedeute? Man kann immerhin die letztere als eine Neuerung hinstellen, welche eine kaum eingetretene Beruhigung der Gemüter wieder in Frage stellt, aber ein Abweichen von den Grundsätzen des großen Karl war die erste nicht minder als die zweite.

So entspricht denn auch nach dieser Seite das Drama nicht den Erwartungen, die das an die Spitze gestellte Motto erweckt. Es ist überhaupt mit dieser Tragödie ein wunderliches Ding. Wenn uns Wildenbruch doch sagen wollte, was er eigentlich mit dem Stücke will! Was hat er im Buche der Geschichte von Ludwig dem Frommen und seinen Söhnen gelesen, und was will

er, daß wir darin finden? Sollen wir an dem Beispiele der einen sehen, daß Uneinigkeit nie zu etwas Gutem führt, oder an dem des andern, daß unmoralisches Handeln schon in diesem Leben Strafe nach sich zieht? Doch wer möchte glauben, daß es dem Dichter, der so tief in den Zeilen der Geschichte zu lesen vermag, um so triviale Wahrheiten zu thun gewesen sei? Mit dem Motto dürfte es ihm also nicht ganz ernst gewesen sein, und so müssen wir wohl eine andre Richtung einschlagen, um den tiefern Grund der Dichtung zu finden. Vielleicht entdecken wir ihn in der Vorrede? Nein, auch dort lesen wir nirgends etwas von der Geltendmachung oder Durchführung einer Idee. Dagegen ist umsomehr von der eigentlich technischen Kunst des Dichters die Rede, der bemüht sein soll, „alles, was an dramatischer Wirkungsfähigkeit in ihm schlummert, zu nachdrücklichstem Leben hervorzurufen." „Dies Bedürfnis, heißt es, erscheint mir als ein so entscheidendes Merkmal wahrhaft dramatischer Begabung, daß ich nicht anstehe zu behaupten, daß aus dem Maße der Schonungslosigkeit, mit welcher der Dichter sein eignes Gebilde wieder und immer wieder in die gestaltenden Hände nimmt, ein unmittelbarer Rückschluß auf das Maß seiner dramatischen Fähigkeit überhaupt gezogen werden kann."

Darnach ist also das, worauf der dramatische Dichter in erster Linie sein Augenmerk zu richten hat, die formale Gestaltung. Stellt ein Ding in die richtige „perspektivische Entfernung," das heißt hier, seht es euch vom Zuschauerraum an! Ist es zu lang, so schneidet es zurecht, oder zu kurz, so reckt es. Die Handlung als solche, das ist die große Frage, also nicht so sehr, wie sie zustande kommt, als daß sie überhaupt zu stande kommt, nicht wie sie sich entwickelt, als daß sie überhaupt im Gange bleibt. Daher bei Wildenbruch der rasche Wechsel der Szenen, ein aufs knappste gespannter und darum selbst spannender Dialog, daher die prickelnden und pikanten Vorgänge, die voll Heftigkeit und Leidenschaft die Sinne tumultuiren und die Lüsternheit erregen, daher endlich eine stets bewegte und belebte Handlung, die nicht im Räsonnement hängen bleibt, sondern stets von dem Gedanken getrieben erscheint, zu Ende zu kommen. Kurz, im einzelnen und im ganzen ist alles auf die Wirkung berechnet, und die erfährt man nicht im bedächtigen Abwägen der einschlagenden Momente, sondern „in der Berührung mit der Bühne," das heißt unter dem Tumulte des Beifall spendenden und Mißfallen bezeigenden Publikums. „Unter der lebendigen Mitwirkung der Zuhörerschaft soll sich das dramatische Werk zu voller Körperlichkeit entwickeln." Dagegen brauchte man nun nichts zu haben, wenn nur an irgendeiner Stelle auch von einem die Handlung tragenden Gedanken die Rede wäre. So aber wird hier das ganze Geschäftsgeheimnis Wildenbruchs, das vor allem den äußern Schein ins Auge faßt, verraten. Körperlichkeit? Unter andern Umständen könnte man darunter verstehen, was man wohl ein in sich abgeschlossenes, lebensvolles Ganzes nennt, hier muß man sie als den Gegensatz zu Geist und Seele auffassen. Was braucht es auch der letztern, warum eine Idee, um aus ihr das Drama zu gestalten? Die Alten, Aristoteles, Lessing haben lange genug geherrscht, endlich ist es Zeit, frei und selbständig zu werden. Der Liberalismus hebt die Parlamente, Wildenbruch das große Publikum auf den Thron. Anstatt die Menge zu sich emporzuheben, setzt er sich mitten unter sie, um sich von ihr hinunterziehen zu lassen. Die „Karolinger" sind ein Produkt der höhern Mache, in seiner Vorrede sagt es der Dichter selbst.

Um eine Perle.

Roman von Robert Waldmüller (Ed. Duboc).

(Fortsetzung.)

Sein Sohn, begann dann der Vater in bewegtem Tone, du wirst nicht von hinnen scheiden wollen, ohne zu hören, was du als fleischlich Geborener an Fesseln nicht auszuklügeln, an guten Vorsätzen nicht zur That werden zu lassen vermocht hast. Ist dir vom Menschen Leid bereitet worden, so lösche es in dieser feierlichen Stunde aus deinem Gedächtnis. Hast du ihnen noch getrauen, so laß heute deinen Blick einzig auf die ihnen bereiteten Schmerzen gerichtet sein, nicht auf die Unbill, durch welche sie dich zuvor gekränkt oder gereizt hatten. Sächliche Freiden mit allem, was dich beknigte, was du bekrigt hast, und öffne ein williges Ohr den Trostworten, mit welchen ich alle gewohnten Preisser bis die Vergebung deiner Sünden und ein seliges Eingehen in das bessere Jenseits zu verheißen berufen bin.

Er hatte, indem er sich so zum Klöstern der vorgeschriebenen Formeln anschickte, von Sog zu Sog dem sprachlos Dahingehen zu einem Blicke oder einem Kopfnicken bestimmenden Verständnisses Zeit gelassen, und so oft Fiorita mit tropfender Wimper nach einem solchen Zeichen Giuseppes aufschaute, hatte der Sterbende ihr mit einem schmerzlichen Lächeln um die blässer und immer blässer werdenden Lippen gewillfahrt.

Als aber Pater Vigilio zu Ende war und sich zurückziehen wollte, bemächtigte sich Giuseppes eine Unruhe, welche zu verraten schien, daß er, von ganz andern Gedanken erfüllt, den trostspendenden Zuspruch des Greises kaum wirklich in sich aufgenommen hatte.

Bleibt, ehrwürdiger Vater, bat Fiorita, und zu Giuseppe gewandt, sage sie: Pater Vigilio harrt bei uns aus. Er sieht dich so auch, armer Freund.

Digitized by Google

Er hat, wie oft! meine Thränen fließen sehen. Er weiß, wie gut du bist. Ich habe vor ihm, vor meinem treuen Beichtvater, kein Geheimnis. Setzt Euch, Pater Vigilio, setzt Euch dort mit dem Blicke nach dem schönen Sonnenscheine draußen. Ich könnte, wenn Ihr nicht in der Nähe bliebet, die letzten Augenblicke meines Geliebten doch noch mit ungestümem Jammer erfüllen —

Sie stockte, denn während sie so durch Reden sich im Zaume zu halten suchte, hatte Giuseppe die Hand des Greises ergriffen, und jetzt suchte er diese alte zitternde Hand, wie einen Segensspruch von ihr heischend, auf die in einander fest verschlungenen beiden Hände zu drücken, auf die Hände Giuseppes und Fioritas.

Die Tochter Marcello Buonacolsis erblaßte. Sie erriet Giuseppes Gedanken: der Segen der Kirche sollte sie dem Geliebten verbinden, das Ziel ihres und seines ganzen Wünschens und Sehnens, es sollten im Augenblicke des Zusammenbruchs alle ihre und seine irdischen Hoffnungen erreicht werden.

Giuseppe, stotterte sie, eingedenk ihres Vaters, verstehe ich dich recht?

Er gab keine Antwort.

Ehrwürdiger Vater, wandte sie sich flehenden Tones zu dem Pater, beratet uns! Darf ich die Kindespflicht so unerhört verletzen? Wird mein Vater es überleben? Das Bündnis einer Buonacolsi und eines Gonzaga! An dem Tage, wo ich dich, Geliebter, zum erstenmale sah, hatte kurz zuvor mein Vater mir das Geburtshaus der armen Giulia Cappuletti mit bitterbösen Abmahnungen gezeigt. Es war, als ahnte er, was ihm bevorstand, und mir, die nie auch selbst nur deinen Schatten an der Wand gesehen hatte, mir schoß der Gedanke angstvoll durch den Sinn: wenn mein Herz einmal zu Worte kommt, wird mein Vater nicht Trauerkleider anlegen müssen wie der alte Cappuletti?

Sie preßte, von ihren Gefühlen überwältigt, ihre Lippen auf die fest in der ihren ruhende Hand Giuseppes; aber dann, erschreckt von dem Gedanken, irgend ein Opfer zu schwer gefunden zu haben, um es ihm zu bringen, verwehrte sie dem Pater, welcher eben mit abratender Geberde das Wort nehmen wollte, es zu thun. Nein, nein, rief sie, antwortet nicht, gebt mir nicht Recht! Die Wunde, die dort todbringend aufgebrochen ist, mein Vater hat sie ja geschlagen. Ach, ich Arme kann sie nicht schließen! Aber Balsam vermag ich hinein zu thun. Verzeihe mein Zögern, Geliebter. Draußen rollt der Donner. Ruft er dich ab? Bist du noch bei mir? Hurtig, hurtig, Pater Vigilio, segnet unsern Bund! Hier sind unsre Hände — sprechet uns zusammen! Lasset alle überflüssigen Formeln! Hier sind unsre Hände! Unlösbar! Unlösbar!

Sie warf sich schluchzend an Giuseppes Brust.

Draußen rollte der Donner. Die Sonne hatte sich hinter schwarzen Wetterwolken verborgen. Es war fast finster geworden, nur das bläuliche Licht der zuckenden Blitze leuchtete ins Zimmer hinein. Rauschend ging ein wolkenbruchartiger Regen nieder.

Der Sturm der Elemente hätte in diesem Augenblicke jedes Wort übertäuben müssen; es war, als wollte der Himmel selbst nicht, daß die Tochter um ihrer Liebe willen sich ihrer Kindespflichten so weit über alles Maß hinausentschlage.

Pater Vigilio, mit seinem Herzen hüben wie drüben, flehte im stillen zur Mutter Gottes, sie möge ihm eingeben, was er thun solle.

Die römische Kirche hat nie durch ein „allgemeines" Gesetz die Giltigkeit der Ehe förmlich an die priesterliche Einsegnung geknüpft; die letztere wird seit dem Jahre 1215 für nötig erklärt und es wird an ihr festgehalten, doch daneben hat sich, wenn auch nicht im Bereich der Sitte und des Herkommens, der Grundsatz erhalten, daß schon die beiderseitigen Konsense genügen, daß also eine sogenannte Gewissensehe eine wirkliche Ehe ist, vorausgesetzt, es stehen ihr nicht andre aus den Landesgesetzen oder aus dem kanonischen Rechte abzuleitende Hindernisse im Wege, nahe Blutsverwandtschaft, Glaubensverschiedenheit, Paten- und Täuflingsverhältnis und ähnliches.

Pater Vigilio hätte am liebsten den kirchlichen Segen, auf Grund jenes noch immer bestehenden Mangels eines darüber bestimmenden allgemeinen Kirchengesetzes, als eine ja zur Not entbehrliche Zeremonie erklärt und daraufhin sich von der ihm abverlangten Leistung freigemacht.

Aber es widerstrebte ihm doch, sich auf diese unpriesterliche Weise aus der Klemme zu bringen. Ihm fiel ein andres Auskunftsmittel ein. Es war, wie in den meisten Orten Italiens, so auch in Mantua die Gegenwart zweier Zeugen bei jeder Trauungszeremonie üblich; gegen dies Herkommen wenigstens brauchte er nicht zu verstoßen. Während der Sturm der Elemente nachzulassen begann, wendete der Pater demnach seinen Blick nach der Thür, wo der Mönch stand.

Dort steht der eine Zeuge, sagte er, wenn Ihr denn ernstlich dabei beharrt, liebe Kinder, Euerm Bunde noch die kirchliche Weihe geben zu lassen. Aber die Wahrheit, so heißt es im Volksmunde und so ist es gutes Herkommen, wird nur aus zweier Zeugen Rede kund. Wo ist der Zweite? Gehe einen zweiten Zeugen zu holen, Bruder, befahl er, als Fiorita, gewohnt, in kirchlichen Fragen die Autorität des Paters als Gesetz gelten zu lassen, mit betrübter Miene schwieg. Aber, ehrwürdiger Vater, wie könnte ich! erhob der Mönch bescheidnen Einwand, ich sagte Euch ja, mir ist es auf die Seele gebunden, gegen niemand ein Wort über das Dasein dieses Mannes verlauten zu lassen. Ihr wolltet ihm, als einem Sterbenden, den Trost unsrer heiligen Kirche spenden. Ich zittre, daß ich, indem ich Euch dazu hierher geleitete, schon meine Befugnis überschritt. Laßt mich aber auf diesem abschüssigen Wege nicht weitergehen. Ich möchte mein Gewissen nicht belasten — es giebt auf Erden nichts schlimmeres —, non si dà al mondo cosa peggiore!

Du hast Recht, stimmte Pater Vigilio verlegnen Tones bei, denn er hätte es gern allen recht gemacht, dem Liebespaar, dem alten Marcello und nicht minder dem guten Klosterbruder.

Giuseppes Atem wurde schwächer — Fiorita bemerkte es. Und also wäre mir's wirklich nicht vergönnt, dich meinen Gatten zu nennen! schluchzte sie.

Aus dem Hintergrunde des Zimmers klang es tonlos: Hier ist der zweite Zeuge.

Das schwarze, schlangenartige Lockengeringel der Neapolitanerin wurde über dem Walde von Blattpflanzen sichtbar, welchen Antonio Maria als angeblicher Schloßgärtner dort zunächst des letzten Fensters im Laufe der Schmerzenswochen Giuseppes zusammengetragen hatte.

Langsam trat sie näher. Sie war in jenen Versteck entwichen, als der Minimi-Mönch, wie er es täglich that, sich durch das fünfmalige langsame, bei diesen Ordensbrüdern übliche Klopfen an der Thür des Krankenzimmers zu seinem Erbauungsdienste gemeldet hatte. Da er sich dann, nachdem ihm der hoffnungslose Zustand des Gefangnen augenfällig geworden war, ohne Aufenthalt wieder entfernt hatte, war sie leise auf ihren Posten am Bette zurückgekehrt, beglückt, daß ihr das Schicksal vergönne, ihm den letzten Liebesdienst zu erweisen. Aber von neuem hatte das Nahen eiliger Schritte sie in ihren Versteck zurückgescheucht. Und seitdem war sie mit finstrer Stirn im Hintergrunde des Zimmers, den starren Blick auf den Boden gerichtet, von allen Furien der Eifersucht gemartert, mit wider Willen lauschendem Ohr Zeuge gewesen der bewegten Szene, die sich um das Lager des Sterbenden abspielte — ein Auftritt, bei dem in der leidenschaftlich erregten Phantasie der Tragödin sich Thatsächliches und einst von ihr selbst Gespieltes allmählich so unentwirrbar vermengten, daß sie sich wie ihres Stichworts in der Kulisse harrend vorkam. War jener Schmerzensschrei Fioritas ihr Stichwort gewesen? Die Medusa in ihr hatte nein! gerufen, nein und nochmals nein! seine Gattin wenigstens soll sie nicht werden! Aber die Neapolitanerin war nicht einzig Medusa, sie war auch Giacinta, deren Herz von großmütigen Wallungen erfüllt war, und so hatte sie die Worte gesprochen: Hier ist der zweite Zeuge!

Jetzt stand sie gesenkten Blickes zu Häupten des Bettes, an der Seite, von welcher sie herangekommen war. Auf der andern kniete noch immer Fiorita, von der so plötzlich im Zimmer aufgetauchten Erscheinung erschreckt und doch auch sich nicht Zeit zum Nachdenken gönnend; hinter der Knieenden stand, zur Zeugenschaft nunmehr fügsam herangetreten, der Minimi-Mönch; neben der Neapolitanerin Pater Vigilio.

Er hatte beim Vernehmen jener tonlosen Worte sich rasch bekreuzt, denn sein alter Kopf war schon während der Donnerschläge und der bläulich das Zimmer erhellenden Blitze von der Erinnerung an arge Spukerlebnisse heimgesucht worden. Aber seines Amtes zu warten, lag ihm denn doch vor allem am Herzen, und so zog er ohne weiteres Zögern sein Brevier hervor und sagte eine der Gebetformeln her, welche jedem Trauungsakt voraufzugehen pflegen.

Er hatte die kürzeste gewählt.

Mit wenigen Worten rief sie die Wichtigkeit eines für das ganze Leben geschlossenen Bundes den Verlobten ins Gedächtnis zurück.

Fürs ganze Leben!

Fioritas Thränen flossen.

Es folgte die Frage an Giuseppe Gonzaga, an Fiorita Buonacolsi.

Er nickte, sie hingegen rief laut: Ja, Geliebter, die Deine, die Deine in alle Ewigkeit!

Wenige Minuten darauf schlossen sich die Augen Giuseppe Gonzagas, und sein Herz hörte auf zu schlagen.

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Mantua hatte sich beruhigt. Die Pockenseuche war in wenigen Wochen überstanden worden. Wieder ertönten abends die Klänge der Mandolinen und der Guitarren. Die Weinlese hatte reichlichen Ertrag gegeben, das Maisbrot war im Preise gefallen. Die Zeit der drückenden Hitze hatte sich von klaren, kühlen Herbsttagen ablösen lassen.

Im Palazzo Ducale residirte ein neuer Herzog, Herzog Fernando. Man hatte unter dem kurzen Regiment seines Vorgängers manches Unerfreuliche erlebt, war wegen seines mißtrauischen, menschenscheuen Wesens nicht dazu gelangt, ihn lieb zu gewinnen, und hatte seinen und seines armen Söhnchens Tod rasch verschmerzt, zumal da das nun stadtkundig gewordne tragische Ende Giuseppe Gonzagas viele Herzen rührte und ihn in einer Art Verklärungslicht erscheinen ließ.

Als früherer Johanniterordensprior war Herzog Fernando denn auch dem allgemeinen Wunsche, die Bestattung seines Vetters mit der einem Ordensritter gebührenden Pracht vollzogen zu sehen, nachgekommen.

Mantua hatte sich außerdem belehren lassen, daß die Ernennung des greisen Primaticcio eine der vielen Übereilungen des verstorbnen Herzogs gewesen sei, für welche mehr seine Kränklichkeit als sein Kopf verantwortlich gemacht werden müsse, und man erzählte sich, daß die durch den jetzigen Herzog berufnen neuen Räte durch große päpstliche Schenkungen in den Stand gesetzt werden würden, Mantua zu einer Universitätsstadt zu machen, ein Vorhaben, das bekanntlich zur Verwirklichung gelangte, wenn auch erst mehr als ein Jahrzehnt später und mit gleichzeitigem Einzuge der Jesuiten in die Räume der neuen Hochschule.

Mantua war solcherart wieder guter Dinge.

Anders sah es im Palazzo Passerino aus.

Der alte Marcello hatte zwar vorausgesehen, daß, wenn seine Tochter ihren Geliebten noch am Leben finden werde, sie nicht anders denn als die Gattin Giuseppe Gonzagas ihrem Vater wieder gegenübertreten könne, und so war

Fioritas Beſorgnis, dieſer ihr nach ſchwerem Kampfe gethaner Schritt werde das Leben ihres Vaters gefährden, unbegründet geweſen. Aber der alte Marcello grollte, und viele Tage verſtrichen, ehe er nur wieder eine Handreichung von ihr annahm.

Sie ging in Trauerkleidern zur Meſſe, ſie lebte ganz in der Erinnerung an ihren Gatten; der neue Herzog hatte alles, was aus dem Sterbezimmer ſeines unglücklichen Vetters für ihr Herz einen Wert haben konnte, mit gütigen, teilnehmenden Worten zu ihrer Verfügung ſtellen laſſen; die ſämtlichen Blattpflanzen und Blumenſtöcke, ſogar einige der als Giuſeppes Boten ausgeſandt geweſenen Tauben waren ihr überantwortet worden, umgaben ſie, täuſchten ſie in einſamen Stunden mit dem Gefühl ſeiner Gegenwart; Eufemia, Lazzaro, der alte Pater Vigilio, wer immer nur mit ihr in Berührung kam, alle bemühten ſich, indem ſie des Verſtorbnen nicht allein mit Worten des Mitgefühls, nein auch als des Gatten Fioritas gedachten, ihr wohlzuthun, dem Bunde, obſchon er für das Erdenleben ohne Dauer geweſen war, ſein volles Recht widerfahren zu laſſen. Nur Marcello Buonacolſi glaubte einer Fiorita Gonzaga kein tröſtendes Vaterwort ſagen, glaubte nicht ihr verzeihen zu dürfen.

Allmählich gelang es ihr wenigſtens, in ihm das Bedürfnis nach ihrer Nähe wieder zu erwecken. Lazzaro hatte bis dahin ſie erſetzen müſſen, aber er war faſt ſo alt wie ſein Herr ſelbſt, und wenn der letztere über das ſchlechte Gedächtnis und über die Langſamkeit des Dieners ſchmälte, ſo mußte er ſich von dieſem ſagen laſſen, daß er, Lazzaro, fünfzig Dienſtjahre auf den Schultern habe, und daß Diener gerade ſo gut wie ihre Herren mit den Jahren ſtumpf und gebrechlich würden — ſo ſei es einmal der Wille Gottes.

Aus kleinen Handreichungen, die ſolcherart Fiorita nach und nach zu leiſten Gelegenheit fand, wuchs dann im Laufe der Zeit in dem mürriſchen Greiſe wieder das Begehren nach etwas anderm als bloßem Dienerumgang hervor, und endlich nahm er, um eine äußere Nötigung dafür vorzuſchützen, zu der Ausrede, ihm wolle kein Augenglas mehr genügen, ſeine Zuflucht, ſodaß Fiorita ihm in ſeine Bibliothek folgen und ihm dort von nun an täglich aus ſeinen Lieblingsfolianten, den alten Chroniken, vorleſen durfte, zu viel größerer innerer Befriedigung Marcellos als vordem, denn ihr Verſtändnis war ein den Kern der Dinge leichter erfaſſendes geworden, ſie war bei der Sache, während er früher Mühe gehabt hatte, ſie bei irgendetwas mehr als vorübergehend feſtzuhalten.

Es war mit dieſer Dienſtleiſtung ein ſchwerer Druck von ihr genommen, denn hatte das Unglück ſie auch geſchult und abgehärtet, ſie litt doch bisher täglich bei dem Gedanken, das Recht, ihrem Vater etwas zu ſein, verſcherzt zu haben — o wie ſchlecht glücklicherweiſe traf das Wort verſcherzt hier zu! — und ſo blühte ſie unter dem verſöhnlicher werdenden Blicke des Greiſes wie eine verabſäumt geweſene Blume, die eine gütige Hand begoß, langſam wieder auf.

Nie war über Giuseppes Heimgang anders als durch den Pater Vigilio zu dem Vater Fioritas geredet worden. Der alte Pater hatte seine Zaghaftigkeit angesichts der wuchtigen Schicksalsschläge, von denen Hoch wie Niedrig in Mantua heimgesucht worden war, überwunden, und wenn er in seinen Redegefechten mit Marcello von der Verteidigung seines Beichtkindes nach langem Wortstreite auch keine andern Früchte geerntet hatte, als daß Marcello ihm endlich schweigendes Hinnehmen des nun einmal nicht ungeschehen zu machenden gelobte, so war die frühere vermeinte Überlegenheit Marcellos über den so gern alles friedlich ausgleichenden Pater doch ins Wanken gebracht, und Marcello hatte seitdem nicht anders als durch stummes Grollen seiner verbitterten Stimmung Ausdruck zu geben gewagt.

Aber schweigendes Hinnehmen ist für manche Naturen etwas auf die Länge unerträgliches, und der alte Feuerkopf Marcello gehörte zu diesen Naturen.

Nun hatte er schon gleich nach seiner Einkerkerung, einen übeln Ausgang seines Prozesses voraussehend, sein Haus zu bestellen begonnen, und die damals von ihm zu Papier gebrachten Verfügungen waren bisher, in jenem selben unleserlichen Zustande gelassen, in einem der Folianten aufgehoben worden; mit ihnen zugleich ein Verzeichnis des Familienschmuckes der Buonacolsi.

Fiorita hatte nicht bemerkt, was die Papiere enthielten, als sie dieselben eines Tages, um in der Lektüre fortfahren zu können, auf die Seite legte, denn es handelte sich um eine für die Buonacolsi-Dynastie wichtige Stelle der Chronik, um den im Jahre 1302 von Guido Buonacolsi, benannt Bottigella, begonnenen Bau des Palazzo Ducale, und Marcello begleitete jedes Wort des Chronisten mit einem mürrischstolzen Cosi è, so ist es.

Aber auf einmal machte er ihr mit düsterm Stirnrunzeln ein Zeichen, es sei für heute genug.

Sein Blick war auf jenes Verzeichnis gefallen, das Verzeichnis des Familienschmuckes, und indem er es in die Hand nahm, hefteten sich seine Blicke auf eine Zeile, welche er nach der Rückkehr aus Verona dem Register hinzugefügt hatte, eine Zeile, in welcher über die Herkunft und den Kaufpreis der dort eingehandelten Perle das nähere aufgezeichnet worden war.

Fioritas Auge war seinem Blicke gefolgt, ihre Wangen röteten sich.

Auch vor ihrem Geiste stand plötzlich alles, was jener Perlenhandel, was jene in Verona verlebten Stunden für sie bedeuteten.

Ihr ward beklommen zumute, sie preßte die Hand aufs Herz und erhob sich, um das Zimmer zu verlassen.

Bleib! donnerte Marcello, und seine Stirnader schwoll, als wolle sie zerspringen. Um jener Perle willen, fuhr er mit bebender Stimme fort, wanke ich mit gebrochnem Herzen dem Grabe zu; um jener Perle willen wurde das Wappen der Buonacolsi in den Staub getreten; um jener Perle willen bin ich ohne Kind, sehe ich ein Wesen an meiner Seite, das auf den Namen Gonzaga

hört! Alter Chroniſt, rief er, indem er nach dem Folianten griff, alter Michele Bordenone, der du nur Ehrenvolles von meinem Geſchlechte zu berichten wußteſt, ſteige aus deiner Gruft empor, trage nach, was dieſe Wochen an Schimpf und Schande auf mein greiſes Haupt brachten, und dann ſchreibe ans Ende deines Werkes die Worte:

Um eine Perle! um eine Perle!

Fiorita war weiß geworden wie die Wand. Ihr ſchwindelte, alles bewegte ſich vor ihr im Kreiſe, ſie hielt ſich nur aufrecht, indem ſie die Lehne ihres Stuhles umklammerte.

Der Greis ſah es, wollte aufſtehen, um ihr beizuſpringen, unterdrückte aber dieſe Regung in demſelben Augenblicke und legte den Folianten aus der Hand, als ſei nun ausgeſprochen und abgethan, was ſich einmal hatte Luft machen müſſen, was nicht um jenes Verſprechens des ſchweigenden Hinnehmens willen unterdrückt werden konnte.

(Fortſetzung folgt.)

Literatur.

Der Kampf um den Beſitz. Von Dr. F. L. Chleborad. Wien, Manzſcher Verlag, 1885.

Der Verfaſſer hat ſein Buch, von dem hier eine deutſche Ausgabe vorliegt, bereits im Jahre 1884 in der Sprache ſeiner Landsleute erſcheinen laſſen; ob dies mähriſch oder tſchechiſch iſt, vermag Referent nicht zu beurteilen, da er keiner dieſer beiden Weltſprachen mächtig iſt. Der Verlagsort der Abhandlung war Brünn, der Verfaſſer ſcheint aber auch viel in Böhmen gelebt zu haben.

Der Inhalt des Buches berührt uns im allgemeinen ſympathiſch; denn es beruht darauf, daß die ſoziale Frage nur durch das ſoziale Königtum gelöſt werden könne. Der Kampf um den Beſitz iſt etwas dem Menſchen angeborenes, der Menſch wird zu demſelben durch die Natur und durch ſeine Mitmenſchen genötigt, aber die bisherige Entwicklung dieſes Kampfes hat zu der ungleichen Verteilung des Beſitzes, zu den wenigen Beſitzenden und zu der Menge Beſitzloſer führen müſſen. Der Verfaſſer rät den Beſitzloſen, ſich mit der Monarchie zu verbinden und infolge dieſer Allianz die erlangte Macht zu einer Umgeſtaltung der ſozialen Zuſtände zu benutzen. Dieſe Umformung findet der Verfaſſer teils in der Defenſive der Beſitzloſen, teils in der Offenſive. Die erſtere ruht mehr noch auf politiſchem als auf ſozialem Gebiete, denn zu ihr wird gerechnet: Förderung des Aſſoziationsweſens, freies Verſammlungs-, Vereins- und Petitionsrecht, kein Vermögenswahlzenſus, obligatoriſcher Unterricht, Reform der Steuergeſetzgebung mit progreſſiver Einkommenſteuer unter Freilaſſung gewiſſer Exiſtenzminima, Beſchränkung der beuteſüchtigen Konkurrenz, Schutzzölle u. dergl. m. Für die Offenſive, d. h. für die Erkämpfung neuer ökonomiſcher Verfaſſungsformen, faßt der Verfaſſer alle Vorſchläge zuſammen, die ſonſt von einzelnen als Löſung der ſozialen Frage in Anregung gebracht worden ſind. Dieſer Gedanke iſt unzweifelhaft richtig, denn die ſoziale Frage umfaßt das geſamte geſellſchaftliche und wirtſchaftliche Leben und muß ſich deshalb auf alle Beziehungen der Menſchen in dieſer Richtung erſtrecken. Be-

fürwortet wird daher sowohl die Ermöglichung eines Sondereigentums, als für gewisse Fälle die Herstellung eines Kollektiveigentums zur Förderung der als zweckmäßig anerkannten gemeinschaftlichen Arbeit. Die Ermöglichung eines Sonderbesitzes für die Besitzlosen sieht der Verfasser in der Kolonisation, in dem Uebergange von Pacht und Miete zum Eigentum, in der Gemeindehilfe für obdachlose Arbeiter, in der Einführung eines Grundbesitzmaximums und bezüglich der Industrie in dem sogenannten Partnershipsystem. Das Kollektiveigentum wird sich namentlich bei den Transportmitteln, Wasserleitungen, Kanälen u. s. w. bewähren. Zur Erhaltung des Erworbenen kommt endlich in betracht: ein Existenzminimum des Besitzes, auch des Grundbesitzes, durch Schaffung von Heimstätten nach amerikanischem Muster; ein Zinsmaximum und die Zwangsversicherung gegen Krankheit, Unfälle und Invalidität. Hierbei will jedoch der Verfasser keine ausschließliche staatliche Versicherung, sondern auch Privatgesellschaften zulassen.

Man sieht, das Programm ist weitschichtig, und es hätte sich deshalb empfohlen, wenn der Verfasser betont hätte, daß die Erfüllung dieses Programms nicht das Werk einer Generation sein könne. Den Mangel dieses Gesichtspunktes muß man als eine Gefahr bezeichnen. Denn die Aufstellung eines solchen Programms enthält etwas Agitatorisches. Wer nur gesehen hat, welche Zeit und Arbeitskraft im deutschen Reiche die Einführung der Krankheits- und Unfallversicherung der Arbeiter in Anspruch genommen hat und noch nimmt, der muß sich selbst sagen, daß nicht auf allen Punkten, sondern nur schrittweise vorgegangen werden kann.

Freilich hält der Verfasser als nationaler Slawe es nicht einmal der Mühe wert, auf die sozialen Reformen im deutschen Reiche auch nur einen Blick zu werfen. Und doch hätte er darauf hinweisen müssen, daß viele von ihm als Defensivmittel gemachten Vorschläge im deutschen Reiche erreicht und angestrebt sind, daß mit der Ausführung seiner Offensivvorschläge das deutsche Reich den ersten großen Schritt gethan, daß sogar die Heimstätte schon im preußischen Abgeordnetenhause ihren Verteidiger gefunden hat. Für den Slawen scheint aber das deutsche Reich nicht zu existiren; statt dessen erwähnt er die slawische Grundbesitzgemeinschaft in einer Breite, als ob davon das Heil der Welt abhinge. Als hervorragende Monarchen werden neben Maria Theresia und Franz Joseph I. nur noch die russischen Kaiser Alexander II. und Alexander III. erwähnt. Kaiser Wilhelm und dessen hohe Botschaft werden von dem Slawen nicht berührt, und der Name des Fürsten Bismarck findet sich — wenn wir genau gelesen haben — in dem ganzen Buche nicht einmal. Wenn wir dies hier besonders rügen, so geschieht dies nicht aus Chauvinismus — wir wollen auch die Slawen nach ihrer Façon selig werden lassen —, sondern um zu zeigen, daß ein derartiges Verfahren der Objektivität entbehrt, welche bisher immer das Zeichen eines wissenschaftlichen Werkes war. Auch wenn die Slawen von den reformatorisch-sozialen Plänen des deutschen Reiches keine Notiz nehmen, werden diese Pläne für alle Zukunft sowohl innerhalb wie außerhalb des Reiches maßgebend bleiben, und wenn Graf Belcredi, dem der Verfasser sein Buch widmet, längst vergessen sein wird, wird auch noch nach Aeonen Fürst Bismarck, der schöpferische soziale Geist, in dankbarer Erinnerung aller Schwächern — seien es Deutsche oder Slawen — fortleben.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig.

Wahlen und Parteien in Frankreich.

Gewaltige Zeit haben wir nichts weltgeschichtlich Großes zu sagen gehabt und deshalb vielsagenden gegraucht, ganz darüber zu schweigen. Jetzt aber scheint es an der Zeit zu sein, das Nachdenkende, daß und als solches im allgemeinen besonders Interesse einflößen muß, wieder einmal zu gedenken. Vor kurzem hat das französische Unterhaus, die Kammer der Deputirten, das Leben, welchen die Mandate der Wähler geben, beendet, und in der ersten Woche des Oktober wird das Volk oder werden, wie man sich sachgemäßer ausdrückt, die Parteien neue Vertreter nach Paris zu senden haben. Man schickt sogleich sich für den Beobachter in der Zwischenzeit ein Rückblick auf die Thätigkeit der hinterlegten Kammer, ein Rückblick auf den Charakter der Parteien, die in und außer ihr Politik machen oder in Politik machen, und ein Rückblick auf die Zukunft der gesetzgebenden Gewalt, zunächst auf die Wahrscheinlichkeiten, die in betreff der neuen Wahlen obwalten, und auf die Gestaltungen, welche neben diesen Wahrscheinlichkeiten möglich sind.

Hinsichtlich unserer ersten Aufgabe, des Nekrologes auf das hingegangene Abgeordnetenhaus, dürfen wir uns kurz fassen; denn es läßt sich ihm eben nicht viel nachrühmen. Es verdroß aber manche Leute verdrossen sich von ihm große Dinge, und es hat davon wenig gehalten oder erfüllt. Gambetta und seine Partei sehen in der Wahl dieser Kammer einen Sieg und hofften von ihr eine gründliche Umbildung der politischen Einrichtungen und Zustände Frankreichs. Verwirklichung des Parteiideals nach den verschiedensten Richtungen hin und Befestigung der Republik, wie sie dieselbe haben wollten, über alle Zweifel und Verdächtigungen hinaus, Befestigung der Republik treibenster Royalisten, Zeitungsschreiber und Gleichviele. Daß letzte ist bis zu einem gewissen Maße — nicht

zu unſerm Schaden — gelungen. Indes wuchſen die Bäume der Opportuniſten nicht in den Himmel, und ihre Partei, welche zwar in der Kammer die ſtärkſte war und blieb, aber mit ihren Abſichten vielfach auf Widerſtand ſtieß und ſelbſt nicht immer einig war, mußte ſich mit ihren Leiſtungen in beſcheidnen Grenzen halten. Es war das gut für Frankreich, da es ſo nicht in heilloſe Verwirrung hineingeſteuert wurde, und gut für die Welt, weil ſo die Republik beſtehen blieb, welche, wie die Dinge liegen, die für die Nachbarn der Franzoſen bequemſte Lebensform dieſer unruhigen, ehrgeizigen und begehrlichen Nation iſt. Fragen wir, was die jetzt zu ihren Penaten heimgegangne Kammer von den Aufgaben, welche ſie nach Gambettas Plan ausführen ſollte, zuſtande gebracht hat, ſo finden wir zunächſt, daß ſie in Verbindung mit dem Senate den Verſailler Kongreß abhielt, bei dem es ein paarmal zu ſehr unerbaulichen Auftritten kam, und bei dem man gewiſſe Abänderungen der geſetzlichen Vorſchriften für die Wahlen zum Senate vereinbarte, welche nur Doktrinäre intereſſiren konnten und von der herrſchenden Partei der Kammer nur betrieben wurden, weil man ſie in Wahlreden verſprochen hatte. Später gab es die von Gambetta auf das Programm ſeiner Anhängerſchaft geſetzte „Reinigung des Richterſtandes," d. h. die Beſeitigung der Perſönlichkeiten in demſelben, die im Verdacht antirepublikaniſcher Geſinnung ſtanden, wobei der Juſtizminiſter Gelegenheit hatte, eine Anzahl verdienſtvoller Opportuniſten mit einträglichen Stellen zu verſorgen, die bei der Partei auch ſonſt ein vielbegehrter Artikel ſein und oft das eigentliche Ziel des geſinnungstüchtigen Eifers bilden ſollen, den deren Mitglieder zur Schau tragen. Drei Jahre lang verhandelte man Reformvorſchläge in bezug auf die Heeresorganiſation, aber nur ein Geſetz über die Feſtungsartillerie gelangte zur Annahme. Ebendasſelbe war mit dem Geſetzentwurfe über die Deportation rückfälliger Verbrecher der Fall, nur weiß nun niemand, wie man davon Gebrauch machen ſoll, weil die Kammer unterließ, die dazu erforderlichen Kredite zu bewilligen. In Sachen der Kolonialpolitik zeigte man dagegen die größte Freigebigkeit und gewährte der Regierung Millionen auf Millionen, ſodaß, wenn Tonking damit nicht zu teuer erkauft ſein ſollte, wie manche behaupten, die Kammer in dieſer Hinſicht Lob verdienen würde. Schließlich iſt von den poſitiven Leiſtungen derſelben noch das neue Wahlgeſetz zu erwähnen, das zur Hinterlaſſenſchaft Gambettas gehörte und von dem man die gute Wirkung hofft, daß die Deputirten ſich in Zukunft nicht ſo ſehr in die Aufgaben der Verwaltung einmengen werden wie in den letzten Jahren, wo dieſe Gewohnheit oft ein unerträgliches Hemmnis war und das Regieren zu einem ſehr unſichern Geſchäfte machte. Die Kammer hat mit ihr nicht weniger als ein halbes Dutzend Miniſterien zur Abdankung gezwungen: erſt Ferrys, dann Gambettas, darauf Freycinets, Ducleres, Fallières und nochmals Ferrys Adminiſtration. Unter dem Einfluſſe der Energie und der rhetoriſchen Künſte des Mannes von Cahors gewählt, beeilte ſich die Mehrheit der Deputirten bei

ihrem Zuſammentritt, dem „großen Miniſterium,“ das jener aus ſeinen vertrauteſten Jüngern zuſammengeſetzt hatte, feierlich ihren Segen zu erteilen. Aber die Herrlichkeit währte nur wenige Wochen. Gambetta hatte ſich, von den Wolken des Weihrauchs verblendet, der unabläſſig vor ihm angezündet wurde, Täuſchungen über ſeine Macht hingegeben und überſehen, daß außer den Herren, die er zur Mitregierung berief, andre dawaren, die auch etwas zu bedeuten überzeugt waren und auch etwas werden wollten. Er glaubte, als er mit einem ganzen Arm voll Reformpläne einſchneidendſter Art die Tribüne beſtieg, der Unterſtützung der geſamten republikaniſchen Seite des Abgeordnetenhauſes gewiß zu ſein, und hatte in Wirklichkeit, als es zur Probe ſeiner Rechnung kam, nur einen mäßigen Teil jener Seite um ſich. Die andern Mitglieder der Kammer ſammelten ſich in gegneriſche Gruppen, und dieſe ſchloſſen ſich dann allmählich zu gemeinſamem Widerſtande gegen ſeine Abſichten zuſammen — eine Haltung, die im Elyſée, wo man das ſelbſtbewußte und gebieteriſche Weſen des Premiers ſelbſtverſtändlich nicht mit Befriedigung empfand und ſeinen Ehrgeiz zu fürchten hatte, mit ſtillem Wohlgefallen betrachtet wurde. Die Oppoſition war in ihren Zielen noch unklar, und ihr Zuſammenhang war noch nicht feſt geworden, als Gambetta den zweiten Mißgriff beging, indem er ſich mit Ungeſtüm auf die noch ſchwankende Maſſe warf und ſie zwingen wollte, vor ihm die Waffen zu ſtrecken. Wie mit einem Machtſpruche mutete er den Gegnern eine dreifache Reviſion, eine Reform des Senates, der Präſidentſchaft und der Kammer ſelbſt zu, bei welcher ſein perſönlicher Wille die Grenze bilden ſollte, und das war zu viel auf einmal verlangt und gewagt. Er begegnete einer Weigerung, blieb in der Minorität und mußte vom Ruder zurücktreten. Mit etwas mehr Geduld hätte er die Oppoſition teilen und die eine und die andre Gruppe derſelben ſeiner Gefolgſchaft angliedern können, die allein ſchon zwar nicht die Mehrheit, wohl aber den Schwerpunkt der Verſammlung darſtellte. Aus letzterm Grunde war denn auch das Miniſterium Freycinet, welches der Präſident dem großen Miniſterium mit dem kurzen Atem folgen ließ, nicht auf die Dauer lebensfähig, und zwar kam dazu, daß eins der Glieder desſelben, Ferry, ſich insgeheim den Gambettiſten zuneigte und für deren Rückkehr zur Regierung wirkte. Dieſe Thätigkeit ließ Ferry, als Gambetta ſtarb, als gegebnen Führer der opportuniſtiſchen Partei erſcheinen, und nachdem Duclerc ein paar Monate die Staatsgeſchäfte als oberſter Leiter beſorgt hatte, gelangte jener auch zum Poſten des Premiers, und mit ihm befanden ſich die Gambettiſten wieder im Beſitze der Gewalt. Als Miniſter hat Ferry nur das betrieben und ausgeführt, was der Rat der Epigonen Gambettas beſchloſſen und deſſen Organ, die République Française, empfohlen und gefordert hatte, und da jene Beſchlüſſe und dieſe Forderungen immer nach den Grundgedanken formulirt waren, die Gambetta ſeiner Schule gewiſſermaßen als Erbſchaft hinterlaſſen hatte, ſo iſt Ferry als deſſen Teſtamentsvollſtrecker zu bezeichnen. Er hat in dieſer Eigen-

schaft nicht wenig Energie und Talent bekundet und namentlich sich als einen kaltblütigen und zähen Politiker erwiesen, und man kann ihm das Zeugnis geben, daß er alles zustande gebracht hat, was mit dieser Kammer und diesem Senate zustande gebracht werden konnte, mehr vielleicht als das, was der Meister der Schule bei seiner hitzigen und ungeduldigen Art an seiner Stelle zu leisten vermocht hätte. Schwach freilich war er infolge der parlamentarischen Verhältnisse immer, und das Ministerium, welches an die Stelle des seinigen trat, ist nicht stärker. Es ist ohne politische Initiative, mehr eine Behörde der Liquidation. Brisson denkt mehr an den zukünftigen Präsidenten der Republik als an seine jetzige Stellung als Premier, er strebt nach Versöhnung der Gegensätze, aber es wird ihm schwerlich gelingen, die weitere Zersetzung der opportunistischen Partei zu verhindern, geschweige denn die Spaltungen zu schließen, welche die Republikaner überhaupt trennen und in sich gegenseitig bekämpfende Gruppen absondern. Er würde damit mehr vermögen als die Natur.

In der Wahlbewegung, die seit einigen Wochen begonnen hat, setzten die Gambettisten auf den frühern Ministerpräsidenten, ihren nunmehrigen Führer, große Hoffnungen. Indes hat Ferry diese bisher nicht zu erfüllen vermocht, namentlich war sein Erscheinen in Lyon, mit dem er den Wahlfeldzug eröffnete, von geringem Erfolg. Eine aufgeregte Volksmasse empfing ihn bereits am Bahnhofe mit dem Rufe: „Nieder mit dem Tonkinesen Ferry!“ und verfolgte ihn mit Schmähungen bis in das Hotel, wo dann seine Wahlrede einem sehr entschiednen Widerspruche begegnete, obwohl sie unleugbare Wahrheiten aussprach, wenn es darin hieß, an eine soziale Gefahr in Frankreich sei vorderhand nicht zu glauben, weil hier dafür kein Boden sei, wohl aber könne man insofern in Sorge sein, als die unfruchtbare Agitation der radikalen Wühler, der Monarchisten und der roten Unversöhnlichen imstande sei, die Bildung einer starken Regierungsmehrheit zu verhindern und die Möglichkeit herbeizuführen, daß ein monarchischer Abenteurer sich der Regierungsgewalt bemächtige. Ein großer Teil der französischen Presse, darunter auch Organe des maßvollern Republikanismus, äußerte sich tadelnd über diese Rede des Exministers. Das Journal des Débats fand, daß sie aus einem Programm und einer Vorlesung über Wahlmoral bestehe, die sich wenig glichen, da das Programm von einem Staatsmanne, die Vorlesung aber von einem Opportunisten herrühre. Der National meinte, Ferry, der konservativ thue, ohne es zu sein, Opportunist ohne Begeisterung sei und sich radikal geberde, ohne überzeugt zu sein, habe damit allen seinen frühern Ansichten ins Gesicht geschlagen. Besonders giftig und heftig ging Clemenceaus Justice dem Redner zu Leibe, indem sie die Politik desselben „eine Politik ohne Gedanken und Grundsätze“ nennt, die „je nach der Sachlage heute weiß, morgen schwarz färbt, die es versteht, den Rock rasch genug umzuwenden, um durch nichts überrascht zu werden, und die als einzigem Ideale dem augenblicklichen Erfolge nachjagt und zu diesem Zwecke alles opfert, selbst

die Achtung vor der Wahrheit und die eigne Würde.“ Ferry hat sich durch den Mißerfolg in der radikalen Großstadt an der Rhone bestimmen lassen, seine Wahlreise, die zunächst nach Grenoble gehen sollte, nicht fortzusetzen und sich nach St. Dié in den Vogesen, seiner Heimat, zurückzuziehen. Es heißt, er halte seine Wiederwahl in Frankreich für zweifelhaft und wolle in Algerien als Kandidat auftreten. Auch andre Größen der Partei, Spuller z. B., Ranc, Waldeck-Rousseau, Allain-Targé und Martin Feuillé, sollen keineswegs sicher sein, ihre bisherigen Sitze in der nächsten Kammer wieder einzunehmen, und die vier ersten haben in der That nicht die geringste Aussicht, in den Pariser Bezirken, die sie bis vor kurzem vertraten, wiedergewählt zu werden.

Die Franzosen werden nach neuer Methode wählen: statt wie wir, die Engländer und sie selbst bis zur letzten Wahl einzelne Abgeordnete, von jetzt an ganze Gruppen, so, daß der einzelne Wähler für eine ihm vorgelegte Liste von Kandidaten stimmt (das „Listenskrutinium“). Das Ergebnis dieses Verfahrens wird darin bestehen, daß die Mehrheit in jedem Departement alle Abgeordneten für diesen Teil Frankreichs wählen und die Minderheit ganz unvertreten sein wird. Die Unbilligkeit dieses Planes tritt am deutlichsten im Departement der Seine zutage, welches achtunddreißig Deputirte in die Kammer sendet. Es schließt eine beträchtliche Anzahl von Konservativen und nicht wenige gemäßigte Republikaner ein, aber die äußerste Linke gebietet hier über die große Mehrzahl der Wähler und wird ihre Liste durchsetzen, sodaß im künftigen französischen Unterhause nicht ein einziger Abgeordneter sitzen wird, welcher den Reichtum, die Bildung und die gereifte Erfahrung von Paris und seinen Vororten vertritt. An der Spitze jener Liste wird Clemenceau stehen, sie wird den Namen Rocheforts, des Journalisten, der statt mit Tinte mit Blausäure und Vitriol schreibt, den Kommunarden Joffrin und Leute ähnlichen Kalibers, aber niemand aus der Schule Gambettas aufweisen, auch Ranc nicht, weil derselbe zwar einmal für die Kommune aufgetreten, seitdem aber klüger geworden und unter die Opportunisten gegangen ist. So hält Paris an seiner alten unpraktischen Politik fest, die ihm immer das jeweilige Regiment zu hassen und zu bekämpfen gebietet. Während der Julimonarchie und dem Kaiserreiche sagte man der Welt, Paris wäre unzufrieden, weil es Könige und Kaiser verabscheue. Man hätte darnach erwarten sollen, die große Stadt, die nach Viktor Hugo das Herz der Welt und ein Wunder an Intelligenz ist, werde eine Regierung, die aus dem freien Willen des französischen Volkes hervorging und aller republikanischen Tugend teilhaftig war, mit Beifall begrüßen und mit Lorbern bekränzen. Statt dessen fand die Republik mit ihren Präsidenten und Ministern so wenig Gnade in den Augen der Kapitale als früher die Monarchie. Napoleon der Dritte brachte es einmal fertig, daß in den kommerziellen und aristokratischen Vierteln der Stadt einige Kaiserlichgesinnte aus der Wahlurne hervorgingen, aber die Republik, wie sie jetzt ist, wird von allen Pariser Wahlbezirken verschmäht und

beſitzt in der Metropole Frankreichs ſo gut wie gar keine Anhänger. Dieſelbe iſt von der Revolution, der politiſchen Kritik wie von einer unheilbaren Seuche angeſteckt, deren Weſen ſich darin äußert, daß die Bevölkerung, gleichviel, welche Grundſätze gelten, welche Einrichtungen beſtehen, welche Perſönlichkeiten regieren, ſich für verpflichtet hält, zu murren, Oppoſition zu machen und, wenn es angeht, das Beſtehende umzuwerfen und auf den Kopf zu ſtellen, lediglich weil es beſteht, vielleicht nicht immer mit Bewußtſein, immer aber mit dem Triebe, es fernerhin ebenſo zu halten und jedes weiter zu Beſtand Gelangte ebenfalls anzugreifen und, wo möglich, umzuſtoßen.

Der Hauptgegner der gemäßigten Republik iſt Clemenceau mit ſeinem Anhange. Das Programm, welches dieſe Politiker empfehlen, kann eines Tages Annahme beim franzöſiſchen Volke finden. Gegenwärtig fehlt es ihm an Freunden in der Provinz, ſeine Politik iſt im weſentlichen Pariſer Weisheit, die auch in drei oder vier großen Bevölkerungszentren, in Lyon, Marſeille und Bordeaux, dem Geſchmacke der Menge zuſagt. Es könnte auch unter den Bauern populär werden, nur müßte es vorher von ſeinen ſozialiſtiſchen Artikeln geſäubert werden; ſonſt empfiehlt es ſich dieſer Klaſſe der Bevölkerung beſonders dadurch, daß es „auswärtige Abenteuer“ emphatiſch zurückweiſt. Das bäuerliche Frankreich empfindet die Wehrpflicht und die Aushebung ſchwer, es verabſcheut allen Krieg und würde es mit Jubel begrüßen, wenn die Armee abgeſchafft werden könnte. Sachkenner finden dies begreiflich. Die Bevölkerung der großen Städte leidet in ihrer Mehrzahl ſo ſchwer von ungünſtigen Exiſtenzbedingungen, daß ſie nur einen kleinen Teil der Rekruten zu liefern vermag, die man zur Ergänzung des Heeres bedarf. Man ſtellt in Frankreich an deren körperliche Tüchtigkeit geringe Anforderungen, und ſo enthalten die franzöſiſchen Regimenter viele Mannſchaften, die man bei uns zurückgewieſen haben würde. Die Pariſer entſprechen aber vielfach nicht einmal dieſen mäßigen Anforderungen der Militärbehörden, und ſo kommt es, daß ſie noch lange nicht die Hälfte der Zahl von Soldaten ſtellen, die ſie zu ſtellen haben würden, wenn ihre jungen Leute die nötige Länge, Bruſtweite und Geſundheit beſäßen. Die Folge iſt, daß die Landdiſtrikte den Mangel erſetzen und mehr Rekruten liefern müſſen, als ſie ſonſt brauchten, und als ſie ohne Nachteil entbehren können. Man darf ſagen, daß, wenn der Pariſer nach Krieg ſchrie, nicht ſowohl er, als der Bauer ihn führen mußte. Als Paris 1870 belagert wurde und ſich auf die eigne Kraft angewieſen ſah, war ſein Widerſtand, vom militäriſchen Geſichtspunkte beurteilt, ſchwächlich, namentlich hatten die Ausfälle einen faſt kläglichen Charakter. Nun verwirft Clemenceau nicht nur den Krieg in Tonking und andre militäriſche Expeditionen in Kolonialſachen, ſondern auch jeden gewaltſamen Verſuch, Elſaß-Lothringen wieder zu gewinnen, indem er überzeugt zu ſein behauptet, daß einmal bei einer allgemeinen europäiſchen Grenzregulirung Frankreich auf friedlichem Wege wieder zu dem Seinen gelangen werde. Wir halten das für Aberglauben, freuen uns aber

der Thatsache, daß die vorgeschrittenste Partei in Frankreich auf die Politik der Revanche verzichtet, die im Programme Gambettas sehr deutlich zwischen den Zeilen zu lesen war. Man darf sich dabei auch erinnern, daß das kommunardische Element auf dem äußersten linken Flügel der französischen Parteien traditionell keinen Chauvinismus kennt. Die Träume der Kommune waren internationaler Art wie die der Revolutionsmänner von 1793, ihre Theorie ging ihnen über das Vaterland, und so ist es noch jetzt: ein französischer Sozialist von reinem Wasser wird einen deutschen Arbeiter als Freund, einen französischen Kapitalisten als Feind betrachten. 1793 waren die Pariser nicht damit zufrieden, sich der Verwirklichung ihrer Ideen daheim zu erfreuen, sondern schickten sie über die Grenzen in die Welt hinaus, und Kriegsvolk, das für sie erobern mußte, hinterdrein. Ihre Nachfolger sind bescheidner und proklamiren sie bloß zu Hause. Statt: Fraternité ou la mort! — sei mein Menschenbruder, oder ich schlage dich tot — sagen sie: „Weil wir Brüder sind, kennt man bei uns keine Rache. Wir wollen kein deutsches Blut vergießen, um die Elsasser und Lothringer von der Fremdherrschaft zu befreien.“ Als Zugabe zu diesem edeln und prinzipientreuen Verzichte schlagen sie vor, die Dienstzeit unter den Fahnen stark zu verkürzen und die Armee zu einer Art Miliz oder Nationalgarde umzugestalten. Damit läßt sich nichts jenseits der Grenze unternehmen, nichts erobern, und so wird fortan das französische Volk sich daheim verständigeren und nützlicheren Kämpfen, dem Kriege gegen die Kirche mit ihrem Anspruch auf Beherrschung der Geister und der Konfiskation des Besitzes der Reichen durch eine passende Einkommensteuer, die allmählich alle Staatsangehörigen auch in Vermögensangelegenheiten gleichmacht, zu widmen imstande sein. Die Bauern verstehen und billigen den ersten Teil dieses Kredos vollständig, in wirtschaftlichen Fragen aber sind sie stramme Konservative und fest entschlossen, den zweiten zurückzuweisen und ihren Ackerbesitz sowie den Strumpf, in welchem sie ihre Ersparnisse verwahren, hartnäckig zu verteidigen. Sie würden mit Gambetta gegangen sein, weil er national dachte, sie werden nicht mit Clemenceau und Rochefort gehen, weil diese sozialistisch denken. Sie werden „respektable“ Republikaner in die Kammer senden, solche, die sich zu Grundsätzen bekennen, wie sie Rebot und andre Abgeordnete des Pas de Calais in ihrem Programm aufstellen. Diese Herren wollen eine „Republik der Versöhnlichkeit und eine feste, auf maßvolle Ideen basirte, praktische Reformen erstrebende Politik.“ Sie verwerfen das unaufhörliche Zimmern und Schnitzeln an der Verfassung und die „Pläne sogenannter lokaler Autonomie,“ welche die Regierung außer stand setzen, in der Hauptstadt die Ordnung sicherzustellen. Die Geistlichkeit soll sich nicht in politische Dinge mischen, aber es soll mit der Kirche Friede geschlossen werden auf Grund der Freiheit in allen Religionsfragen und fester und billiger Anwendung des Konkordats. Die auswärtige Politik soll „nicht auf die nationale Würde und die französischen Interessen und Rechte verzichten [was ist damit

gemeint?], aber vorsichtig und sparsam verfahren.“ Zum Schlusse werden die Aufmunterung und Unterstützung von Sparvereinen und eine Revision der Steuern, „welche den Landmann entlastet,“ empfohlen. Dieses Programm würde Millionen von Wählern um sich scharen, wenn es eine organisirte Partei mit rührigen und geschickten Führern hinter sich hätte. Aber dieser Apparat fehlt, und es ist kein Trost für die gemäßigten Republikaner, daß auch andre Gruppen derselben keine energischen Führer besitzen und überhaupt im Laufe der Zeit schwächer geworden sind als ihre radikalen Nebenbuhler. Der Präsident Grévy beobachtet eine Enthaltsamkeit, die an Apathie grenzt. Brisson und Freycinet üben nicht die persönliche Anziehungskraft aus, welche zur Führerschaft gehört. Ferry hat erst vor kurzem zweimal, als Minister und als Wahlredner, Schiffbruch gelitten. Ohne Fahnenträger von der nötigen Größe und Stärke sieht es um das Banner der gemäßigten Republik mißlich aus. Mit den Royalisten aller Schattirungen steht es aber noch weit schlimmer. Der Graf von Paris ist ein respektabler ältlicher Herr, der mit seinem Verhalten als die fleischgewordne Geduld und Vorsicht bezeichnet werden kann. Der Tod des Grafen von Chambord hat ihm einen Anspruch zugewendet, der mit jedem Jahre schattenhafter wird und eigentlich schon in die Rumpelkammer gehört. Die Aristokratie Frankreichs hat sich niemals sehr für ihn erwärmt, und sein Fischblut hat den Eifer der Geistlichkeit, soweit sie solchen zeigte, was von nicht vielen geschah, fast allenthalben erkalten lassen. Die Bonapartisten sind hoffnungslos gespalten und als Partei kaum noch mitzuzählen. Die eine Gruppe derselben ist halb klerikal, die andre halb rot. Der Flügel, der vom Prinzen Napoleon die Parole empfängt, greift mit der Linken die Monarchisten an, der andre, welcher aus den Anhängern des Prinzen Viktor besteht, schmäht in Gemeinschaft mit den Bourbonisten die Republik, keiner von beiden aber ist dieser gefährlich. Eine Gefahr für dieselbe liegt einzig und allein in dem Wachsen der radikalen Parteien in Paris und den andern großen Städten. Gewinnt der Sozialismus hier weiter Kraft und Ausdehnung, gelangen Clemenceau und seine Anhänger zu einer Stellung, in der sie ihre Pläne mit Staatsmitteln fördern können, so hat die letzte Stunde für die gemäßigte Republik geschlagen, und bald könnte dann auch die letzte für die Republik der Radikalen anbrechen. Schwerlich würde ihr dann eine Ära des roten Prinzen als Kaisers oder die Krönung des Grafen von Paris zum König der Franzosen folgen, wohl aber die Monarchie in Gestalt des Generals, der als Vorkämpfer der Besitzenden den kommunistischen Drachen erlegt hätte. Wir Deutsche haben keinerlei Ursache, diesen Gang der Dinge herbeizuwünschen, und so freuen wir uns, daß es mit der Republik noch nicht so weit ist, und wünschen lebhaft, daß sich Mittel und Männer finden mögen, mit welchen die sie bedrohenden Mächte beschworen und ihr neue Lebenskräfte eingeflößt werden können, und zwar bald, schon durch die neuen Wahlen.

Zur Frage der Diätenprozesse.

Zeitungen haben berichtet, daß auf Grund einiger Bestimmungen des preußischen Landrechts (Teil I, Tit. 16, §§ 172, 173, 205, 206) der preußische Fiskus Klage erhoben habe gegen mehrere Reichstagsabgeordnete der Fortschrittspartei und der sozialdemokratischen Partei auf Herauszahlung der Beträge, welche sie von Fraktionswegen als Diäten für ihre Reichstagsthätigkeit bezogen haben. Die genannten Landrechtsparagraphen besagen, daß dasjenige, was gegen ein ausdrückliches Verbotsgesetz oder zu einem wider die Ehrbarkeit laufenden Zwecke gegeben worden sei, dem Empfänger vom Fiskus abgefordert werden könne. Eine Vorschrift dieser Art kennt weder das gemeine Recht noch das französische Recht. Und auch in Altpreußen ist von jener Vorschrift wohl so selten Gebrauch gemacht worden, daß sie fast in Vergessenheit geraten zu sein scheint. Schon hieraus erklärt sich, daß jene Klaganstellungen überrascht haben. Wir sind nun weit entfernt, der Rechtsfrage, welche die Gerichte zu entscheiden haben werden, mit unserm Urteil vorgreifen zu wollen. Wohl möchten wir aber, den Auslassungen mancher Blätter gegenüber, die Fragen, um die es sich handelt, etwas näher ins Auge fassen und klarstellen.

Niemand wird zweifeln, daß es sich bei den fraglichen Prozessen nicht um einen Geldgewinn für den preußischen Fiskus handelt, daß vielmehr bei denselben ein hochpolitischer Zweck ins Auge gefaßt ist. Als die Reichsverfassung geschaffen und in dieser für die Reichstagswahlen das allgemeine Wahlrecht eingeführt wurde, bestand Fürst Bismarck auf der Diätenlosigkeit der Abgeordneten, weil er in dieser das unentbehrliche Korrektiv für die Gefahren des allgemeinen Wahlrechts erblickte. Daraus ist der Art. 32 der Reichsverfassung hervorgegangen, welcher ausspricht, daß Mitglieder des Reichstages als solche keine Besoldung oder Entschädigung beziehen dürfen. Auch zahlreichen spätern Beschlüssen des Reichstages gegenüber, dessen Mehrheit sich für die Gewährung von Diäten aussprach, verhielt sich der Reichskanzler stets ablehnend. Man wird nicht behaupten können, daß dieses Prinzip sich schlecht bewährt habe. In dem ersten Jahrzehnte seines Bestehens war der Reichstag eine hochangesehene Versammlung hervorragender Persönlichkeiten. Und auch noch heute würden sicherlich ausgezeichnete Männer in zureichender Anzahl sich finden, welche sich eine Ehre daraus machen würden, im deutschen Reichstage zu sitzen, wenn nicht mancherlei Gründe teils ihnen selbst die Annahme einer Wahl verleideten, teils sie von den einem wüsten Parteigetriebe verfallenen Wahlen ausschlössen. Für dieses Parteigetriebe bildet die Diätenlosigkeit ein bedeutendes Hemmnis. Nicht

jede Partei kann in zureichender Anzahl ihr zugethane Kandidaten finden, welche das Geldopfer eines diätenlosen Aufenthaltes in der Reichshauptstadt alljährlich zu bringen vermöchten. Da ist man nun, um die Schranke der Diätenlosigkeit illusorisch zu machen, auf das Mittel verfallen, daß die Parteien von der Gesamtheit ihrer Anhänger größere Fonds sammeln, aus denen sie ihre Mitglieder während der Reichstagssession besolden. Daß darin eine Umgehung dessen liegt, was der Art. 32 der Reichsverfassung gewollt hat, dürfte außer Zweifel sein.

Bei der angeregten Frage haben nun Zeitungsstimmen die ganze Geschichte der Diätenfrage herangezogen. Man hat auf die Thatsache verwiesen, daß wohl in allen deutschen Ländern, namentlich auch in Preußen, die Landtagsabgeordneten Diäten beziehen. Man hat auf die zahlreichen Abstimmungen hingewiesen, durch welche die Mehrheit des Reichstages für Diäten auch der Reichstagsmitglieder sich erklärt hat. Aus dem allen hat man die Folgerung gezogen, daß das Beziehen von Diäten vonseiten eines Reichstagsmitgliedes unmöglich etwas dem Rechtsbewußtsein und der Ehrbarkeit zuwiderlaufendes sein könne, und daß die fraglichen Abgeordneten die Diäten jedenfalls in gutem Glauben bezogen haben. Alle diese Momente sind aber für die vorliegende Frage ohne Bedeutung. Wenn auch das Beziehen von Diäten überhaupt nicht durch Art. 32 der Reichsverfassung untersagt wäre, so würde doch schon eine andre Bestimmung der Reichsverfassung gegen das Beziehen von Fraktionsdiäten Bedenken erregen müssen. Nach Art. 29 der Reichsverfassung (übereinstimmend mit Art. 83 der preußischen Verfassung) sind die Mitglieder des Reichstages Vertreter des gesamten Volkes und an Aufträge und Instruktionen nicht gebunden. Diese Vorschrift hat den Zweck, den Abgeordneten als einen unabhängigen, nach seiner jederzeit freigebildeten Überzeugung handelnden Mann hinzustellen. Diesem Zwecke geschieht auch dadurch kein Abbruch, wenn vom Staate der Abgeordnete Diäten erhält; wie denn auch die preußische Verfassung in Art. 55 den Bezug staatlicher Diäten für die Abgeordneten ausdrücklich vorschreibt. Wenn der Staat dem Abgeordneten Diäten zahlt, so erhält sie der Abgeordnete eben vom gesamten Volke, als dessen Vertreter er sich fühlen soll. Ganz anders, wenn der Abgeordnete von einer Fraktion Diäten bezieht. Dann ist er nicht mehr, wie die Verfassung will, ein freier, unabhängiger Mann, sondern er ist der Fraktion verkauft. Hier, wie überall in politischen Dingen, gilt der Grundsatz: Do, ut des. Wollte ein solcher Abgeordneter bei einer Abstimmung von der Fraktion abfallen, so würde ihm sofort der Fraktionsvorstand entgegendonnern: Die, cur hic! Und wenn ihm dann zur Strafe die Diäten entzogen würden, so säße er wie ein Fisch auf dem Trocknen und müßte ausscheiden. Dächte man sich, daß der Fraktionsfonds, aus welchem die Diäten bezahlt werden, aus einer bestimmten Quelle, z. B. von einer besondern Klasse von Staatsangehörigen, herrührte, so würde sich dadurch die gesamte Fraktion zu dieser Klasse in ein unverkenn-

bares Abhängigkeitsverhältnis geſtellt haben. So etwas iſt noch ſchlimmer als jede Inſtruktion.

Nun mögen ja viele Abgeordnete von vornherein von dem Geiſte ihrer Fraktion ſo erfüllt ſein, daß es für ihr Auftreten keinen Unterſchied macht, ob ſie von der Fraktion bezahlt werden oder nicht. Auch ſieht man ziemlich allgemein das Fraktionsweſen als etwas ſo Selbſtverſtändliches an, daß man garnichts dabei findet, wenn jemand ſich mit Haut und Haar einer Fraktion verſchreibt. Würde dieſer Gedanke konſequent durchgeführt, ſo brauchten eigentlich die Wahlkörperſchaften garnicht mehr einen wirklichen Menſchen in den Reichstag zu entſenden, ſondern ſie votirten nur eine Zuſatzſtimme für den Herrn Richter, Windthorſt, Bebel ꝛc., welche dieſe ſich bei jeder Abſtimmung zurechnen dürften. Macht man ſich aber von dieſer Befangenheit, mit welcher man das Fraktionsweſen betrachtet, frei, ſo kann man doch in der That nicht verkennen, daß es für einen Menſchen, der ſich ſelbſt fühlt, etwas moraliſch Herabwürdigendes iſt, wenn er für eine Thätigkeit, bei der er nach freier Überzeugung handeln ſoll, von einem Intereſſirten ſich bezahlen läßt und damit ſeine freie Überzeugung von vornherein gefangen giebt.

Die Frage, inwieweit dieſe Momente dergeſtalt ausſchlaggebend ſind, daß ſich das Beziehen von Fraktionsdiäten unter die gedachten Vorſchriften des preußiſchen Landrechtes ſubſumiren läßt, wird die von den preußiſchen Gerichten zu beantwortende ſein.

Die Handwerkerbewegung und ihr mögliches Ziel.

Die gegenwärtige deutſche Handwerkerbewegung (ſo darf und muß man ſie nennen, da es in andern Ländern bis jetzt nur Anläufe zu ähnlichen Beſtrebungen giebt) dreht ſich um die Frage, ob es möglich ſei, kleingewerbliche Selbſtändigkeit mitten in dem gewaltigen techniſchen und induſtriellen Leben unſrer Zeit zu bewahren. Iſt dies möglich, ſo kann es wieder ein Handwerk geben, natürlich in andern als den mittelalterlichen Formen, aber doch in ſolchen, welche eine gewiſſe innere Verwandtſchaft mit denſelben haben; iſt es nicht möglich, ſo behalten diejenigen Recht, welche in allen zur Zeit ſtattfindenden Anſtrengungen zu einer Wiederbelebung des Handwerks nur eine unnütze, den Todeskampf dieſer Wirtſchaftsform verlängernde und qualvoller machende Grauſamkeit erblicken.

Man hat vielfach versucht, diese peinliche Frage dadurch auf ein andres Gebiet zu verlegen, daß man die „Unentbehrlichkeit des Handwerks“ in sozialer, wirtschaftlicher und selbst technischer Hinsicht nachwies und hieraus die Folgerung zog, daß das Handwerk bestehen, beziehentlich mit allen, nötigenfalls den gewaltsamsten Mitteln bestandsfähig gemacht werden müsse. Es ist wahr, daß dieser Weg die schwerwiegendsten Gründe an die Hand giebt, und infolgedessen vieles Verführerische hat. Wie soll es möglich sein, den sozialen Umsturz zu vermeiden, wenn die ganze Masse der industriellen Bevölkerung sich in wenige Großfabrikanten und Millionen unselbständiger Arbeiter aufgelöst hat, und wenn dieser Prozeß obendrein eine verhängnisvolle Tendenz zeigt, aus den an der Spitze stehenden „Wenigen“ in letzter Instanz eine minimale Anzahl von Großkapitalisten zu machen? Wie soll die bürgerliche Gesellschaft in befriedigender Weise bestehen, wie das wirtschaftliche Leben seine Mannichfaltigkeit und Entwicklungsfähigkeit bewahren können, wenn die Masse kleinbürgerlicher und dabei doch auf eignen Füßen stehender Elemente, welche nur das Handwerk liefern zu können scheint, nicht mehr vorhanden ist? Und diesen beiden Fragen hat man in neuerer Zeit mit nicht minderem Rechte die weitere hinzugefügt: Wie soll eine gewisse Bürgschaft, eine Sicherheit für Bestand und Fortpflanzung der vollen gewerblichen Tüchtigkeit, die gegenwärtig in unserm Volke vorhanden ist, gewonnen, wie soll es verhindert werden, daß das zur Zeit noch vorhandne geschlossene und systematische gewerbliche Können sich in eine Anzahl empirischer Handfertigkeiten auflöse (deren Gesamtwert doch nicht annähernd an denjenigen der handwerklichen Ausbildung würde heranreichen können), wenn an dem Erwerben sowohl wie an dem Bewahren handwerklicher Ausbildung niemand mehr ein Interesse hat? was könnte auf diesem Gebiete sonst gefunden werden, um, wie das Handwerk es gegenwärtig thut, in dem Getriebe der technischen Entwicklung gleichsam als festhaltendes, über den „toten Punkt“ stets hinweghelfendes Schwungrad zu wirken? Das sind gewiß Fragen, die es völlig verständlich machen, daß die Unmöglichkeit, auf sie vom großindustriell-kapitalistischen Standpunkte aus eine selbst nur leidlich befriedigende Antwort zu geben, von vielen für ein Eingeständnis gehalten wurde, daß dieser Standpunkt eben schlechterdings nicht zur Alleinherrschaft gelassen werden dürfe. Ja man kann noch einen Schritt weitergehen und mit gutem Gewissen sagen, daß irgend ernstliche Anhaltepunkte dafür, Industrialismus und Kapitalismus möchten vielleicht imstande sein, neue, uns zwar vielleicht weniger sympathische, aber doch auch bestands- und entwicklungsfähige Formen des sozialen, wirtschaftlichen, technischen Kleinlebens zu schaffen, bis jetzt nicht vorliegen; man hat viel gesprochen von einer Beteiligung der Arbeiter am Unternehmergewinn, von einer bevorstehenden Rückbildung der Großindustrie zu Formen kleinern Betriebes, von einem neuen Kleinbürgerstande, den die Fabrikmeister, Vorarbeiter und ähnliche Leute in sich darstellen — aber an allen diesen Dingen ist doch bis heute viel, viel mehr Phrase als Wirklichkeit,

und vollends von Erscheinungen, welche als Keime einer hoffnungsreichen Weiterentwicklung oder Neugestaltung auf diesem Gebiete aufgefaßt werden könnten, ist doch wirklich so gut wie nichts zu verspüren. So weit also befinden sich die Verfechter der Idee, daß man das Handwerk eben nicht untergehen lassen dürfe, weil man nichts an seine Stelle zu setzendes habe und sein Verschwinden gleichbedeutend mit dem Verschwinden der letzten, uns gegen die soziale Weltrevolution schützenden Schranke sein würde, in einem unleugbaren Vorsprunge. Dennoch können und dürfen wir diesen Gesichtspunkt nicht maßgebend machen. Denn wenn es nicht gelingt, dem Handwerk eine innere Bestandsfähigkeit zu geben, welche sich mit den Bedürfnissen der Zeit und unsers heutigen Kulturzustandes verträgt, so nützt uns wiederum alle theoretische „Unentbehrlichkeit" des Handwerks nichts; wir können es dann trotzdem weder schaffen noch viel weniger erhalten. Mit einem künstlich hergestellten, nur künstlich aufrechterhaltnen Gebilde lassen sich die Aufgaben, die wir dem Handwerke zuschieben, doch nicht erfüllen, und selbst der mit der Energie der Verzweiflung unternommene Versuch, ein neues Handwerk zu begründen, müßte und würde scheitern, wenn nun einmal die innere Möglichkeit, ein solches als ein zeitgemäßes und den Zeitverhältnissen sich anschließendes erscheinen zu lassen, nicht vorhanden ist. Auch haben wir, so unsympathisch uns die industriell-kapitalistische Entwicklung sein mag und so sehr wir uns außer stande fühlen, in derselben Keime einer erfreulicheren, sozial bestandsfähigeren Zukunftsgestaltung zu erblicken, doch nicht das Recht, ohne weiteres zu erklären, weil wir jetzt noch keine Hoffnung sähen, darum existire auch keine und werde in Ewigkeit keine existiren. Wer sagt uns, welche, wenn auch vielleicht unsern Vorstellungen und Wünschen noch so wenig zusagenden, so doch immerhin möglichen und keineswegs zukunftslosen Formen sich da vielleicht noch ausbilden? Vielleicht werden wir es lernen müssen, uns auf stete soziale Zuckungen und gelegentliche heftige Stürme einzurichten, und werden uns hieran am Ende so gut oder so schlecht gewöhnen wie die Bewohner von Stromboli an den Vulkan zu ihren Häupten; vielleicht erweist sich das Kapital selbst, wenn ihm nur bestimmte Vergünstigungen eingeräumt werden und die Möglichkeit stetigen Eingreifens in die öffentlichen Dinge ihm gewährt wird, nicht nur als ein kräftiger, sondern auch, worauf es hier vor allem ankommt, als ein sehr widerstandsfähiger Faktor; vielleicht müssen wir allen Sträubens unerachtet den Weg der Sozialdemokratie wandeln und finden ihn doch gangbarer, als unsre Staatsweisen bisher geglaubt haben; und solcher denkbaren Fälle, die als Fortentwicklung des heutigen Zustandes betrachtet und nicht ohne weiteres als innerlich unmöglich angesprochen werden können, mag es wohl noch manche geben. Die Gegenwart hat, sagen wir, kein Recht, die industriell-kapitalistische Gesellschaftsform schlechthin zu verwerfen, weil sie zur Zeit noch nicht abzusehen vermag, wie sich hieraus eine einigermaßen haltbare, genügende Elemente zur Forterhaltung der Kultur in sich darbietende Form ausbilden soll, oder gar lediglich darum, weil diese

Form ihr nicht gefällt; und sie hat am wenigsten das Recht, einer immerhin großartigen Wirklichkeit einen bloßen Schatten gegenüberzustellen, solange nicht irgendeine ernsthafte Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, daß es gelingen kann, diesem Schatten Körper zu verleihen. Die Frage kann und darf nicht sein: Welcher Mittel müssen wir uns bedienen, um, es möge innerlich möglich sein oder nicht, unter allen Umständen nur wieder etwas Handwerksartiges entstehen zu lassen und dieses, wenn auch noch so künstliche Etwas an die Stelle des Industrialkapitalismus zu setzen? — sondern die Frage muß sein: Ist es innerlich möglich, ein Handwerk neu zu schaffen, welches auch unter den sozialen und technischen Kräften unsrer Zeit zu bestehen und seine Rolle zu spielen vermag? und unter welchen Voraussetzungen ist dies möglich?

Konstatiren wir zunächst, daß das Handwerk, so wie es ist, dem Untergange geweiht ist, und daß auch Innungsgesetze ꝛc. an und für sich hieran nichts zu ändern vermögen. Alle diese, wenn auch nicht nur wohlgemeinten, sondern auch in ihrer Art recht nützlichen gesetzgeberischen Neuschöpfungen können und sollen ja doch weiter nichts als dem Handwerke gewisse soziale Ermöglichungen an die Hand geben, und insofern sie notwendig in diesem Bestreben stecken bleiben, treffen sie den Sitz des Übels garnicht. Denn dieser Sitz liegt zunächst nicht auf dem sozialen, sondern auf dem wirtschaftlichen Gebiete, nämlich in der Frage, ob der Handwerker mit dem Großindustriellen und mit den Handelsgeschäften konkurriren kann — eine Frage, die leider Gottes entschieden verneint werden muß. Daß der Schornstein bei dem Handwerker nicht mehr raucht, das ist Ausgangspunkt und Kern des ganzen Übels; und wenn der Satz wahr ist, daß Not und Gefahr die Tüchtigen und aus Überzeugung Zusammenhaltenden nur noch fester zusammenschließt, die Untüchtigen und Eigensüchtigen aber immer weiter auseinandertreibt, so sind die Schlußfolgerungen hieraus für das Handwerk keine sonderlich ermutigenden. Der Verfall des Handwerks ist kein einseitig sozialer, sondern ein wirtschaftlich-sozialer; der wirtschaftliche Rückgang fiel zusammen mit dem Verluste der Kraft, ihn als eine soziale Schädigung des ganzen Handwerks zu empfinden und hiergegen mit den sozialen Kräften des Handwerks anzukämpfen. Hieran ändert auch die allerdings unleugbare Thatsache nichts, daß der Rückgang des Handwerks durch allerhand künstliche Mittel, selbst durch gesetzgeberische und Verwaltungsmaßregeln, und daß er weiterhin durch eine im höchsten Maße unreelle Konkurrenz, durch die verächtlichsten, dem Handwerke seiner Natur nach unzugänglichsten Praktiken begünstigt worden ist. Gewiß, die Gefängnisarbeit allein schon ist ausreichend, den Rückgang der handwerksmäßigen gegenüber der fabriksmäßigen Arbeit in mehreren Gewerbszweigen zu erklären, und es ist wirklich eine arge Sache, daß, während der Staat auf Kosten der Gesamtheit die Fabrikarbeit durch die Gefängnis- und Zuchthausarbeit begünstigt (und wenn er dies nur dadurch thäte, daß er die Masse der in den Konkurrenzkampf eintretenden Fabrikartikel ver-

mehrt und dadurch der letztern die Anfüllung und Beherrschung des Marktes erleichtert), er obendrein auch noch, immer auf Kosten der Gesamtheit, der Fabrikarbeit für ihren Konkurrenzkampf gegen das Handwerk Arbeitskräfte ausbildet, ihr also förmlich vorgebildete Rekruten liefert. Es ist wohl möglich, daß, wenn dergleichen staatliche Begünstigungen des Großbetriebes und des Handels mit Handwerksartikeln niemals vorgekommen wären, und wenn unsre Gesetzgebung zu passender Zeit brauchbare Handhaben gegen alle unreellen Geschäftspraktiken dargeboten hätte, der heutige Verfall des Handwerks nie eingetreten wäre. Aber was nützt uns diese rückläufige Betrachtung? Die Wirkung ist einmal da! Der Geschäftsbetrieb ist an seine jetzigen Bezugsquellen, das Publikum an seine jetzigen Kaufgelegenheiten mit ihrer massenhaften Auswahl und ihrer Anpassung an seine Schwächen und Neigungen einmal gewöhnt, und wir stehen immer wieder vor der entscheidenden Frage, ob diesem Zustande gegenüber das Handwerk im großen und ganzen konkurrenzfähig ist, einer Frage, die wir auch in diesem Zusammenhange verneinen müssen. Daran wird, wir wiederholen es, auch alle Entwicklung eines bloßen Innungswesens als solchen nichts ändern — so wenig, daß sogar der leidige Rückschluß gestattet ist, die Wirkungslosigkeit aller auf dem Boden des spezifischen Innungswesens stattfindenden Bemühungen werde zuletzt die Folge haben, das Innungswesen selbst bei der Masse der Handwerker wieder zu diskreditiren. Denn was nützen alle Quartale, alle Maßregeln für Lehrlingsausbildung und für die Kontrole derselben, alle Hilfskassen und sonstigen gemeinsamen Anstalten, alle Anstrengungen für Wiederherstellung eines geordneten Gesellenwesens; was nützen weiterhin alle Innungsverbände, alle Handwerkerversammlungen, Verbands- und Innungstage, ja auch alle Reichsinnungsämter und Handwerkerkammern — wenn alle diese schönen Dinge das Handwerk nicht konkurrenzfähiger machen? Das thun sie aber an und für sich nicht, höchstens insofern, als sie bei vielen einzelnen Handwerkern eine gewisse sittliche Kräftigung, eine Hebung und Ermutigung erzielen und dadurch auch auf die Leistungen derselben erfreulich zurückwirken mögen, was jedoch schwerlich von durchschlagender Bedeutung ist. Solange der kleine Gewerbsmann nicht unter gleich günstigen Bedingungen wie die Großindustrie die Hilfskräfte der Maschinen anwenden, für gewisse Arbeiten einen fabrikmäßigen Betrieb herstellen, Lager und Magazine in geeignetem Umfange unterhalten, bequemen und billigen Kredit bekommen, zum Absatze sich des organisirten Handels bedienen kann, so lange bildet er Lehrlinge und Gesellen doch immer wieder nur für die Fabrikindustrie aus, so lange kommen alle seine gemeinnützigen und wohlthätigen Anstalten wohl gewissen Bedürftigen, aber nicht dem Handwerk als solchem zugute, und so lange nützen alle Versammlungen und eignen Behörden den Handwerkern wohl zum Wehklagen, aber zu sonst nichts. Gelingt es nicht, dem Handwerk eine gleiche geschäftliche Leistungsfähigkeit einzuhauchen wie der Großindustrie, so behalten die Gegner Recht: alles verzweiflungsvolle

Kämpfen um Innungsvorrechte und um Ausstattung des Innungswesens mit staatlich anerkannten Formen und Namen kann doch höchstens zu einer vorübergehenden Galvanisirung des Handwerks führen, zu einem Aufraffen mit letzten, aber unter allen Umständen ungenügenden Kräften — bis auf die künstliche Anspannung umso sicherer die Ermattung und der gänzliche Zusammenbruch folgt.

Giebt es denn nun ein Mittel, um dem Handwerke dieses Unerläßliche, die Möglichkeit einer Konkurrenz auf gleicher geschäftlicher Grundlage zu geben? Ja, es giebt ein solches. Aber unsre Handwerker sind noch nicht reif dazu, weil es ihnen noch zu gut geht. Unsre Handwerker haben immer noch die Vorstellung, wenn es mit ihren Verhältnissen auch heute schlecht bestellt sei, so könne und müsse sich dies doch wieder bessern, und sie nehmen ihren Maßstab für die Beurteilung der allgemeinen Handwerkerlage immer noch davon her, daß doch selbst in unsern Tagen so viele Handwerksmeister zu Vermögen und Ansehen kommen, es also doch wohl nur an untergeordneten Punkten liege, wenn dies nicht bei der Mehrheit ähnlich der Fall sei. Sie begreifen noch nicht, daß dies mehr und mehr aufhören wird, da derjenige Zustand, welcher gegenwärtig der maßgebende ist, eine natürliche Tendenz hat, in immer steigendem Umfange zuerst der allein maßgebende, dann der allein vorhandne zu werden. Gewiß, heute hat der Handwerkerstand als solcher immer noch eine gewisse Bedeutung, weil es noch Privatkundschaft giebt, mit andern Worten, weil das Publikum sich noch nicht ganz und gar an das Fertigkaufen seines Bedarfes in großen Magazinen gewöhnt hat, und weil der Entwicklungsprozeß, welcher das Magazinwesen zuerst in den größern, dann aber auch in den kleinern Städten zuerst einbürgert und dann zur Herrschaft bringt, noch nicht auf seiner Höhe angekommen ist. Aber man zweifle nicht, daß dieser Prozeß in vollem und unausgesetztem Gange ist, und daß alle Wiederbelebung des Innungswesens hieran bis heute nicht das geringste geändert hat. Die Handwerker fühlen dies auch sehr wohl, und ihr verzweiflungsvolles Rufen nach der obligatorischen Innung ist einfach darauf zurückzuführen, daß sie denken, wenn sie nur erst einmal alle beisammen seien und dann auch eine Art Jurisdiktion über den ganzen Gewerbebetrieb und das Recht zur Ausübung desselben besäßen, dann werde und müsse es am Ende doch möglich sein, die Übermacht des Industrialismus und des Kapitals zu brechen. Sie irren sich; die obligatorische Innung (sobald sie materiell möglich geworden sein wird) kann ohne Zweifel vieles bessern und die Kraft der Handwerker stärken, weil diese sich dann nicht mehr so wie bisher im Kampfe gegen die eignen Genossen aufzureiben brauchen, und weil dann die unbillige Zumutung nicht mehr an die Handwerker herantritt, Leistungen, die der Gesamtheit zugute kommen sollen, mit den Mitteln und Kräften eines Teiles zu bestreiten. Aber das Wesentliche an der Sache, die ungeheure Überlegenheit der kapitalistisch-großindustriellen Produktions- und Vertriebsmethode, läßt auch die obligatorische Innung unberührt. Wird es unerläßlich sein, daß die Hand-

werker diese Erfahrung in vollem Umfange machen, und daß das bischen moralischer und sozialer Kraft, über welches das Handwerk gegenwärtig noch verfügt, bis auf ein Minimum geschwunden sei, ehe man den Mut findet, das erlösende Wort zu sprechen und mit diesem Losungsworte die wirkliche, reelle, erfolgverheißende Arbeit in Angriff zu nehmen?

Dieses Wort heißt Genossenschaft. Dem schmeichlerischen Traume, die kapitalistische Betriebsform überwinden und dabei doch ihre volle kleingewerbliche Selbständigkeit bewahren zu können, müssen die Handwerker entsagen. Sie haben nicht etwa dazwischen die Wahl, ob jene, zur Zeit so mächtig vordringende Betriebsform zur Herrschaft gelangen soll oder ob einzelne kleine Handwerker wieder zu Kraft und Ehren kommen, sondern nur dazwischen, ob sie ihre wirtschaftliche Selbständigkeit scheinbar noch eine Zeitlang behaupten und währenddem umso sicherer in thatsächliche, immer schlimmer werdende Abhängigkeit von Kapital und Großindustrie kommen wollen, oder ob sie freiwillig ihre, oft so zweifelhafte und ohnehin nicht aufrecht zu erhaltende Selbständigkeit zum Teil einer Gemeinschaft, der sie selbst angehören, opfern wollen. Die Frage, ob die Handwerker dies begreifen und den moralischen Mut finden, demgemäß zu handeln, ist die Frage nach der möglichen Rettung und der Zukunft des Handwerks. Die „Innung" ohne wirtschaftlichen Gehalt ist ein Geist ohne Körper. Die Innung des Mittelalters wurde keineswegs bloß durch den Gemeinsinn ihrer Mitglieder getragen und entwickelt, sondern sie hatte eine sehr reale Bedeutung; sie bildete für den Handwerker das, was für den Stadtbürger seine Stadtmauer und sein Stadtrecht war: die feste Umgrenzung zu Schutz und Trutz seiner Rechte und seiner ganzen bürgerlichen Stellung. In Wirklichkeit kann man die damalige Innung als die soziale Heimat ihrer Mitglieder bezeichnen. Das ist heute weder mehr möglich noch nötig, wohl aber ist es, wenn die Innung wieder eine ähnliche Bedeutung wie damals für die Handwerker haben soll, auch unerläßlich, ihr wieder einen ähnlichen Inhalt zu geben. Mit bloßen Redensarten aber ist das ebensowenig zu machen, wie sich mit den Worten „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" die ideale Republik herstellen ließ, und so vortrefflich alle Lehrlings- und Gesellencinrichtungen, so sachgemäß alle Unterhaltungen der Handwerker über Submissionswesen, Gefängnisarbeit, Rechtsverhältnisse der Handwerker ꝛc. sein mögen, so sind doch alle diese, wesentlich immer nur auf dem guten Willen der Einzelnen fußenden Einrichtungen nicht geeignet, der Innung gerade das zu geben, was sie braucht: eine Gewalt nach innen und nach außen, einen ständigen, gesicherten, unwiderstehlichen Einfluß auf alle ihre Mitglieder, eine Möglichkeit, die gesamten Kräfte der Einzelnen für die Zwecke der Gesamtheit zusammenzufassen. Erst wenn sie dies erlangt, hat der umherspukende Geist der Handwerkersache und der Versuch, an Stelle der kapitalistisch-großindustriellen Betriebsweise die modern-handwerkliche zu setzen, seinen Körper gefunden. Die Innung muß selbst zur Genossenschaft werden,

ſie muß den genoſſenſchaftlichen Gedanken ganz in ſich aufnehmen, ſie muß alle diejenigen Dinge, die ſich zu gemeinſchaftlichem Betriebe eignen, in ihre Hand nehmen, ſie muß die Lieferantin, die Kreditanſtalt, die Verkaufshalle, das Auskunftsbüreau, die Hilfskaſſe, ſie muß auch in geſelliger Hinſicht der Mittelpunkt für das Innungsmitglied werden, ſie muß jedes Mitglied mit ſtarken Armen umſpannen, um nun auch jedes Mitglied mit ſtarken Armen ſchützen und heben zu können. Mit der bloßen Idee des Zuſammenhaltes iſt es nicht gethan, ſondern dieſer Zuſammenhalt muß, ſoll er ſtark genug ſein, um nach außen hin eine wahrnehmbare Wirkung zu üben, auch nach innen den Mitgliedern zu ſtetem, lebendigem Bewußtſein kommen, er muß ein reales Band für ſie bilden, aus dem ſie garnicht herauskönnen, er muß eine Summe praktiſcher Intereſſen für ſie darſtellen, gegen welche alles andre garnicht aufkommt, ja kaum beachtet wird. Ohne Drangabe eines Stückes individueller wirtſchaftlicher Selbſtändigkeit iſt das freilich ſchlechterdings nicht zu machen; jeder Einzelne wird in Zukunft von ſeiner Innung in weſentlichen Punkten abhängig ſein und wird ſich überhaupt nur innerhalb des Rahmens derſelben wirtſchaftlich bewegen können. Aber es hilft, und es iſt das Einzige, was hilft. Denn das unterliegt allerdings keinem Zweifel, daß die Innungsgenoſſenſchaft in einer Weiſe die Vorteile des Kleinbetriebes mit denen des Großbetriebes wird vereinigen können, gegen die keine Konkurrenz aufzukommen vermöchte. Das Handwerk würde gerettet ſein; der Handwerker allerdings nur noch in beſcheidnem Maße als wirtſchaftliche Individualität, der Hauptſache nach nur als „Genoſſe," als Mitglied ſeiner Innung, als Teil eines Ganzen.

Einzelne Anläufe zur Geſtaltung der Innung als wirtſchaftlicher Genoſſenſchaft haben nie ganz gefehlt. Viele Innungen haben ſchon Rohmaterialien für ihre Mitglieder bezogen oder ſonſtige gemeinſame Anſtalten errichtet und gemeinſame Verträge (Verſicherungsverträge u. dergl.) abgeſchloſſen; in neuerer Zeit iſt auch der Gedanke, eigne „Innungsbanken" zu begründen und dadurch ſowohl die Koſten wie die Verluſte des Bankgeſchäftes auf ein Minimum zu reduziren, auch die Einrichtungen der Anſtalt den Bedürfniſſen der Mitglieder möglichſt anzupaſſen, vielfach erörtert worden (in Berlin iſt eine ſolche „Innungsbank," wenn auch in kleinſtem Maßſtabe, ſogar ins Leben getreten). Aber alle dieſe Anläufe haben es bis heute nicht vermocht, ein engbegrenztes Gebiet zu überſchreiten, und wir wiſſen ſehr gut, daß der Gedanke, die Innung prinzipiell zur Genoſſenſchaft zu machen und alle für den gemeinſamen Betrieb ſich eignenden Dinge prinzipiell dieſer Geſamtheit zu überweiſen, zur Zeit noch in den Kreiſen der Handwerker ſelbſt auf den hartnäckigſten Widerſtand ſtoßen würde, weil die Herren eben in ihre „Selbſtändigkeit" noch zu ſehr verliebt ſind, ſo ſehr ſie auch ſelbſt ſehen oder doch fühlen mögen, daß dieſe Selbſtändigkeit zu einem Teile nur noch eine angebliche, zum andern Teile bereits furchtbar unterwühlte und ſchwerlich noch ein Menſchenalter lang haltbare iſt. Nun, die

Geſchicke müſſen ſich erfüllen, und in unſrer Zeit erfüllen ſie ſich ſehr ſchnell. Auch die Handwerker werden, wollen ſie überhaupt das Handwerk als ſolches gerettet und die Welt vor den Konſequenzen der kapitaliſtiſch-großinduſtriellen Betriebsform bewahrt ſehen, die Geſchichte von den ſibylliniſchen Büchern an ſich erleben müſſen. Je länger ſie zögern, ſich dieſes einzigen vorhandnen Mittels zu bedienen, deſto geringer wird ihre Kraft, und deſto furchtbarer wird der zu überwindende Feind. Und ſchließlich wird man einen viel höhern Preis für ein viel geringeres Gut, als heute noch für niedrigern Preis zu erlangen wäre, doch zahlen müſſen! Je länger man wartet, deſto mehr werden die Handwerker zu gunſten der künftigen Innungsgenoſſenſchaften von ihrer Selbſtändigkeit opfern müſſen!

Man wird uns entgegenhalten, bei Ausführung dieſer Idee werde ja der Strom des Sozialismus unaufhaltſam in unſer wirtſchaftliches und ſoziales Leben hereinfluten. Ja was iſt da zu machen? Soweit die weitere Entwicklung ſozialiſtiſcher Geſichtspunkte eine notwendige Erſcheinung unſrer vorausſichtlichen wirtſchaftlichen und ſozialen Zukunft iſt oder ſein muß, wird man an der Sache dadurch nichts ändern, daß man alles auf ſie Hinzielende ſorgfältig hintanhält. Gewiß, unſre Innungsgenoſſenſchaft würde ſich in ihren letzten Konſequenzen zur reinen Produktivgenoſſenſchaft geſtalten, nur mit dem Unterſchiede, daß es eine Genoſſenſchaft von Meiſtern und ſelbſtändigen Bürgern, daß ſie alſo moraliſch möglich wäre. Über die Frage, ob nicht in der That eine Zunahme ſozialiſtiſcher Ideen ebenſo unverkennbar wie unaufhaltſam ſich vollzieht, ließe ſich viel reden; wir behalten uns dies für ein andermal vor. Für diesmal nur noch zweierlei. Fürs erſte, daß auch die ausgeprägteſte Innungsgenoſſenſchaft an dem Beſitze der Mitglieder nichts ändern, ſondern immer höchſtens ihren Privaterwerb treffen würde. Fürs zweite, daß die ſozialen Stürme des künftigen Kapitalismusſtaates oder die verzweifelten Verſuche, mit Polizeimaßregeln die wirtſchaftliche Entwicklung in unmöglich gewordne Bahnen preſſen zu wollen, uns um nichts verlockender, wohl aber um ſehr viel weniger hoffnungsvoll erſcheinen als der Gedanke der Innungsgenoſſenſchaften.

Wie dieſelben ſich entwickeln würden, wie die Keime zu ihnen zu legen wären, und welche geſetzgeberiſche Maßregeln für ſie getroffen werden könnten und müßten, darüber gleichfalls ein andermal.

Hartmanns Armer Heinrich.

Seit dem Erwachen der germaniſtiſchen Studien in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts iſt dem „Armen Heinrich“ des höfiſchen Dichters Hartmann, eines ritterlichen Dienſtmannes der Herren von Aue, beſondre Teilnahme zugewendet worden. Zwar fühlte ſich Goethe, der den Nibelungen, König Rother und andern mittelhochdeutſchen Dichtungen liebevolles Studium widmete und ihre Geſtalten 1810 in dem Maskenzuge „Die romantiſche Poeſie“ verherrlichte, gerade von dieſem Werke unangenehm abgeſtoßen. Das „an und für ſich betrachtet höchſt ſchätzenswerte Gedicht,“ äußerte er in den Tages- und Jahresheften von 1811, habe ihm „phyſiſch-äſthetiſchen Schmerz“ gebracht. „Den Ekel gegen einen ausſätzigen Herrn, für den ſich das wackerſte Mädchen opfert, wird man ſchwerlich los; wie denn durchaus ein Jahrhundert, wo die widerwärtigſte Krankheit in einem fort Motive zu leidenſchaftlichen Liebes- und Ritterthaten reichen muß, uns mit Abſcheu erfüllt. Die dort einem Heroismus zu grunde liegende ſchreckliche Krankheit wirkt wenigſtens auf mich ſo gewaltſam, daß ich mich vom bloßen Berühren eines ſolchen Buches ſchon angeſteckt glaube.“ Allein trotz Goethes Urteil wurde gerade dieſes Gedicht in der Folge das am meiſten geleſene der ganzen deutſchen Literatur des Mittelalters, da Adalbert von Chamiſſo 1839 eine den Brüdern Grimm gewidmete Bearbeitung im Muſenalmanch veröffentlichte, welche dann, in Chamiſſos Werke aufgenommen, mit ihnen allgemeine Verbreitung fand. Ja das Werk, welches ſchon als Dichtung auf Goethes Phantaſie einen ſo widrigen Eindruck machte, wurde vor einigen Jahren (1877) ſogar mit Illuſtrationen herausgegeben. Welchen unmutsvollen Tadel würde Goethe, der lebenslang an den Kunſtlehren des Leſſingſchen Laokoon feſthielt, vollends gegen eine bildliche Darſtellung dieſes Gedichtes ausgeſprochen haben!

Indes, an und für ſich betrachtet, erklärte Goethe das Gedicht für ſchätzenswert. Und unſre Anerkennung muß ſich noch ſteigern, wenn wir es mit Hartmanns übrigen Werken vergleichen. Hartmann hat von jeher enthuſiaſtiſche Bewunderer gefunden. Kein geringerer als Gottfried von Straßburg hat die reine, lautere Rede, die kryſtallne Sprache des von Aue geprieſen und ihm als dem Meiſter der deutſchen Epik Kranz und Lorber zugewieſen. Nach der Wiedererweckung der mittelalterlichen Literatur iſt Hartmann als Sprachmuſter von der einen Partei unſrer Germaniſten geradezu kanoniſirt worden; und die Korrektheit ſeiner Sprache und Metrik mag wirklich eine tadelloſe ſein. Nur hätte

man ihn ob seines formalen Vorzuges nicht als den größten Meister unsrer mittelalterlichen Epik auf den Schild heben sollen. Gottfried, an der berühmten Stelle des Tristan, verbindet das Lob Hartmanns mit einem höchst bissigen Tadel gegen den Finder wilder Mären, den Verwilderer höfischer Erziehung — Wolfram von Eschenbach. Es hat mich befremdet, auch in der neuesten Ausgabe des Hartmannschen Gedichtes, einer sonst dankenswerten Gabe aus Wilhelm Wackernagels Nachlaß,*) einem ähnlichen Urteile wieder zu begegnen, wie es Gottfried im Beginn des dreizehnten Jahrhunderts ausgesprochen hat. Unzähligemale hat man nach dem Vorgange von Gervinus den Gegensatz erörtert, in welchem sich Gottfried und Wolfram und ihre Schulen bewegten. Sogar in einer modernsten Zuckerwasserdichtung ist diese literarhistorische Thatsache belletristisch verwertet worden. Jener Gegensatz ist wirklich eine der wichtigern Erscheinungen unsrer Literaturgeschichte. Er kehrt im achtzehnten Jahrhundert wieder in der Gegenüberstellung Hagedorns und Hallers, Klopstocks und Wielands. Haller suchte in einer lesenswerten Abhandlung sich selber über die Natur dieses Gegensatzes Klarheit zu verschaffen. Hat die literarische Forschung des neunzehnten Jahrhunderts aber mit vollem Rechte auf den Gegensatz Gottfrieds von Straßburg und Wolframs von Eschenbach hingewiesen, so darf darüber doch nicht vergessen werden, daß Gottfried selber Hartmann von Aue und Wolfram als die Führer verschiedner Richtungen einander entgegensetzt. Hartmann ist der Vertreter des korrekten Formalismus, wie er sich unter andern Verhältnissen und in andrer Form dann im achtzehnten Jahrhundert wieder in Gottscheds Schule bildete. Dieser ästhetischen Korrektheit entspricht auch eine ethische; doch nein, dies Wort sagt zu viel, es deutet zugleich auf das Element hin, welches Hartmanns Sittenlehre eben nicht in sich enthält. Hartmann schildert uns in seinen beiden großen Epen das Ideal höfischer Sitte, von einer tiefern Auffassung ist bei ihm keine Rede. Der Anstand, man möchte fast sagen nach einem Komplimentirbuche, wird hier in ritterlichen Beispielen gelehrt, das allgemein menschliche Sittengebot und Gefühl kommt dabei aber entschieden zu kurz. Auch Wolfram ist in den Anschauungen seines Standes vielfach befangen. Der junge Parcival tötet eigentlich aus kindischem Umstande den edeln König Ither von Gaheviez, den fleckenreinen, von dem nie ein Ohr etwas tadelnswertes vernommen. Der Dichter beklagt seinen Tod, weil dieser durch einen Gabylot (Wurfspeer), nicht durch eine Turnierlanze erfolgt ist. Solches Aufgehen in der formelhaften Courtoisie kommt auch bei Wolfram öfter als einmal vor. Aber wie weit steht er nichtsdestoweniger von Hartmann und seinem rein äußerlichen Wesen ab. Ich gebe statt aller weitern Ausführung nur ein Beispiel, das mir so charakteristisch erscheint, daß ich mich wundre, es nicht schon längst

*) Hartmanns Armer Heinrich. Mit Anmerkungen und Abhandlungen von Wilhelm Wackernagel herausgegeben von W. Toischer. Basel, Benno Schwabe, 1885.

angeführt gefunden zu haben. Geradezu als einen Lieblingsgedanken Wolframs muß man seinen häufig wiederkehrenden Ausspruch betrachten, man solle nicht nach dem Scheine urteilen. Er legt besondern Wert auf diese Sentenz, die mit der Grundlage seiner ganzen moralischen Weltanschauung im engsten Zusammenhange steht. Wohl könne der Zweifel den Menschen erfassen, daß sein Thun dem moralischen Beobachter gefleckt erscheine wie die Farbe der Elster. Wenn nur sein Herz nicht ganz die finstere Farbe trage, dürfe man an seinem schließlichen Heile nicht irre werden. Aufs mannichfachste wechselnd liegt diese Idee vielen seiner Bilder und Aussprüche zu grunde, er klagt, daß man diese Lehre nicht genügend befolge.

Manch Weibes Schönheit ruft man aus.
Ist die im Herzen nicht zu Haus,
So lob ich, wie ich loben wollt,
Den Glasfluß, den man setzt in Gold.
Ich acht Verschulden nicht gering
Deß, der in niedrigen Messing
Den edelen Rubin setzt feste
Und alle seine Wunderkräfte.
Ein rechtes Weib dem Steine gleicht,
Die nie von rechter Weibheit weicht;
Nicht äußere Farbe an mich zieht,
Des Herzens Dach, das jeder sieht.
Sieht gut in ihrer Brust es aus,
Dann flieg ihr Ruhm ins Land hinaus.

Nun hat es Hartmann auch einmal für gut befunden, das Sprichwort, man solle nicht nach dem äußern Scheim urteilen, seinen Hörern einzuschärfen. Herr Erek giebt seiner Überzeugung Ausdruck:

Deß Wort geht sicher fehl, der dreist
Von einem Weib sein Urteil sagt
Nur nach dem Kleide, das sie tragt.
Man soll an einem Weibe
Urteilen nach dem Leibe,
Ob diesem Lob und Preis gebührt,
Nicht nach dem Kleide, das ihn ziert.

Mag man einwenden, Hartmann habe hier nicht in eigner Person gesprochen; es bleibt doch für ihn selbst charakteristisch, wie ein und derselbe Grundgedanke von seinem Helden, und wie er von Wolfram aufgefaßt wird.

Nur in einem Werke hat Hartmann den engbegrenzten höfischen Gesichtskreis überschritten, eben in seinem „Armen Heinrich." Das arme Bauermädchen, das auf der Grenze von Kind und Jungfrau sich für seinen aussätzigen Herrn opfern will, halb aus religiöser Schwärmerei, halb sich selber unbewußt aus irdischer Minne zu dem Wohlthäter seiner Eltern, erweckt rein menschliche Rührung. Wird der

Leſer mit Groll gegen den ſelbſtſüchtigen Kranken erfüllt, der das gute Kind einem grauſamen Tode preiszugeben entſchloſſen iſt, ſo erfreut die entſcheidende Wendung umſomehr, und die ſchließlich ſtattfindende Mesalliance ſichert dem alten Gedichte die unzweifelhafte Gunſt des neunzehnten Jahrhunderts. Zum Lobe des Gedichtes, das zwiſchen Legende und Novelle ſchwankt, darf auch in betracht kommen, daß es eines der ungemein ſeltnen Werke unſrer mittelalterlichen höfiſchen Literatur iſt, das ſeinen Stoff nicht dem Auslande ſchuldig iſt. Eine von der Sage ausgeſchmückte wirkliche Begebenheit im Geſchlechte von Hartmanns Dienſtherren, derer von Aue, liegt der Dichtung zu grunde. Die neue Ausgabe iſt aus Wilhelm Wackernagels akademiſchen Vorleſungen hervorgegangen; Toiſcher hat in taktvoller Weiſe die ſeit Wackernagels Tode herausgekommene Literatur über Hartmann und ſeine Werke ergänzend herangezogen, ſodaß die Ausgabe nach jeder Richtung hin dem neueſten Stande der Forſchung entſpricht. Die umfangreichen Anmerkungen Wackernagels — in Fedor Bechs gleichfalls kommentirter Ausgabe zählt das Gedicht 49 Seiten, in der Ausgabe von Wackernagel und Toiſcher 98 Seiten — ſind hauptſächlich ſpracherklärend und für Fachgenoſſen berechnet. Die Abhandlungen des Anhanges dagegen werden auch für weitere Kreiſe intereſſante Belehrung bieten. Der „Ausſatz und deſſen Heilung innerhalb der Geſchichte“ bildet die allgemeine geſchichtliche Grundlage dieſer und vieler verwandten Dichtungen (Konrads von Würzburg „Engelhard,“ die Legenden von Sankt Silveſter, Jourdans von Blaivins Amis et Amiles u. a.). Wackernagel giebt, auf mediziniſche Vorarbeiten geſtützt, eine Beſchreibung der verſchiednen Arten des Ausſatzes und der Behandlung, welche vonſeiten des Staates und der Geſellſchaft den Ausſätzigen zuteil wurde. Der Glaube, daß der Ausſatz durch das Blut unſchuldiger Kinder geheilt werden könne, war bei Laien wie Ärzten allgemein verbreitet. Im Mittelalter, ſagt Wackernagel (S. 198), „waren ſehr häufig die Ärzte Juden“; in verſchiednen Erzählungen (von Papſt Innocenz VIII.) und Sagen (Hirlanda, Konſtantinus und Silveſter) „ſind es jüdiſche Ärzte, die den Rat geben. Rechnet man hierzu noch, daß unter den Juden, wie es ſcheint, der Ausſatz noch lange als häufiges Erbübel fortgedauert hat, ſo fällt ein neues Licht auf die fort und fort und überall wiederkehrenden Erzählungen, wie von den Juden Chriſtenkinder aufgefangen und ihnen das Blut ſei abgezapft worden.“ Die zweite Abhandlung unterſucht die „ſagenhafte Ausbildung und Anwendung des geſchichtlichen Stoffes,“ eine dritte „die Sage vom armen Heinrich und Hartmanns Darſtellung.“ Nicht mit Unrecht hebt Wackernagel dabei hervor, daß Hartmann in der Darſtellung der Krankheit ſehr diskret verfahren ſei; in der That, vergleicht man wie z. B. Konrad von Würzburg in ſeiner Allegorie Der werlte lôn den von Maden durchwühlten Rücken der ausſätzigen Dame Welt mit Zolaſchem Naturalismus geſchildert hat, ſo weiß man dem ſtreng den höfiſchen Anſtand wahrenden Kunſtſtile Hartmanns einmal aufrichtig Dank. Daß er dieſen

im „Armen Heinrich“ zwar beibehalten, aber auf einen rein menſchlich rührenden Stoff angewandt hat, giebt dieſem Gedichte ſeine eigentümlich bevorzugte Stellung im Kreiſe ſeiner und der mittelalterlichen Erzählungskunſt überhaupt.

Marburg i. H. Max Koch.

Ein Knopf von Goethe.

Wenn ich einen Knopf von Goethe einmal zufällig bekäme, ich glaube, ich würde ihn aufheben — wer von Gebildeten würde das nicht thun? — und vielleicht ſorgfältig, vielleicht heilig aufheben, würde ihn mit Vergnügen, vielleicht mit Wichtigkeit zeigen, würde mir wohl auch gegen Spott, der zu erwarten wäre, Waffen zurechtlegen — das wäre eine ſchöne Aufgabe, ſie könnte mich zur Ausführung reizen auch ohne den wirklichen Knopf. Ich weiß das ja nicht ſicher, da ich eben keinen habe, aber ich kann mirs ſo lebhaft denken, daß es mir ſo ergehen würde, und wahrlich, der beſeſſene Knopf von Goethe iſt mir unter der Hand ſchon wie ein wirklicher geworden!

Aber — iſt er, wäre er wirklich von ihm? Nicht von irgend einem Alltagsmenſchenkinde? Allenfalls von einem Schreiber von ihm? Dann hätte ihn Goethe wohl aber wenigſtens geſehen, wenigſtens einmal mit den Augen geſtreift — aber wer beweiſt oder bewieſe dies oder jenes? Er müßte von einem Manne oder einer Frau herrühren, die ihn etwa von einem abgelegten Rocke oder einer Weſte (warum nicht im Notfall auch von Beinkleidern?) an ſich genommen hätte als Andenken. Hat man doch von Schiller eine ganze Weſte im Schillerhauſe in Gohlis mit einer ganzen Garnitur von Knöpfen, warum nicht von Goethe einen Knopf?

Und Goethe hat doch ſicherlich auch Knöpfe an ſich getragen, viel mehr als Schiller — wie viel? Die Frage iſt wohl noch nicht aufgeworfen, nicht einmal von Düntzer — ſie wäre aber nicht ganz gleichgiltig, denn in dem Maße, wie die ermittelte Zahl der von ihm getragenen Knöpfe wüchſe, wüchſe auch die Möglichkeit, daß der betreffende Knopf ein Goethe-Knopf wäre; iſt das nicht ſtatiſtiſch logiſch ſicher? Statiſtik und Logik aber ſind die allerſicherſten, wo nicht die einzig ſichern Werkzeuge zur Conſtatirung eines Satzes, den einer angezweifelt; das iſt ja eine der glücklichſten Errungenſchaften der Jetztzeit, die

alle Vorzeit an Tiefe und Weite des Gesichtskreises so unendlich weit hinter sich läßt.

Aber — wenn nun der Knopf so als Goethe-Knopf glücklich wahrscheinlich gemacht wäre — denn weiter würde man es schwerlich bringen — es müßte denn der erste Besitzer oder Erwerber den klugen Einfall gehabt haben, etwa von der Universität in Jena herüber angeweht von dem hohen Begriffe wissenschaftlicher Gewißheit, der sich seit Kant ausgebildet hat in den Geistern, die von Wahrheit den strengsten Begriff haben (und kann der je zu streng sein?) — es ist ja eine Freude, zu sehen, wie die schöpferische Phantasie auch in der Arbeit der strengen Wissenschaft nun geschult wird und sich dichtergleich immer weiter selbst schult in Auffindung aller Möglichkeiten, die einen zu bestimmenden fraglichen Punkt umlagern: wir machen dadurch die wunderbare Erfahrung, daß die Kritik, sonst die Feindin der Kunst als Welt des schönen Scheins, selbst zur Dichterin wird ohne, ja wider ihren Willen, eine der erfreulichsten und hoffnungsschwangersten Erscheinungen in der Gegenwart — also wenn der glückliche erste Erwerber jenes Knopfes, um für die Zukunft die Fülle negativer Möglichkeiten abzuschneiden, so weise gewesen wäre, sich über seine Echtheit eine wohlbeglaubigte Urkunde ausstellen zu lassen — ja von wem denn? von einem Notar? da würde er sich wohl zu sehr vor Auslachen gefürchtet haben — am liebsten von Goethe selbst, der hätte ihn vielleicht nicht ausgelacht, hätte wohl in dem Begehren einen tiefen, schönen Sinn empfunden, hätte die ihm damit angeregten Gedanken wohl gar eines schönen Morgens (wo er ja so gern etwas Großes oder Kleines in Reimen tiefen Sinnes sich zusammenfaßte, krystallgleich) Reime davon gemacht — viel wunderbarer wäre das nicht, als daß er z. B. Stricknadeln so sinnig mit Reimen verewigte (daß diese Stricknadeln nicht aufgehoben worden sind!) — aber freilich, die Reime wären dann auch erhalten und mein Goethe-Knopf fällt damit ins Nichts — also lieber etwa vom Kammerdiener, um den koboldgleich andringenden Möglichkeiten kurz den Pfad abzuschneiden —

Also wenn eine solche Beurkundung vorläge (mag mein Satz, wie ich ihn so langgeschlängelt in meinem langen Leben doch noch nicht gelesen habe, selbst ein kleines Abbil d sein von jener Unendlichkeit der vom Wirbelwind der Phantasie aufgetriebenen Möglichkeiten) — aus welcher Zeit wäre er? Der gewissenhafte Mann käme um die Frage nicht herum zu ganzer Freude an dem Goethekleinod. Und bei jedem Gebildeten, der in der Luft des Geistes der Wissenschaft lebte und dem er es zeigte, müßte er auf die Frage gefaßt sein, wie bei einem neugefundnen Goethe-Briefe ohne Datum, er fände keine Ruhe vor der Frage, wenn sie ohne Antwort bliebe.

Nun, das Retten des merkwürdigen Knopfes wäre etwa in die zwanziger Jahre zu setzen, kaum früher — aber auch den Knopf selber? Von einem neuen Goethe-Kleide wäre er doch sicherlich nicht! Das braucht sich die Phantasie

nicht weiter auszumalen, sie wird so noch genug zu thun finden. Also älter, von einem ältern Rocke des Minister-Dichters, um fortan beim Rocke zu bleiben und der geplagten Phantasie, die da die Wege der strengen Wissenschaft zu wandeln hat, auch darin die Arbeit zu erleichtern.

Die Entscheidung läge eigentlich in der Geschichte der Knopffabrikation oder des Geschmackes und der Mode, wie sie sich an den Knöpfen nach Form und Stoff entwickelt haben, doch wohl auch nach Pariser Vorbild, wie die ganze Geschichte des Kleidergeschmacks im achtzehnten Jahrhundert und länger. Giebt es schon so etwas wie eine Geschichte der Knöpfe? Oder hat schon ein gelehrter Liebhaber an ein vorläufiges Sammeln dafür gedacht? Für Haartracht und Fußtracht ist schon fleißig gesammelt, auch für die Kleidung, ob aber für die Knöpfe? Ich zweifle daran. Es wäre eine Aufgabe des Germanischen Nationalmuseums, das da dieser Goethe-Frage helfend beispringen könnte. Es bedürfte wohl nur einer Anregung. Sammelt man doch dort so eifrig z. B. für die verschiednen Sporenformen der ältern Zeiten, warum nicht auch für die verschiedne Knopfform unsrer Väter, Großväter, Urgroßväter u. s. w.? Mein Goethe-Knopf könnte vielleicht dazu den Anstoß geben, ja er könnte dadurch in der deutschen Wissenschaft der Zukunft berühmt werden als Ausgangspunkt eines neuen und lehrreichen Zweiges der vaterländischen oder europäischen Wissenschaft, der doch früher oder später einmal eingereiht werden muß in die Gesamtforschung über das Menschliche in seinem Werden und Wandeln, wenn diese Forschung zu einem ihrer letzten Ziele, zu Vollständigkeit und abschließender Erledigung kommen soll, nach der jede gelehrte Seele lechzt. Man würde daran auch sehen, in welch weitem Sinne, viel weiter als man noch ahnt, Goethe nunmehr für alle Menschenforschung unwillkürlich der gebietende und lebenausstrahlende Mittelpunkt wird, um den sich alles Menschliche für die Zukunft der Menschheit wohlgeordnet herumlagert oder vielmehr herumbewegt, wie die Gestirne um die noch zu findende Ursonne, wozu ja schon in dem bewußten oder halbbewußten Gedankenkreise des Lebenden der Ansatz oder Keim gegeben und ausgesprochen ist. Auffallend ist mir dabei, daß er, der plastische Realist, der alles Erscheinende, besonders am Menschen, so klar und scharf vor sich sah, auf seine oder andrer Knöpfe nie geachtet hat, soviel ich mich erinnere.

Aber wir, die Nachgebornen, können oder müssen das wohl nachholen nach Möglichkeit, nicht bloß meines Goethe-Knopfes wegen. Und wenn jetzt Abiturienten, die sich ausweisen sollen, daß sie reif sind für Mitarbeit in der höhern Geisteswelt, auch nach den Trinkgefäßen gefragt werden, aus denen Horaz seinen Wein getrunken hat, so sind wir vielleicht in zwei- dreihundert Jahren so weit, daß sie auch nach den verschiednen Röcken, Knöpfen, Perücken u. s. w. gefragt werden können, in denen man Goethen in verschiednen Perioden in den siebziger, achtziger, neunziger Jahren u. s. w. gesehen hat, vielleicht auch nach den tiefern Beziehungen, in denen diese seine verschiedne äußere Erscheinung zu seiner ver-

schiednen Weltstimmung, zu seiner innern Erscheinung gestanden haben muß; denn wenn die Goethe-Forschung, außer etwa bei seinem Auftreten in Weimar in Wertherkleidung, auf diesen Punkt noch nicht weiter eingegangen ist, so wird sie doch wohl noch darauf kommen müssen, die erhaltnen Bildnisse geben Anhalt genug dazu, und da können denn auch die Knöpfe nicht außer Acht bleiben. Ist's einem doch in Augenblicken einer gewissen so recht goethischen Stimmung, als könnte auch jeder Knopf an seinem Kleide nicht anders als irgendetwas Goethisches an sich gehabt haben.

Aber ich kann mit meinem Goethe-Knopf nicht so lange warten, ich lebe ja dann nicht mehr. So muß denn die Phantasie einstweilen die versteckten Pfade suchen, welche einst die strenge Wissenschaft finden wird. Ist es doch ohnehin einer von den Zeitirrtümern, denen man sich entziehen muß, daß die strenge Forschung die Phantasie ganz entbehren könne oder ängstlich meiden müsse, während sie in Wahrheit schon vielfach die Wege der Phantasie wandelt, wie oben erwähnt ist.

Die Phantasie steht da zuerst vor der Frage: Wie lange trug Goethe seine Röcke? Gewiß nicht, wie sich das nun in der guten Gesellschaft entwickelt hat, nur etwa ein Jahr lang; denn das Gesellschaftsgesetz, eigentlich Schneidergesetz, bestand noch in meiner Jugend nicht, daß man jedes Jahr oder wohl auch für jede Sommer- und Wintersaison einen neuen Rock brauche, um im Einklange zu bleiben mit dem gebietenden Geisteshauch dort vom Pariser Schneider-Olymp her, der für jede Saison etwas ungeahnt Neues, Schönes aufstellt, als äußersten, also sichersten Maßstab der Bildung. Sicherheit für Goethen wäre wohl nur zu gewinnen, wenn es einem gelänge, eine Überlieferung in einer weimarischen Schneiderfamilie aufzutreiben, was ich nicht für unmöglich halten kann, da ich z. B. selbst einmal vom Schwiegersohne des Sohnes eines Dieners Goethes Züge von seinem Verhalten bei dem plündernden Auftreten der Franzosen in Weimar nach der Jenaer Schlacht erzählt bekommen habe, und das war im Jahre 1878 oder so, also um siebzig Jahre oder mehr zurückgehend.

Goethe trug seine Röcke, das darf man sich einstweilen mit der Phantasie vorstellen, gewiß länger als wir, und auch dann, wenn er sie öffentlich ablegte, trug er sie wohl noch im Hause weiter, wie man das ja jetzt noch macht. Auch das kann mich in der Vorstellung nicht irre machen, daß wir ihn bei Heinrich Voß im Anfang unsers Jahrhunderts abends in einer wollenen Jacke am Ofen lehnend und Weises und Hohes sagend sehen, also ganz wie ich in den vierziger Jahren meinen Onkel, der Tischlermeister war, gesehen habe, d. h. was die wollene Jacke betrifft. Leider giebt Voß die Farbe der Jacke nicht an, was doch für die Vorstellung eine leidige Lücke bleibt, man denkt sie sich nun unwillkürlich oder vielmehr willkürlich von ungefärbter Wolle, also in häßlichster Farbe (die meines Onkels war blau).

Aber, meine liebe Phantasie als Pionier der Wissenschaft, suche mir endlich die Zeit, in welcher der abgelegte Goethe-Rock jung war oder jung wurde! Greif lieber gleich weit, um sicher zu gehen, daß keine kleinste Möglichkeit ausfalle. Du weißt doch, wie es deine ernste Schwester, die Wissenschaft, bei solchem Suchen im Finstern mit dem terminus ad quem und dem terminus a quo macht. Den erstern hättest du wohl schon in den zwanziger Jahren unsers Jahrhunderts, nun greif mutig nach dem letztern. Ob etwa gar noch die Werther-Zeit? d. h. für uns die Werther-Kleidung, in der er in Weimar auftrat? Das wäre wohl der wachsenden Goethe-Gemeinde das liebste. Aber nein, die Hoffnung ist nicht haltbar. Er wandte sich in Weimar von der Werther-Stimmung bald so entschieden ab und lernte ihr den Rücken kehren bis zu Widerwillen dagegen, daß er ja den Werther selbst über ein Jahrzehnt nicht wieder ansah, daß er, wenn das Buch nicht schon gedruckt gewesen wäre, ihn vielleicht auch aus Sinn und Händen verloren hätte, wie den Prometheus, diesen trotzig gewordnen Werther, wie man ihn wohl nennen könnte. Also mit einem Werther-Goethe-Knopf ist es auf alle Fälle nichts, liebe Phantasie, so schön es wäre. Das Werther-Kleid ist sicher bald beiseite gelegt und weiter verbraucht worden.

Anders steht es mit Italien. Dort ist ja seine Seele so hängen geblieben, daß er noch spät Äußerungen fallen läßt, die einem weh thun, wie die, daß er keinen glücklichen Tag wieder gehabt habe, seit er über den Ponte Molle heimwärts fuhr. Was er von dort mitbrachte, hatte sicher für ihn den Schein um sich, den Italien, Rom selbst für ihn hatte, und wurde sicher, je nach seinem Werte, getreulich und heilig im Hauswesen aufgehoben, gewiß auch die Kleidung, die er in den glücklichen Tagen getragen hatte, deren Glanz sich erhöhte mit der wachsenden Ferne von Zeit und Raum, und da möchte ich denn der lieben Phantasie für unsern Knopf den Rat geben, auf ihrer Suche Halt zu machen und in dem Meere von Möglichkeiten hier Anker zu werfen. Gewißheit ist damit freilich nicht gegeben, aber eine gewisse gemütliche Wahrscheinlichkeit — und, gestehe man sichs nur — weiter bringt mans auch sonst nicht in allen eigentlichen Menschenfragen, ja: je wichtiger an innerm Wert eine solche Frage ist, je mehr muß man sich endlich bei einer gemütlichen Wahrscheinlichkeit der Antwort beruhigen, bis in die höchste Philosophie hinein.

Bliebe zuletzt nur noch eine Frage: war das betreffende Kleid mit von Weimar nach Rom genommen? oder dort gefertigt und mit nach Weimar gekommen? Besser und wahrscheinlicher ist doch das zweite — also ein römischer Knopf und damit wohl noch goethischer, als wenns nur ein deutscher wäre.

Ja aber — was rede ich da drauf los von dem Knopfe Goethes mit ist, ist! wo ist er denn? ach, auch nur noch in der Phantasie! mir wars aber wirklich immer mehr geworden, als hätte ich ihn zu Hause im Kasten liegen.

Nun, dabei bleibts doch: wenn ich ihn hätte, ich würde ihn als wert und wichtig aufheben, wie der Schillerverein in Leipzig Schillers Weste, würde mir

daran Goethen wie lebend näher fühlen, als es durch Papier und Druckerſchwärze möglich iſt. Hätte ich ihn nur erſt!

Berka, Auguſt 1885. F. D.

Brauch und Mißbrauch.

Unſre Zeit hat es zu einer bemerkenswerten Fertigkeit in der Kunſt gebracht, ſchöne Gebräuche in Mißbräuche, nützliche Beſtrebungen durch Übertreibung in ihr Gegenteil zu verwandeln. Eine lange Liſte von Belegen zu dieſer Behauptung beizubringen, würde niemand in Verlegenheit ſein, der mit einiger Aufmerkſamkeit den Vorgängen des Tages folgt; wir wollen für diesmal nur zwei Fälle herausgreifen, welche ganz beſonders den Vorzug der „Aktualität“ genießen.

Es iſt noch kein halbes Jahrhundert her, daß die Übung und Steigerung der Körperkräfte in Deutſchland wieder als Erfordernis einer vernünftigen Erziehung anerkannt wird. Das Turnen war als hochverräteriſche Beſchäftigung geächtet, Schwimmen und Rudern wurde vernachläſſigt, Gelegenheit zum Reiten, einer Kunſt, welche noch im Anfange unſers Jahrhunderts jedermann verſtand, hatten faſt nur noch der Soldat und der Landwirt, und ſyſtematiſches Fußwandern fand beinahe nur bei der akademiſchen Jugend Pflege, ſeitdem auch der Handwerksburſche auf der Eiſenbahn „wanderte.“ Doch ſollte gerade die Eiſenbahn einem eignen Zweige der Wandertechnik zu einem früher ungeahntem Aufſchwunge verhelfen, dem Bergeſteigen. Was ſich früher nur der Bewohner oder Anwohner einer Gebirgsgegend gewähren konnte, das iſt nun jedem ermöglicht. Die Schienenwege bringen uns in kürzeſter Zeit aus der Ebne an den Fuß der Alpen, und in hellen Haufen ziehen namentlich die Großſtädter, ſobald „der Schnee von der Alm weggeht,“ in Lodenjoppe, Lederhoſen und Bundſchuhen, mit Bergſtöcken und Steigeiſen bewaffnet, aus, um in die Gletſcherwelt emporzuklimmen. Und iſt das nicht hocherfreulich? Wer möchte dem rüſtigen Jünglinge mißgönnen, in der erhabnen Bergnatur den Dunſt und Staub und die Mühſal des ſtädtiſchen Alltagslebens abzuſchütteln, in der reinen Luft die Bruſt auszuweiten, das arbeitsmüde Auge zu erquicken an dem kräftigen Grün der Matten, die Spannkraft der Muskeln zu üben in mühſamem Aufſtieg, für den (wenn das Glück gut iſt) ein Blick in ungemeſſene Fernen auf die im Abendlicht glühenden Schneehäupter entſchädigt. Gewiß keiner, der ſelbſt jemals dieſe Luft gekoſtet hat.

Aber nun beginnt der Sport, die Manie, das „Fexentum.“ Nicht um jene Fülle von Genüssen ist es heutzutage Unzähligen zu thun. Nicht um sich an der Aussicht zu erfreuen, klettern sie empor, sondern nur um zu klettern, und das nicht zur Stählung der Muskeln und Nerven, sondern — des Ruhmes halber. Das Wagnis ist der Kern der Sache. Mit Verachtung blicken sie auf die Philister herab, die den Gipfel auf gebahnten oder doch gefahrlosen Wegen erreichen wollen: das hat keinen Reiz für den professionellen Bergsteiger. Ein Punkt muß erklommen werden, den noch keines Menschen Fuß betreten hat, oder zu dem doch wenigstens noch nie jemand auf diesem Wege gekommen ist. Hat aber schon einer den Ruhm vorweggenommen, unter steter Lebensgefahr an der steilen Wand aufgestiegen zu sein, so muß der zweite das Kunststück in kürzerer Zeit vollbringen. Ein Führer? Lächerlich, den braucht der Sonntagstourist; der Bergsteiger von echtem Schrot und Korn würde sich schämen, die Gefahr seines Unternehmens irgendwie zu verringern. Wer aber reiht sich gern in die Schaar der Dilettanten ein? So wächst denn von Jahr zu Jahr die Zahl der Mitglieder der Touristenvereine, deren Mitgliedskarte wohlfeilere Fahrt auf den Eisenbahnen verschafft, aber leider nicht die Kurzsichtigkeit heilt, kräftige Muskeln und Bänder, Besonnenheit und Geistesgegenwart verleiht.

Und ist das Wagnis mißlungen, ist der Kletterer ausgeglitten und in den Abgrund gestürzt, oder hat er, vom Nebel überrascht, einen noch furchtbareren Tod auf einem Eisfelde gefunden, oder hat er als einzige Ausbeute die Lungenschwindsucht mit nach Hause gebracht, dann bringen Touristen-Zeitschriften und Tagesblätter schwungvolle Nachrufe auf den Heldenmütigen, welcher sein junges Leben der guten Sache zum Opfer gebracht hat.

Der guten Sache? Welcher denn eigentlich? Würde das geglückte Unternehmen etwa der Wissenschaft irgendeine Frucht geliefert haben? Bei den allermeisten geht das Verständnis für die Dinge, welche da in Frage kommen könnten, nicht über den ordinären Dilettantismus hinaus, sodaß ihre etwaigen Messungen, meteorologischen, geologischen u. s. w. Beobachtungen keinerlei Sicherheit gewähren. Um Mut und Ehrgeiz ist es wahrlich eine schöne Sache, aber wenn sie nicht im Dienste eines vernünftigen Zweckes stehen, giebt man ihnen andre Namen. Mit Recht ist bemerkt worden, daß Leute, welche ihre Thatkraft und ihre Beherztheit nur auf Bahnen bewähren können, auf welchen uns andre der Schwindel ergreifen würde, die nützliche Beschäftigung des Dachdeckers ergreifen sollten: da könnten sie zwischen Himmel und Erde auf Eisensprossen auf- und abspazieren, auf Dachfirsten balanciren und auf einem Turmknopf stehend die Bewunderung des unten versammelten Volkes erregen; und begegnete ihnen da ein Unglück, so wären sie wirklich in einem Berufe, für eine gute Sache gestorben wie der Soldat im Felde.

Aber es ist ein Stück Größenwahn, was so viele junge Männer und — Damen zu den waghalsigen Unternehmungen treibt, und wie jeder Wahnsinn

hat auch dieser etwas ansteckendes. Wer nicht genügende musikalische Anlagen oder Zahlensinn mit auf die Welt gebracht hat, um zu einem Wunderkinde abgerichtet zu werden, der kann auf keine einfachere Weise schon in jungen Jahren berühmt werden als durch tollkühnes Klettern. Alle Zeitungen nehmen von seinen Unternehmungen Notiz, desto ausführlicher, je unvernünftiger diese waren; bald heißt er „der bekannte," und nach jeder neuen „Kraxlerei" lauten die Epitheta schmeichelhafter. Wie viele Schanzen müßte er erstürmt, wie viele Planeten entdeckt, wie viele gelehrte Werke verfaßt haben, um nur die Hälfte solches Zeitungsruhmes einzuheimsen? Und wofür lebt denn die heutige Menschheit noch als für den Zeitungsruhm? Der Verunglückte liest freilich die Tiraden nicht mehr, welche ihm ins Grab nachgeschrieben werden; allein wir erleben ja auch wirkliche Selbstmorde, welche mit aller Vorsorge für den Nachruhm in den Zeitungen in Szene gesetzt worden sind! Vielleicht daß die sich immer mehr häufenden Unglücksfälle endlich einen wohlthätigen Schrecken erzeugen und insbesondre den Beförderern und Lobrednern des Bergsexentums ihre schwere Verantwortlichkeit zum Bewußtsein bringen: an eine eigentliche Heilung der Manie glauben wir vorläufig nicht, da wir sie nur für ein Symptom eines tieferliegenden Übels unsrer Zeit halten.

Auf eine andre Seite in diesem Kapitel gehört der mit Kränzen getriebne Unfug. Welche schönen und welche lieblichen Bilder zeigt uns die Geschichte des Kranzes in vergangnen Zeiten! Da ziert der Ölzweig den Scheitel des Siegers in den Kampfspielen der Griechen, mit Epheu und Rosen bekränzten sich die Genossen beim festlichen Mahle, mit Blumenkränzen im Haar erscheinen die Kinder bei Prozessionen und andern kirchlichen Feierlichkeiten, Jünglinge und Jungfrauen bei Tanz und Spiel, der Lorber krönt den Krieger und den Dichter, mit goldnen Kränzen schmücken sich die Frauen von Florenz; der Kranz ist der höchste Schmuck der Braut, den Kranz legt man als Huldigung auf ein Grab oder auf die Stufen eines Denkmals nieder; Kranz, Blumen- und Fruchtgehänge haben die dekorativen Künste seit den Tagen der Renaissance in unendlicher Mannichfaltigkeit und mit unerschöpflichem Reiz zur Anwendung gebracht. Einzelne von diesen guten Sitten sind noch nicht außer Gebrauch gekommen, aber fast muß man sich wundern, daß dem noch also ist. Denn dürfen wir einem großen Manne noch den Lorber zu bieten wagen, der haufenweis jeder Springerin und jedem Possenreißer vor die Füße geworfen wird? Und dafür kann nicht als Entschuldigung gelten, daß „die Nachwelt dem Mimen keine Kränze flechte," denn das ist längst nicht mehr wahr.

Und nun die sinnlose Übertreibung des schönen Herkommens, den Toten noch einen Blumengruß mit ins Grab zu geben! Als ob der Grad der Liebe und die Größe der Trauer durch Umfang und Preis der Spende ausgedrückt werden müßte! In manchen Städten hat man nachgerechnet, daß nicht Hunderte, sondern Tausende für die Kränze aufgewandt worden sind, welche mit in eine

Gruft ſanken. Denn Blumen allein thun es nicht, ſie müſſen durch Schleifen von händebreitem Bande zuſammengehalten werden, auf deren Enden Widmung und Name des Spenders in Goldſchrift prangen. Und Widmung und Name prangen natürlich auch am nächſten Tage in der Zeitung. Wie oft würde ein Begrabner, wenn er wieder auferſtünde, ſtaunen, unter ſeinen „Verehrern," „Freunden," „dankbaren Schülern" u. ſ. f. ſo viele Perſonen aufgezählt zu finden, zu denen er in ganz oberflächlichen. vielleicht nichts weniger als freundſchaftlichen Beziehungen geſtanden hatte! Eine widerwärtigere Art der Reklame iſt kaum zu denken.

Und wenn nun gar an dem friſchen Grabe Verwaiſte ſtehen, die ihren Verſorger verloren haben, welcher ihnen nichts als den guten oder berühmten Namen hinterlaſſen hat, wenn mit Mühe und Not nur ſoviel aufgebracht wird, daß die letzte Ruheſtätte des Dahingegangnen in würdiger Weiſe für die ſpätern Generationen gekennzeichnet werden kann, muß es dann nicht als ſinnloſe Verſchwendung erſcheinen, große Summen in der Erde verweſen zu laſſen? Es iſt vielfach gegen die koſtſpieligen, mit Schmäuſen verbundnen Leichenfeierlichkeiten geeifert und es iſt nachgewieſen worden, daß in manchen Gegenden der Ruin eines Hausſtandes mit dem Begräbniſſe des Vaters zu beginnen pflegt; man bemüht ſich, der Unſitte zu ſteuern, daß Witwen, die nicht wiſſen, wie ſie ſich und ihre Kinder durchbringen ſollen, doch das Letzte zuſammenraffen, um das Familienhaupt nach einer „höhern Klaſſe" beerdigen zu laſſen, weil ſie das ſeiner oder ihrer eignen Ehre ſchuldig zu ſein glauben. Aber ſolche Beſtrebungen haben wenig Ausſicht auf Erfolg, wenn die Höhergeſtellten mit ſchlechtem Beiſpiel vorangehen. Jeder Luxus iſt verdammenswert, der den Unbemittelten zur Nachahmung reizt. Und die Blumenzucht und die Seidenweberei werden nicht zugrundegehen, wenn die den Verſtorbnen erwieſenen Ehren ſich wieder in vernünftigen Grenzen halten. Ein Blütenzweig, in treuer Liebe dargebracht, ſpricht, dünkt uns, beredter, als ein Kranz von zwei Metern im Durchmeſſer und die pomphafteſten Phraſen.

Um eine Seele.

Roman von Rudolf Herzog. (18. Fortsetzung.)

Ich komme. Ich komme sofort. Ich bin ja schon aufgestanden. Ich bin schon fertig. Ich bin schon auf der Treppe. Ich bin schon da.

Sie blieb stehen und lachte.

Sie lachte, weil sie sich so sehr freute, weil Hildegunde wieder gesund war, weil Hildegunde sie brauchte, weil sie Hildegunde helfen durfte, weil sie Hildegunde liebte. Sie lachte weiter. Sie wußte nicht, warum sie lachte. Sie lachte weiter. Sie lachte, weil sie sich so sehr freute, weil sie so glücklich war, weil sie so glücklich machen durfte, weil sie so glücklich machen konnte, weil sie so glücklich machen mußte, weil sie so glücklich machen woll

Ich weiß, fuhr Fiorita fort, Ihr verachtet das schwankende Urteil der Menge; es sei darum, sie ist nicht fähig, die Tagesereignisse anders als nach dem trüglichen äußern Scheine zu bemessen; sie hatte über Primaticcios Berufung gejubelt, und heute schwört sie auf die höhern Verdienste der neuen Räte; Fernando ist heute ihr Abgott, wer weiß, ob sie ihn nicht morgen steinigen möchte! Ich will jene Herzlichkeit, mit der man mir begegnet, nicht für mehr gelten lassen als für den Ausdruck des natürlichsten Gefühls, welches Gott in die Brust des Menschen legte, das des Mitempfindens. Aber daß Ihr dies Gefühl in Eurer Brust erstickt — warum? um eines politischen Hasses, um eines vermeinten Sonderrechtes, um eines Wappenkultus willen —, o mein Vater, glaubt Ihr damit in Wahrheit Euch höherzustellen als jene von warmen Antrieben blindlings beherrschte Menge? Wenn sie Zeuge gewesen wäre der Worte, mit welchen Ihr Eurer Tochter vor wenigen Augenblicken das Blut aus den Wangen triebet, die Menge würde jenen Haß, jenen Rechtsdünkel, jenen Wappenkultus, dem zuliebe Ihr so hart und unversöhnlich wurdet, mit dem Worte Götzendienst gebrandmarkt haben, und diesmal hätte Gott selber durch ihren Mund gesprochen.

Marcello ballte zornig die Faust, aber er biß nur die Zähne zusammen, er redete nicht.

Ich soll unser Wappen in den Staub getreten haben? hob Fiorita von neuem an. Es prangt zwar in Stein gehauen über unsrer Thür, und jeder bezeugt ihm Achtung. Aber Ihr sagt, ich trat es in den Staub, und ich will annehmen, daß dies nach Eurer Auffassung durch meinen Bund mit einem Gonzaga geschah. Aber was bedeutet das Wappen der Buonacolsi in der Stadt, die sie einst als Gebieter beherrschten? Bedeutet es nicht den unverjährbaren Anspruch auf ein Wiederbesteigen des Thrones von Mantua? Nun, es ist ein Gonzaga gewesen — wie dort in Eurer Chronik zu lesen steht —, der den letzten Regenten unsers Stammes mit dem Schwerte durchbohrte, warum sollte es nicht wieder ein Gonzaga sein, der jenen Frevel rächte? Aber Ihr sagt vielleicht: so handelt ein Gonzaga, ein Buonacolsi steht dafür zu hoch. Da antworte ich: Hat denn jener erste kecke Capitano generale, der den Namen Buonacolsi mit der Fürstenkrone schmückte, hat denn Pinamonte Buonacolsi Bedenken getragen, durch Verrat und blutige Straßenkämpfe sich den Weg zum Throne zu bahnen? Wenn Eure Chronisten nicht lügen, so watete er im Blut. Und haben wir uns dieses Gründers unsrer Dynastie jemals geschämt? deswegen geschämt? Dort im Saale hängt seine Rüstung, und alljährlich mußte ich bisher für seinen Helm ein Lorberreis brechen.

Marcello schüttelte unmutig die silbernen Locken, aber sein Mund blieb geschlossen.

Unehrenhaft, fuhr Fiorita fort, ist es also nicht im Sinne der Buonacolsi, eine Regierung auf dem Wege der Gewalt an sich zu reißen, und unehrenhaft

ist es ebensowenig, diejenigen Männer dazu als Helfer sich gefallen zu lassen, die sich dazu erbieten. Ein solcher, setzte sie mit thränenerstickter Stimme hinzu, ein solcher war mein Gatte — und Ihr, Vater, gabet ihm den Tod!

Marcello bedeckte seine Augen mit den Händen. Höre auf! murmelte er.

Ihr wußtet nicht darum, Vater, fuhr Fiorita, nähertretend, fort, Euch trifft kein Vorwurf; Ihr glaubtet einen Entführer Eurer Tochter zu erschlagen, und zu einem Entführer hatte Euer mir verhaßtes Vorhaben mit meinem Vetter Abbondio — Gott habe ihn selig — ja in der That Giuseppe Gonzaga gemacht. Aber nun er seine Liebe zu Eurer Tochter, nun er seine Absicht, für Eure Rechte, Vater, eintreten zu wollen, mit dem Tode gebüßt hat, warum verfolgt Ihr ihn jetzt noch mit Euerm Hasse, warum schmähet Ihr Eure Tochter, der es nur beschieden war, die Ängste und Schmerzen der Liebe zu kosten, nicht ihre Wonnen, warum vergiftet Ihr den Daseinsrest, der Euch und mir hienieden noch zugemessen ist, statt daß Ihr mir, der Trauernden, Trost spendet, statt daß Ihr aus dem Quell meiner kindlichen Liebe Frieden schöpfet, Frieden, endlich, endlich, mit Gott und den Menschen?

Sie war an seinem Sessel niedergesunken, denn er hatte mit abgewandtem Gesichte seine zitternde Hand nach ihr ausgestreckt, halb unbewußt, fast wider Willen.

Noch immer sträubte sich etwas von dem alten Buonacolsi-Trotze in ihm, er wollte sich nicht für besiegt erklären, er stemmte sich gegen seine eigne Bewegung, er hätte ihr seine Hand, die sie ergriffen hatte, wieder entzogen, wäre er nicht mit sich selbst im Zwiespalt gewesen.

So ließ er sie ihr; und Fiorita, welche fühlte, daß die Eisrinde seines Herzens dahinschmolz, schlang den Arm um seinen gebeugten Nacken.

Mein Vater, sagte sie sanften Tones, ich atme zum erstenmale seit langer, langer Zeit wieder aus dem Grunde meines Herzens. Habet Dank für diese große Wohlthat, nicht viele Wochen oder Monde mehr hätte ich ihrer entbehren können. Wir werden nicht beglückte, nicht frohe Tage von der Gunst des Himmels erbitten wollen — das hieße verunehren, was wir heilig halten sollen —, aber wir werden unsre Stirne entrunzeln und den Dingen, wo es irgend möglich ist, einen freundlichen Schimmer gönnen.

Sie blickte sich nach dem Verzeichnis um, welches den Anlaß zu ihres Vaters heftigem Ausbruch gegeben hatte.

Ich möchte, fuhr sie fort, auch für jene Perle und für das, was ich bei ihrem Anblick künftig empfinden darf, eine versöhnliche Auffassung finden. Ja um eine Perle, mein Vater, haben wir den Ritt nach dem schönen Verona gemacht, und viele Thränen hat mir dieser Ritt um eine Perle gekostet. Aber darf sie mir nicht zu einem Symbol der köstlichen Perle werden, nach der so manches arme Menschenherz vergebens in die unermeßlichsten Tiefen hinabtaucht und die nach dem Ratschluß des Himmels mir zu heben beschieden

war: liebe ich nicht von ganzem Herzen? wurde ich nicht von ganzem Herzen geliebt?

Sie wischte die Thränen aus dem Auge und richtete sich auf, denn die Züge des Greises hatten einen so milden Ausdruck angenommen, daß es sie fast erschreckte, gewöhnt wie sie bis heute gewesen war, vor seinem strengen Blick die Augen zu senken.

Langsam erhob er sich aus seinem Sessel und winkte sie heran.

Auf ihre Stirne drückte er einen langen Kuß.

Dann legte er seinen Arm in den ihren, blickte nieder, als sammle er sich zu einem großen Entschlusse und sprach: Führe mich an seine Ruhestätte.

Sechsundvierzigstes Kapitel.

Viel Minciowasser war seitdem in den Po geflossen, viele Sommer hatten das Pflaster des Largo di Mezzo durchglüht, viele Winter den Schildwachen auf der Zitadelle fuchswilde Flüche über die schneidende Tramontona entlockt, die von den schneebedeckten Trientiner Alpen eisig herüberblies.

In dem Palazzo Ducale hatten die zwei letzten Mantuaner Gonzagas, der eine nach vierzehn-, der andre nach einjährigem Regiment, das Zeitliche gesegnet, Herzog Fernando und sein Bruder und Nachfolger Herzog Vincenzo der Zweite. Beider Loos war kein beneidenswertes gewesen. Fernando hatte seine Bewerbungen um Camilla, die schöne Tochter des Grafen Ardizzino, zwar im dritten Jahre nach seinem Regierungsantritt mit Erfolg gekrönt gesehen, und als sie ihm einen Sohn gebar, hatte er aus freudigem Herzen, indem er auf die Sitte des pagar la fiera, des Blumenschenkens am Tage der heiligen Barbara, anspielte, nach Ferrara geschrieben, ihm sei zur Messe die schönste Hyazinthe geschenkt worden; aber obschon Camilla im Besitze eines schriftlichen Ehegelöbnisses des Herzogs war und ihr Sohn nach Mantuaner Herkommen dadurch als rechtmäßiger Erbe galt, wußte Fernandos ferraresische Tante den schwachen Herzog doch zu dem Versuche, sich von Camilla loszumachen, zu bestimmen, und als diese sich der Trennung widersetzte, wurde ihr Kind so augenfällig mit dem Tode bedroht — nachträglich ist es in der That vergiftet worden —, daß sie endlich mit brechendem Herzen im Kloster Corpus Domini zu Ferrara sich dem Schleier bequemte. Mit der schon erwähnten Berufung der Jesuiten an die neue Hochschule von Mantua schloß Herzog Fernandos Leben und Regiment trübselig ab, ohne daß seine der Opferung Camillas gefolgte ebenbürtigere Ehe mit Catarina von Medici seinen Wünschen und den Wünschen seines Volkes Erfüllung gebracht hätte. In gleicher Weise dem Glauben an jene alte Prophezeiung Recht gebend, verliefen beide kurze Ehen Vincenzos des Zweiten, weshalb beide Gattinnen, sowohl Isabella Gonzaga, die Witwe des Fürsten Ferrante,

wie auch Maria, die Schwester des kleinen Lodovico, durch päpstliche Vollmacht von Vincenzo geschieden wurden, ohne daß die ihm zugemessene Lebensfrist — er starb schon im Alter von dreiunddreißig Jahren — zum Schließen eines dritten Ehebundes ausgereicht hätte.

Aber wie viele hatte überhaupt die Sense des Schnitters Tod hinweggemäht! Mit Vincenzo war die regierende Linie ausgestorben. Also mußten die blutigen Würfel des Krieges herbei, denn wann wäre das Erlöschen eines Herrscherstammes nicht das Signal zum Geltendmachen von allerlei Erbfolgeansprüchen gewesen, gleichviel ob mit oder ohne Recht, gleichviel ob mit oder ohne Zustimmung der Landeskinder! Für den Herzog Karl von Nevers, welcher Maria Gonzaga, jene zweite, von Vincenzo geschiedne Gattin geheiratet hatte, traten Frankreich, Venedig und der Papst in die Schranken; Spanien Arm in Arm mit Österreich wollte die Mantuaner mit dem Herzoge Karl Emanuel von Savoyen beglücken. Eines schönes Tages — im heißen Julimonat 1630 — nahmen die Soldtruppen Aldringers und Gallas' die Stadt mit Sturm und verleideten dann während dreier furchtbarer Plünderungstage den armen Mantuanern für lange, lange Zeit das Vertrauen auf ihre Kartaunen, ihre Mörser, ihre natürliche Wasserumgürtung, ihre Brustwehren, ihre Palliſaden und ihre bombenfesten Pulvertürme. Hinterdrein kamen dennoch die Diplomaten dahin überein, daß Karl Gonzaga von Nevers, eben derjenige, den der Kaiser in die Acht erklärt und aus Mantua hinausgeräuchert hatte, nun doch von den Mantuanern sich huldigen zu lassen habe, was denn auch, obschon unter trübselig heruntergekommenen Verhältnissen der herzoglichen Residenz, geschah, denn die Kroaten Aldringers hatten vor allem an der Pracht des Palazzo Ducale ihre Freude gehabt, und als sie endlich Mantua räumten, gab es in dem ganzen stattlichen Gebäude keinen Stuhl, auf den sich Herzog Karl hätte setzen, kein Bett, in welchem er hätte schlafen können, ganz zu geschweigen von dem Silber- und Goldgeschirr, ohne das ein Herzog von Mantua doch schicklicherweise nicht speisen durfte. Um seinen Verlegenheiten abzuhelfen, schlugen sich seine hohen Verwandten ins Mittel: mit Tischgerät half Parma aus, mit allerlei Möbeln, Betten und Teppichen Toscana.

Aber der Plünderung und den Greueln, welche diesem Austoben aller argen Triebe der tierischen Natur des Menschen gesellt sind, folgte noch schlimmeres: der schwarze Tod, die Pest, diesmal die wirkliche Pest. Mantua hatte vor dem Kriege nahe an sechzigtausend Einwohner gehabt. Als die Seuche ihre Beute endlich losließ, standen die meisten Häuser leer. Gras wuchs in den Straßen. Ob bei einer Zählung mehr als zwölf- bis dreizehntausend Seelen zusammenzubringen seien, blieb zweifelhaft.

Alles das hatte das arme Mantua über sich ergehen lassen müssen. Kein Wunder, wenn viele entmutigt waren und sich fragten, ob am Leben geblieben zu sein nicht ein zweifelhafteres Glück sei, als im kühlen Grabe zu ruhen.

Eine von der Peſt geneſene Nonne, welche in dem großen, am Mincio gelegenen, von immergrünen Eichen beſchatteten Garten des Mantuaner Kloſters der Auguſtinerinnen ſich heute im Frühlichte eines milden Märztages erging, war nicht in ſolchem Grade entmutigt und fragte nicht ſo, wie ernſt ſich auch ihre geſchwungenen dunkeln Augenbrauen wölbten. Sie ſtützte ſich auf den Arm einer robuſten Halbnonne, die jedoch nicht zu dem Kloſter des heiligen Auguſtin gehörte, einer jener kongregirten Urſulinerinnen, welche kein Gelübde ablegen und auch in der Welt verkehren, ſich aber der Armen- und Krankenpflege widmen und in dieſer Eigenſchaft auch wie Nonnen gekleidet gehen. Die von der geſundheitſtrotzenden Pflegerin geführte war, ſo ſchien es, noch ſchwach, und die kleinen goldblonden Löckchen, welche hie und da unter dem ſchwarzen Vortuch und der weißen Stirnbinde der Nonne hervorguckten und ſich im Morgenwinde kräuſelten, zeugten von der langen Dauer des endlich von ihr überſtandenen Krankenlagers, denn nur während eine Nonne zu den noch nicht völlig Hergeſtellten zählte, wurde ihr Haupt von der Scheermeiſterin verſchont.

Als die Urſulinerin, der es nicht an Unterhaltungsgabe fehlte, an den ſpärlicher werdenden Antworten der Nonne bemerkte, daß es nun wohl des Redens zu viel werden könne, beurlaubte ſie ſich, um im Kloſter ſich über den Stand einer Verhandlung zu unterrichten, deren Ausgang der Gegenſtand ihrer redſeligen Auslaſſungen geweſen war; und ſo blieb die Nonne allein.

Die Krankheit hatte ſie weniger entkräftet, als es ſcheinen konnte, ſo lange die Nonne von der ländlich-rotbäckigen Urſulinerin geführt wurde. Ihre blauen, faſt ſchwarzbewimperten Augen glänzten im dankbaren Erfaſſen des lenzfreundlichen Bildes um ſie her, ihre Haltung war nicht gebeugt, ſie hatte faſt etwas ſo Stattliches, wie einſt ihrer ſchönen Urahne, der Veltlinerin, nachgerühmt worden war, und nur hin und wieder verriet etwas in ihren Bewegungen die Nachwehen der Krankheit, vielleicht auch die Wucht der zwei Jahrzehnte, welche die Nonne von der frohen Zeit der Jugend trennten.

Von dieſen zwei Jahrzehnten hatte ſie das erſte noch an der Seite ihres Vaters verleben dürfen, und heute, wo ſein Sterbetag zum zehntenmale wiederkehrte, prüfte ſie noch ernſter, als ſie es ſchon oft gethan hatte, ihr Gewiſſen auf die Frage hin: wieviel ſie ihm geweſen war und wieviel ſie ihm hätte ſein ſollen?

Mit Deutlichkeit traten die Stunden, die ſeinem Scheiden vorangegangen waren, ihr wieder vor die Seele.

Was wirſt du thun, mein armes Kind? ſo hatte er mit ſchon ſchwächer werdendem Atem gefragt.

Und ihre Antwort war geweſen:

Befehlt, mein Vater.

Widerſtrebt dir die Klauſur? hatte er dann weiter gefragt, zum erſtenmale, denn ſeit langem hatte er Geſpräche gemieden, welche den Fall ſeines Todes berührten.

Wie könnte ſie! war Fioritas Antwort geweſen, und ſie hatte hinzugefügt: Ich ſehne mich nach ihrer Stille. Wo giebt es heute eine andre Freiſtatt?

Dann gehe zu den Schweſtern des heiligen Auguſtin, hatte der Greis ſich weiter vernehmen laſſen, und von einer Anwandlung ſeines alten Ehrgeizes überkommen, hatte er an den welken Fingern zuſammengerechnet, wie viele Äbtiſſinnen aus dem Buonacolſi-Geſchlechte im Laufe der Zeit hervorgegangen ſeien; zwei, ſagte er, bildeten den Glanz und die Ehre des Kloſters zur heiligen Klara in Guaſtalla; die dritte verhalf dem hieſigen Kloſter des heiligen Auguſtin zu hohem Anſehen und großen Schenkungen. Auch ich — ſo ungefähr hatten ſich ſeine Worte ihrem Gedächtnis eingeprägt —, auch ich habe in meinem Teſtament für dieſes Kloſter geſorgt. Man wird dich dort, deſſen bin ich gewiß, bei der nächſten Vakanz nicht übergehen. Von jeher haben die unverehelicht gebliebenen Töchter fürſtlicher Häuſer hohe geiſtliche Poſten bekleidet. Ich ſterbe beruhigt, nun ich dich auf dem Wege weiß, unſerm edeln Geſchlechte wie bisher, ſo auch bis zu deinem letzten Atemzuge den ihm gebührenden Rang zu bewahren.

Mit Wehmut verſenkte ſich die Nonne in die Erinnerung der Gefühle, welche, gemiſcht aus Schmerz und Freude, beim Hören jener Worte ihre Bruſt bewegt hatten. Wie bisher! Keine Bitterkeit war alſo in ſeinem Herzen geblieben.

Aber Pater Vigilio, welcher zugegen geweſen war, hatte zu dem Erkaufen und Erſtreben hoher geiſtlicher Würden den Kopf geſchüttelt, und ehe ſie es hatte verhindern können, war dem für die letzte Wanderſchaft ſich Bereitenden von ihm mit vorwurfsvollen Worten zu Gemüt geführt worden, er ſolle am Rande des Grabes ſeinem Hochmute Valet geben. Was ſind irdiſche Rangunterſchiede, was ſind Krone und Zepter, was ſind Pallium und Inful, was ſind Stab und Ring angeſichts der Majeſtät des Ewigen! ſo hatte der um das Seelenheil ſeines alten Freundes beſorgte Pater gemahnt; gedenke der Worte unſers Erlöſers, Marcello, hatte er geſagt, denn wie willſt du ihm gegenüber beſtehen, wenn du auch noch im Verſcheiden nicht von deinem Dünkel der Herrſchervornehmheit zu laſſen vermagſt? — Und taub für Fioritas Bitten hatte er weiter gemahnt: Der Größte unter euch ſoll euer Diener ſein, ſo lehrt die heilige Schrift. Und ferner: Einer nur iſt euer Meiſter, Chriſtus; ihr aber ſeid alle Brüder. Demütige dich, Marcello, und haſt du das in deinem Herzen gethan, ſo wirf auch noch den letzten Groll aus ihm hinaus — ich weiß, du meineſt einen ſolchen Groll, den Groll gegen unſer Herrſcherhaus, verſteckt hinüberſchmuggeln zu können, wie der Paſcher zuunterſt in ſeinem Sacke mit ehrlich verſteuerter Waare ein verbotenes Gut den Augen des Thorwächters verbirgt. Aber der heilige Petrus hat ſchärfere Augen, Marcello, als ein ſimpler Thorwächter, und er wird dich mit deinem Bündel ein paar hundert Jährchen auf Wanderſchaft ſchicken wie den Ahasverus, den ewigen Juden, und unter der Laſt des einen Grolls wirſt du noch hundert und aberhundert male zuſammenbrechen.

Das war ein Beichtſermon geweſen, wie er der Nonne noch heute bei der bloßen Erinnerung das Blut erſtarren machte. Aber der Verſcheidende mochte gefühlt haben, wie gut ihn der ehrliche Pater durchſchaut hatte, und er hatte fügſam nachgeſprochen, was ihm an Abbitteworten von ſeinem alten Gewiſſensberater vorgeſprochen worden war; und dann, auf Fioritas ſchüchterne Frage nach dem Namen, den ſie als Nonne führen ſolle, hatte er nach mühſamem Sammeln ſeiner letzten Kräfte freundlichen Blickes den Namen: Giuſeppa in ihr Ohr gehaucht.

Nie war der Name Giuſeppe Gonzagas über Marcellos Lippen gekommen, weder vor noch nach ſeinem Friedensſchluſſe mit Fiorita und mit dem Grabe des Erſchlagenen. Kein noch ſo inniger Segensſpruch hätte daher das Herz Fioritas mit wärmerem Danke erfüllen können, als dieſes letzte verſöhnende Wort ihres Vaters es gethan hatte.

Seitdem war ſie, der Weiſung des Verſtorbenen getreu, in das Kloſter der Nonnen zum heiligen Auguſtin getreten, und bald hatte ſie ſich gewöhnt, ungleich mancher ihrer noch mit Forderungen an die Welt behafteten Kloſterſchweſtern, wie ein aus ſchwerem Schiffbruch Geborgener auf das draußen toſende Meer blicken mag, ſo in ihrer vergitterten Zelle den Zuſammenhang mit den Dingen, die ſich draußen begaben, willig zu entbehren.

Ihre Schickſale waren härtere geweſen als die der Mehrzahl ihrer Schweſternonnen. Das hatte ſie geſchult. Dazu trug ſie ein treues Erinnern im Herzen: ſie war geliebt worden, und ſie hatte mit Inbrunſt geliebt. Nichts vermochte ihr dies große Beſitztum zu rauben. Mit reuigen Gedanken hatte ſie endlich abſchließen dürfen. Auf ihre Träume, auf ihre Viſionen — unter dieſen das Auftauchen jener von niemand gekannten und von niemand jemals wieder mit Augen geſchauten Trauzeugin — konnte ſie als auf Rätſel zurückblicken, deren ſie ſich nicht zu ſchämen, die ſie aber auch nicht zu löſen brauche. Ohne daß ſie des Betens minder bedurfte als zur Zeit jener ihrer angſtvollſten Bedrängniſſe, hatte ſie doch unter der eiſernen Geißel der immer wilder und rechtloſer gewordenen Zeitläufte ſich feſt auf die eignen Füße zu ſtellen, den eignen Kräften mehr und immer mehr zuzumuten begonnen. Da war die Zeit jener verheerenden Kriegsläufte beängſtigend heraufgezogen. Die Belagerung hatte auch für die Nonnen große Entbehrungen gebracht, die Plünderungstage waren zu furchtbaren Heimſuchungen geworden, denen die Stirn zu bieten die alternde, ſeitdem verſtorbene Äbtiſſin ohne den Beiſtand Giuſeppas — ſie durfte ſich's bekennen — unfähig geweſen wäre. Während dann die Seuche mit ihrem Flammenſchwerte in dem armen Mantua aufräumte, hatte Giuſeppas Pflegeeifer den Mut nicht nur vieler Schweſtern ihres Ordens aufrecht erhalten; dem Beiſpiele der Tochter Marcello Buonacolſis folgend — in dieſer Weiſe hatte ſie dem Ehrgeize ihres Vaters noch im Jenſeits Befriedigung zu ſchaffen geſtrebt — waren die Schweſtern des Kloſters zum heiligen Auguſtin

auch in die Spitäler gegangen und hatten durch diesen Schritt diejenigen Nonnen beschämt, die, obschon durch ihre Ordensregel zur Krankenpflege verpflichtet, sich von den Pestkranken fernhielten. (Schluß folgt.)

Notiz.

Lord Beaconsfields Home Letters. Den Freunden und Bewunderern Lord Beaconsfields sowie der literarischen Welt im allgemeinen hat Mr. Ralph Disraeli eine angenehme Ueberraschung und einen großen Genuß bereitet, indem er die lebensvollen und geistsprudelnden Briefe veröffentlicht hat, welche sein verstorbner Bruder während seiner Reisen in den Jahren 1830 und 1831 in die Heimat sandte.*) Diese Briefe bilden in der That eine höchst anziehende Lektüre. Sie datiren aus einer Zeit, wo Benjamin Disraeli, später Lord Beaconsfield, in der politischen Welt sich noch nicht hervorgethan hatte und nur als der Verfasser einiger Romane und leichter belletristischer Erzeugnisse bekannt war. Unzufrieden über den keineswegs durchschlagenden Erfolg seiner — nur in den eigentlich literarischen Kreisen günstig aufgenommenen — Erstlingswerke und überdies nach angestrengter Arbeit der Erholung bedürftig, wandte er sich, nach Zerstreuung und abenteuerlichen Irrfahrten dürstend, in Begleitung zweier Gefährten, des Mr. Meredith und des spätern Parlamentsmitgliedes Mr. James Clay, den sonnigen Gestaden des mittelländischen Meeres zu. Seine Reisebriefe führen uns innerhalb eines Zeitraumes von zwölf Monaten, vom 1. Juni 1830 bis zum 26. Mai 1831, durch die Grenzländer dreier Erdteile: von Gibraltar und Spanien nach Malta, Korfu und Griechenland, von dort durch die Dardanellen nach Konstantinopel und wieder zurück nach den Westküsten Kleinasiens, nach Palästina und Aegypten. Dieselbe Kreislinie ist zwar von vielen andern Reisenden durchlaufen worden; allein der mit mehr als gewöhnlicher Begabung ausgestattete junge Disraeli, dem ein instinktiver Trieb nach dem Abenteuerlichen innewohnte, der nicht allein die Menschen zu erforschen und zu verstehen, sondern sich auch unter ihnen bemerkbar zu machen suchte, dessen Geist und Auge immerwährend in Thätigkeit waren, hatte über menschliche Charaktere, über die ihm selbst innewohnende Kraft, über die Welt und das, was in ihr ist, während jener einen Reise mehr gelernt, als Minderbegabte in Jahren lernen würden; und er versteht es, Menschen, Städte, Landschaften und Monumente der Baukunst: sei es die Alhambra oder Konstantinopel, sei es Palästina oder die Pyramiden Aegyptens, seien es malerisch gekleidete Andalusier oder türkische Beis und Paschas, oder was sonst ihm Sinn und Auge reizt, in keck hingeworfnen Silhouetten, in meisterhaften Skizzen, in reizenden Genrebildern, panoramagleich, in bunter, nie ermüdender Reihenfolge an unserm geistigen Auge vorbeizuführen. Seine Berichte geben Zeugnis von seltner literarischer Kraft: leicht und fließend geschrieben, bewegen sie sich, ohne Effekthascherei und je nachdem der Gegenstand es erfordert, in allen Schattirungen des Ausdruckes zwischen einfachem Gesprächsstil, geistreichem Geplauder und erhabener Rede hin und wieder.

Bereits hat ein Zitat aus den Home Letters dem streitbaren Lord Randolph Churchill, den man, mit Recht oder mit Unrecht, als den politischen Erben Lord Beaconsfields ansieht, jüngst in einer Parlamentssitzung als ein grelles Be-

*) Home Letters. Written by the late Earl of Beaconsfield in 1830 and 1831. London, John Murray, 1885.

leuchtungsmittel des Wesens und der Politik des gegenwärtigen englischen Premierministers dienen müssen. Wo Disraeli seinen Empfang bei dem türkischen Großvezier Redschid Pascha beschreibt, sagt er (in einem von Konstantinopel datirten Briefe): „Ich verbeugte mich mit der in St. James'-Street üblichen Nonchalance vor einem kleinen, grimmig blickenden, schrumpeligen, ausgezehrten und schlicht gekleideten Manne, dessen Stirn von Runzeln und dessen ganzes Antlitz von bangen und sorgenvollen Gedanken überwölkt war. Ich setzte mich auf den Divan des Großveziers (der, [wer?] wie der österreichische Konsul bemerkte, im Laufe der letzten drei Monate — nicht im Kriege — mehr als viertausend meiner Bekannten vernichtet hat) mit einer Selbstbeherrschung, als ob ich eine Morgenvisite machte. Unsre Unterhaltung brauche ich nicht zu wiederholen. Wir beglückwünschten ihn wegen der Herstellung der Ruhe in Albanien, worauf er erwiederte, daß der Friede der Welt sein einziges Streben und das Glück der Menschheit sein einziger Wunsch sei." Nachdem Lord Randolph diese Worte zu Ende zitirt, wandte er sich der Ministerbank zu, und, auf Mr. Gladstone deutend, erklärte er, daß dort in der Person des Premierministers der wiedererstandene Redschid Pascha sitze.

„Beschreibungen, sagt Disraeli in einem andern Briefe, sind anerkanntermaßen langweilig, daher überlasse ich Konstantinopel deiner Einbildung." Allein nach dieser entschuldigenden Einleitung entwirft er mit wenigen farbenvollen Pinselstrichen ein lebendiges Bild von der Königin unter den Städten des Orients: „Cypressenhaine, Kuppeln von Moscheen, Häusermassen, die auf sanft aus dem Wasser emporsteigenden Anhöhen gruppirt sind, Millionen von Minarets, ein Meer, das einem Strome gleicht und von unzähligen schlankgeformten Booten wimmelt, die so leicht und schnell dahinfahren wie Gondeln, aber einen weit prachtvollern Anblick darbieten, da sie mit Schnitzwerk und Vergoldungen verziert sind — alles dies, und dazu die dichten Volksmengen mit ihren reichen, glänzenden und bunten Kostümen, wird dir ein lebhaftes und sicher ebenso richtiges Bild geben als ein halbes Dutzend Seiten, die eines Horace Smith würdig wären. Zwei Dinge giebt es hier, die man sich nicht vorstellen kann, ohne sie gesehen zu haben: den Bosphorus und den Bazar. Denke dir ein Meer nicht breiter als die Themse bei Gravesend, mit Ufern von all der Mannichfaltigkeit und Schönheit des Rheins, die übersät sind mit Palästen, Moscheen, Dörfern, Cypressenhainen und Kastanienwäldern; die Aussicht auf den Pontus Euxinus im Hintergrunde ist das wundervoll Erhabenste, dessen ich mich erinnern kann. Der Bazar würde dich noch mehr ergötzen als der Bosphorus. Stelle dir die Burlington Arkade vor oder eine von den Pariser Galerien und Panoramen; denke dir eine (englische) Quadratmeile mit solchen Arkaden bedeckt, die einander in allen Windrichtungen durchkreuzen, und die strotzen von allen und jeglichen Erzeugnissen des Reiches von Diamanten bis herunter zu den Datteln. Die Pracht, die Neuheit und die Mannichfaltigkeit der zum Verkauf ausgestellten Waaren, das zahlreiche Volk der Krämer, alle in verschiednem Putz, die wogenden Schwärme von Käufern aus allen Teilen der Welt, alles das kann man eben nur andeuten. Der geringste Kaufmann im Bazar sieht einem Sultan in einem orientalischen Märchen gleich."

Ueberall, wo wir in den Home Letters auch blättern, finden wir interessante Mitteilungen, bald ernster, bald heitrer Natur. Unter den Ergüssen fröhlicher Laune greifen wir den folgenden heraus: Auf der Spitze des Pindus waren Disraeli und seine Gefährten mit einem türkischen Bei zusammengetroffen, und da sie der Landessprache unkundig waren, so fanden sie es schwierig, ihrem Verlangen nach einer Mahlzeit Ausdruck zu geben. „So rauchten wir denn. Das war aller-

dings ein gutes Aushilfsmittel, konnte indes nicht immer währen, und es war überdies ein lächerlicher Anblick, wie wir rauchten, uns einander ansahen, vor Redebegier fast starben, dann als eine Artigkeit gegenseitig die Pfeifen austauschten und als Ausdruck des Dankes die Hand aufs Herz drückten. Der Bei saß in einer Ecke, ich unglücklicherweise neben ihm, sodaß mir das Onus stummer Aufmerksamkeit zufiel; mir zunächst befand sich Clay, der sich wenigstens mit Meredith hin und wieder einen Scherz erlauben konnte, obwohl wir natürlich zu anständig waren, über eine gelegentliche und unwiderstehliche Bemerkung hinauszugehen. [?] Auf Clays Wunsch machten wir uns daran, écarté zu spielen, und zwar mit so ernsten Gesichtern, als ob wir unsre Andacht verrichten wollten, aber gerade als wir im Begriff standen anzufangen, fiel uns ein, daß wir Brandy bei uns hatten, und daß es gut sein würde, unserm Wirt ein Glas anzubieten, um ihm damit anzudeuten, wessen man nach einem so starken Schnapse bedürfe. Maschallah! Hätte die Wirkung sich vor 1830 Jahren ereignet, anstatt im gegenwärtigen Zeitalter des Skeptizismus, man würde sie sofort für ein Wunder ersten Ranges erklärt haben. Unser liebreicher Freund schnalzte mit den Lippen vor Lust und forderte ohne weiteres noch eine Tasse voll — wir tranken nämlich aus Tassen. Als Meredith, der unter einem Vorwande das Haus verlassen hatte, zurückkehrte, fand er uns in höchst heiterer Stimmung: unser Wirt, Clay und ich hatten eine Flasche Brandy in kürzerer Zeit expedirt, als ich je zur Vertilgung einer Flasche Burgunder gebraucht habe. Nun fing der Bei an, mit Meredith zu trinken und ließ uns einige Feigen vorsetzen; währenddem schwatzte er unaufhörlich, erging sich in dem graziösesten Geberdenspiel .... und gab sich die größte Mühe, Giovannis Griechisch zu verstehen, was ihm auch soweit gelang, daß er alle unsre Mitteilungen in der spaßhaftesten Weise mißverstand. Er ließ jedoch alles mit gutem Humor vorübergehen, und ich muß sagen, daß ich mein Lebtag mit keinem so gemütlichen Kerl zusammengetroffen bin. Inzwischen hatte uns ein wahrer Heißhunger erfaßt, denn die trocknen, runden, nicht zuckerhaltigen Feigen reizen gewaltig den Appetit. So bestanden wir schließlich darauf, daß Giovanni um Brot bitten sollte. Der Bei verbeugte sich gravitätisch und sagte: »Ueberlassen Sie das mir, machen Sie sich keine Gedanken.« Da sich nichts weiter ereignete, bereiteten wir uns schon auf hungrige Träume vor, als zu unserm Entzücken ein vorzügliches Souper aufgetragen wurde, zu dem man — wir sahen es mit Entsetzen — auch Wein servirte. Wir aßen — wir tranken — wir aßen mit den Fingern — wir tranken, ich weiß nicht wie. Der Wein war nicht schlecht, aber wäre es Gift gewesen, trinken mußten wir doch; war es doch für einen Muselmann eine ganz außerordentliche Aufmerksamkeit. So schlürften wir denn Wein in Strömen. Der Bei aber verlangte nach Brandy: er trank ihn aus. Bald drehte sich das Zimmer im Kreise herum; die wilden Wärter, die zu unsern Füßen saßen, schienen in seltsamen und phantastischen Wirbeln zu tanzen; der Bei schüttelte mir die Hand und jauchzte mir auf Englisch zu: Very good! (das hatte er uns nämlich abgelernt), ich erwiederte auf Griechisch: Kalo, Kalo! Er wollte fast bersten vor Lachen, ich klopfte ihm den Rücken. Weiter geht meine Erinnerung nicht mehr. Mitten in der Nacht erwachte ich und fand mich schlafend auf dem Divan, in dessen heiligem Teppich ich aufgerollt lag. Ich fühlte einen brennenden Durst. Alle schliefen, außer zweien, die während der Nacht das große Holzfeuer unterhielten. Ich stand auf, schritt leise über meine schlafenden Gefährten hinweg, und hier und da deuteten blitzende Waffen mir an, daß die in Mäntel gehüllten schwarzen Massen menschliche Wesen seien. Ich fand Abrahams Schoß in einem Wasserkruge. Ich glaube, ich muß eine ganze Gallone auf einen Zug ge-

trunken haben. Indem ich einen Blick auf das Feuer warf, dachte ich der lodernden Holzblöcke in der Halle von Bradenham: ich fragte mich, ob ich mich in der That in der Bergfeste eines albanischen Häuptlings befände, und, die Achseln zuckend, ging ich zu Bett und erwachte ohne Kopfschmerz."

Wenn Disraelis Reisebriefe, als von einem in der neuern englischen Geschichte einzig dastehenden großen Manne kommend, nichts als eine angenehme und lebensvolle Lektüre bildeten, so würden sie damit allein schon ein Anrecht auf Beachtung haben, doch gewinnen sie einen erhöhten und unschätzbaren Wert dadurch, daß sie die eigentliche Quintessenz des Denkens und Wissens nicht allein des damaligen, sondern auch des spätern Disraeli enthalten, und daß die der ungebundnen Jugendfrische und Unmittelbarkeit entfließenden Bekenntnisse des fesselfreien jungen Reisenden ein aufklärendes Licht auf die Lebensmaximen, den Charakter und das öffentliche Wirken des gereiften Staatsmannes werfen. Was uns immer und immer wieder in den Home Letters entgegentritt, ist Disraelis Vorliebe für glänzende Kostüme. Als Verfasser von „Vivian Grey" glaubte er eine gewisse malerische Extravaganz zur Schau tragen zu müssen. Er bediente sich dazu des Kostüms. Das erste, was er seiner Mutter von Gibraltar schreibt, ist, daß er überall seinen „Ruf als Kenner von Kostümen" aufrecht erhalte. Großes Furore erregte er in Malta in der Tracht eines griechischen Piraten — „blutrotes Hemd mit silbernen Knöpfen von der Größe eines Schillings besetzt, eine ungeheure Schärpe mit Pistolen und Dolchen gespickt, rote Mütze, rote Schuhe, Wamms und Beinkleider mit breiten blauen Streifen." Ein einziger Spaziergang die Hauptstraße entlang brachte ihm fünf Einladungen zum Diner ein. Von seinem Besuch in Janina sagt er: „Ich vergaß dir zu sagen, daß ich mich in Janina in einem Kostüme zeigte, welches ich aus meiner englischen, spanischen und Phantasiegarderobe zusammengestellt hatte, und welches auf dieses kostümliebende Volk einen ganz außerordentlichen Eindruck machte. Viele Türken statteten mir einen Besuch ab, in der Absicht, es sich anzusehen; aber der kleine griechische Arzt, der in seiner Jugend ein Jahr in Pisa zugebracht hatte, wäre mir beinahe auf die Spur gekommen. Questo vestito Inglese o di fantasia? fragte er sehr zutreffend. Orakelhaft erwiederte ich: Inglese o fantastico. Ohne Zweifel, Disraeli liebte den Eklat, er liebte es vor der Welt zu scheinen, und mit Entzücken berichtete er, daß er in einem Lande nach dem andern ungeheures Aufsehen erregte. Die „bunten Flitter," mit Egmont zu reden, mit denen er sich umgab, darf man wohl als ein äußeres Zeichen seines Wunsches und seines Strebens nach einem harmonisch freudevollen, nach einem glanzerfüllten Leben ansehen. Indes war das Kostüm ihm oft nur Mittel zum Zweck, der Ausdruck einer Idee: wie er auf seinen Reisen hier als Andalusier, dort als griechischer Pirat auftritt, so erschien er einmal in spätern Jahren seiner politischen Laufbahn im Carlton Club in der Tracht eines britischen Farmers, um auf diese Weise seine Sympathien für die Interessen der landwirtschaftlichen Bevölkerung zu erkennen zu geben. Ja wir können noch einen Schritt weiter gehen. Disraeli bediente sich des Kostümes, wie er sich häufig der Sprache bediente — nicht so sehr um seinen Gedanken, als vielmehr seiner alle konventionellen Fesseln durchbrechenden Kühnheit, seiner Entschlossenheit, anders zu erscheinen und zu sein als andre, Ausdruck zu leihen. Wie hier durch den Glanz und die malerische Extravaganz des Kostüms, so suchte er später durch die Gewalt und den Zauber seiner Redefiguren, durch Neuheit und herausfordernde Keckheit der Sprache die Augen der Welt auf sich zu lenken und die solch äußeres Blendwerk anstaunenden Massen seiner höhern Intelligenz dienst-

bar zu machen, so ließ er seine kühnen Gedankenblitze, zündend, vernichtend und belebend zugleich, auf Feind und Freund einschlagen. Ein durchaus charakteristisches Bekenntnis seiner Lebensphilosophie giebt uns der damals sechsundzwanzigjährige Benjamin Disraeli, indem er von Malta an seinen Vater schreibt: „Um die Menschen zu beherrschen, muß man sie entweder in ihren Leistungen übertreffen oder sie verachten. Clay thut das eine und ich das andre; und wir sind beide gleich populär. Mit Affektation kommt man hier noch viel besser fort als mit Schöngeisterei. Als ich gestern dem Racketspiel beiwohnte, flog der Ball in die Galerie, in welcher ich unter Fremden saß, berührte mich leicht und fiel dann zu meinen Füßen nieder. Ich hob ihn auf, und indem ich einen außerordentlich steif aussehenden jungen Infanteristen bemerkte, bat ich denselben, ihn in den Saal zurückzubefördern, da ich in der That nie in meinem Leben einen Ball geworfen hatte. Dieser Zwischenfall ist heute in allen Kasinos das Tagesgespräch gewesen." Es giebt noch Leute — und ihre Zahl ist glücklicherweise im Abnehmen begriffen — die Lord Beaconsfield für nichts als einen Charlatan halten. Es ist wahr, er hat eine Vorliebe für äußern Glanz, für theatralische Attitüden, aber er bleibt sich stets dessen bewußt, daß eben alles dies nur äußerer Schein ist, und hat nur ein spöttisches Lächeln für die, welche sich dadurch imponiren lassen. Hier kann also nicht von einem gewöhnlichen Humbug die Rede sein, es ist eine Art bewußten Humbugs, bewußter Affektation, die er sich selbst und seinen Freunden gegenüber freimütig bekennt. Es ist Mittel zum Zweck. Er spricht und thut Dinge, die gegen alles Erwarten, gegen alles Herkommen sind, um damit anzudeuten, daß er seinerseits alles Konventionelle und die Sklaven allen konventionellen Wesens verachtet. Daher wir ihn denn auch später den beherzigenswerten Ausspruch thun hören: „Die erste Pflicht eines Staatsmannes ist, Popularität zu verachten."

In keinem andern Staatsmanne Englands — noch vielleicht irgendeines andern Landes — findet sich in so auffallendem Maße klarer Blick mit poetischer Auffassung der höchsten Pflichten und der höchsten Endzwecke der Staatskunst vereinigt wie in Lord Beaconsfield. Als er der Königin vom Parlamente dem Titel einer Kaiserin von Indien übertragen ließ, charakterisirten seine politischen Gegner dies als einen inhaltleeren Akt, der nichts als ein Ausfluß seiner phantasievollen Einfälle sei. Für Lord Beaconsfield, den Mann der praktischen Ideen im phantastischen Gewande, war der Kaisermantel durchaus keine inhaltlose Hülle, für ihn war er die Verkörperung einer neuen und kühnen politischen Idee, der erste und mächtigste Schritt zur Verwirklichung einer Imperial Policy und Imperial Federation, d. h. der Verbindung der bis dahin locker zusammenhängenden Kolonien und des Mutterlandes in ein organisch verknüpftes, Einer für Alle und Alle für Einen eintretendes solidarisches Gesamtreich; eine Politik, die, außer von den Konservativen, auch bereits von den Gemäßigt-Liberalen entgegen den auf die Zersetzung des Kolonialreiches hinauslaufenden Tendenzen und der laisser aller-Politik der Reaktion als die einzig richtige und als eine absolut notwendige anerkannt worden ist. Mit Leuten, die in dem Leben und dem Wirken Lord Beaconsfields nichts als Charlatanismus erblicken, läßt sich also nicht rechten; ihnen fehlen eben die Eigenschaften, die jenen Staatsmann so großgemacht haben: Einsicht und Einbildungskraft. Und wer nur anerkennen will, daß unter dem phantastischen Gewande, in welches Disraeli sich selbst, seine Ideen und sein Thun und Treiben zu kleiden liebte, ein gehaltvoller Kern von hervorragenden Fähigkeiten, von tiefer Menschenkenntnis und großer Anpassungsgabe, von Scharfblick und von außerordentlicher Kühnheit des Geistes und des Willens verborgen liegt, der wird auch

aufhören, sich darüber zu wundern, daß der geistreiche Phantast von 1830, so wie er sich in den Homo Lottors enthüllt, zweimal Premierminister von England war, daß er seine Königin mit dem kaiserlichen Diadem des indischen Wunderreiches schmückte und für sich selbst die Grafenkrone errang.

London, Juli 1885.

Literatur.

Einhard und Imma. Eine rheinische Sage aus der Zeit Karls des Großen. Von J. Thikötter. Heidelberg, C. Winters Universitätsbuchhandlung, 1885.

In den letzten beiden Jahrzehnten hat der kulturgeschichtliche, überhaupt der historische Roman eine zuvor kaum dagewesene Ausdehnung gewonnen. Dadurch ist unzweifelhaft unserm Volke manche Gabe von bleibendem Werte zuteil geworden, und weil die bevorzugte Gattung des Romans der realistischen Richtung der Zeit entsprach, fand sie auch in weiten Kreisen begeisterte Aufnahme. Aber irren wir nicht, so hat die auch auf diesem Gebiete eingetretene Ueberproduktion auch bereits zu einem Rückschlage geführt. Man will endlich einmal wieder etwas andres auf dem Büchertische sehen, als eine endlose Reihe historischer Romane.

Thikötter bringt in der That eine neue Art von Früchten auf den Markt. Sein kleines Buch berührt sich freilich seinem Stoffe und seinem allgemeinen Charakter nach mit unsern historischen Romanen. Denn es verknüpft auf dem Grunde wirklicher archäologischen Studien frei Erfundenes mit solchem, was die Geschichte oder die Sage an die Hand gab. Es ist aber kein Roman, sondern ein episches Gedicht, eine Erzählung in Versen. Ob der Verfasser, der also von dem zuletzt, wie wir annehmen, zur lästigen Gewohnheit gewordnen abweicht, gerade durch diese Form viele Leser heranlocken wird, ist freilich zweifelhaft. Denn das große Publikum liest Verse überhaupt nicht. Wenn man die Kataloge der Bibliotheken unsrer mittelstädtischen Lesegesellschaften, Harmonieen, Bürgervereine und andrer derartiger Zirkel durchgeht, stößt man sehr selten auf poetische Werke — apparent rari nantes in gurgite vasto; nicht nur schlechte, sondern auch gute Verse sind für den deutschen Philister, selbst wenn er im übrigen nicht ohne Geschmack ist, eigentlich garnicht mehr vorhanden. Der Kothurn, ja selbst der soccus, ist ihm ein Gräuel. Wer Erzählungen in metrischer Form schreibt, findet heute sein Publikum fast nur noch in den Reihen eines Teiles der (reifern) Jugend und — unter den eigentlich Gebildeten. Wer die letztern auf seiner Seite hätte, dem wäre freilich geholfen. Dazu gehört aber eine sozusagen geistig aristokratische Gangart, und man darf nicht vergessen, daß klassisch gebildete Leute, je bereitwilliger sie auch Poetisches zulassen, desto größere Anforderungen hinsichtlich der Vollendung der Form an den Dichter stellen.

Unser Dichter, dessen anderweitige Gedichte, wie wir beiläufig bemerken, bereits in zweiter Auflage vorliegen, sagt selbst (in den Noten S. 281), nichts bedaure er so sehr, als daß er seinen Trochäen nicht etwas von der Formenschönheit habe verleihen können, mit der Dante in seinen Terzinen den Thomismus wiedergegeben habe; und in der That ist im ganzen seine Verskunst und seine dichterische Sprache, wenn auch recht wohl genießbar, so doch anspruchslos. Besondre Reizmittel hat er nicht anwenden wollen. Altertümliche, d. h. hier mittelalterliche Formen, etwa Anklänge an die Nibelungenstrophe oder an die Lyrik Walthers von der Vogelweide oder an noch ältere Dichter des Mittelalters, hat er garnicht gesucht. Seine Sprache ist modern (steht übrigens gewissermaßen in der Mitte zwischen Herders Cid und

Scheffels Trompeter von Säkkingen), und hin und wieder stören uns Härten (wie S. 190 die Verwendung der Silbe „zu“ in dem Worte zuschrieb als Kürze: „ihres Zauberrings zuschrieb“), oder journalistische Schlagwörter (wie S. 204 das vom „Ernst der Lage“), oder grammatische Kühnheiten (wie S. 241 die Konstruktion des Zeitworts sich erfreuen mit dem Akkusativ „Glück“). An die Stelle der Trochäen treten vielleicht zuoft Daktylen; ja hier und dort glauben wir mehr „numerose (rhythmische) Prosa,“ als Verse zu vernehmen. Aber auf der andern Seite ist die poetische Sprache doch meist fließend, und in einem Teile der eingelegten, die Erzählung unterbrechenden, den Trochäus mit andern Versfüßen vertauschenden lyrischen Gedichte zeigt sich doch wirkliches poetisches Talent.

Abgesehen hiervon erhebt sich Thikötter über das Niveau gewöhnlicher Skribenten einmal durch seinen edeln Patriotismus, sodann durch seine soliden Studien. Er hat nicht nur Einhards „Leben Karls“ (des Großen) genau studirt, sondern auch die demselben zugeschriebnen Annalen, Briefe des Lupus von Ferrières, die Urkundensammlung des Mönches zu Lorsch (Chronica Laurishamensis) und manche andre mittelalterliche Quellenschrift, ferner auch die einschlägige moderne Literatur. Daher sind auch die Züge, welche den Kulturzustand, den Zustand der Landwirtschaft und der Technik, das Hofleben, die Hofschule und dergleichen betreffen, soviel wir sehen, so historisch getreu, wie man sie sonst nur von einem kulturgeschichtlichen Roman erwartet. Sein Patriotismus aber ist teils ein deutschuniversaler und zwar ein solcher, dem die höhere Einheit zwischen der Herrlichkeit Kaiser Wilhelms und der Herrlichkeit Karls des Großen einleuchtet (während bis 1871 die meisten Romantiker die Glanzepochen der ältern deutschen Geschichte gegen die Hohenzollern als Parvenüs, Einheitstörer und Partikularisten auszuspielen pflegten); teils ist er rheinischer Lokal-, Provinzial- oder vielmehr Fluvialenthusiasmus, und zwar ist in dieser letztern Gestalt sein Patriotismus nicht nur echt, was auch eine spät erworbene Begeisterung für den Rhein sein kann, sondern zugleich urwüchsig und in der Wolle gefärbt. Der Verfasser ist eben Rheinländer; er kennt die rheinischen Berge, Burgen und Sagen nicht erst aus dem Bädecker und die rheinischen Weine nicht erst aus den Ratskellern norddeutscher Großstädte; sondern er ist von Kindesbeinen an auf und in jenen zu Hause gewesen, und die rheinischen Feuerweine sind ihm ins Blut übergegangen. Daher ist auch die Ingelheimer „Weinprobe“ (S. 66—94) ein Kabinetstück in seinem Epos.

Thikötter hat sich nicht auf eine Wiedergabe der bekannten, von den Gebrüdern Grimm in ihre „Deutschen Sagen“ aufgenommenen, in andrer Form sodann von Karl Simrock mitgeteilten und z. B. von Fouqué in Romanform behandelten Sage von „Einhard und Imma“ beschränkt, sondern, wie er sagt, ein Bild Einhards und seiner Stellung zu Karl dem Großen zu zeichnen versucht. Objektiv genau hat er freilich, meinen wir, dabei nur den wirklichen Charakter seines Helden und die wirklichen Beziehungen desselben zu Karl darstellen wollen. Eine Biographie war ja teils wegen Mangels an Quellen nicht möglich, teils von unserm Dichter, der selbst in den Noten genau das Historische in seiner Darstellung vom Sagenhaften und von beidem das frei Erfundne unterscheidet, offenbar garnicht beabsichtigt. Denn wovon er erzählt, das Liebesverhältnis zwischen Einhard und der Kaisertochter, die um desselben willen erlittene Verbannung und die durch ein zufälliges Jagdabenteuer eingefädelte Versöhnung mit Karl — alles dieses gehört der Sage an. Auf Einzelnes kann hier nicht eingegangen werden.

Nur ein Moment, auf welches der Dichter selbst großen Wert legt, darf nicht ganz übergangen werden: der scheinbar etwas doktrinäre Anfang des Gedichtes. Die

erste Szene führt uns nämlich in die Hofschule Karls, in der die feierliche Entlassung zweier Scholaren, Einhard und eines zweiten Abiturienten stattfindet, welche Anlaß giebt zur Entwicklung zweier verschiednen Weltanschauungen oder vielmehr zweier verschiednen Ansichten über das Verhältnis von Christentum und Metaphysik. Adalbert und Einhard sollen sich darüber aussprechen, welcher unter den sieben freien Künsten sie die Palme zuerkennen, und jener benutzt diese Aufgabe dazu, die Verquickung der christlichen Religion mit der Metaphysik, welche von der Zeit der (zum Teil aus der stoischen oder platonischen Schule hervorgegangnen) Kirchenväter her noch heute selbst dem orthodoxen Dogma anklebt, zu verherrlichen, während Einhard auf eine reinliche Sonderung des (übrigens keineswegs von ihm verachteten) theoretischen Welterkennens vom christlichen Glauben als einer rein praktisch und ethisch motivirten Betrachtungsweise der göttlichen und menschlichen Dinge dringt. Adalbert entwickelt dabei seine Weltanschauung, wie der Dichter in den Noten verrät, mittels einer Versifikation der Grundzüge des Systems seines jüngern Zeitgenossen, des Johannes Erigena. Referent will nicht untersuchen, ob das ganz eigenartige System des Erigena, in welchem weder die vorhergegangne orthodoxe Lehrentwicklung zusammengefaßt, noch die spätere Scholastik präformirt ist, hier passend gewählt sei. Jedenfalls waren die Hoftheologen Karls durchweg rechtgläubig, Erigena aber betrieb seine spekulative Verquickung der Theologie und Philosophie nicht in der Weise der orthodoxen Kirchenväter und Scholastiker, sondern in der ketzerischen, halb pantheistischen des Neuplatonismus. Wichtiger ist die Frage, ob es nicht überhaupt ein etwas kühner Griff war, mit einem derartigen Turnier das Gedicht zu eröffnen. Man kann dem Verfasser zugeben, daß der Gegensatz jener beiden Auffassungen des Christentums (einerseits der scholastischen oder mönchisch-mystischen, andrerseits der echt praktisch religiösen, die mit voller Würdigung auch der weltlichen Berufsarten und auf der andern Seite schärferer Betonung gerade der streng wissenschaftlichen Methode der freilich von der Religion scharf gesonderten Philosophie verknüpft sein kann), wie zu allen Zeiten, so auch im Zeitalter Karls vorhanden war. Mit einem gewissen Rechte beruft er sich auch auf den Vorgang Immermanns, nämlich auf das von diesem dem Münchhausen eingefügte romantische Waldmärchen, wo gleichfalls zwei Scholaren ähnlich entgegengesetzte Weltanschauungen vertreten. Endlich weiß er es sogar als einen besonders glücklichen Zug in seinem Kompositionsplan hinzustellen, daß er Einhard das Programm, dessen Verwirklichung er als Mann im Leben erstrebe, als Scholaren vorweg verkündigen lasse. Aber wir fürchten, daß das anderweitige Publikum sich großenteils durch das Labyrinth dieser (übrigens geschickt) versifizirten Systeme, durch welches man sich an der Schwelle des Buches hindurchwinden muß, wird abschrecken lassen, diejenigen theologisch und philosophisch interessirten Leser aber, denen es etwa Vergnügen macht, die Ansicht Albrecht Ritschls und die seiner spekulativ sein wollenden Gegner einmal in populärer Fassung, im Gewande des neunten Jahrhunderts und in Versform sich vorführen zu lassen, nachdem ihnen ihr Lieblingsgericht so zuvorkommend als Entrée servirt worden ist, vom übrigen zu wenig kosten werden.

Sollten wir uns hierin täuschen, so würde es uns lieb sein. Denn im Grunde verdient das im übrigen lebensvoll sich abspielende kleine Epos, in welchem das berichtigte Bild des großen Kaisers den eigentlichen Anziehungspunkt bildet, nebst den eingewobnen lyrischen Partien entschieden die Beachtung des Publikums.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.

Die erste Konstitution für Österreich.

Es wundert mehr Einen, dass Österreich niemals recht gut war, als dass es jetzt vollständig zum Henkersknecht geworden ist. Man hat zwar bei 60 Völker gemessen lobt, aber Wenn Einer Sich Selbst so lobpreist, Übertreibt Er. Österreich hat Sich nie schlecht, hat nie tüchtige Leistungen aufzuweisen gehabt, aber Gutes hat es nie hervorgebracht. Es ist ein Land der Mittelmässigkeit, und Mittelmässigkeit ist Schlechtigkeit. Es ist ein Staat, der Nichts erschaffen hat. Die Deutschen, die Italiener, die Ungarn, die Polen, die Böhmen, die Slovenen, die Kroaten, die Serben, die Siebenbürger, die Juden, die Zigeuner, die Walachen, die Armenier, die Griechen, die Albanesen, die Türken, die Russen, die Franzosen, die Engländer, alle haben sie Etwas hervorgebracht, was Österreich nicht hervorgebracht hat. Es ist ein Land der Nachahmung, wenn Ich Mich kürzer, wenn Ich Mich deutlicher ausdrücken darf, ein Land der Nachäffung. Nachäffung hat auch Alles hervorgebracht, was Österreich besitzt. Es ist ein Land, das keine Ideen hat, das keine eigenthümliche Gesinnung, keine eigenthümliche Art zu denken, keine eigenthümliche Art zu sprechen, keine eigenthümliche Art zu handeln besitzt, das nur Nachäffung besitzt, das nur Nachäffung hervorbringt. Und Nachäffung ist Schlechtigkeit. Nachäffung ist Schlechtigkeit, weil sie Lüge ist. Nachäffung ist Lüge, weil sie Nichts ist. Nachäffung ist Nichts, weil sie Nichts hervorbringt, was Sie nicht schon hervorgebracht hat

Österreich hatte nur eine Verfassung auf dem Papier. Zur Ausführung kam sie niemals. In wenigen Jahren hatte die Regierung sich wieder so vollständig in die absolutistische Gewohnheit eingelebt, daß ihr jede öffentliche Kontrole höchst unbequem geworden sein würde, und da das Volk eigentlich auch nie einen Begriff von verfassungsmäßigen Zuständen bekommen, den Rausch von 1848 ausgeschlafen hatte, konnte man es 1851 wagen, auch die oktroirte Verfassung von 1849 einfach aufzuheben. Der Staatsstreich hätte sich rechtfertigen lassen, wenn die alten Landstände wieder einberufen und im Einvernehmen mit diesen eine neue Form der Gesamtverfassung gesucht worden wäre. Aber die Scheu vor allem parlamentarischen Wesen, vor allen Wahlen u. s. w. war von dem tollen Jahre her so groß, daß sogar das Mandat des Wiener Gemeinderates ungesetzlicherweise unbegrenzte Dauer erhielt; und je mehr Bach und Genossen inne wurden, daß trotz der verhängnisvollen Erfolge in der auswärtigen Politik der gebildete Teil der Nation sich immer entschiedner von ihnen abwende, umsoweniger wollten sie diesen Widerspruch zum Ausdruck kommen lassen. Wurden doch die ungarischen Altkonservativen, welche nur um die Wiederherstellung der alten Verfassung bitten wollten, verhindert, ihre Denkschrift zur Kenntnis des Kaisers zu bringen. Und damals wäre auch das bescheidenste Zugeständnis von Deutschen, Tschechen, Magyaren u. s. w. mit Dank angenommen worden, wären Grundlagen für den ruhigen, gesetzlichen Fortbau zu gewinnen gewesen. Denn selbst, als im „verstärkten Reichsrat" von 1860 der Siebenbürger Maager sich von Kuranda hatte das Verlangen nach einer Repräsentativverfassung souffliren lassen, verstand man in den niedern Schichten darunter nichts als eine Wiederholung des Jahres 1848. Das Ministerium aber glaubte die Wünsche der Geduldigen und Bescheidnen ignoriren zu dürfen und holte sich lieber einen Korb um den andern von den Italienern.

Das Diplom vom 20. Oktober 1860 war abermals eine Oktroirung, eine völlig neue Schöpfung; und als dessen Durchführung wesentlich durch den Widerspruch der deutschen liberalen Presse verhindert worden war, folgte im Februar 1861 das Patent, angeblich die Vollziehung des Diploms, in der That wiederum etwas Neues, wieder eine Oktroirung. Die Völkerschaften der westlichen und nördlichen Reichshälfte nahmen das Patent an, wenn auch zum Teil unter Verklausulirungen; die Ungarn lehnten es in so barscher Form ab, daß kaum etwas andres als die Auflösung des Landtages übrig blieb. Und dieser Akt that für den Moment seine Wirkung. Was der (vor einigen Jahren ermordete) Tavernikus Georg von Mailath in der letzten Sitzung des ungarischen Oberhauses aussprach, das erkannte im Stillen jeder Verständige unter seinen Landsleuten an: nämlich daß man unbesonnenerweise die zur Versöhnung gereichte Hand zurückgestoßen hatte. Hätte damals Schmerling gethan, was er als seine Absicht verkündigen ließ, innerhalb der gesetzlichen Frist die Neuwahlen ausgeschrieben und die Abgeordneten den Groll von zehn Jahren von der Leber

herunterreden lassen, so hätte wohl manche spätere Krisis vermieden werden können. Allein bald meinte er, „Garantien" für das Zustandekommen einer regierungsfreundlichen Mehrheit abwarten zu müssen, und so gewährte er den Altkonservativen Ungarns Zeit, eine Koalition gegen ihn zu bilden, seinen Sturz vorzubereiten. Was darauf folgte, die Sistirung, die Reaktivirung und die Revision der Verfassung für die deutschen und slawischen Länder, die Wiedereinberufung des ungarischen Landtages, endlich die Wiederherstellung der achtundvierziger Gesetze in Ungarn, der Ausgleich — alles das ist noch jedem in deutlicher Erinnerung.

Die Magyaren hatten durch zähes Beharren auf ihrem Rechtsboden, den rechtskräftig zustande gekommenen Gesetzen von 1848, gesiegt, und die ihnen preisgegebenen Siebenbürger und Kroaten winden sich vergeblich in ihrer eisernen Umschlingung. Daß das Beispiel Nachahmung finde werde, war vorauszusehen. Tschechen und Polen perhorresziren den Gesamtstaat, und da sie keinen Rechtsboden haben, machen sie sich einen solchen oder auch mehrere; je nachdem proklamiren die Tschechen den Zustand vor 1618, oder das mystische böhmische Staatsrecht, oder die pragmatische Sanktion, oder das Oktoberdiplom, und die Galizier geberden sich, als sei ihr Land nur durch Personalunion mit den übrigen verbunden. Beide haben auch von den Ungarn gelernt, jedes Zugeständnis für ungenügend zu erklären, aber es vorläufig auszunutzen. Nun sind wieder die Deutschen unzufrieden und machen Miene, ihrerseits zur Abstinenzpolitik überzugehen. Giebt es einen Ausweg aus diesem Wirrwarr?

Anton Springer, welcher zwar vor länger als dreißig Jahren die österreichische Staatsbürgerschaft aufgegeben, aber nichtsdestoweniger der Heimat warmes Interesse bewahrt hat, glaubt seinen Landsleuten den Ausweg zeigen zu können, und der heißt: Rückkehr auf den Punkt vor dem Beginn der Oktroirungspolitik, Rückkehr auf den von dem Reichstage in Kremsier in der Zeit vom 13. Januar bis zum 4. März 1849 hergestellten Rechtsboden.

Der Verfassungsausschuß hatte sich schon in den ersten Augusttagen des Jahres zuvor in Wien konstituirt, die eigentliche Arbeit begann jedoch erst am 13. Januar in Kremsier. Am 15. März sollte das Plenum in die Beratung des Entwurfes eintreten, doch schon am 7. März erfolgte die Auflösung. Daher ist der Entwurf vielen Mitgliedern des Reichstages und vollends der Bevölkerung Österreichs gänzlich unbekannt geblieben. Ein Ausschußmitglied, der mit Springer verwandte böhmische Abgeordnete Pinkas, hatte sich vorsichtigerweise eine Abschrift der Sitzungsprotokolle verschafft; diese wurde von Springer schon für seine „Geschichte Österreichs seit dem Wiener Frieden 1809" benutzt, und nun hat er sie vollständig und mit einer Einleitung versehen veröffentlicht.*)

*) Protokolle des Verfassungsausschusses im österreichischen Reichstage 1848—1849. Herausgegeben und eingeleitet von Anton Springer. Leipzig, S. Hirzel.

Das ist ein Buch, welches nicht nur jedem Politiker in Österreich, sondern jedem, der an der Gestaltung der dortigen Verhältnisse Anteil nimmt, zur Lektüre aufs dringendste empfohlen werden muß. Alle Sonderinteressen, welche gegenwärtig eine Einigung unmöglich zu machen scheinen, gelangten auch in jenem Ausschusse schon zum Worte; hart platzten die Gegensätze aufeinander, eine Versöhnung derselben schien auch damals unerreichbar zu sein, die itio in partes war nahe. Aber die von der Reaktion drohende Gefahr und der idealistische Hauch, welcher trotz allem die Bewegung von 1848 durchwehte, führte die feindlichen Elemente doch wieder zusammen, und durch allseitige Kompromisse kam ein Werk zustande, welches in dritter Lesung einstimmig angenommen wurde.

Um sich das Gewicht dieser Thatsache zu vergegenwärtigen, muß man wissen, welche bekannten Namen als Autoren dieses Verfassungsentwurfes erscheinen. Aus Niederösterreich Fischhof (der nun seit einem Vierteljahrhundert über Versöhnungsprogrammen brütende frühere Präsident des revolutionären Sicherheitsausschusses und Ministerialrat, ursprünglich Arzt), Goldmark (als Anstifter der Ermordung des Grafen Latour in contumaciam zum Tode verurteilt, nach Revision seines Prozesses freigesprochen), Brestel (Professor der Mathematik, nachmals Sekretär der Kreditanstalt in Wien und 1868 bis 1870 Finanzminister); aus Salzburg Lasser (1860 bis 1865 und 1871 bis 1879 Minister des Innern); aus Galizien Smolka (damals Präsident des Reichstages, gegenwärtig Präsident des Abgeordnetenhauses), Ziemialkowski (jetzt Minister für Galizien); aus Böhmen außer Pinkas Palacky und Rieger, der frühere und der jetzige Führer der Tschechen; aus Schlesien Hein (im verstärkten Reichsrate der Sprecher der kleinen zentralistischen Fraktion, erster Präsident des Schmerlingschen Reichsrates, dann Justizminister); aus Steiermark Miklosich (der berühmte Slawist, Professor an der Universität Wien); aus Tirol Pfretzschner (welcher im 1861er Reichsrat eine gewisse Rolle spielte); neben diesen ein ruthenischer Bischof, Slawen und Italiener aus Krain, dem Küstenlande, Südtirol, Dalmatien. Wie wir sehen, waren nicht nur alle „Kronländer," sondern auch alle Nationalitäten vertreten, und alle Vertreter wurden endlich einig! Welche Fortschritte haben seitdem die zentrifugalen Tendenzen gemacht, welche auf dem Wiener Parlamentshause durch acht nach verschiednen Richtungen davonstürmende Quadrigen so schön versinnlicht sind!

Also die Arbeit, wenn auch nicht der ganzen zur Verfassungsgebung berufenen Versammlung, doch eines Ausschusses derselben, welcher, wie wir gesehen haben, so zusammengesetzt war, daß das Plenum schwerlich das so mühsam zustande gebrachte Werk in wesentlichen Punkten verändert haben würde, eine Verfassung, welche nicht, wie die oktroirten von 1849 und 1861, mit auf die ungarischen und reinitalienischen Besitzungen berechnet war — auf sie zurückzugreifen sollte jetzt mindestens nicht mehr die Erinnerung an die Zeit ihrer Ent-

stehung abhalten, nachdem man in Ungarn über dieses Bedenken hinweggegangen ist und einstige Hochverräter Sitz im Rate der Krone erhalten haben!

Paragraph 2, der die Länder aufzählt, für welche die Konstitution Geltung haben sollte, war zu einem gewaltigen Zankapfel geworden, da jede Landschaft meinte, mit den benachbarten unmöglich unter einer Verwaltung leben zu können; doch kam man zuletzt dahin, nach der Interessengemeinschaft vierzehn „Länder" zu bestimmen: Böhmen, Galizien mit Lodomerien und Krakau, Dalmatien, Österreich unter der Enns, Österreich ob der Enns ohne das Innviertel, Salzburg samt Innviertel, Steiermark, Kärnten, Krain, Schlesien, Mähren, Tirol samt Vorarlberg, Küstenland, Bukowina. Die größern Länder sollten mit Berücksichtigung der Nationalität in Kreise geteilt werden, die kleinen je einen Kreis bilden; auf diese Weise kam man z. B. den Wünschen der Wälschtiroler und Vorarlberger, wie der Windischen in Steiermark entgegen, und schuf die Möglichkeit, in Böhmen und Mähren slawische und deutsche Gebiete zu sondern. Dieser Einteilung entspricht die Gliederung in Reichs- und Landesregierungsgewalten, Reichstag (aus Volks- und Länderkammer bestehend), Landtage, Kreistage und Gemeinden. Die Länderkammer sollte von jedem Landtage durch sechs Abgeordnete beschickt werden, wozu in den größern Reichsländern noch je einer aus jedem Kreise, vom Kreistage zu wählen, gekommen wäre, sodaß sie in allem 115 Mitglieder gezählt haben würde. Wie die Minister dem Reichstage, sollte der Statthalter dem Landtage verantwortlich sein. Reichsländern von gemischter Nationalität blieb vorbehalten, „eine Institution in die Landesverfassung aufzunehmen, durch welche Angelegenheiten von rein nationaler Natur nach Art eines Schiedsgerichtes zu entscheiden sind." Den Landtagen wird u. a. innerhalb der durch Reichsgesetze festgestellten Bestimmungen zugewiesen die Regelung des Unterrichts- und Erziehungswesens; dem Reichstage (dessen Funktionen in den kleinern Ländern dem Landtage mit zufallen) wird, „wenn er es im Interesse des Kreises für notwendig findet, innerhalb der Schranken der Reichs- und Landesgesetze zur Regelung und Verwaltung überlassen: Volksunterrichts- und Erziehungswesen mit dem Rechte der Bestimmung der Unterrichtssprache und der Sprachgegenstände, jedoch mit gleich gerechter Beachtung der Sprachen des Kreises" u. a. m. Zur Revision einer Bestimmung der Konstitution soll nur ein eigens zu diesem Zwecke einberufener Reichstag befugt sein; gegen Änderungen, durch welche das verfassungsmäßige Recht der Krone geschmälert würde, steht dem Kaiser das absolute Veto zu, im übrigen hat er nur ein suspensives.

So trägt der Entwurf vielfach den Stempel der Zeit seiner Entstehung, und hie und da ist eine Schwierigkeit nicht gelöst, sondern nur umgangen. An einer Annahme desselben, wie er ist, wäre heute nicht zu denken. Aber der aufrichtige Wille, ein Gebäude herzustellen, in welchem alle Österreicher wohnen und gedeihen könnten, spricht doch so deutlich aus allen Bestimmungen, daß

man beinahe glauben möchte, ein zur zeitgemäßen Revision dieser Verfassung einberufner Reichsrat werde sich unwillkürlich zu der Höhe des Patriotismus aufschwingen, auf welcher jene Männer von Kremsier standen. Freilich müßte auf der andern Seite auch der feste Wille bestehen, mit der Sonderbündlerei, welches Banner sie auch aufpflanzen möchte, gründlich aufzuräumen!

Die Karolineninseln.

Die Frage wegen der Karolinen hat in Madrid zu Kundgebungen gegen Deutschland geführt, die, obwohl nur von republikanischen Wühlern in Szene gesetzt, in der Pariser Presse als Meinungs- und Willensäußerungen des ganzen spanischen Volkes behandelt und gegen uns verwertet worden sind. Wenn dabei viel Hitze verbraucht und viel Unüberlegtes in die Welt hinaus geredet und geschrieben worden ist, so soll uns das nicht veranlassen, desgleichen zu thun. Wir werden durch kühle, nüchterne Darstellung des Sachverhalts die Angelegenheit aufzuklären und zu verständiger Beurteilung derselben beizutragen bemüht sein.

Die Karolineninseln sehen auf der Landkarte wie ein bloßes Gespritz von Tröpfchen aus einer Feder aus, das sich über die weite weiße Fläche hinstreckt, welche den Stillen Ozean bezeichnet; genauer betrachtet aber sind sie einer der größten Archipele dieses Meeres, denn sie nehmen zusammen einen Raum ein, dessen Länge ungefähr 32 Grad oder 400 Seemeilen bei einer Breite von neun Seemeilen beträgt, und ihr Flächeninhalt wird auf etwa 330 Quadratkilometer angegeben. Sie liegen in drei Gruppen geschieden zwischen den Ladronen und Neuguinea. Die Zahl der bewohnten Inseln jener Gruppen beläuft sich auf 44; rechnet man auch die kleinsten Eilande mit, so kommen über 400 Inseln heraus. Die meisten sind niedrige Lagunen-inseln, die ihre Entstehung Korallentieren verdanken; oft umschließt ein Ring oder Halbkreis von Land, das auf Bauten solcher Tierchen ruht, ein Wasserbecken, aus dem sich eine Masse kleiner Riffe erheben. Bei Hogolu umfaßt dieser Korallengürtel ein Bassin von zehn Meilen Durchmesser mit einem ganzen Schwarme anmutiger und fruchtbarer Eilande. Die übrigen Inseln sind hohes Land, entstanden durch vulkanische Erhebung, aber zugleich von Korallenriffen eingeschlossen. Als die bedeutendsten von diesen

sind Palao, Jap, Ruk, Ponape und Kusaie, als die größten von den flachen Inseln Ulie, Uluzi, Lamotrek, Lukunor und Namolipiafan zu nennen. Das Klima ist sehr angenehm und im allgemeinen gesund, da die Hitze durch häufig wehende Winde abgekühlt wird. Die Korallenriffe und vulkanischen Krater bekleidet eine reiche Vegetation. Man findet hier die Kokosnuß- und die Arekapalme, den Pandang, Orangenbäume, Bambus, die Betelnuß, Zuckerrohr, süße Kartoffeln und den eßbaren Arum. Auf den niedrigen Inseln liefert der Brotfruchtbaum den Einwohnern ihre Hauptnahrung. Auf allen würden sich wahrscheinlich auch die übrigen tropischen Nutzpflanzen einbürgern lassen.

Die Zahl der Eingebornen wird ungefähr auf 30000 geschätzt. Dieselben gehören wie die Ureinwohner der Mariannen, der Ladronen und der Philippinen zur mikronesischen Rasse. Sie gelten für geschickte und unternehmende Seefahrer, ein Gewerbe, worauf sie die Lage ihrer Heimat und die Menge vortrefflicher Häfen, welche dieselbe dem Schiffer darbietet, hinweisen. Im übrigen sind sie ein äußerlich nicht unschönes und gegen Fremde zuvorkommendes und freundliches Völkchen. Das Lob freundlichen Verhaltens kommt indes mehr den Bewohnern der flachen Inseln als denen der bergigen zu, da die letztern sich bisweilen feindselig zeigten. Europäer haben sich auf einzelnen Punkten als Trepangsammler und Schildkrötenfänger, auch als Handelsleute niedergelassen, und Ponape wird häufig von Walfischfängern angelaufen.

Eine eingehende Schilderung von den Inseln Jap, Ponape und Kusaie hat kürzlich Hernsheim geliefert.*) Die erste und die letzte werden von einem „König," die mittlere von Häuptlingen beherrscht. Jap ist von friedfertigen, gutmütigen und ziemlich fleißigen Menschen bewohnt, die früher einen lebhaften Tauschhandel mit Perlmutterschalen, Walroßzähnen, Schildpatt, Matten, Körben, Taschen und Basthüten trieben, der sich bis nach den Mariannen hin erstreckte. Es hat gegen 10000 Einwohner in 67 Dörfern, die großenteils, namentlich an der Küste, durch gute Straßen mit einander verbunden sind. Die Insel wird leider von epidemischen Halskrankheiten und einem ansteckenden Husten heimgesucht, der oft in wenigen Stunden mit dem Tode endigt. Auf Kusaie ist davon nichts bekannt, aber die Bevölkerung ist auch hier im Sinken begriffen, wahrscheinlich, weil unter ihr Laster geschlechtlicher Natur herrschen, die auch das von amerikanischen Missionären seit 1852 eingeführte Christentum nicht auszurotten vermocht hat. Zeugnisse dafür, daß früher hier ein zahlreicheres und auf höherer Kulturstufe stehendes Volk wohnte, sind in Cyklopenbauten mit 15 bis 18 Fuß dicken Mauern zu sehen, zu denen Basaltblöcke von 5000 Pfund Schwere verwendet sind. Auf ähnliches lassen Terrassen, Höfe und Kammern der „Königsgräber" am Metaleinan Harbour auf Ponape schließen, einer Insel,

*) Südsee-Erinnerungen von Franz Hernsheim, ehemaligem Konsul des deutschen Reiches auf Jaluit. Berlin, Hofmann u. Co.

die im Munde der Matrosen wegen ihres Reichtums an Lebensmitteln und wegen der Schönheit ihrer Bewohnerinnen berühmt ist. Noch vor drei Jahrzehnten soll dieselbe eine Bevölkerung von 15000 Seelen besessen haben. Da schleppte ein englisches Schiff die Blattern ein, und jetzt wird Ponape nur noch von etwa 2000 Menschen bewohnt. Auch hier haben die Amerikaner mit einigem Erfolge das Christentum gepredigt.

Die ersten Nachrichten über diese Inselgruppe haben wir von dem portugiesischen Seefahrer Diego de la Roche, der sie 1525 entdeckte und ihr den Namen der Segueira-Inseln gab. Im Jahre 1686 sah sie der spanische Schiffer Francisco Lezcano und benannte die größte derselben nach dem damals herrschenden Könige Karl dem Zweiten Carolina, ein Name, welcher später auf die ganze Gruppe ausgedehnt wurde. Die Jesuiten von Manila beschlossen, die Inseln zu „evangelisiren," aber der erste Versuch dazu, der im Jahre 1710 mit einem vom Kapitän de Padilla befehligten Schiffe gemacht wurde, mißlang, und zwei weitere Expeditionen zu gleichem Zwecke hatten kein besseres Schicksal. Auch die, welche 1733 vom Pater Cantova unternommen wurde, endigte erfolglos, denn Cantova wurde von den Eingebornen erschlagen.

Wenn spanische Blätter aus diesen Thatsachen ein „unzweifelhaftes historisches Recht" Spaniens auf den Besitz der Karolinen herleiten und dafür außerdem anführen, daß die bekannte Bulle Papst Alexanders des Sechsten, welche die überseeische Welt zwischen Spanien und Portugal teilte, jene Inselgruppe dem erstern zugesprochen habe, so ist das zum mindesten eine wunderliche Behauptung, welche durch die weitere Behauptung nicht gebessert wird, daß gegen jenes Besitzrecht niemals Einspruch erhoben worden sei. Fassen wir die Schlußfolgerung der spanischen Presse kurz zusammen, so lautet sie: die Karolinen sind Eigentum der spanischen Krone, erstens weil vor etwa zweihundert Jahren ein spanischer Seekapitän eine derselben sah und nach seinem Könige taufte, zweitens weil die Jesuiten der spanischen Kolonie Manila Versuche machten, die Inseln für das Christentum zu gewinnen, und weil diese Versuche sämtlich mißglückten, drittens weil ein Papst die Karolinen stillschweigend den Spaniern zugewiesen hat, endlich viertens weil seit der Entdeckung jener Inselgruppe niemand den Besitztitel Spaniens bezweifelt, geschweige denn bestritten hat.

Prüfen wir dies, so ergiebt sich folgendes. Die bloße Thatsache der Entdeckung eines Landstriches oder einer Insel giebt keinen Anspruch auf den Besitz des Entdeckten, es müssen Anzeichen einer Besitzergreifung hinzukommen, die hier nicht vorliegen, und überdies war der erste Entdecker der Karolinen kein Spanier, sondern ein Portugiese. Ferner begründen drei oder vier oder noch so viele Versuche einer religiösen Gesellschaft, einen heidnischen Stamm zum Christentume zu bekehren, auch wenn sie schließlich Erfolg haben, keinen Besitztitel des Staates, zu dem jene Gesellschaft gehört, auf das Land, das dieser Stamm bewohnt, und hier sind jene Versuche überdies mißlungen. Drittens ist die Weltver-

teilungsbulle Papst Alexanders des Sechsten, der beiläufig 1503, also vor Entdeckung der Karolinen, starb, eine hierarchische Anmaßung ohne irgendwelche rechtliche Bedeutung. Würde ihr eine solche zugesprochen, so gäbe es keine englischen, keine französischen, keine holländischen und keine deutschen Kolonien, keine Vereinigten Staaten und keine spanischen Republiken in Amerika. Die Behauptung endlich, die Karolinen seien legitimer Besitz der spanischen Krone, weil seit der Entdeckung der erstern niemals Einspruch gegen diese Auffassung erfolgt sei, ist einfach unwahr; denn ein solcher Einspruch hat vor zehn Jahren thatsächlich und in aller Form stattgefunden, und zwar von zwei Mächten zu gleicher Zeit. Der einzige bekannte Versuch der spanischen Regierung, die Karolinen als Eigentum der Krone Spanien geltend zu machen, ist von Deutschland und England in gleichzeitigen Noten mit aller Deutlichkeit zurückgewiesen worden. Es war am 4. März 1875, als der Vertreter des deutschen Reiches in Madrid, Graf Hatzfeldt dem spanischen Staatsminister de Castro eine Note übergab, in welcher es im wesentlichen hieß: „Durch Berichte des deutschen Konsulats in Hongkong ist die kaiserliche Regierung davon in Kenntnis gesetzt worden, daß der dortige spanische Konsul aus Anlaß der Ausklarirung des deutschen Handelsschiffes Coeran nach den Palao- oder Pelewinseln für die spanische Regierung die Souveränität und Zollhoheit über das ausgedehnte Gebiet der Karolinen und speziell der Palao- oder Pelew-Inseln in Anspruch genommen hat, während diese Inseln bisher von dem handeltreibenden Publikum als keiner zivilisirten Macht unterworfen angesehen und von deutschen und andern Schiffen stets ungehindert besucht worden sind. . . Nach den allgemeinen Grundsätzen des modernen Völkerrechtes würde die kaiserliche Regierung nicht in der Lage sein, die von dem spanischen Konsulat in Hongkong behauptete Souveränität und Zollhoheit über jene Inseln anzuerkennen, solange dieselben nicht als eine vertragsmäßig sanktionirte oder wenigstens als eine thatsächlich ausgeübte erscheint. Es ist aber kein auf den Kolonialbesitz Spaniens im Stillen Ocean bezüglicher Vertrag bekannt, in welchem die Karolinen- und Pelew-Inseln erwähnt werden, und ein thatsächlicher Besitzstand, beziehentlich eine Einrichtung, durch welche Spanien auch nur den Willen der Ausübung einer Oberhoheit über die Pelews bekundet hätte, ist auch vonseiten des Konsulates in Hongkong nicht als vorhanden behauptet worden. Dem gegenüber steht aber nach glaubwürdigen Aussagen der Umstand fest, daß die Inselgruppe seit Jahren ungehindert von Kauffahrteischiffen aller Nationen, dagegen außer von englischen, niemals von fremden Kriegsschiffen besucht worden ist, und sodann die notorische Thatsache, daß es auf den Pelews wie auf den Karolinen keinen spanischen Beamten und mithin keine spanische Regierungsgewalt giebt. . . . Die kaiserliche Regierung giebt sich der Hoffnung hin, daß der von dem spanischen Konsulat bei Gelegenheit der Ausklarirung des deutschen Handelsschiffes Coeran erhobene Anspruch auf Souveränität und Zollhoheit über die Karolinen- und

Palao- oder Pelew-Inseln auf mißverständlicher Auffassung der ihm erteilten Weisungen beruht. Indem sie mich daher beauftragt hat, Eure Exzellenz geneigte Aufmerksamkeit auf diese Frage zu lenken und hinzuzufügen, daß die von dem spanischen Konsul in Hongkong beanspruchte Souveränität [illegible] Zollhoheit über jene Inseln aus den angeführten Gründen nicht [illegible] mn, beehre ich mich im Namen der kaiserlichen Regierung die Hoffnung [illegible] gen, daß die königlich spanische Regierung den spanischen Kolonialbe[illegible] Befehlshabern der in den dortigen Gewässern stationirten Kriegsf[illegible] den spanischen Konsulaten in Ostasien und Polynesien die Weisung [illegible] sen wird, dem direkten Verkehr deutscher Schiffe und Staatsangehö[illegible] nd auf den gedachten Inselgruppen keinerlei Hindernisse in den Weg [illegible] In der Note, welche Layard, der englische Gesandte am spanischen Hofe, an de Castro richtete und welche einen ähnlichen Gedankengang verfolgte wie die deutsche, hieß es am Schlusse: „Ihrer Majestät Regierung erkennt das von Spanien beanspruchte Recht über die Karolinen- oder Pelew-Inseln, über welche dieselbe niemals irgendwelche thatsächliche Herrschaft ausgeübt hat noch jetzt ausübt, nicht an."

Das waren Verwahrungen so förmlich und entschieden, als man sie nur verlangen kann, und wenn die spanische Regierung gegen diese Noten keinen Widerspruch erhoben hat, so ist anzunehmen, daß sie dieselben als wohlbegründet ansehen mußte. Thatsache aber ist, daß sie auch seitdem von den Karolinen in keiner Weise effektiv Besitz ergriffen hat und erst jetzt, nachdem die Deutschen das Protektorat über dieselben übernommen haben, Ansprüche auf deren Besitz erhebt. Deutschland war mit diesem Vorgehen die erste Macht, welche nach den neuen von der Berliner Kongokonferenz festgestellten Prinzipien ein exotisches Gebiet, welches noch von keiner zivilisirten Macht okkupirt war, in Besitz nahm. Daß Spanien in der That, als dies geschah, die Karolinen noch nicht okkupirt hatte, giebt die offiziöse Agentie Fabra indirekt selbst zu, indem sie sagt, der Gouverneur der Philippinen habe die effektive Okkupation jener Inseln seit dem März d. J. „vorbereitet." Wenn sie sich dann aber beschwert, daß die deutschen Konsuln ihre Regierung von dieser Absicht und Vorbereitung in Kenntnis gesetzt haben, so ist das völlig unbegreiflich. Die Konsuln haben damit nur ihre Pflicht erfüllt und im Interesse ihres Landes gehandelt, und andrerseits hat es der Gouverneur von Manila an der in solchen Fällen notwendigen Raschheit und vorsichtigen Verschwiegenheit fehlen lassen, sodaß es den Deutschen möglich war, ihm zuvorzukommen. Durch diesen Akt war die Frage so gestellt, daß das deutsche Reich formell und effektiv Besitzer der Karolinen geworden war, und daß Spanien, wenn es aus einer völkerrechtlichen Frage nicht eine Machtfrage machen wollte, vor Europa den Beweis zu erbringen hatte, daß es schon vorher von der Inselgruppe formell und effektiv Besitz ergriffen. Mit geräuschvollem Protestiren, sich in die Brust werfen und Reden von kastilischer Ehre war natürlich nichts zu machen. Das war aber auch garnicht die Absicht der Wühler in der Straße del Principe

und in den Zeitungsbüreaus. Die Karolinenfrage bot den republikanischen und andern oppositionellen Parteiführern Gelegenheit, ihr Gewerbe zu betreiben und ihre Versuche, das konservative Kabinet zu erschüttern und zu stürzen, die in den Cortes mißlungen waren, wieder aufzunehmen. Eine so gute Gelegenheit wie hier, die Mehrheit der Nation hinter eine Anklage gegen das Ministerium zu bringen und sich mit dem Nimbus des Patriotismus zu umgeben, fand sich nicht sobald wieder, und so beeilten sich die Herren, unter denen sich der General Salamanca und die Exminister Martos und Becerra befanden, sie auszubeuten. Die Regierung scheint dem gegenüber nicht gleich den rechten Weg gefunden zu haben. Zuletzt aber griff sie energisch gegen die Spektakelmacher ein. Verschiedne Offiziere, die sich an dem Geschrei und Geschimpfe gegen die Deutschen beteiligt hatten, bekamen ihren Abschied, sieben Hetzblätter wurden mit Beschlag belegt, das Militärkasino, wo der Hauptschauplatz der Kundgebungen gewesen war, wurde geschlossen, die Behörden erhielten vom Ministerpräsidenten Canovas del Castillo den Befehl, ähnliche Auftritte zu verhindern, und anderseits empfing der spanische Gesandte in Berlin die Weisung, hier in der Angelegenheit Vorstellungen zu machen, welche der Art gewesen sein müssen, daß die deutsche Regierung in einigermaßen entgegenkommender Weise darauf antworten konnte. Am 24. August sandte Benomar, der Berliner Vertreter Spaniens, an den Minister des Auswärtigen in Madrid folgende Depesche ab: „Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten teilt mir nachstehendes mit: Als die Regierung Sr. Majestät des Kaisers einwilligte, dem wiederholten Ansuchen deutscher Unterthanen, welche auf den Karolineninseln Handel treiben, Folge zu geben und die Schutzherrschaft über diese Inselgruppe aufzurichten, hatte sie keineswegs die Absicht, in ältere Rechte einzugreifen. Auf Grund der Urkunden, welche die deutsche Regierung gesammelt hat, glaubt sie, daß die Karolineninseln unbesetztes Gebiet sind, deshalb hat sie den erwähnten Entschluß gefaßt und versteht nicht, daß Spanien darin ein gegen seine Unabhängigkeit gerichtetes Vorgehen erblickt hat. Um ein Übriges zu thun und selbst den Schein einer solchen Absicht vorzubeugen, hatte die deutsche Regierung die spanische von ihrem Vorhaben in Kenntnis gesetzt, ehe sie die deutsche Flagge auf den Karolinen aufpflanzen ließ. Zugleich hatte sie angeboten, die Frage zu prüfen, und den deutschen Kriegsschiffen den Befehl erteilt, jedem Zusammenstoße mit den spanischen Streitkräften aus dem Wege zu gehen. Die Regierung ist noch immer durchaus geneigt, die Ansprüche, welche Spanien erhebt, zu prüfen und an diese Prüfung mit den freundschaftlichen Gesinnungen zu gehen, welche sie den guten Beziehungen schuldet, die stets zwischen den beiden Mächten bestanden haben und die sie lebhaft zu stärken und enger zu knüpfen wünscht. Falls jene Prüfung nicht auf Grund gegenseitiger Verständigung zu einem befriedigenden Ergebnisse führen sollte, ist die deutsche Regierung geneigt, die Vermittlung einer mit beiden Ländern befreundeten Macht anzunehmen."

Aus dieser Depesche ergiebt sich, daß die deutsche Regierung mit größter Gewissenhaftigkeit und Loyalität gehandelt hat, und daß das Recht unzweifelhaft auf ihrer Seite ist, sodaß wir mit Zuversicht einem guten Ausgange dieses Handels entgegensehen dürfen, falls in Spanien Vernunft und Billigkeit die Oberhand behalten.

Fragen wir zum Schlusse, was die deutsche Politik bewogen haben mag, die weitentlegenen und an sich nicht eben sehr wertvollen Karolinen zu erben, so gehen wir wohl mit folgender Vermutung nicht fehl. In Berlin sagt man in einem bekannten Palais der Wilhelmstraße, daß der Stille Ozean durch Durchstechung der Landenge von Panama ein sehr lebhafter und geräumiger Ozean und der Schauplatz einer neuen großen Epoche im kommerziellen Leben der Völker werden wird. Mit einem Blicke auf diese unausbleibliche und beschleunigte Revolution hat Fürst Bismarck ein gutes Stück von Neuguinea für Deutschland erworben, und mit demselben Blicke bemächtigt er sich jetzt der Karolinen oder einer von den Gruppen dieser Inseln. Dieselben mögen jetzt noch als ein mäßiger Gewinn erscheinen, werden aber eine andre Bedeutung erlangen, wenn von Panama aus ein Dutzend oder mehr Dampferlinien nach China, Indien und Australasien gehen werden.

Die Aufgabe der Staatsanwaltschaft
im Strafverfahren.

Im Königreiche Sachsen war im Frühjahr dieses Jahres ein Landmann infolge der Anzeige irgendeiner Person wegen Forstdiebstahls angeklagt und vom Schöffengerichte nach gepflogener Hauptverhandlung auf Grund des Zeugnisses jener Person, der einzigen, welche Kenntnis von der fraglichen Handlung aus eigner Wahrnehmung hatte, zu Strafe verurteilt worden. Der betreffende Amtsanwalt hatte die Schuld des Angeklagten für zureichend erwiesen angesehen und auf Grund dieser seiner Überzeugung die Verurteilung beantragt; das Gericht war derselben Ansicht und hatte auf Grund dieser seiner Überzeugung die Verurteilung ausgesprochen. Auf erhobene Berufung wurde der Angeklagte vom Landgerichte von der Anklage freigesprochen, und zwar nachdem der nicht lange zuvor in sein neues Amt als Generalstaatsanwalt eingetretene Geheime Rat Held die Ver-

tretung der Staatsanwaltschaft in dem betreffenden Falle selbst übernommen und für die Freisprechung des Angeklagten plädirt hatte.

Herr Generalstaatsanwalt Held hat nach den Berichten der öffentlichen Blätter in der fraglichen Verhandlung die Notwendigkeit betont, bessere gesetzliche Garantien für die Entscheidung der Thatfrage zu schaffen, da aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands Mitteilungen über ungerecht erhobene Anklagen und unbegründet erfolgte Verurteilungen zusammenfließen, welche geeignet erscheinen, Bedenken zu erregen. „Für einen Unschuldigen, heißt es in einem solchen Berichte, ist es schon ein Übel, vor das öffentliche Gericht als Angeklagter gestellt zu werden. Das Übel wird zu einer eminenten Gefahr, wenn das Gericht in Verkennung des wahren Wesens der freien Beweiswürdigung die durch Logik und Erfahrung gebotenen, von der Wissenschaft verarbeiteten und festgestellten Grundsätze des Beweises zurücktreten läßt hinter Gefühlseindrücken, welche mehr oder weniger unzuverlässig sind." Seines Amtes, hatte der Herr Generalstaatsanwalt erklärt, sei es, darüber zu wachen, daß die Staatsanwaltschaften ihrer Aufgabe sich bewußt bleiben. Mit allgemeinen Instruktionen sei wenig gethan. Aber in der Praxis werde er jede Gelegenheit wahrnehmen, um für eine richtige Handhabung der Gerechtigkeit einzutreten. Im Laufe der weitern Verhandlung soll sodann der Herr Generalstaatsanwalt nach diesen Berichten wörtlich gesagt haben: „Die deutsche Strafprozeßordnung spricht nicht wie die frühere sächsische den Grundsatz aus, es solle die Staatsanwaltschaft darüber wachen, daß kein Unschuldiger gestraft werde. Der Grundsatz ist aber selbstverständlich. Die Staatsanwaltschaft, die ihn verleugnen wollte, würde ihren wahren Beruf verkennen, ihr Ansehen unterminiren, den Staat direkt schädigen. Jede Verurteilung eines Unschuldigen, ja jede Verurteilung eines der Schuld nicht genügend Überwiesenen ist ein Angriff gegen die Rechtssicherheit, ein Angriff gegen den Zweck und die Existenz des Staates. Ich sage absichtlich »eines der Schuld nicht genügend Überwiesenen«; denn so will ich jenen Satz verstanden wissen. Der Staatsanwalt soll nicht eine Verurteilung betreiben, wo es an ausreichenden Beweisen fehlt. Das Justizministerium erachtet ihn, wie es wiederholt ausgesprochen, für dienstlich verantwortlich, wenn er ohne genügende Beweise eine Anklage erhebt und eine Verurteilung beantragt, und läßt es nicht als Rechtfertigung gelten, daß dann die Verurteilung wirklich erfolgt ist." Die Berichte fügen dann noch einige Sätze an, welche der Herr Generalstaatsanwalt aus dem reichen Schatze seiner Erfahrungen angeführt habe; er soll davor gewarnt haben, sich durch ungünstige Eindrücke beeinflussen zu lassen; Befangenheit zeuge keineswegs von schlechtem Gewissen; Lüge und Heuchelei verstünden es vortrefflich, sich mit Unbefangenheit und Sicherheit zu schmücken; im täglichen Leben nehme der vorsichtige Mann Anstand, nach flüchtiger gesellschaftlicher Begegnung über den Charakter eines Fremden zu urteilen, um wie viel mehr müsse man sich hüten, im gerichtlichen Verfahren aus dem flüchtigen Eindrucke schwere Konsequenzen zu ziehen; dem

Beschuldigten dürfe man prinzipiell und von vornherein durchaus nicht mit größerem Mißtrauen entgegentreten als dem Beschuldiger, es werde sonst leicht der Zufall entscheiden, der dem Einen oder dem Andern diese oder jene Rolle im Prozesse anweise.

Wir wissen nicht, ob im Königreich Sachsen Erfahrungen gemacht worden sind, welche Anlaß zu geben geeignet waren, mit einer Ansprache an die Öffentlichkeit zu treten, welche, wenngleich in bester Absicht erfolgt, nicht ermangeln konnte, demjenigen Teile der Presse, welcher es sich zur Aufgabe gemacht hat, die staatliche Autorität bei jeder Gelegenheit anzugreifen und deren Vertreter zu diskreditiren, den willkommensten Anlaß zu bieten, sie in ihrem Sinne auszunutzen. Was die fortschrittliche Presse aus der Ansprache des Herrn Generalstaatsanwalts herauslas und ihren Lesern als dessen Meinung verkündete, war natürlich die Behauptung, es sei die frevelhafte Sucht sämtlicher deutschen Staatsanwälte und Richter, unbegründete Anklagen zu erheben und durchzusetzen, den offenbarsten Entlastungsbeweisen gegenüber nichtsdestoweniger unbekümmert Strafen zu beantragen und zu erkennen, und es sei eine anzuerkennende That des neuen sächsischen Generalstaatsanwalts, daß er diesem schändlichen Treiben öffentlich entgegengetreten sei. Über die Beschaffenheit vieler unsrer Richter und Staatsanwälte, schreibt ein solches Blatt, scheine jede Bemerkung überflüssig; sage doch selbst der berühmte Kriminalist Heinze, gegen die Frage, ob als Richter nur Männer beschäftigt werden, welche der Aufgabe, vertrauenswerte Strafurteile zu fällen, vollkommen gewachsen seien, dürfe man „einige Zweifel" hegen. Die zuverlässigste Kritik des Richtermaterials enthielten die Urteile des deutschen Reichsgerichts. Dem Volke sei die Qualität seiner Richter und Staatsanwälte genugsam bekannt. Würden dieselben im Geiste der Heldschen Ansprache handeln, so stünde es selbst unter der heutigen, an hundert Stellen mangelhaften Strafprozeßordnung besser um die Rechtspflege im deutschen Reiche.

Wenn der Herr Generalstaatsanwalt nach seiner Rede etwa noch im Zweifel war, ob dieselbe nur die von ihm beabsichtigte Wirkung habe, so hat ihn sicherlich der ungeteilte Beifall der fortschrittlichen Presse davon überzeugt, daß er zur Bekanntmachung seiner Ansicht einen Weg gewählt hat, der zum Vorteile der Sache nicht dienlich war. Was er in seiner Ansprache gesagt hat, ist, wie ihm selbstverständlich ganz wohl bekannt war, ein Grundsatz, der ausdrücklich in der Strafprozeßordnung ausgesprochen ist, und keineswegs, wie die fortschrittliche Presse glauben machen will, ein Standpunkt, welcher von ihm allein, im Gegensatze zu den übrigen Justizbeamten des Reiches, eingenommen wird. Der § 158 der Strafprozeßordnung bestimmt, daß die Staatsanwaltschaft nicht bloß die zur Belastung, sondern auch die zur Entlastung dienenden Umstände zu ermitteln und für die Erhebung derjenigen Beweise Sorge zu tragen hat, deren Verlust zu befürchten steht; nach § 338 der Strafprozeßordnung kann die Staats-

anwaltschaft von den zuverlässigen Rechtsmitteln gegen gerichtliche Entscheidungen auch zu gunsten des Beschuldigten Gebrauch machen. Die Aufgabe der Staatsanwaltschaft ist, ganz wie diejenige der Richter, nichts als die Ermittlung der Wahrheit, sie hat kein Interesse daran, Verfolgungen vorzunehmen, wo kein Grund zu solchen vorhanden ist, und sie hat, so wenig wie ein Richter, irgendeinen Vorteil davon, eine Verurteilung statt einer Freisprechung zu erzielen. Der Staatsanwalt hat aber nicht nur kein Interesse an einseitiger Verfolgung des Belastungsbeweises, er hat vielmehr ein großes Interesse an genügender Information in Beziehung auf relevante Entlastungsbeweise, denn vielfach beruht auf seiner Thätigkeit das ganze dem Gerichte vorgeführte Material, und er würde seiner Umsicht ein schlechtes Zeugnis ausstellen, wenn er durch Nichtbeachtung erheblicher Entlastungsmomente im Vorverfahren sich in die Lage versetzen wollte, in der Hauptverhandlung Verteidigungsmittel gegen sich gebrauchen lassen zu müssen, auf deren Benutzung er nicht vorbereitet wäre und die ein Resultat herbeiführen könnten, welches in direktem Widerspruche mit der von ihm vertretenen Ansicht stünde. Das weiß jeder Staatsanwalt und jeder Richter selbst, und nach diesem Grundsatze handeln sowohl die Richter als die Staatsanwälte.

Die Überzeugung, daß dem so ist, hat ohne Zweifel auch der Herr Generalstaatsanwalt, und er braucht dagegen nicht in Schutz genommen zu werden, daß es ihm jemals in den Sinn gekommen sei, seiner Ansprache Schlußfolgerungen geben zu wollen, wie sie derselben nunmehr von der fortschrittlichen Presse untergeschoben werden. Ihrer Ausbeutung in dem eben bezeichneten Sinne aber mußte er von dieser Seite gewärtig sein, und eine etwaige Erinnerung besonders eifriger Vertreter der Staatsanwaltschaft an die wahre Aufgabe derselben wäre wohl geeigneter im Wege dienstlichen Ausschreibens als auf dem gewählten Wege erfolgt. Urteilsfähige Leute wissen seine Ansprache richtig zu würdigen, so gut wie sie aus den zur Kennzeichnung der Mangelhaftigkeit der deutschen Rechtspflege von der Fortschrittspresse angeführten Urteilen des Reichsgerichts gerade im Gegenteil ersehen, wie viel Gewissenhaftigkeit, Fleiß und Einsicht täglich im Dienste der Rechtsprechung von den deutschen Justizbeamten aufgewendet wird; urteilslose oder böswillige aber legen sie aus, wie oben gezeigt worden ist, und deren Handwerk zu unterstützen haben wir keinen Anlaß.

Zwei fürſtliche Frauen des achtzehnten Jahrhunderts.

1. Die „große Landgräfin.“

Es iſt eine der edelſten Frauenerſcheinungen der deutſchen Geſchichte, der die nachfolgenden Blätter gewidmet ſind. Zwar ſind es keine Großthaten der Politik, durch welche ſich Karoline von Heſſen gleich ihren Zeitgenoſſinnen Maria Thereſia von Öſterreich und Katharina der Zweiten von Rußland einen Namen in der Geſchichte der Völker erworben hat. Das Land, dem ſie an der Seite ihres fürſtlichen Gemahls vorſtand, war klein und einflußlos in dem vielverſchlungnen Getriebe der Zeitpolitik. Die Bewunderung, welche ihr die Zeitgenoſſen in einem ſeltnen Grade zollten, entſprang durchweg nur dem Eindrucke, welchen ihr ganzes Denken, Fühlen und Handeln auf alle machte, denen es vergönnt war, in ihrer Umgebung zu leben und ſie in den vielfachen ſchwierigen Lagen, in welche ſie ihre Stellung im Leben brachte, zu beobachten. Wer möchte leugnen, daß dieſer Ruhm der weniger vergängliche iſt? Nicht ſelten ſchwinden auch die glänzendſten äußeren Erfolge vor dem unparteiiſch prüfenden Blick der Nachwelt auf ein beſcheidnes Maß zuſammen, aber für alle Zeiten unverrückt bleibt das Bild der großen und edeln Seele, welches von den Beſten ſeiner Zeit erkannt und für das Gedächtnis der ſpäteren Geſchlechter feſtgehalten worden iſt. Eine ſolche Erſcheinung war die Landgräfin Karoline von Heſſen-Darmſtadt. Die „große Landgräfin“ nennen ſie Goethe und Herder, und Friedrich der Große bezeichnet ſie als die „Zierde des Jahrhunderts.“

Meine vorzüglichſte Quelle für die nachfolgende Darſtellung iſt der Briefwechſel der Fürſtin. Die Landgräfin korreſpondirte viel, denn ſie war der Sprache und des Ausdruckes mächtig wie wenige Frauen; ſie korreſpondirte nach allen Seiten hin, weil es ihr ein Bedürfnis war, ihren warmen Gefühlen für andre Ausdruck zu verleihen. Sie hatte die Gewohnheit, an jedem Tage nach der Tafel einige Stunden zu ſchreiben, obgleich ihr dies als ihre Geſundheit ſchädigend von den Ärzten widerraten worden war. Wie groß ihre Korreſpondenz war, erſieht man daraus, daß ſie an ihren Gemahl, von dem ſie allerdings, wie wir ſehen werden, einen großen Teil ihres ehelichen Lebens hindurch getrennt leben mußte, nicht weniger als 2555 Briefe geſchrieben hat. Ähnlich zahlreich ſind ihre Briefe an ihren Schwiegervater, an ihre Freundin und Schwägerin, die Markgräfin Karoline von Baden, an ihre Mutter, an Friedrich den Großen, an die Prinzeſſin Amalie und den Prinzen Heinrich von Preußen, an C. F. von Moſer, an den Encyklopädiſten Grimm und andre mehr. Dieſe ganze Korreſpondenz findet ſich im Darmſtädter Hausarchiv, teils in den

nach der Hofſitte nach dem Tode der Landgräfin zurückgegebnen Originalen, teils in Abſchriften vor. Die Briefe an die Landgräfin ſind nur zu einem kleinen Teile noch vorhanden, da, ihrem letzten Willen zufolge, alle Briefe, welche nicht auf Staatsverhältniſſe ſich bezogen, mit Ausnahme derer Friedrichs des Großen, der Kaiſerin Katharina von Rußland, des Großfürſten Paul und der Großfürſtin Natalie verbrannt werden mußten.

Die nachmalige Landgräfin Karoline von Heſſen-Darmſtadt*) war die Tochter des Herzogs Chriſtian des Dritten von Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld und wurde am 9. März 1721 geboren. Früh ſchon ſtarb der Vater, nachdem er kaum die Regierung des kleinen Landes angetreten hatte. Wie ſo häufig große Menſchen das Beſte und Eigenſte ihres Weſens ihren Müttern verdanken, ſo darf auch bei Karoline von Heſſen die ſpätere Entfaltung der herrlichſten Eigenſchaften des Geiſtes und Herzens auf Rechnung der ihr durch ihre hochgebildete Mutter, eine geborne Prinzeſſin von Naſſau-Saarbrücken, gewordnen trefflichen Erziehung geſetzt werden. Mit rührender kindlicher Liebe hat denn auch die dankbare Tochter an der Mutter gehangen. In jedem ihrer zahlreichen Briefe an dieſelbe leiht ſie dieſem Gefühle den innigſten Ausdruck. Nur eine einzige von den vielen Stellen ihrer Briefe, die von dieſem kindlich dankbaren Gefühle Zeugnis geben, ſei hier als Beiſpiel angeführt. Ich entnehme ſie dem Briefe, den ſie an die Mutter ſchrieb, als dieſe noch einmal nach Darmſtadt gekommen war, um die Tochter und die Enkelinnen vor deren Abreiſe nach St. Petersburg zu ſehen. Da ſchreibt ſie: „Ich hörte dich geſtern morgens wegfahren, meine liebe und angebetete Mutter; ich war um fünf Uhr erwacht; Gott weiß, wie ich gelitten habe, als ich den Wagen wegfahren hörte; ich ließ mich in meinem Bette auf die Kniee nieder und bat Gott, daß er mir die Gnade gewähren möchte, dich in Geſundheit wiederzuſehen; dann ließ ich meinen Thränen freien Lauf, die mich ſeit zwei Tagen ſchwer gepreßt hatten. Gott erhalte dich! iſt mein höchſter Wunſch, tauſendmal und abertauſendmal Dank für alle die Beweiſe der Liebe, die du mir im Leben gegeben haſt. Beraube mich dieſer Liebe niemals, ihr Verluſt würde mich töten. Du biſt das Glück deiner Kinder und Enkel, dir verdanken wir alles.“ Dasſelbe innige Gefühl ſpricht ſich auch in den andern an die Mutter gerichteten Briefen aus, und man darf ſagen, daß ſelten zwei Menſchen mit gleich inniger Liebe aneinander gehangen haben, wie dieſe zwei fürſtlichen Frauen, welche der Tod faſt an demſelben Tage von dieſer Welt abrief.

Am 20. Auguſt 1741 vermählte ſich Karoline mit dem Erbprinzen Ludwig von Heſſen-Darmſtadt, der zugleich von ſeinem Großvater mütterlicherſeits Herr der linksrheiniſchen, unter franzöſiſcher Oberhoheit ſtehenden Grafſchaft Hanau war. Die erſte Zeit ihrer Ehe verlebten die jungen Gatten in Buxweiler, der Hauptſtadt der genannten Herrſchaft. Doch litt es den Erbprinzen, der ein

*) Sie iſt die gemeinſame Urgroßmutter des deutſchen Kaiſerpaares.

großer Liebhaber des Militär- und Soldatenwesens war, nicht lange in dem ehelichen Stillleben. Er trat daher in französische Kriegsdienste und machte an der Spitze seines Regiments den Feldzug zwischen Frankreich und Österreich in Böhmen mit. Bei dem furchtbaren Rückzuge von Prag entkam er nur durch ein Wunder dem Erfrierungstode. Vielleicht diese Mißerfolge, verbunden mit dem sehnlichen Wunsche, eignes Militär halten zu können, veranlaßten ihn bald darauf, seine Entlassung aus dem fremden Dienste zu nehmen und mit allem Eifer an die Organisirung einer kleinen Landesarmee zu gehen. Mit welcher Genugthuung seine Gemahlin diesen Entschluß begrüßte, geht deutlich aus einem an ihre Schwägerin Karoline von Baden gerichteten Briefe vom 26. Juni 1743 hervor. „Mit welcher Freude — schreibt sie — werde ich den Erbprinzen die weiße Kokarde ablegen sehen, sobald sich dies thun läßt; allein ich kann es nicht wünschen vor dem Schlusse des Feldzuges, er ist Prinz von Hessen, und die Ehre ist ihm teuer."

Zum Schauplatz seiner militärischen Liebhaberei wählte sich der Erbprinz den in der heutigen bairischen Pfalz gelegnen Ort Pirmasens. Da derselbe für eine fürstliche Hofhaltung in keiner Weise genügenden Raum bot, so entschlossen sich die Gatten zu einer zeitweiligen Trennung. Die Erbprinzessin blieb in Buxweiler, der Erbprinz siedelte nach Pirmasens über. Karolinens einziger Umgang in dem stillen Landstädtchen war eine Gesellschaftsdame; eine angenehme Abwechslung boten die gegenseitigen Besuche der Mutter und Geschwister. Einen besondern Gefallen fand die Prinzessin in dem zwanglosen Umherschwärmen in der auch von Goethe mit lebhaften Farben geschilderten reizenden Umgebung des Städtchens. Daneben bot die Beschäftigung mit der französischen und der deutschen Tagesliteratur und die Pflege der Musik den edelsten Genuß.

Ganz anders war die Lebensweise des Erbprinzen. Die Verschiedenheit zwischen ihm und der Prinzessin trat schon in dem landschaftlichen Charakter der neuen Residenz deutlich hervor. Pirmasens liegt 1240 Fuß über dem Meere am Abhange des Berges Horeb. Bis auf die Zeit des Großvaters des Erbprinzen hatte hier nur ein ärmliches Köhlerdorf gestanden. Der Großvater hatte sodann wegen des Wildreichtums der Gegend ein Jagdhaus gebaut, das aber nur für einen vorübergehenden Aufenthalt eingerichtet war. Als der Erbprinz seine Residenz hierher verlegte, bestanden nur 34 Häuser; durch die ihm gewordne Begünstigung war der Ort bis zum Jahre 1789 so emporgekommen, daß er 450 Häuser und mehr als 6800 Einwohner zählte.

Man kann sich nicht leicht etwas Eigenartigeres vorstellen als diesen Ort und das in ihm herrschende Treiben während der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Die Soldatenspielerei, welche zur damaligen Zeit an den meisten großen Höfen Europas Modesache war, war hier in dem winzigen Ländchen zur Karikatur geworden. In der Mitte der Stadt erhob sich das Residenzschloß, in dem der Erbprinz in einem Zimmer wohnte, dessen Leinwandtapeten

mit Abbildungen von einzelnen Soldaten oder ganzen Soldatengruppen bedeckt waren. In der Nähe des Schlosses lag das Exerzierhaus, das so geräumig war, daß mehr als tausend Mann gleichzeitig darin exerzieren konnten. Eine in dem Umfange einer Stunde rings um die Stadt gezogne Mauer sollte das Desertiren der Soldaten verhindern. Dieses stand deshalb zu befürchten, weil der Erbprinz, in dem Bestreben, die schönsten und größten Soldaten zu haben, seine Armee aus aller Herren Ländern rekrutirte. Diese fremden Soldaten, unter denen sich sogar Zigeuner befanden, wurden die „Unvertrauten" genannt und durften die Stadt niemals verlassen, während die „Vertrauten" sich frei bewegen und selbst bürgerlichem Erwerbe nachgehen konnten.

Die militärischen Schauspiele bildeten ein Hauptinteresse der Bürgerschaft. Dahin gehörten die große Staatsparade, die Kirchenparade, der Zapfenstreich und die Ankunft des Geldwagens von Darmstadt, der immer durch eine starke Abteilung Husaren eskortirt wurde. Um Mitternacht ward noch ein besondrer Marsch, der sogenannte Scharwachenmarsch, getrommelt. Nach der Erzählung der damaligen Zeit führte dessen Ursprung in die Türkenkriege zurück. Als Wien von dem Erbfeinde der Christenheit belagert wurde, war dieser im Begriff, zu mitternächtiger Stunde die Stadt an einem unbewachten Punkte zu überrumpeln. Da ward eine hessen-darmstädtische Trommel die Retterin der Stadt, sie begann sich von selbst so stark zu rühren, daß die ganze Besatzung noch rechtzeitig allarmirt wurde. Ein Reisender, der im Jahre 1789, als der Ort in seiner höchsten Blüte stand, nach Pirmasens kam, schildert in dem damals erscheinenden „Journal von und für Deutschland" den Eindruck, den ihm der dortige Militärspektakel machte, folgendermaßen: „Hier in Pirmasens bin ich wie in eine ganz neue Welt versetzt, unter eine zahlreiche Kolonie von Bürgern und Soldaten, die kein Reisender auf einem so öden und undankbaren Boden suchen würde. Alles um mich wimmelt von Uniformen, blinkt von Gewehren und tönt von kriegerischer Musik. Der Landgraf wohnt in einem wohlgebauten Hause, das man weder ein Schloß noch ein Palais nennen kann, und das, genau genommen, nur aus einem Geschoß besteht. Nahe bei demselben, nur etwas höher, liegt das Exerzierhaus. Hier nun exerziert der Fürst täglich sein ansehnliches Grenadierregiment, das aus 2400 Mann bestehen soll. Schönere und wohlgeübtere Leute wird man schwerlich beisammensehen. Allerlei Volk von mancherlei Zungen und Nationen trifft man unter ihnen an, die nun freilich auf die Länge nicht so zusammenbleiben würden, wenn sie nicht immer in die Stadt eingesperrt wären und Tag und Nacht von umherreitenden Husaren beobachtet werden müßten. Soeben komme ich aus dem Exerzierhause von der eigentlichen Wachtparade, ganz parfümirt von Fett- und Öldünsten der Schuhe, des Lederwerkes, der eingeschmierten Haare und von dem allgemeinen Tabakrauchen der Soldaten vor dem Anfang der Parade. Wie ich eintrat, kam mir ein Qualm und Dampf entgegen, der so lange meine Sinne betäubte und mich

kaum die Gegenstände unterscheiden ließ, bis meine Augen und Nase sich endlich an die mancherlei Dämpfe und widrigen Ausflüsse einigermaßen gewöhnt hatten. Wer Liebhaber von wohlgeübten und schöngewachsenen Soldaten ist, wird für alle die widrigen Ausflüsse hinlänglich entschädigt. So wie das Regiment aufmarschirt und seine Fronten durch das ganze Haus ausdehnt, erblickt man von einem Flügel zum andern eine sehr gerade Linie, in welcher man sogar von der Spitze des Fußes bis an die Spitze des aufgesetzten Bajonnets kaum eine vorwärts oder rückwärts gehende Krümmung wahrnimmt; durch alle Glieder erscheint diese pünktliche Richtung, und sie wird weder durch die häufigen Handgriffe noch durch die vielseitigen Körperbewegungen verschoben. Die Schwenkungen und Manöver geschehen mit einer außerordentlichen Schnelligkeit und Pünktlichkeit, man glaubt eine Maschine zu sehen, die durch Räder- und Triebwerk bewegt und regiert wird. Man soll sogar öfters das ganze Regiment im Fechten exerziert und in den verschiednen Tempos keinen einzigen Fehler bemerkt haben. Auf den 25. August, als dem Namensfest des Landgrafen, ist jährlich Hauptrevue, und dann wimmelt es in Pirmasens von auswärtigen Offizieren und andern Fremden, die teils aus Frankreich, Zweibrücken, der Unterpfalz, Hessen und andern Ländern hierherreisen. Den Landgrafen habe ich auch in aller Thätigkeit dabei gesehen; mit spähendem Blicke befand er sich bald auf dem rechten, bald auf dem linken Flügel, bald vor dem Zentrum, bald in den hintern Gliedern; alles war geschäftig an ihm, und er scheint mit Leib und Seele Soldat zu sein. Doch läßt er hierbei keine fremden Zuschauer aus den Augen; es wurde sogleich bei Anfang der Parade ein Offizier an mich geschickt, der sich nach meinem Namen erkundigen sollte, und nach einiger Zeit hatte ich die Ehre, den Herrn Landgrafen selbst zu sprechen, wobei er sich in den höflichsten und gefälligsten Ausdrücken mit mir unterhielt. In seinem Hause und in seinen Appartements erblickt man wenig Pracht, man glaubt bei einem kampirenden General zu sein, überall leuchtet die Lieblingsneigung des Fürsten hervor."

Nur selten, und dann immer nur auf kurze Zeit, kam die Prinzessin nach diesem Klein-Potsdam. Sie bewohnte dann einen ihr zuliebe inmitten eines Gartens erbauten Pavillon. In einem an die Prinzessin Amalie von Preußen gerichteten Briefe schildert sie den Eindruck, den der jeweilige Aufenhalt in Pirmasens mit seinen Exerzitien und den Trommelproduktionen des Gemahls, der Meister auf diesem Instrument war, auf ihre feingestimmte Seele machte: „Das Leben hier ist weniger noch als ein Vegetiren, und wenn eines Tages eine Seelenwanderung stattfindet, weiß ich nicht, ob ich nicht vorziehen würde, eine Auster zu sein, wenn man mir die Wahl ließe, ein solches trauriges Tier zu sein oder hier zu wohnen."

Wir gehen über die nächste Zeit hinweg und bemerken nur, daß der Pirmasenser Aufenthalt zweimal durch eine zeitweilige Übersiedlung der beiden Gatten nach Prenzlau eine Unterbrechung erlitt. Der Erbprinz hegte die

lauteste Bewunderung für Friedrich den Zweiten — eine Bewunderung, die nur noch von der enthusiastischen Verehrung übertroffen wurde, von welcher die Prinzessin von dem großen Könige erfüllt war. Er trat daher schon im Jahre 1744 in preußische Kriegsdienste und machte dann den Feldzug von 1744 und 1745 mit, leistete aber nach beendigtem Kriege dem Wunsche seines österreichisch gesinnten Vaters Folge und kehrte nach Pirmasens zurück. Im Jahre 1750 siedelte er zum zweitenmale mit seiner Familie nach Prenzlau über und blieb dort bis zum Jahre 1757. Zum erstenmale während ihres Ehestandes war es der Prinzessin vergönnt gewesen, mit geistig bedeutenden Menschen in Verkehr zu treten. Prenzlau selbst bot zwar wenig mehr als Buxweiler oder Pirmasens. Dafür gewährte aber der Umgang mit dem preußischen Hofe, namentlich mit der geistreichen Schwester Friedrichs des Zweiten, eine Fülle von Anregungen. Mit schwerem Herzen verließ daher Karoline das Land, in dem sie mit prophetischem Blick den künftigen Hort Deutschlands erkennen zu dürfen glaubte. Wie schwer mußte es ihrem ehrlichen Charakter werden, ihren Gefühlen für den großen König daheim keinen lauten Ausdruck geben zu dürfen; es verbot ihr dies die Rücksicht auf ihren zärtlich geliebten Schwiegervater, der ein leidenschaftlicher Anhänger der Kaiserin Maria Theresia war.

Das hohe Alter, in welchem der regierende Landgraf stand und welches seinen baldigen Tod befürchten lassen mußte, veranlaßte die Prinzessin im Jahre 1765, mit ihren Kindern — es waren unterdes vier Töchter und ein Sohn geboren worden — nach Darmstadt überzusiedeln. Der Gemahl zog auch jetzt den Aufenthalt unter seinen Pirmasenser Grenadieren vor und war höchstens zu seltenen und kurzen Besuchen zu bewegen. Welche Schwierigkeiten der Prinzessin aus einem solchen absichtlichen Fernbleiben erwuchsen, leuchtet ein, wenn man erwägt, daß zur damaligen Zeit die Regierung eines Landes im eigensten Sinne des Wortes eine rein persönliche Sache des Fürsten war. Bei keinem andern Regenten aber trat diese Auffassung der Staatsidee in so schroffer Weise zutage als bei dem Landgrafen Ludwig dem Neunten von Hessen-Darmstadt, dem Gemahl Karolinens. Gehorchen ohne Widerrede gegen die Befehle des gebietenden Herrn galt ihm als die erste Pflicht. Diesen Gehorsam verlangte er aber auch im vollsten Maße von seiner Gemahlin, seiner ersten Unterthanin, und es ist begreiflich, daß aus solcher Anschauung der edeln fürstlichen Frau eine Menge von Bekümmernissen erwuchs, wenn ihre kluge Nachgiebigkeit, die sie aber stets mit möglichstem Festhalten am Recht und mit der Wahrung ihrer fürstlichen Ehre zu vereinigen suchte, nicht alles zu vermeiden vermochte, was ihr feineres Gefühl verletzen mußte. Und es ist nicht das geringste Zeugnis ihrer Geistes- und Seelenstärke, daß trotz aller Verschiedenheit der beiderseitigen Charaktere der eheliche Friede ungestört blieb.

Daneben sollen aber auch die guten Eigenschaften des Fürsten nicht außer Acht gelassen werden. Es ist dies umso notwendiger, als das geschichtliche

Bild desselben, zumeist aus Anlaß der von ihm gegen den vielgefeierten Friedrich Karl von Moser in Szene gesetzten Verfolgungen, einen übermäßig düstern Anstrich erhalten hat. Strenge Rechtlichkeit, gepaart mit seltener Einfachheit, zeichneten sein ganzes Leben aus. Er ist, so schwerschädigend auch für das Landeswohl die Soldatenspielerei war, nach vielen Seiten hin ein Wohlthäter seiner Unterthanen gewesen. Gleich seine erste Kabinetsordre ließ dem bis dahin mit Unterdrückung aller andern Einwohnerklassen ausschließlich und einseitig begünstigten Adelsstande keinen Zweifel über den streng rechtlichen Geist aufkommen, der die Regierung dieses Fürsten kennzeichnet. Durch dieselbe wurde insbesondre die Parforcejagd aufgehoben, die dem Landbau so unsäglichen Schaden zufügte und den Landmann zwang, „die Früchte seines Feldes, den Schweiß seiner Hände mit wilden Tieren zu teilen," die in der Nähe der Wälder halbe Wüsteneien schuf, weil keiner das Land zu bauen für der Mühe wert hielt. In derselben Ordre erscheint ferner die Empfehlung der höchsten Sparsamkeit im Hofdienste und im Staatshaushalte, die Weiterführung der Landstraßen das Hereinziehen von Industrie ins Land und die Einräumung leerstehender herrschaftlicher Gebäude für solche und vieles andre Nützliche mehr. Und seine weitere Regierung ist durch eine Reihe der trefflichsten Einrichtungen bezeichnet, die eine spätere Zeit weiter fortzubilden vermochte.

Aber wenden wir uns zur Landgräfin zurück. Schon am 17. Oktober 1766 starb der alte Landgraf. Der Regierungswechsel brachte tiefeingreifende Änderungen mit sich. „Du weißt, schreibt Karoline an die Schwägerin in Baden, in welcher Unordnung die Verhältnisse liegen; der Landgraf wird, um sie zu bessern, in allen Zweigen der Verwaltung Einschränkungen machen. Die Parforcejagd ist sogleich aufgehoben worden, der Marstall hat nur sechzig Pferde behalten, die Pferde der Dragoner wurden genommen, um die Gardes du Corps beritten zu machen und um den Marstall in Pirmasens zu ergänzen. Die Pagen sind entlassen. Unsre Tafel ist vereinfacht und für gewöhnlich auf vierzehn Personen beschränkt, viele Diener sind entlassen. Ich beklage aber nur die, welche lange treu gedient haben, das schmerzt mich, aber ich sehe ein, daß es sein muß. Es ist nicht die Einschränkung des »Staates,« was mich betrübt, denn aus diesem habe ich mir nie etwas gemacht, aber ich leide, weil ich Unglückliche sehe."

Einen wichtigen Abschnitt in dem Leben der Landgräfin bildete die Verheiratung ihrer Töchter. Zwei derselben, Wilhelmine und Friederike, sollten auf die Throne der beiden mächtigsten Reiche des damaligen Europas kommen. Die letztere wurde im Jahre 1769 in dem jugendlichen Alter von achtzehn Jahren mit dem Kronprinzen von Preußen, dem nachmaligen Könige Friedrich Wilhelm dem Zweiten, vermählt. Die Wahl war eine Herzenssache des großen Königs gewesen. „Ich gestehe — schreibt er hocherfreut an die Freundin —, daß der Eindruck der Trefflichkeit der Mutter einzig und allein veranlaßt hat, daß

unsre Wahl auf die Prinzessin Ihre Tochter gefallen ist." Mit Sorge sieht dagegen die Mutter der bevorstehenden glänzenden Verbindung entgegen. „Du wirst begreifen — schreibt sie an die vertraute Schwägerin —, daß mich dies Ereignis mit hoher Freude erfüllt, obgleich ich fühle, daß die meiner Tochter bestimmte Stellung ebenso Rosen wie Dornen bieten wird; aber ihre Denk- und Gefühlsweise und ihr Charakter beruhigen mich. Sie ist sehr glücklich über das Loos, das sie erwartet, aber sie kann nicht begreifen, wie der Prinz sie andern schönen und reizenden Prinzessinnen vorziehen konnte, da sie weder das eine noch das andre sei; das macht sie dankbar gegen den Prinzen von Preußen, und schon glaubt sie ihn zu lieben." Und an den König schrieb die Landgräfin: „Ich bitte für sie um Nachsicht für die Fehler, die Unerfahrenheit und Mangel an Gewöhnung ein junges Wesen begehen lassen, welches noch nicht in der großen Welt gelebt hat." Und als die Tochter bereits Jahre vom Elternhaus weggezogen ist, waltet über ihr noch die zärtliche Sorge der Mutter. Ihre zahlreichen Briefe sind voll von trefflichen Ratschlägen oft über die scheinbar unbedeutendsten Verhältnisse. So schreibt sie der Tochter am 6. Dezember 1771: „Wo weilst du und bist du, in Berlin oder Potsdam? Ich möchte dich in jeder Stunde zu finden wissen und dir folgen in allen deinen Beschäftigungen. Wenn ich Sylphe wäre, würdest du mich dir einige Worte ins Ohr flüstern hören. Wenn du in ein Zimmer trittst, in dem sich viele Menschen befinden, würde ich dir ganz leise zuflüstern: alle Augen sind auf die Gemahlin des Thronerben gerichtet, man erwartet von dir eine noble Haltung, einen erhobenen Kopf. Ein andresmal würde ich dir zuflüstern, daß man die Frisur nicht zum Schrecken des Mr. Snieder betastet, und daß die Finger nichts im Gesicht und an der Nase zu thun haben; dann ein andresmal würde dir die Sylphe zuflüstern, daß man den Mund öffnet, wenn man spricht, ohne zu besorgen, daß man die Zähne sieht, und damit man nicht in Gefahr kommt, sie verbergen zu müssen, würde die Sylphe raten, dieselben recht rein zu halten; sie würde dir dann in die Garderobe folgen . . . .; sie würde bitten, gleich nach dem Aufstehen sich frisiren zu lassen oder wenigstens die Haare in Ordnung zu bringen, man muß besonders schön sein, wenn ihre Unordnung nicht auffallen soll; sie würde dir eine recht große Nettigkeit im Morgenanzug empfehlen; wenn derselbe selbst etwas raffinirt erscheint, schadet das nichts, denn es ist eine Pflicht für eine junge Frau, sich in den Augen ihres Gemahls so anziehend als möglich zu machen." Die schwierigen Verhältnisse am Berliner Hofe verlangten einen besondern Takt. „Ich bin sehr glücklich — schreibt daher die Mutter einmal —, dich mit allem, was dich umgiebt, zufrieden zu sehen. Ich bitte dich inständigst, jeden in seiner Art glücklich zu machen, und wenn du Anwandlungen von übler Laune und Heftigkeit hast, dich dem einen und dem andern gegenüber zu prüfen; bemühe dich nicht nur, deine Heftigkeit zu zügeln, sondern sie auszurotten, denn sie verletzt die Menschen. Um der Liebe Gottes bitte ich dich dafür zu sorgen,

daß dir nicht nachgeſagt wird, deine Herzensgüte und Sanftmut ſeien nur ſcheinbar geweſen und ſeien verſchwunden, ſobald du dich unabhängig gefühlt. Suche deinen Frauen den Dienſt leicht zu machen, daß ſie ihren Dienſt preiſen; belohne ihren Eifer und jede aufrichtige Anhänglichkeit mit gütiger Behandlung und mit Vermeidung alles deſſen, was einer übeln Laune zugeſchrieben werden könnte."

In die letzten Lebensjahre der Landgräfin fällt die Vermählung ihrer dritten Tochter Wilhelmine mit dem Großfürſten-Thronfolger Paul von Rußland. Auch bei dieſer Verbindung hatte Friedrich der Große ſeine Hand im Spiele gehabt. Zu Anfang des Jahres 1773 lud die Kaiſerin Katharina die Landgräfin ein, mit ihren drei noch unverheirateten Töchtern nach St. Petersburg zu kommen. Die Einladung rief die verſchiedenartigſten Empfindungen bei der Landgräfin wach. Auf der einen Seite lockte die glänzende Ausſicht, ihre Tochter auf dem glänzendſten Throne Europas zu ſehen; auf der andern Seite tauchte die Beſorgnis auf, es könnte am Ende keine der Prinzeſſinnen Gnade vor den Augen der Zarin finden. Dazu ſchien ihre geſchwächte Geſundheit den Anſtrengungen einer ſolchen weiten Reiſe nicht mehr gewachſen zu ſein. Nur mit Mühe gelang es endlich dem Zureden ihres großen Freundes in Sansſouci, alle erhobnen Bedenken niederzuſchlagen. Am 3. Mai 1773 wurde die Reiſe angetreten. Nach einem ſechzehntägigen Aufenthalte am Potsdamer Hofe ſchiffte ſich die Reiſegeſellſchaft am 8. Juni in Travemünde zur Überfahrt nach Reval ein. Von hier aus wurde der Weg zu Wagen fortgeſetzt. In Gatſchina, dem reizenden Landſitze des Grafen Orlow, erwartete die Landgräfin eine große Überraſchung. Bei der Ankunft erbat der Graf, während er ſeinen Gaſt zu ſeinen Gemächern geleitete, für eine Dame um die Erlaubnis, ihr Geſellſchaft leiſten zu dürfen. Wie groß war das Staunen Karolinens, als ihr unter dieſer Maske die Kaiſerin ſelbſt entgegentrat! Aus den Briefen der Landgräfin an ihre Mutter erſehen wir, daß die beiden großen Frauen ſchon in den erſten Augenblicken ihrer Begegnung ſich lebhaft zu einander hingezogen fühlten. Mutter und Sohn hatten ſich bald für Wilhelmine entſchieden. „Gott gebe dazu ſeinen Segen — ſchrieb die Landgräfin unterm 29. Juni an ihre Mutter —, möge es ſein Wille ſein, daß das Bündnis zu ſeiner Ehre, zum Glücke von fünfundzwanzig Millionen Menſchen und des Prinzen, der Kaiſerin und meiner Tochter ſich vollziehe! Mehrere Herren haben zu Riedeſel geſagt, es thue ihnen leid, daß ſie nicht drei Großfürſten hätten, um alle meine Töchter hier behalten zu können."

Gleich nach der Trauung reiſte die Landgräfin nach Deutſchland zurück. Leider ſollte dieſe Rückreiſe die Urſache ihres frühen Todes werden. Eine heftige Erkältung, von der ſie in Riga befallen worden war und die auch der ſorgſamſten Pflege der Tochter in Potsdam nicht weichen wollte, ſteigerte ein ſchon länger vorhandnes Leiden zu einem das Leben gefährdenden Grade. Am 27. Januar 1774 traf ſie im Vorgefühl ihres nahen Todes ihre letzten An-

ordnungen. Unter anderm beſtimmte ſie, daß alle ihre Briefe, mit Ausnahme derer vom Könige von Preußen und von der Kaiſerin von Rußland, verbrannt werden ſollten. Der Schluß dieſes denkwürdigen Aktenſtückes lautet: „Nun bin ich ruhig. Ich empfehle meine Seele Gott. Ich habe niemals abſichtlich jemandem wehe gethan. Ich verzeihe meinen Feinden, wenn ich ſolche habe, und den Verrätern. Ich beklage meine Kinder, meine Mutter und meine Freunde; möge ich in ihrem Andenken fortleben!“ Doch ſollte die zärtlich geliebte Mutter der Tochter noch im Tode vorangehen. Sie ſtarb am 25. März während eines Beſuches in Darmſtadt; fünf Tage darauf folgte ihr die Tochter nach. Wenige Stunden vor ihrem Ende richtete ſie noch mit feſter Hand folgende Zeilen an ihren Gemahl, die noch einmal ein vollgiltiges Zeugnis ihrer herrlichen Seele ablegten: „Teuerſter und liebſter Gemahl! Die entſcheidende Stunde meines Todes naht, und ich danke Gott, daß er mich nach ſo vielem Glück in der Welt noch des Glückes wert hält, ſie mir ſo laut anzukünden. Auf Erden ſetzt mich nichts mehr in Unruhe. Meine Seele genießt ſchon den Vorgeſchmack der Freuden jener Welt. Ich wünſche Ihnen und meinen Kindern ein frohes Leben, ein ruhiges und ſeliges Ende. Meine Schatulle wird Ihnen Baron Riedeſel einhändigen. Ich weiß, daß ſie in Hände kommt, die ſich ebenſo gern wie die meinigen für die Dürftigen öffnen. Aber noch einen Wunſch habe ich, und dieſer iſt der letzte, den ich in die Welt ſchicke. Laſſen Sie mich in dem großen Bosquet im engliſchen Garten begraben! Man wird daſelbſt eine Grotte finden, die außer mir niemand als ihrem Werkmeiſter bekannt war. Hierin iſt mein Grab mit einigen Steinen bezeichnet, und ich habe den größten Teil mit meinen Händen vollendet. Hier, an dem Orte, wo ich oft, von dem Geräuſch des Hofes ferne, meine Seele mit Gott unterhalten habe, dem ich bald für ein Leben Rechenſchaft geben werde, welches ich mit Ihnen geteilt habe, hier, an dem Orte, wo ich oft Sie und meine Kinder dem Herrn empfohlen habe, hier, wo Gott alle meine Wünſche gnädigſt erhört hat, hier will ich auch ruhen. Sie, meinen teuerſten Gemahl und Herrn, erwartet jenſeits des Grabes in einer beſſern Welt Ihre treue Gemahlin, die noch den letzten Laut mit Ihnen teilt.“

„Eine Viertelſtunde vor ihrem Ende — ſo erzählt Moſer in ſeiner ungedruckt gebliebnen Leidensgeſchichte der Fürſtin — zeigte und erklärte ſie mir ein von der ruſſiſchen Kaiſerin zum Geſchenk erhaltenes Kabinet von ruſſiſchen Marmorarten. Wir Anweſenden bemerkten in ihrem von innerer Hitze glühenden Geſicht und Blick bedenkliche Züge, ſie nötigte uns gleichwohl, zur Tafel zu gehen. Kaum ſaßen wir, ſo ward ich heimlich abgerufen, ich eilend, die fürſtliche Familie hinterdrein — allein ſie war nicht mehr, und ſtummer, tiefgefühlter Schmerz machte jede Thräne unmöglich, wir waren wie verſteinert.“ Am 3. April, abends zehn Uhr, erfolgte ihre Beiſetzung an dem gewünſchten Platze. Nicht ohne Mühe hatte man denſelben ausfindig gemacht. Ein unterirdiſcher

Eingang führte zu einer Gruft, in welche durch eine kleine Öffnung von ſechs Zoll, die man von innen mit einem eingepaßten Stein verſchließen konnte, ſo viel Licht fiel, als zum Leſen notwendig war. Unter dieſer Öffnung ſtand ein Ruhebett, und daneben war das Grab vorbereitet. Zwiſchen Steinen lagen Andachtsbücher, u. a. Squire, Von der Gleichgiltigkeit gegen die Religion, und Gellerts geiſtliche Oden.

Die Trauer um die dahingeſchiedne Fürſtin war eine allgemeine und tiefe. Es iſt uns ein Schreiben Friedrichs des Großen erhalten, in welchem derſelbe gegen einen der vertrauteſten Freunde der Landgräfin, den Oberjägermeiſter von Riedeſel, ſeinen ſchmerzlichen Empfindungen über den Verluſt der Freundin Ausdruck giebt. Ich teile ihn mit, weil er auch über die Entſtehung des einfachen Grabdenkmals Aufſchluß giebt, das ſich noch heute als Zeugnis des edeln Bandes, das jene beiden ſeltnen Menſchen aneinander gekettet hielt, in dem ſchönen engliſchen Garten zu Darmſtadt, der im weſentlichen eine Schöpfung Karolinens iſt, befindet. „Mein Herr Oberſt Baron Riedeſel! Die Veranlaſſung zu Gegenwärtigem erinnert mich an ein gar trauriges Ereignis. Es iſt der Verluſt, den wir durch den Tod der Frau Landgräfin von Heſſen-Darmſtadt erlitten haben, dieſer vortrefflichen Fürſtin, welche die Zierde und Bewunderung unſers Jahrhunderts bildete. Sie wiſſen, wie ich ſie ſtets wegen ihres Verdienſtes hoch verehrte und wie ihr frühzeitiger Tod mich lebhaft ergriffen hat. Sie wiſſen auch, daß ich, ſobald ich ihr Ableben erfahren, den Entſchluß gefaßt hatte, ihren Grabhügel mit einer Urne zu ſchmücken, welche künftigen Jahrhunderten meine Gefühle der Verehrung für ihre großen Geiſtesgaben und reichen Tugenden verkünden ſollte. Dieſe Urne iſt nun fertig, und ich werde ſie durch den Fuhrmann Charles Ihnen zukommen laſſen, da ich nicht weiß, an wen ich ſie beſſer adreſſiren könnte als an Sie, mein lieber Oberſt, der Sie am beſten wiſſen, wie wohl die hohe Verſtorbene ihre Aufſtellung am liebſten haben könnte. So traurig die Aufgabe iſt, um die ich Sie erſuche, ſo werde ich Ihnen dankbar ſein, wenn Sie dieſelbe im Sinne der Verſtorbenen zur Ausführung bringen. Der liebe Gott nehme Sie in ſeinen heiligen Schutz!“

Die Urne von weißem Marmor, welche ſeitdem den von Gebüſch und Bäumen umſchatteten, von Epheu umrankten Grabhügel ſchmückt, trägt den Namen der zum ewigen Frieden Eingegangenen mit dem bedeutungsvollen Beiſatz: Femina sexu, ingenio vir. Am Fuße der Urne ſteht der Name des großen Mannes, welcher der großen Frau dieſes Denkmal der Seelenfreundſchaft ſetzte.

Fragt man, worin eigentlich die von den Zeitgenoſſen mit ſo beredten Worten geprieſene Größe dieſer Frau beſtand, ſo darf man, wie ſchon im Eingange hervorgehoben worden iſt, nicht bei der einen oder andern ihrer Eigenſchaften bleiben. Man muß das ganze Bild ins Auge faſſen, wenn man ſich über ihre Wirkung auf ihre Zeitgenoſſen Aufklärung verſchaffen will. Karoline

von Hessen war eine ganze Frau, gleich ausgezeichnet als Regentin, Gattin, Mutter und Freundin. Sie würde vermöge der ihr innewohnenden Fähigkeiten und Eigenschaften ebensowohl dem glänzendsten Throne zur Zierde gereicht haben, wie sie dem kleinen Lande und seiner Hauptstadt eine Bedeutung und Anziehungskraft verlieh, die ihm sonst nicht im entferntesten zugekommen wäre.

Es ist eines der schönsten Vorrechte der Frauen, nicht selbst zu schaffen — denn nur in den seltensten Fällen gelingt dies ohne Einbuße der Eigenart derselben —, sondern erweckend, aufmunternd und leitend auf die hervorragendsten Männer und deren Arbeiten in Kunst und Wissenschaft einzuwirken. Zu diesen edeln Frauengestalten gehört unsre Landgräfin. Wenn Goethe von dem Darmstädter Kreise sagt: „Wie sehr er mich belebte und förderte, wäre nicht auszusprechen," so dürfen wir uns als den Mittelpunkt dieses Kreises die für alles Gute und Schöne begeisterte Landgräfin denken. Die Beziehungen des Dichterfürsten zu ihr wurden von dem bekannten Kriegsrat Johann Heinrich Merk eingeleitet, welcher zugleich Lehrer der Prinzessinnen war. Ein zweiter Sammelplatz der schönen Geister Darmstadts war das Haus des Geheimen Rates Hesse, dessen Schwägerin Karoline Flachsland die spätere Gattin Herders war. Häufig versammelte auch die Landgräfin den geistreichen Kreis um sich, dessen einheimische Genossen außer Merk und Hesse der Geschichtsforscher Wenk, die Prinzenerzieher Petersen und Leuchsenring, der Hofkavalier von Thrautenbach, Fräulein von Ziegler, von Goethe als Lila besungen, und Fräulein von Roussillon, die Urania Goethes, waren.

Im Jahre 1770 trat Herder in diesen Kreis ein, als er als Lehrer und Reiseprediger des Prinzen von Holstein, dessen Mutter eine darmstädtische Prinzessin war, zu einem Aufenthalte von mehreren Wochen hierher gekommen war. Gleich während dieses ersten Aufenthaltes verlobte er sich mit Karoline Flachsland. Seit 1772 kam dann Goethe von Frankfurt aus nach Darmstadt. Die in dieser Zeit an Herder gerichteten Briefe seiner Verlobten geben uns ins einzelne gehende Berichte über diese Besuche. Schon bei dem ersten derselben soll die Begegnung Goethes mit der Landgräfin stattgefunden haben, welche die Tradition und ihr folgend die erzählende und dramatische Dichtung in höchst unwahrscheinlicher Ausschmückung in die Grabesgrotte verlegt haben. Auch Wieland, Gleim und Sophie La Roche kamen in jenen Jahren nach Darmstadt.

Aber nicht bloß zu den Heroen unsrer deutschen Literatur trat die Landgräfin in nähere Beziehungen. Schon seit dem Jahre 1756 war sie mit dem Encyklopädisten Grimm in einen Briefwechsel getreten, der von da an bis zu ihrem Tode fortdauerte. Sie bezog seine Correspondence littéraire und bediente sich seines Beirats in allen ihren literarischen und künstlerischen Anliegen. Sie führte ihn bei Friedrich dem Großen und bei der Kaiserin Katharina ein.

Durch Grimm wurde die Landgräfin mit zwei andern Häuptern der Encyklopädie bekannt, mit Helvetius und Voltaire. Der letztere hatte für das Schickſal der von der katholiſchen Geiſtlichkeit in Toulouſe verfolgten proteſtantiſchen Familie Sirven die Teilnahme der von der edelſten Toleranz erfüllten Landgräfin gewonnen. Am 22. Juli 1766 ſchreibt er ihr von Ferney aus: „Madame! Herr Grimm, der Ihrer Hoheit attachirt iſt, kommt meiner Schüchternheit zu Hilfe; er teilt mir mit, daß ich mich ohne Scheu an Sie wenden und um Hilfe für eine Familie bitten dürfe, die ebenſo unglücklich iſt wie die Familie Calas. Ich weiß, Madame, daß Sie die Vernunft gegen die Tyrannei des Aberglaubens ſchützen. Der Fanatismus entehrt noch die franzöſiſche Nation, Deutſchland muß ſie belehren durch Wort und Beiſpiel. Eure Hoheit hat ſchon das Beiſpiel des Mitleides und der Großmut gegeben, die Calas preiſen Ihre Wohlthaten, und die Weiſen jauchzen ihnen Beifall. Die höchſte Ehre werden die haben, welche die Sirvens verteidigen helfen. Wenn Ihre Hoheit ſich entſchließen kann, mir ein Zeichen Ihrer Güte und Ihres Mitleides für die Sirven zukommen zu laſſen, dann wird die Familie aufhören unglücklich zu ſein. Je mehr der Fanatismus Anſtrengungen macht gegen die menſchliche Natur, deſto mehr wird dieſe durch Ihre ſchöne Seele verteidigt ſein. Niemals hat man in Frankreich Vernunft und Wahrheit mehr verfolgt als jetzt. Der Aberglaube übt ſeine Qualen und Sie Ihre Wohlthaten; es iſt der Kampf der Grazien gegen Ungeheuer.“ Als dann die Landgräfin trotz der ihr knapp zugemeſſenen Mittel der verfolgten Familie ihre Unterſtützung hatte zuteil werden laſſen, ſchrieb ihr Voltaire: „Madame! Erlauben Sie mir, Ihrer Hoheit den tiefgefühlten Dank der Familie Sirven und mit ihm mich ſelbſt zu Füßen zu legen. Die letzten Worte Ihres Briefes, mit dem Sie mich beehrt haben, haben meinem Alter Troſt gewährt und die hinſchwindenden Reſte meiner Seele erwärmt. Sie verabſcheuen die Tyrannei und den Aberglauben; pflanzen Sie dieſe edeln Gefühle allen denen ein, auf die ein Wort Ihres Mundes und ein Blick Ihrer Augen Eindruck machen. Sie haben die Macht der Schönheit und der Philoſophie; ach, daß es mir nicht vergönnt iſt, ehe ich mein Leben beſchließe, zu Ihnen zu kommen, Ihnen meine Verehrung auszuſprechen, Sie zu ſehen, Sie zu hören und den Himmel und die Natur zu ſegnen, die ſolche Weſen wie Sie erſchaffen haben zum Schutz gegen die Ungeheuer, welche die Erde betrüben.“

Breslau. Chriſtian Meyer.

Budget d'une femme incomprise.

Zum Verständnis des folgenden launigen Aktenstückes aus der Feder der Frau Carlyle bedarf es nur weniger einleitenden Bemerkungen.

Carlyles Einkommen war in den Jahren, die auf die Veröffentlichung „Cromwells" (1845) folgten und der Beendigung „Friedrichs des Großen" (1865) vorhergingen, nicht bedeutend. Carlyle selbst war einer armen Familie entsprungen und war lange Jahre hindurch darauf angewiesen, von dem kärglichen Lohne seiner Magazinartikel zu leben, selbst seine besten und heutzutage populärsten Bücher: „Sartor Resartus," die „Geschichte der französischen Revolution," „Vergangenheit und Gegenwart" u. s. w., waren nicht imstande gewesen, seine Verhältnisse wesentlich günstiger zu gestalten. Frau Carlyle auf der andern Seite war nach dem Tode ihrer Mutter (1842) zwar in den Besitz der Pachteinkünfte ihres Familiengütchens Craigenputtock (150 Pfund Sterling) gelangt; aber sie sowohl wie ihr Gatte waren überaus freigebig und wohlthätig, und das Leben in London war im Vergleich zu ihrem frühern einsamen Landaufenthalte teuer und anspruchsvoll. Dazu kam, daß Carlyles Reise nach Deutschland (1852) zu Vorstudien für die Geschichte Friedrichs des Großen und die baulichen Veränderungen im eignen Hause, wozu namentlich die Einrichtung eines „lärmfesten" (noiseproof) Zimmers unter dem Dache gehörte, viel Geld gekostet hatten. Kein Wunder, daß die Haushaltungsausgaben oft eine Höhe erreichten, die Frau Carlyle mit Schrecken erfüllten. Sie hatte bis dahin ihre Besorgnisse soviel wie möglich für sich behalten, denn Carlyle war, wie andre Ehemänner, zur Reizbarkeit und Ungeduld geneigt, wenn man ihm mit dergleichen Angelegenheiten kam. Endlich aber wurde eine Erklärung notwendig, und die humoristische Bitterkeit des Tones, in der dieselbe abgefaßt wurde, beweist, wie viel Frau Carlyle gelitten haben muß, ehe sie sich entschloß, das Schriftstück ihrem Gatten zu unterbreiten. Es trägt das Datum des 12. Februar 1855 und ist von Carlyle mit der Aufschrift: „Janes Sendschreiben über das Budget" versehen und mit folgender Anmerkung: „Der Einschluß wurde mit großem Gelächter gelesen; ich fand ihn auf dem Tische, als ich aus dem frostigen Garten vom Rauchen zurückkam. Die Schuld ist bereits bezahlt. Vierteljährliches Einkommen soll in Zukunft 58 Pfund Sterling sein, und alles ist zur Zufriedenheit meines armen Herzchens abgemacht. Das Schreiben ist so geistreich, daß ich es nicht übers Herz bringen kann, es jetzt schon zu verbrennen, wie ich vielleicht thun sollte. T. C."

Das Schriftstück selbst lautet wie folgt:

Budget einer femme incomprise.

Ich will die Geldfrage nicht noch einmal mündlich erwähnen. Die Antworten des edeln Herrn sind ungerecht und unfreundlich und wenig angebracht. Wenn du mir sagst, daß ich dich „mit diesen Geldgeschichten zu Tode quäle," daß du es müde bist, davon zu hören, und daß ich „besser daran thäte, mit dem Gelde auszukommen," „dich wenigstens um des Himmels willen damit zufrieden zu lassen" — so nenne ich das alles vollkommen ungerecht, nicht wenig unfreundlich und zu nichts anderm gut, als Zwietracht zu stiften. Wenn ich habgierig oder verschwenderisch oder eine schlechte Haushälterin wäre, so würdest du Recht haben, mich mit lauten Worten abzuspeisen, aber (was auch immer sonst) das kannst du doch von mir nicht sagen, ja nicht einmal denken. Auf alle Fälle weiß ich, daß ich weder dich noch sonst jemanden, nicht einmal meine eigne Mutter in meinem ganzen Leben je um mehr gebeten, und daß ich sechsundzwanzig Jahre lang für dich mit größeren oder geringeren Kosten zwar, je nach Umständen, Haus gehalten habe, immer aber mit weniger ausgekommen bin als die Mehrzahl der Leute, die mit uns auf gleichem Fuße leben. Ich hätte vielmehr folgende Antwort von dir erwartet: Mein liebes Kind, deine Finanzen müssen dich fürchterlich bedrücken, du mußt furchtbar besorgt und unglücklich darüber sein und ganz am Auskommen verzweifeln, da sogar du um einen Zuschuß bittest. Erkläre mir denn die Sache! Ich kann und will dich wenigstens von diesem elenden Leiden befreien, indem ich dir entweder mehr gebe, wenn mir das richtig erscheint, oder meine Bedürfnisse beschränke und meinen gegenwärtigen Mitteln anpasse. Das oder etwas dem ähnliches würdest du gesagt haben, wärest du ein vollkommener Mann. Ich vermute also, du bist nicht vollkommen. In dem Falle würde ich dir in Frieden und Zutrauen mündlich mein Budget auseinandergesetzt haben, anstatt die halbe Nacht nachher in meinem Bett mit Weinen zuzubringen. Jetzt aber bin ich dazu getrieben, es schriftlich auf dem Papier zu thun: getrieben, denn ich kann meiner Natur nach nicht in „Kleinigkeiten verstrickt" dahinleben, und ich wills auch nicht. Eher würde ich mich aufhängen. Obschon dich mit Geldangelegenheiten zu plagen mir ebenfalls weit mehr widerstrebt, als du denkst.

Du verstehst nicht, warum das Haushaltungsgeld, das in früheren Jahren genügte, jetzt nicht mehr genügt. Das ists, was ich dem edeln Herrn auseinandersetzen möchte, wenn er nur, was soll ich sagen, seinen Gleichmut bewahren wollte.

Es wird den edeln Herrn nicht überraschen, zu hören, daß meine Verlegenheiten mit den Reparaturen im Hause ihren Anfang nahmen, da dieselben für ihn selbst ebenfalls die Quelle aller nur möglichen menschlichen Leiden wurden. Während der ganzen Periode oder vielmehr zweier Perioden herrschte ein großer Verbrauch, große Unregelmäßigkeit, und eine unaufhörliche Wiederkehr kleiner gelegentlicher Ausgaben, und ich befand mich im September letzten Jahres zehn Pfund im Rückstande, anstatt ein paar Pfund für den Kohlenvorrat im Winter gespart zu haben. Ich hätte mich jedoch im Laufe der Zeit aus der Verlegenheit ziehen können, wenn wir beide uns nicht an eine uneingeschränkte Lebensweise gewöhnt hätten und wenn nicht unvermeidliche laufende Ausgaben gleich auf jene zufälligen gefolgt wären. Ich werde dem edeln Herrn mit seiner Erlaubnis zeigen, worin diese laufenden Ausgaben bestehen, und wie hoch sie sich im Jahre belaufen. (Hört, hört! und Rufe: Sei kurz!)

1. Wir haben eine „feinere“ Magd, als wir je zuvor zu mieten wagten. Sie kostet mehr Geld. Ihr Lohn beträgt 16 Pfd. St. im Jahre; Fanny bezog nur 13, die meisten andern nur 12 Pfd. Dazu will sie wohl verpflegt sein. Die übrigen schlugen sich durch, indem sie von unserm Tische lebten; aber Anne muß um ein Uhr ihr regelmäßiges Mittagessen mit Fleisch haben, ihr regelmäßiges Quantum Butter u. s. w., und das macht die jährlichen Rechnungen wenigstens um drei Pfund im Jahre größer. Dafür ärgert sie uns aber auch nicht mit Anfällen von Krankheit, ist nie betrunken, klagt über nichts und kündigt uns nicht periodisch auf. Das, wofür sie bezahlt und gefüttert wird, thut sie vollkommen gut. Ich kenne Häuser, die mit einer Köchin, einem Hausmädchen und einem Diener nicht so gut in Ordnung gehalten werden. (Zur Sache!) Anne ist der letzte Posten, für dessen Verringerung ich stimmen möchte. Ich will die Mehrkosten, die sie verursacht, auf sechs Extrapfund festsetzen.

2. Wir haben jetzt Gas- und Wasserleitung im Hause, und zwar beides mit den besten Resultaten. Aber zwischen einer Wasserleitung im Hause zu einem Pfund sechzehn Schilling jährlich und Wasser, das uns zu vier Pfennigen in der Woche ins Haus getragen wurde, ist ein jährlicher Unterschied von neunzehn Schilling und vier Pfennigen, während das Gas im ganzen Jahre sich auf ein Plus von fünfzehn Schillingen anschlagen läßt. Diese beiden vortrefflichen Neuerungen vermehren demnach die jährlichen Ausgaben um ein Pfund vierzehn Schilling und vier Pfennig; eine geringfügige, kaum nennenswerte Summe! Aber der edle Herr, der im sparsamen Schottland geboren und erzogen wurde, kennt das Sprichwort: „Wer den Heller nicht ehrt, ist des Thalers nicht wert.“

3. Unsre Abgaben sind höher. Innerhalb der letzten achtzehn Monate wurde die Leucht-, Pflaster- und allgemeine Verbesserungssteuer um zehn Schilling im Jahre erhöht, die Armensteuer um ein Pfund, die Abzugskanalsteuer um zehn Schilling, und die verdoppelte Einkommensteuer macht jetzt einen Unterschied von fünf Pfund sechzehn Schilling und acht Pence, sodaß, wenn man diese Summen addirt, der Gesamtunterschied an Steuern, die sich ohnehin schon auf siebzehn Pfund zwölf Schillinge und sechs Pence belaufen, die Summe von sieben Pfund sechzehn Schilling und acht Pence im Jahre erreicht. Wir brauchen uns über den Mangel an Abgaben keine Gedanken zu machen.

4. Lebensmittel aller Art sind teurer als früher. Vier Schilling die Woche für Brot, anstatt zwei Schilling und sechs Pence, beträgt jährlich drei Pfund achtzehn Schilling mehr. Die Butter war das ganze Jahr zwei Pence das Pfund teurer, als ich mich je erinnere. Bei dem Quantum, das wir gebrauchen, nämlich dritthalb Pfund die Woche regelmäßig, macht das einen Unterschied von einundzwanzig Schilling und acht Pence im Jahre. Frisches Fleisch ist einen Pfennig das Pfund teurer. Rechnet man anderthalb Pfund täglich (Knochen eingeschlossen), und das ist für drei Personen nichts übertriebnes, so ergiebt sich ein jährlicher Unterschied von zwei Pfund fünf Schilling und sechs Pence. Kohlen, die in frühern Jahren 21 Schillinge die Tonne zu kosten pflegten, waren dieses Jahr mit dem besten Willen nicht unter 26, ja 29 Schilling zu haben. Wenn ich 50 Schilling für die Tonne bezahlen wollte, wie einige Hausfrauen haben thun müssen, Gott weiß, was aus uns geworden wäre. (Laute Rufe: Zur Sache, zur Sache!) Wir brennen oder pflegten zu brennen, ein Jahr wie das andre, zwölf Tonnen. Diesen Winter, fürchte ich, verschwinden sie noch schneller als gewöhnlich. Lichte sind im Preise gestiegen und kosten Stearinlichte das Pfund einen Schilling, anstatt zehn Pence, Talglichte acht Pence anstatt fünf oder sechs Pence. Von den erstern ver-

brauchen wir drei Pfund in neun Tagen — den größten Teil des Jahres, weil du so spät aufsitzest — und von den letzteren zwei Pfund in vierzehn Tagen im Durchschnitt. Das Pfund Speck ist zwei Pence teurer, Seife gleichfalls; die billigsten Kartoffeln kosten einen Penny das Pfund, statt daß man früher zwei Pence für drei Pfund bezahlte. Wir gebrauchen drei Pfund Kartoffeln in zwei Tagen, und wer sollte es glauben, daß dies am Ende des Jahres einen Unterschied von fünfzehn Schilling und zwei Pence macht bloß an Kartoffeln? Rechnet man alles zusammen, so wird man finden, daß der Unterschied an Lebensmitteln allein nicht geringer als zwölf Pfund im Jahre angeschlagen werden darf.

5. Ich würde mich schämen, den folgenden Punkt zu erwähnen, wenn ich nicht dazu gezwungen wäre. Solange wir in London sind, hast du in der freigebigsten Weise die Winterbutter aus deinem eignen Gelde bezahlt, obschon es nicht im Vertrage stand; durch dies edle Verfahren deinerseits wurden mir zwei Pfund erspart, bis die Butter ungenießbar wurde.

Nun wollen wir einmal addiren:

	lst.	sh.	d.
1. Höherer Dienstbotenlohn . . .	6	—	—
2. Mehr an Licht und Wasser . .	1	14	—
2. Mehr an Abgaben	7	16	8
4. Mehr an Lebensmitteln . . .	12	—	—
5. Aufhören des Buttergeldes . .	2	—	—
Zusammen:	lst. 29	10 sh.	8 d.

Man wird meine Berechnungen völlig korrekt finden, obschon ich nicht stark im Rechnen bin. Aber ich habe alles wohl überdacht, und Unwille taugt so gut zum Rechnen wie zum Versemachen. Verstehst du nun endlich, warum das Haushaltungsgeld, mit dem ich früher auskam, mir jetzt nicht mehr genügt, und bedauerst du meine Schwierigkeiten, anstatt über dieselben in Zorn zu geraten?

Das einzige, was du mir vorwerfen kannst, wenn du Lust hast, ist, daß ich mich nicht vor fünfzehn Monaten schon, als ich bereits in Schulden steckte und alles unter meinen Händen teurer wurde, sofort aufs Einschränken und Sparen warf, wie damals, als wir nicht wußten, wo das nächste Geld herkommen sollte, sondern in der gewohnten Lebensweise fortwirtschaftete, ja die Ausgaben durch ein besseres Dienstmädchen vergrößerte. Du mußt aber bedenken, daß, als ich zuerst dir gegenüber über die Preise klagte, du ganz gutmütig sagtest: „So stehst du also wirklich vor dem Bankrott? Kannst nicht mehr so weiter wirtschaften? Nun gut, so müssen wir dir zu Hilfe kommen, armes Geschöpf! Bankrott darfst du nicht werden.“ So beruhigte ich mich denn, sparte in nichts und verließ mich auf die versprochene Hilfe. Als es sich aber immer länger hinzog und meine Rückstände jedes Vierteljahr eine drohendere Höhe erreichten, was konnte ich da andres thun, als dir dein Versprechen ins Gedächtnis zurückrufen? Ein- oder zweimal, nachdem ich dreimal gesprochen, wurde mir, was du im Scherz einen großen Haufen Geld nanntest — fünfzehn Pfund — sozusagen hingeworfen. Aber diese Summe war um fünf Pfund zu gering, um mich von meinen Schulden zu befreien, von einem Ueberschuß, um den erhöhten Ansprüchen der nächsten neun Monate zu begegnen, garnicht einmal zu reden. Von Zeit zu Zeit aber fielen ermutigende Worte von den Lippen des edeln Herrn. „Nein, du kannst die doppelte Einkommensteuer nicht bezahlen, das ist klar. Ich muß sie für dich bezahlen.“ Und ein andres mal: „Ich will so viel Kohlen verbrennen wie ich Lust habe. Wenn du sie nicht bezahlen kannst, so muß jemand anders es thun.“ Das Resultat

war aber stets: „Nicht wahr, du möchtest es wohl haben?" Ich hätte entschieden mehr als sterblich oder des Chaos eignes Kind sein müssen, wenn ich hätte so fortleben wollen, ohne den Versuch zu machen, mich zu vergewissern, was es mit dem „mir zu Hilfe kommen" auf sich habe; ob es etwa jene ein- für allemal mißmutig vorgestreckten fünfzehn Pfund bedeuten sollte, und wenn dem so war, was für Einschränkungen gestattet sein sollten.

Du fragtest mich bei den letzten ärgerlichen finanziellen Erörterungen mit schneidendem Sarkasmus, „ob ich die geringste Idee habe, wie viel Geld mir genügen würde; fünfzig, vierzig oder dreißig Pfund? Ob es irgendeine denkbare Summe gebe, die diesen ewigen Quälereien ein Ende machen könnte?" Ich will die Frage beantworten, als hätte man sie mir in praktischer und freundlicher Weise vorgelegt.

Ja, ich habe eine recht gute Idee, welche Summe mich befriedigen würde. Ich habe es oft genug berechnet, wenn ich nachts wachend im Bette lag. Ueberhaupt sind es meine Schwierigkeiten, an die ich jetzt mehr denken muß als an meine Sünden, die mich am Schlafen hindern. Sie sind mir zu einer wahren inneren Qual geworden.

Die oben erwähnte Summe von neunundzwanzig Pfund in vierteljährlichen Abzahlungen würde mich befriedigen (mit einer gewissen Sparsamkeit in Kleinigkeiten dürfte sogar etwas weniger ausreichen). Dabei würde ich mein Ehrenwort geben, am Ende des Jahres soviel davon zurückzuerstatten, als die Verringerung der an mich gestellten Ansprüche mir zu erübrigen möglich machen würde.

Ich bin jedoch nicht so unpraktisch, um die neunundzwanzig Pfund zu bitten, ohne daran zu denken oder mich darum zu bekümmern, wo sie herkommen sollen. Das habe ich alles arrangirt (Spöttisches Gelächter und Hört, hört!), sodaß du nur neun Pfund mehr zu entrichten haben wirst als deine längst gewohnten Zahlungen. (Hört, hört!) Du vermutest vielleicht irgendwelche Ansprüche an deinen Papierkorb. Nein, mein Herr! ich habe nie die Gewohnheit gehabt, mich mit dero Mitteln und Wegen, Geld zu verdienen, oder mit der Schnelligkeit, mit der es verdient wird, abzugeben; ich habe es in früheren Jahren nie gethan und es ist nicht wahrscheinlich, daß ich es jetzt thun werde. Mein Gesetzvorschlag über die Mittel und Wege hat nichts mit dem Erwerben des Geldes zu thun, sondern nur mit der Ausgabe des bereits erworbenen. (Bravo! Hört!)

1. So lange meine Mutter tot ist, hast du mir drei Pfund jährlich für die alte Mary Mills gegeben. Sie braucht sie nicht mehr. Zahle die drei Pfund ferner für den Haushalt.

2. Ebenso lange Jahre hindurch hast du mir die schönsten Weihnachts- und Geburtstagsgeschenke gemacht; und als ichs dir absichtlich verleidete, mir Gegenstände zu kaufen, gabst du mir am Neujahrstage fünf Pfund. O ich kenne die Bedeutung dieser fünf Pfund recht gut! Schenke mir nichts; weder Geld noch Geldes Wert. Zahle du die fünf Pfund ferner für den Haushalt.

3. Seit wir nach London kamen, hast du etwa zwei Pfund, glaube ich, für Butter bezahlt, die jetzt ungenießbar geworden ist. Zahle die zwei Pfund ferner für den Haushalt. Das sind schon zehn Pfund, die du nicht vermissen kannst, da du sie nie gebrauchtest.

4. Mein eignes Taschen- oder Nadelgeld von fünfundzwanzig Pfund ist ein sehr reichliches und hat mir allerlei Anschaffungen für meine eigne Person möglich gemacht. Darin liegt, ich will es nicht leugnen, ein Vergnügen, so lange im Haushalt keine Krisis existirt. Aber bei einem so schrecklichen Defizit im Schatzamt

ist es nicht nur kein Vergnügen, sondern eine Unmöglichkeit. Ich kann meine Würde und meine Garderobe mit weniger aufrecht erhalten und kann mit fünfzehn Pfund im Jahre recht gut auskommen. Ein seidenes Kleid, ein hübscher Morgenrock, ein Hut von der Putzmacherin weniger — was macht das aus, sobald man einmal so alt ist wie ich? Nichts. Außerdem bekomme ich so viele Kleider geschenkt, daß ich auf zwei oder drei Jahre hinaus versorgt bin. Gott weiß, ob ich dann überhaupt noch Kleider nötig haben werde. Ziehe daher zehn Pfund von meinem Taschengelde ab und zahle sie ferner für den Haushalt.

Warum ich die Summe nicht privatim aus meiner eignen Tasche auf die Haushaltungskasse übertrage und nur um neunzehn Pfund bitte, obschon es bescheidener geklungen und besser ausgesehen haben würde? Einfach darum, weil mir dergleichen nicht gefällt. Ich habe es versucht und nicht bewährt gefunden; es ist eine Tugend, die den Lohn nicht in sich selber trägt. Ich ziehe es vor, jeden Hering bei seinem eignen Kopfe hängen zu sehen, und lasse jeden Geldbeutel seine eignen Angelegenheiten besorgen. Es würde mich fortwährend beunruhigen, wenn die Leute von mir dächten, ich sei überaus glücklich in dem reichen Besitz von fünfundzwanzig Pfund, während ich doch mit fünfzehn auskäme und die übrigen zehn in Kohlen und Abgaben anlegte. Frau Soundso ist einer derartigen Selbstaufopferung fähig und findet Ersatz in der Sympathie vieler Freunde. Mir selber ist weder eine solche Großmut noch ein solcher Ersatz möglich; ich bin aber gern bereit, zehn Pfund von meinem Taschengelde in offener und ehrlicher Weise, wie es hergebracht ist, aufzugeben und brauche mich auch dazu nicht erst auf die Zehen zu stellen. Und was mehr ist: ich bin fest dazu entschlossen und will bei der gegenwärtigen Lage der Dinge garnicht mehr als fünfzehn Pfund annehmen.

Es bleibt jetzt nur noch übrig, den thatsächlichen Stand der Finanzen zu enthüllen. Das Schatzamt ist leer wie eine Trommel. (Aufsehen.) Wenn ich neunundzwanzig Pfund für das künftige Jahr, vom 22. März an gerechnet, für unentbehrlich halte, so geschieht es eben, weil mich die Erfahrungen des vorigen Jahres, das ich, wie schon gesagt, mit zehn Pfund Schulden begann, dazu gebracht haben. Du gabst mir einen Zuschuß von fünfzehn Pfund, ich selbst gab zehn: fünf, die ich am letzten August aus der Sparkasse nahm, und die fünf, die du mir am Neujahrstage schenktest und die ich dem Kohlenfonds einverleibte. Vermute ja nicht, daß ich dir dies in der unedeln Absicht vorerzähle, schadlos gehalten zu werden. Bei allem, was mir heilig ist, dem Andenken an meinen Vater und meine Mutter — und wobei kann ich, ein gottloses Geschöpf, sonst schwören? — ich würde das Geld nicht wieder nehmen, und wenn es mir in der liebenswürdigsten Weise angeboten würde und du es auf der Straße gefunden hättest. Ich erzähle es dir nur, damit du siehst, daß ich nicht so schrecklich habsüchtig bin, wie du in jüngster Zeit anzunehmen scheinst.

Wenn man nun mit meinen zehn Pfund die ursprünglichen Schulden deckt und deinen Zuschuß von fünfzehn Pfund dazurechnet, so folgt nach meiner Berechnung, daß ich noch vierzehn Pfund nötig haben würde, um Rückstände in den wöchentlichen Rechnungen zu berichtigen und bis zum 22. März, dem nächsten Quartalstage, schuldenfrei die Wirtschaft zu führen. (Rufe: „Schändlich!" „Hinaus mit ihr!") Ich sage bloß: „nötig haben würde." Dein Geld gehört natürlich dir allein, und du kannst damit machen was du willst, und ich würde gern, sehr gern, gehobenen Hauptes wie Herr A., der Möbelhändler, und ohne „niemand nichts schuldig zu sein" meines Weges gehen und dich ungeschoren lassen, wenn ich nur wüßte, wen sonst meine Haushaltung etwas anginge, oder an wen ich mich sonst

im Augenblick wenden könnte, insbesondre da ich infolge jenes teuern und recht überflüssigen Morgenkleides und meines billigen, aber auch überflüssigen Chiffonniers und sonstiger halbjährlicher Rechnungen nur bis zum Juni auskommen kann.

Wäre ich ein Mann, so würde ich der Gesellschaft den Fehdehandschuh hinwerfen, mich mit ein paar mutigen Kerlen zusammenthun und einen Postwagen berauben. Aber mein Geschlecht erlaubt mir das doch kaum. Guter Gott! Wenn man denkt, daß es Frauen giebt — deine Freundin Lady A. zum Beispiel (Gemurmel und Aufregung) —, ich sage zum Beispiel, die nicht nur die paar Pfund Zuschuß, um deretwillen ich soviel Umstände machen muß, sondern viermal mehr als mein Gesamteinkommen auf den Ball einer Nacht verwenden und damit weder jemand schaden noch nützen, so kommt einem das, auf Ehre, sonderbar vor. Aber ebensogut könnte Frau Freeman sagen: „Wenn man bedenkt, daß es Frauen giebt, Frau Carlyle zum Beispiel, die drei Pfund vierzehn Schilling und sechs Pence für einen einzigen Morgenrock ausgeben, während ich mit zwei Laib Brot und achtzehn Pence Gemeindeunterstützung die ganze Woche hindurch auskommen muß, was soll man da sagen?" Solche Betrachtungen sind bodenlos. Eins ist völlig gewiß: daß schließlich alles auf eins herauskommt; und ich kann nicht behaupten, daß ich den Verlust meiner eignen Person bedauern werde. Ich füge nichts weiter hinzu, sondern zeichne, geehrter Herr,

als dero gehorsame, demütige Dienerin
Jane Welsh Carlyle.

Der arme Carlyle, der sich eines Vergehens durchaus nicht bewußt war und dessen gelegentliche Heftigkeit in seinen körperlichen Leiden und der großen Anstrengung, die ihm seine Arbeiten verursachten, ihren Grund fand, nahm diese Züchtigung seiner Frau geduldig hin. Er freute sich über das geistreiche Schriftstück und schrieb ans Ende desselben: „Vortrefflich, mein liebes, gescheites Herzchen, sparsamste, witzigste und geistreichste aller Frauen! Natürlich werde ich dir wieder aufhelfen. Deine dreißig Pfund sollen dir gewährt, deine kleinen Schulden bezahlt werden, und dein Wille soll geschehen.

D. 12. Febr. 1855. T. C."

Populäre Schriftsteller.

Vor kurzem fiel mir ein Buch in die Hände, welches in Jahresfrist fünfzehn Auflagen erlebt hat: Buchholzens in Italien. Reiseabenteuer von Wilhelmine Buchholz. Herausgegeben von Julius Stinde. Nach wenigen Seiten wollte ich es wieder weglegen, aber die Neugier veranlaßte mich zum Weiterlesen. Hier war ja unzweifelhaft zu erkunden, welche Eigenschaften ein Buch haben müsse, um rasch populär zu werden. Der Verfasser war als Humorist bezeichnet worden. Nun, ein Humorist ist ja wohl Gottfried Keller, aber Leute seiner Art haben sich von

jeher mit der Verehrung kleinerer Gemeinden begnügen müssen. Ein Humorist und zugleich populärer Schriftsteller ist Fritz Reuter, allein solcher Erfolge hat er sich nicht zu rühmen, nicht einmal nach seinem Tode. Julius Stinde muß also wohl noch besondre Qualitäten besitzen, welche ihm die allgemeine Gunst eingetragen haben. Gewissenhaft hielt ich aus, bis Frau Buchholz wieder in Berlin eingetroffen war, und als ich mir dann die wechselnden Eindrücke während der Lektüre wieder vergegenwärtigte, kam ich zu einem eigentümlichen Resultat. Sollte der warme patriotische Ton, welcher hie und da anklingt, viele Tausende bewogen haben, drei Mark für ein Buch auszugeben — in Deutschland, dem klassischen Lande der Leihbibliotheken? Das wäre sehr schön, ist aber schwer zu glauben. Einzelne von den Reiseabenteuern sind in der That komisch, schwimmen aber als spärliche Fettaugen auf einer zu langen und dünnen Brühe.*) Da muß doch wohl eben diese Brühe den Geschmack des großen Lesepublikums getroffen haben! Und damit würde sich bestätigen, daß das Banale, mit Prätention vorgetragen, des Beifalls immer sicher sein darf. Der ostensible Zweck des Buches ist, jene Sorte von Reisenden zu persifliren, welche Italien besuchen wie eine neue Vorstellung im Theater oder im Zirkus — weil alle andern es thun —, und entweder genau nach Vorschrift des Bädeker bewundern oder sich „alles ganz anders gedacht haben." Solche Landplagen werden auch in dem Buche öfter ganz ergötzlich geschildert, solange der Verfasser sich bescheidet, zu den hausbackenen Betrachtungen der Berliner Spießbürgerfrau Anmerkungen zu machen. Das wird ihm jedoch bald zu umständlich, und so läßt er die gute Dame zur Abwechslung einen süffisanten oder hochtrabenden Ton anschlagen, welcher zu ihrer sonstigen Denk- und Ausdrucksweise durchaus nicht stimmt. „Und so was reist nach Italien!" ruft Frau Wilhelmine in ihrer Entrüstung über ein albernes Pärchen aus; aber wenn an der Grenze das Ablegen einer Prüfung verlangt würde, so hätte sie wahrscheinlich in Ala Herrn Stinde wie ihres Mannes Cigarren durchschmuggeln müssen. Mitunter meint man einen neuen Nicolai zu hören; freilich war der alte Nicolai, der vor einem halben Jahrhundert so viel Ausbrüche des Zornes und des Spottes gegen sich hervorgerufen hat, ein Philister, welcher ehrlich an seine Mission glaubte, der durch Goethe und Konsorten betrogenen Welt die Augen über Italien zu öffnen; während sein Nachfolger trotz der Miene der Überlegenheit stets darauf bedacht ist, sein normales Verständnis für die Schönheit des Landes und für die Kunstdenkmäler leuchten zu lassen. Nur auf die „Kunstbrahminen" ist er ganz schlecht zu sprechen, so schlecht, als ob diese Gilde sich verschworen hätte, Herrn Stinde mit List oder Gewalt anzuwerben, oder — als ob er sich nicht nur damit beschäftigte, Papier, sondern auch damit, Leinwand zu färben. Die Zeit ist

*) Von verschiednen Seiten wird versichert, daß das Buch, dessen Fortsetzung das hier erwähnte bildet, vor diesem in jeder Beziehung den Vorzug verdiene.

eben eine andre geworden, die Nicolais von heute sind sehr gebildet, sehr absprechend, haben unter Stangens Führung die Mitternachtssonne und die Pyramiden persönlich kennen gelernt; und wenn ein Schriftsteller so recht ausspricht, was sie selbst auf ihren Reisen im Einklang oder im Widerspruch mit dem Reisehandbuch bei Aussichten, in Galerien oder an der Table d'hôte empfunden haben, ohne es so fließend von sich geben zu können, dann ist er ihr Mann.

Nicht auf eine Linie mit Julius Stinde ist Max Nordau zu stellen, aber eine gewisse Gemeinschaft besteht doch zwischen ihnen. Der Name dieses Schriftstellers ist mir meines Erinnerns zuerst durch Anzeigen seines Buches „Die konventionellen Lügen der Kulturmenschheit" bekannt geworden. So lobend die Besprechungen meistens waren, mußte man doch den Eindruck erhalten, daß da lauter allbekannte Dinge als neue Entdeckungen an den Mann gebracht werden sollten. Auch das genannte Werk hat es in kurzer Zeit auf elf Auflagen gebracht, was noch mehr sagen will, da es den doppelten Preis von „Buchholzens" hat. Gehen wir etwa abermals einer Periode der Rückkehr zur reinen unverdorbenen Natur entgegen, daß die Leute mit solcher Andacht dem alten Liede von Europens übertünchter Höflichkeit lauschen?

Wie dem auch sei: in dem neuen Buche von Nordau, Paradoxe*) (sic! bisher sagte man Paradoxen), begegnen wir in der That teils Wahrheiten, an welchen kaum jemand zweifeln dürfte, und Zweifeln, welche zu dem bewußten alten Sauerteig gehören, während der Verfasser der Meinung ist, „Behauptungen, die für unantastbar gelten, weil man sie nie zur Rede gestellt hat, nach ihren Legitimationspapieren gefragt und Gemeinplätze gezwungen zu haben, den Wahrheitsbeweis anzutreten." Ich kann mich nicht rühmen, sämtliche 414 Seiten des Buches gelesen zu haben, denn die Methode bleibt immer dieselbe und hat etwas sehr ermüdendes. Schon die eben gegebene Probe aus dem Vorworte zeigt die Manier, denselben Gedanken mehrmals in verschiedner Form vorzubringen; und die Vorliebe des Verfassers für den geistreichelnden Feuilletonstil, der sich seit Börne und Heine ausgebildet hat, die Sucht nach überraschenden Wendungen und erzwungenen Vergleichen wird bei der Erörterung ernster Themen recht unangenehm. Wäre Nordau ein Autodidakt, so würde der naive Glaube, seine Gedanken seien früher nie gedacht worden, nicht befremden. Allein er ist ein sehr unterrichteter, belesener Mann, seines Zeichens, wie es scheint, Physiolog. So ist kaum etwas andres anzunehmen, als daß er ein Einsiedlerleben führe, sei es in einem weltvergessenen Winkel, sei es in einer großen Stadt, z. B. Paris, von dem er am häufigsten spricht. Ganz wörtlich wird das allerdings nicht zu nehmen sein; aber daß er nicht oder selten mit wirklich gebildeten Menschen verkehrt, geht u. a. aus der Schilderung einer Abendgesellschaft (S. 75 ff.) hervor — denn mag er noch so arg karikirt haben, so muß die Gesellschaft doch eine

*) Leipzig, B. Elischer, 1885.

recht schlechte gewesen sein —, und aus den verschiednen, unerhört einseitigen Aussprüchen über die Frauen. Da wären also wirklich Paradoxen? Allerdings, aber der Verfasser gelangt zu denselben nur, indem er die Puppe aus Goethes „Triumph der Empfindsamkeit" hervorholt, behauptet, diese habe bisher der Welt als Ideal gegolten, und dann stolz demonstrirt, daß sie aus Lumpen zusammengeflickt ist und alte Scharteken anstatt der Eingeweide hat.

Einige Proben sollen uns mit dem Verfasser näher bekannt machen.

In dem ersten Kapitel wird ganz verständig, aber auch ganz alltäglich, auseinandergesetzt, daß „wir kein Recht haben, die Vorgänge im Kosmos mit der kurzen Elle menschlicher Logik zu messen," und daß der Mensch von Haus aus kein Pessimist ist, sondern ein unverbesserlicher Optimist. Da erfahren wir u. a. wieder, daß „die Unzufriedenheit die Ursache alles Fortschrittes" sei, während bei andrer Gelegenheit kühn behauptet wird, alles Große geschehe nur um des Beifalls der großen Menge willen. Das Märchen von den drei Wünschen, die den Wünschenden nur zu einer Bratwurst verhelfen, soll beweisen, „daß jeder Mensch sich in den eignen Verhältnissen ausgezeichnet befindet!" In dem Kapitel „Mehrheit und Minderheit" dozirt der Verfasser, wer stolz darauf sei, zur Minderheit zu gehören, müsse logischerweise „die Verschiedenheit vom Troß in allen Lebensäußerungen markiren, andre Kleiderformen zur Schau tragen, andre Gewohnheiten, Sitten, Moralbegriffe annehmen(!)"; und doch gelte es als geschmackvoll, nicht aufzufallen ꝛc., und gerade die Verächter der Menge gäben z. B. als kräftigste Stützen des Gesetzes, „das doch nichts ist als die Zusammenfassung der Anschauungen des Volkes, das heißt der Mehrheit," stillschweigend zu, „die Anschauungen des Marktpöbels seien in ihren Hauptzügen richtig und achtenswert." Fügen wir noch hinzu, daß eben diese Verächter der Menge „den Parlamentarismus verteidigen," so wird die Behauptung nicht „paradox" erscheinen, daß eine größere Willkür im Durcheinanderwürfeln der heterogensten Dinge zum Zwecke eines Trugschlusses schwer zu erreichen sein dürfte. Nein, Herr Nordau, man fügt sich im Unwesentlichen, weil es sich nicht der Mühe lohnt, darum mit der Menge in einen Konflikt zu geraten, dem man in wichtigen Angelegenheiten nicht ausweichen kann und will, und man braucht nicht andre Begriffe „anzunehmen," um sich von der Menge zu unterscheiden, sondern man unterscheidet sich von ihr durch andre Begriffe. Eine Blüte des Sophismus folgt gleich darauf. Dem Ausspruche Montesquieus, daß im Schwurgerichte eigentlich die Meinung der Minderheit den Ausschlag geben sollte, weil unter den Zwölfen sicher mehr Dumme als Weise sein würden, setzt Nordau entgegen, daß die Minderheit nicht nur diejenigen, welche sich über das Durchschnittsmaß erheben, umfasse, sondern auch die unter jenem Maße Bleibenden, die „Trottel." Übrigens ist der Fall nicht vereinzelt, daß wir an talmudische Beweisführungen erinnert werden. Mit großem Aufwande von Witz und Unwitz wird der „Widerspruch," daß große

Männer sich über die Menge erhaben fühlen und dennoch für diese Menge wirken, oder, was dem Verfasser gleichbedeutend zu sein scheint, um deren Beifall werben, von allen Seiten beleuchtet, um endlich „auf biologischer Grundlage" erklärt zu werden: die Originalität des Einzelnen überwindet allmählich die Banalität der Masse, die Originalität von gestern ist die Banalität von heute. Es ist erstaunlich! Und um zu dieser epochemachenden Entdeckung zu gelangen, müssen wir uns lang und breit auseinandersetzen lassen, daß die Abstammung von einem elterlichen Organismus Ähnlichkeiten und einen gewissen Zusammenhang der Individuen bewirkt, das ursprüngliche Lebensgesetz aber deren Sonderung und Selbständigkeit. Nun brauchte bloß noch ermittelt zu werden, von welchen Umständen es abhängt, daß sich einmal diese, ein andermal jene geistigen oder körperlichen Eigenschaften der Erzeuger auf die Kinder vererben, weshalb trotz Darwin so oft gerade die Originalität bedeutender Geister als Erbschaft von mütterlicher Seite erscheint, wie die so häufigen Sprünge in den Ähnlichkeiten vom Großvater auf den Enkel zusammenhängen, und wir wären wirklich der Lösung eines Rätsels beträchtlich nähergerückt.

Sehr einverstanden muß man wohl mit Nordau sein, wenn er für die einzigen wirklichen Neuerer die aufgeklärten Despoten erklärt, und findet, daß die Revolutionen, welche von der Masse ausgingen, „unaufhaltsam in den Gemeinplatz zurückfielen." Und wenn er das beste Mittel, die Menge von der Unsinnigkeit ihrer Forderungen zu überzeugen, in der Gewährung derselben sieht, so kann er glauben, daß zu solcher Erkenntnis Unzählige längst gekommen sind; leider verrät er nicht, wie dieses Experiment ohne schwere und nachhaltige Schädigung der Gesamtheit durchzuführen wäre.

Unter dem Titel „Rückblick" erhalten wir die bereits erwähnte Schilderung einer Gesellschaft, welche bei dem Verfasser Ekel und Grauen erregt und ihn an der Menschheit verzweifeln läßt; als er sich jedoch erinnert, daß Menschen das Mikroskop und das Teleskop erfunden haben, und daß es ausgezeichnete Naturforscher und Philosophen unter ihnen giebt, schwindet der Katzenjammer. „Eine tiefe Liebe und Bewunderung für die ganze Menschheit zog in mein Herz ein, und sie hat thatsächlich so lange gedauert, bis ich — wieder unter Menschen ging." Sollte dieser Gedankengang noch niemals als Grundlage für deutsche Aufsätze in höheren Töchterschulen gedient haben?

Werfen wir schließlich noch einen Blick in die „Evolutionistische Ästhetik." Diese lehrt uns: „Das Erhabene hängt am direktesten mit dem Selbsterhaltungstriebe des Individuums zusammen, nämlich mit seiner Gewohnheit, sich als Gegensatz zur Außenwelt zu empfinden, diese als möglichen Feind aufzufassen und die Aussichten des Sieges oder der Niederlage im Falle des Zusammenstoßes abzuschätzen." Also die Peterskuppel macht auf uns den Eindruck des Erhabnen, weil wir abschätzen, daß sie, zusammenbrechend, uns zermalmen würde. Wenn ich aber nur wüßte, was wir bei einem Zusammenstoße mit der neunten

Symphonie befürchten! Das Schöne „regt das höchste Geschlechtszentrum im Gehirn an... Darum versinnlicht man sich den Begriff des Vaterlandes, des Ruhmes, der Freundschaft, des Mitleids, der Weisheit u. s. w. als Weib.“ Wie geht es nun zu, daß wir die Liebe nicht als Weib, sondern als Knaben versinnlichen? Das ist ein Erbstück aus der klassischen Mythologie! Ganz wohl, und jene andern Personifikationen nicht? Und waren die Griechen und Römer Menschen andrer Art als wir? „Das Niedliche ist diejenige Erscheinung, die direkt oder durch Gedankenverbindung an die Vorstellung des Kindes anknüpft, und den unmittelbar mit der Gattungserhaltung zusammenhängenden Trieb der Kindesliebe anregt... Die Musik kann nicht den Eindruck des Niedlichen geben, weil sie die wesentlichen Züge der Kindeserscheinung weder nachahmen noch durch Gedankenverbindung auf sie bringen kann u. s. w.“ Doch der Leser hat wohl genug von dieser materialistischen oder meinetwegen biologischen Ästhetik, durch welche „hundert Philosophen von Plato bis Fichte, Hegel, Vischer und Carriere“ widerlegt werden sollen. Sehr drollig nimmt sich daneben die Stelle aus: „Es wäre so niedlich, wenn auch die gediegensten Bettler oder Weinbeißer hoffen dürften, den absteigenden Teil ihrer erfolgreichen Lebensbahn mit dem Schmucke eines passenden Titels, der etwa Fechtrat oder Kneiprat lauten könnte, zurückzulegen.“ Also das wäre „niedlich“! Würde das den Trieb der Kindesliebe anregen? Recht kindisch erscheint der Satz allerdings. Überhaupt leistet das Kapitel, in welchem derselbe vorkommt und welches ausführt, daß der Staat durch Titel und Orden den Charakter vernichte, das äußerste an Banalität. Der Verfasser kann darin keinen Tadel erblicken. Denn auf Seite 69 seines Buches ist zu lesen: „Die Banalität von heute ist nicht nur die Originalität von gestern schlechtweg, sie ist sogar die Blütenlese dieser Originalität, das beste und wertvollste derselben, das von ihr, was Dauer verdiente, weil es nicht neu allein, sondern neu, wahr und gut war. Hut ab vor der Banalität! Sie ist die Sammlung des Vortrefflichsten, was der Menschengeist bis zur Gegenwart hervorgebracht hat.“ Beweis? Der Vergleich der Augen mit Sternen ist banal geworden, weil er vortrefflich ist; Lenaus „packendes Bild (An ihren bunten Liedern klettert die Lerche selig in die Luft) wird dieses Schicksal nicht haben. Es ist dazu nicht tiefsinnig genug.“ Was man doch alles lernt! Ich hatte dieses Gleichnis immer für geradezu abgeschmackt, durchaus unsinnlich und unpoetisch gehalten; der wie ein Papagei kletternde, und zwar an seinen eignen Liedern und zwar an seinen bunten Liedern kletternde Vogel schien noch Münchhausen, der sich an seinem Zopf aus dem Sumpfe zieht, zu übertreffen. Doch ist sein Fehler nur ein zu geringes Maß an Tiefsinn! Es ist klar, die Ästhetik muß evolutionistisch werden.

An eine Perle.

Roman von Walter Harlfinger (Dr. Bolko).

(Nachdruck verboten.)

Es hatte Allerseelentag gegeben rund um den gelben Berg. Ein Tag, der Erinnerungen weckt, Erinnerungen an Tage, die vergangen sind, Tage, die nicht wieder kehren. Tage, die so recht zur Einkehr, zum Nachdenken, zum Sich-Besinnen einladen, und so hatten Hagen und Hilde, Hand in Hand, Arm in Arm, Seite an Seite, den Nachmittag in stiller Einkehr verbracht. Sie hatten Hagens Vergangenheit und Gegenwart, seine Zukunft in großen Umrissen erörtert.

Hilde wußte nun, daß sie nur ihn allein liebte, daß sie ihn immer lieben würde. Ihnen spielten solche Worte eine Rolle wie Schlagworte, und sie in ihrem allgemeinen Sinne begriffen, sie bedeuteten zwei Menschen trotzdem manches, auch in ihrem Sinne. Sie hatten sich gefunden, sie hatten sich gefunden, und sie wußten, daß keiner Hilde Hand mehr fest verlassen würde, als sie heute wenigen Stunden.

Hans war zufrieden, so sagte er sich, und wollte doch ein wenig Neues dagegen einwenden. Hilde sah ihn lächelnd an, und er ließ seine Worte, sie waren überflüssig.

Ein Kühler kam, ein Herr folgte ihm, ein Bekannter, ein Kollege, ein Studienfreund.

Hagen hatte Bekanntschaft gemacht.

Freiherr Joachim, Freiherr Hagenau, gutsherr Joachim Hagen Freiherr Hagenau, Herr auf Hagenau, Herr auf Hagenau, Herr auf

meine Augen wie ein Scheunenthor aufgesperrt! In coscienza mia, jetzt bringen mich zwanzig Maulesel nicht auf die Straße hinaus.

Ich kann dich nicht verstehen, sagte Giuseppa, komm erst wieder zu Atem.

Gnädige Signora, suchte die Ursulinerin sich zu sammeln, setzt Euch in meine Lage! Auf den Ärger, der vorausgegangen war, einen solchen Schreck! Man ist doch auch nur ein Kind Gottes, man hat doch nicht Backen wie der Hamster, dem nichts zu viel wird. An dem Ärger hatte ich schon mehr aufgeladen, als ein ganzes Schock Kameele fortschleppt, und jetzt auch noch der Schreck, der blitzblaue Schreck!

Sie konnte sich nicht fassen.

Also zunächst hast du dich geärgert, sagte Giuseppa, erzähle; vielleicht betrifft es mich, man will mich nicht zur Äbtissin machen; o sie haben ja tausendmal Recht! Um meines Vaters willen hätte ich mich freilich gefügt, aber gönnt mir Iddio, in meinem bescheidnern Loose verbleiben zu dürfen, so will ich ihm ewig dankbar sein.

Seid nicht zu gut, widersprach Eufemia; man kann auch zu gut sein, Signora, und bei uns in Friaul heißt es: wer zu gut ist, der stirbt vor Sonnenuntergang. Wißt Ihr denn, warum man Euch nicht will? Wegen der vereitelten Schenkung. Als Euer Vater — Gott habe ihn selig — sein Testament machte, da hätte er nicht vergessen sollen —

Wie dank' ich's ihm!

Da hätte er bedenken sollen, Signorina, daß er sich längst vorher die Hände gebunden hatte und daß dem heiligen Stuhle —

Freigestellt worden war, ergänzte Giuseppa, jede spätere Schenkung für null und nichtig zu erklären; ich weiß ja alles, gute Eufemia, weiß auch, daß um diesen Preis mein armer Vetter Abbondio seines Priesteramtes entbunden wurde, weiß, daß die Vorsehung, Gott sei Dank! Einspruch erhob, als ich sein unglückseliges Weib werden sollte, und daß sie hingegen die Hand meines Giuseppe in die meinige legte — beata me! felicissima me!

Giuseppa mußte sich abwenden.

Jetzt gebt mir einen derben Backenstreich, rief Eufemia und sprang von der Bank auf! Euch auf so trübe Gedanken zu bringen! Eine schöne Pflegerin, die die eben davonhinkende Krankheit wieder heranwinkt! Und sie züchtigte sich selbst, da Giuseppa, von jenen Erinnerungen überwältigt, ihr nur ein Zeichen machte, sie allein zu lassen.

Aber Eufemia hatte ja nur erst ihrem Ärger genugsam Luft gemacht, sie war über die Veranlassung ihres Schreckes noch kaum zum Aussprechen gekommen, und aussprechen mußte sie sich, wozu hatte Iddio ihr eine Zunge und einen Mund gegeben!

Signoretta, bat sie daher, laßt mich wieder gut machen, was ich schlecht gemacht habe. Bleibt Ihr hier allein, so weint Ihr Euch wieder einmal die

Augen rot, und wer weiß wie notwendig Ihr sie noch gebrauchen müßt, wer weiß, ob eine Äbtissin, die nicht für alles einen scharfen Blick hat, überhaupt sich im Amte zu behaupten vermag. Ihr staunet? Aber zu Ende war die Wahlverhandlung ja noch keineswegs, beste Signoretta. Man hatte sich ja nur erst wegen jener vereitelten Schenkung abfällig über Euch ausgesprochen. Als ob Ihr allein nicht zehnmal mehr Gewicht hättet als alle Schätze des Kaisers von China! Ich meine Eure Vornehmheit, mercè di Dio: die Letzte aus dem Fürstengeschlechte der Buonacolsi! Und was Euch sonst noch alles von dem Mischmasch der übrigen Betschwestern unterscheidet — Gott verzeihe mir meine Sünde, aber Ihr allein, Signora, macht doch die Suppe schmackhaft.

Giuseppa hatte ihre Festigkeit wieder zurückgerufen. Ich jubelte also zu früh, sagte sie; reden wir von deiner Angelegenheit. Du hast Recht, ich darf die Erinnerung an vergangne Dinge und Zeiten nicht Gewalt über mich gewinnen lassen.

Natürlich war Beppo der Reiter gewesen, welcher zu Eufemias Schreck plötzlich in Mantua wieder aufgetaucht war, und zwar hoch zu Roß vor dem Kloster des heiligen Augustin, glücklicherweise ohne ihrer ansichtig zu werden, denn, sagte sie, was hätte werden sollen, wenn er da wieder angefangen hätte, wo wir vor zwanzig Jahren aufgehört haben! Nicht daß ich für ihn zu alt wäre — bei mir heißt es noch nicht, wie man bei uns zu Hause in Friaul neckt, o bella, der erste Schnee! — ich passe täglich beim Kämmen auf: mein Haar ist noch ganz so schwarz wie nur irgend ein Schmiedeschlot. Aber, aber, wie sagen noch die Neapolitaner? nozze e maccheroni caldi caldi! heiß, heiß müssen Hochzeiten und Maccaroni verzehrt werden. Und mit mir hat das Besinnen denn doch etwas zu lange gedauert.

Du weißt also, daß er noch an dich denkt? fragte Giuseppa, um nur etwas zu sagen.

Al contrario, ich weiß von nichts.

So ist er vielleicht längst verheiratet?

Leicht möglich — er war ja nicht häßlich, Signoretta, sehr denkbar sogar; etwas mohrenhaft, ja so konnte man ihn wohl nennen, vielleicht wegen des vielen schwarzen Barthaars und der kohlschwarzen Augen; aber dabei eine Cypresse von Statur, wohl einen halben Kopf größer als ich, nicht als Ihr, Signoretta, denn Ihr seid ja noch ein gutes Stück nachträglich über Eure Eufemia hinausgewachsen; aber neben mir konnte er sich schon als ein Mann von schönem Wuchse sehen lassen. Sollte er verheiratet sein, so that er Unrecht, hierher zu kommen und vernarbte Wunden aufzureißen.

Eine Novize war mit einem zusammengefalteten Zettel in der Hand herangekommen.

Domina, wandte sie sich mit einem tiefen Verneigen an die Nonne, ein Reitersmann aus Verona ist vor der Pforte abgestiegen und wartet jetzt im

Parlatorio; er hat nach dieser Ursulinerin gefragt, und als man ihm bedeutete, sie spaziere mit der Frau Domina im Garten, hat er diesen Zettel für sie beschrieben.

Du nennst mich Domina? fragte Giuseppa mit einem unterdrückten Seufzer.

Man kommt schon, um dich in den Kapitelsaal zu führen, Santa Giuseppa, antwortete die Novize, indem sie nach der Seite des Klosters deutete, und gleichzeitig ertönte von dorther der Gesang Veni, creator.

Die Friaulerin war bei dem Worte Verona rot geworden wie der Saft eines Granatapfels. Sie zupfte ihr graues Unterkleid und dann ihren schwarzen Rock zurecht.

Giuseppa reichte ihr den Zettel. Aber Eufemia bat: Leset! sie hatte nie Geschriebenes lesen können.

Wie sieht der Mann aus? fragte Giuseppa die Novize, indem sie den Zettel entfaltete.

Wie ein feiner Kavalier auszusehen pflegt, lautete die Antwort, auch das Sattelzeug seines Grauschimmels ist nicht übel.

Die Friaulerin wischte eine Thräne aus den Augen; er ist es und er hat sich gebessert, schluchzte sie, ich sagte es ja, beste Signora! Und meiner sich noch zu erinnern! Mercè di Dio! Welch ein Gedächtnis!

Giuseppa las: Schönste Signora Eufemia! Der Kriegsspektakel ist vorüber. Das Scheusal, an dem man stirbt, hat sich auch empfohlen. Mein Pferdehandel blüht. Meine Knochen sind endlich wieder heil. Wie wäre es nun?

Beppo.

Eufemia lief mit glühenden Wangen in großer Aufregung hin und her. Aber ist denn das möglich! rief sie, nach so vielen Jahren! Kann ich mich denn in dieser Tracht sehen lassen, beste Signora? Und wie kann er denn verlangen, daß ich mich so plitz platz entscheide! Der Sturmrenner! Der Hetzpeitscher! Der — der — Sie hatte völlig den Kopf verloren.

Giuseppa suchte sie zu bestimmen, sich wenigstens erst wieder zu sammeln. Die Novize wurde daher zunächst mit der Bitte an den Veroneser fortgeschickt, der Signore möge sich etwas gedulden. Aber die Friaulerin ängstigte sich doch, wie sie sagte, die junge Novize könne ihm etwas Verkehrtes ausrichten, und geduldet, meinte sie, hat er sich doch auch wahrlich lange genug. So ergriff Eufemia denn beide Hände ihrer einstigen lieben Herrin, drückte ihre Lippen darauf und eilte mit den Worten davon: Was kann man gegen den Willen des Himmels!

Sie hat Recht, sagte Giuseppa und ging mit dem Entschlusse, die ihrer wartenden Pflichten nicht bloß geduldig, sondern frohen Herzens auf sich zu nehmen, den singend mit Standarten und brennenden Lichtern unter dem immergrünen Laubdache heranziehenden Schwestern entgegen.

Siebenundvierzigſtes Kapitel.

Wieder iſt es März, Jahre ſind verſtrichen. Die Eichen des Kloſtergartens haben gelichtet werden müſſen, eine hinderte das Wachstum der andern. Auch die Feſtungswerke Mantuas ſind nicht mehr die frühern. Die militäriſchen Berater Karls des Erſten hatten ſchon vieles für veraltet erklärt und geändert, diejenigen Karls des Dritten, ſeines Enkels, haben auch an jenen Änderungen, angeſichts der weitertragenden Belagerungsgeſchütze, wiederum zu tadeln gefunden, und jetzt ſind die Berater Karls des Vierten am Ruder. Sie laſſen alle Schleuſen, von deren Unzerſtörbarkeit die Sicherheit der Waſſerfeſtung Mantua abhängt, mit dicken ſteiriſchen Eiſenplatten belegen und behaupten, nun endlich ſei Mantua uneinnehmbar.

Dazu gehört freilich, daß der Feind es nicht aushungere, und um dem vorzubeugen, müſſen auch die Apoſtelmühlen gepanzert werden.

Das wird den ganzen Märzmonat in Anſpruch nehmen. Wie werden die armen Müller, ohne taub zu werden, bei dem ohrzerreißenden Getöſe ihren Dienſt verrichten können?

Einer von ihnen hat ſeine Räder bereits abgeſtellt: die Mühle des heiligen Petrus hat Ferien, und ihr Herr iſt zu ſeiner Erholung von dem Pochen und Hämmern, das den ganzen Mühlendamm umtoſt, auf einige Wochen in das Franziskanerkloſter übergeſiedelt, in welchem er zu Lebzeiten ſeiner Mutter nach Landesbrauch gleich andern hin und wieder der Sammlung bedürftigen ſchon manchesmal ſich auf das heilige Oſterfeſt vorbereitete.

Der Sammlung bedürftig iſt er zwar nun freilich nicht. Wie er als Blinder ſtill vor ſich hin lebte, als der Gedanke an die arme Ceſarina ſein tägliches Brot war, ſo hat er neben der gebrechlich gewordnen Matrone in Frieden fortgewerkelt, während die Welt draußen voll Kriegslärm war; ſo hat er es auch geſchehen laſſen müſſen, daß der heilige Petrus trotz aller Anrufungen die ihm geweihte Mühle nicht gegen das ſchwarze Sterben zu ſchützen vermochte und daß man eines Tages ohne Sang und Klang, vermutlich auch ohne Sarg — er konnte es glücklicherweiſe nicht ſehen — die gute, alte Mutter aus dem Bett und der Stube, wo ſie ihn geboren hatte, fort und über den Steg aufs Land geſchafft hat, wohin? das konnte ihm nie ordentlich nachgewieſen werden.

Seitdem iſt Ceſarina nicht mehr ſein alleiniger Gedanke geweſen, die Mutter hat ſich in ſeinem Geiſte ihr zugeſellt, und dabei iſt er allmählich ins Grübeln gekommen, ins Grübeln über die ewigen Dinge, an denen ſich ja Gelehrte wie Ungelehrte ſeit Jahrtauſenden müde gedacht haben; aber er iſt dabei nicht müde geworden, ganz im Gegenteil, und der Franziskaner-Prior, der darüber bereits müde geworden war, wird wieder aufgelegt für das unergründliche Thema, ſo oft der blinde Gervaſio ihm ſeine Ideen mit ſanftem Lächeln und noch ſanfterer Stimme auskramt, denn die Ideen des blinden Greiſes ſind poetiſch, und den ewigen Dingen läßt ſich ja nicht anders beikommen.

Nur eine hohe Mauer trennt den Garten des Franziskanerklosters von dem der Auguſtinerinnen. Es ſoll Zeiten gegeben haben — unter Vincenzo des Erſten vergnüglichem Regiment —, wo in dieſer Mauer einige Steine fehlten, ſodaß wohl hin und wieder eine Auguſtinerin einem Franziskaner die Hand gedrückt haben mag. Seit vielen Jahrzehnten aber iſt das Epheugewebe auf beiden Seiten ſo dicht, daß kein Stein mehr von der Stelle gerückt werden kann. Und ſo ſitzen, ohne daß ſie aneinander denken oder auch nur ahnen, daß ſie einander nahe ſind, drüben der blinde Greis Gervaſio im Geſpräch mit dem ihm freundlich zugethanen Prior, und hüben die greiſe Domina, allein, mutterſeelenallein, aber in der Geſellſchaft guter tröſtlicher Gedanken. Denn während der Blinde, von dem Getöſe des Mühlendammes erlöſt, mit dankbarem Ohre den geſcheiten Worten des Priors lauſcht und dabei in vollen Zügen die Friſche des Märzmorgens und den Duft von blühenden Orangen- und Citronenbäumen, den Lieblingspfleglingen des Priors, einatmet, hat die Domina, im Schatten der immergrünen Eichen ſitzend, ihr Gebetbuch in den Schoß gelegt und ihre Blicke in die Ferne ſchweifen laſſen, wo wie eine Fata morgana ſchneebedeckte Gebirge in der Luft ſchwimmen. Näher und deutlicher und mit jüngeren Augen hat ſie dieſe ewigen Grenzhüter einſt von Verona aus geſehen. Und bei dem Gedanken will ihr anfangs weh ums Herz werden, denn jene alten traurigen Worte zittern einmal wieder durch ihre Seele, jene Worte, welche ihr Giuſeppe ausgeſtoßen haben ſollte, als — ohimè! — Marcello Buonacolſis Degen ihn durchbohrte, die Worte: Un fine amaro fa scordare del principio dolce — ein bittres Ende tilgt die Erinnerung an einen ſüßen Anfang.

Thränen wollen ihren Augen entſtürzen; aber nein, ſie will nicht kleinmütig, ſie will nicht undankbar ſein, ſie will nicht daran glauben, daß Giuſeppe, wenn ſich in dem Zuſammenbrechen ſeiner jungen Kräfte auch der Beginn jener Klage, das Wort von dem bittern Ende, das alle, auch die ſüßeſte Erinnerung verbittert, auf ſeine Lippen drängte, ſie will nicht daran glauben, daß je ſeinem Gedächtnis die Wonne, geliebt zu haben, geliebt worden zu ſein, habe entſchwinden können. Und ſo heißt es denn von nun an in ihrem Sinne: Kein noch ſo bittres Ende vermag die Erinnerung an einen ſüßen Anfang zu tilgen.

Notiz.

Gemiſchte Ehen. Ein genau unterrichteter Freund teilt uns folgende Thatſache mit: Ein katholiſcher Offizier begehrte für ſeine Verehelichung mit ſeiner evangeliſchen Braut den Segen des evangeliſchen Seelſorgers. Unaufgefordert giebt er die Erklärung ab, daß die etwaigen Kinder in dem Bekenntnis ihrer Mutter erzogen werden ſollen. Nachdem er als Beamter in ſeine römiſch-katholiſche Heimat zurückgekehrt iſt, üben daſelbſt ſeine Umgebung und ſeine Familie ihren Einfluß

auf ihn. Der Mann bittet nunmehr seine Frau, um seiner Familie und um seiner gesellschaftlichen Stellung willen, sich doch die Form einer nachträglichen katholischen Trauung gefallen zu lassen. Sie willigt ein, nachdem auch der römische Priester ihr ausdrücklich die Versicherung gegeben: es werde schlechthin kein Versprechen in betreff der Kindererziehung von ihr gefordert werden. Die Familie des Mannes sorgt für eine große Hochzeitsfeier. Als nun die Eheleute vor den Altar getreten sind, erklärt der Priester, er könne die Trauhandlung nicht eher vollziehen, als bis die üblichen Ehepakten in der Sakristei unterschrieben seien; es sei dies eine reine, aber doch unerläßliche Form. Die Frau, in dieser Weise überrumpelt, und da ihr zur Besinnung und zum Einholen eines wohlwollenden Rates keine Zeit blieb, unterschreibt ein — lateinisches Formular. Nach der Trauung erfährt sie, daß sie die Seelen ihrer Kinder der römischen Kirche verschrieben hat.

In einem andern Falle, der sich kürzlich zugetragen hat, war ausgemacht, daß nach der Eheschließung und Trauung die Knaben der Konfession des katholischen Mannes, die Mädchen der der protestantischen Frau folgen sollten. Der Mann war eben in die Dienste eines katholischen adlichen Herrn getreten. Sobald dieser von jenem Kompromiß Kenntnis erhalten hatte, drohte er, sofort seinen Beamten wieder zu entlassen, wenn er nicht auf das bestimmteste verspräche, die sämtlichen Kinder, welche etwa aus der bevorstehenden Ehe hervorgehen würden, der römisch-katholischen Kirche zuzuführen. Diese Forderung hat in der Familie der evangelischen Braut und zumal bei dieser selbst viel Kummer und Thränen hervorgerufen. Die Familie steht vor der Frage: soll dem Ansinnen des Standesherrn nachgegeben oder soll die eben erst angetretene gesicherte Stellung mit ausreichendem Brote wieder aufgegeben werden?

Es ist ja zur Genüge bekannt, wie sehr Rom darauf aus ist, namentlich unter dem evangelischen Adel Anhänger und Bekenner zu werben, und dazu sind in seinen Augen die gemischten Ehen wie gemacht. Es ist gar keine Frage, daß man deren Eingehung ganz besonders patronisirt, mit der bestimmten Absicht, auf diese Weise die Kinder evangelischer Männer oder Frauen zu gewinnen und dann am Ende auch schwache Männer und bethörte Frauen in den Schoß der „alleinseligmachenden" Kirche aufzunehmen, dieses wahren und echten Hortes „konservativer" Bestrebungen. Da kann es wohl nicht ausbleiben, daß bei der scharf polemischen und jeden Kompromiß ablehnenden Haltung der römischen Kirche, die von vielen ihrer Laienmitglieder gebilligt und im geheimen und öffentlich mit vertreten wird, auch die bewußten Protestanten schärfer als bisher Stellung nehmen und auch bei kommenden politischen Wahlen die konfessionelle Stellung von evangelischen Männern adlichen oder nichtadlichen Standes, welche in Mischehen gelebt haben oder noch leben, aufs genaueste prüfen. Man darf auch erwarten, daß evangelische Männer, welche einmal unter dem Drucke einer gemischten Ehe gestanden und die Herbigkeit der Beeinflussung einer katholischen Verwandtschaft persönlich erfahren haben, sich nicht mehr unter das knechtische Joch beugen, sondern vielmehr im Falle einer zweiten Ehe wissen, was sie dem eignen Glauben und Gewissen vor Gott und Menschen schuldig sind. In den schweren und heißen Kämpfen der Gegenwart können wir, zumal innerhalb Preußens, keine Abgeordneten brauchen, welche geneigt und bereit sind, ihren oder ihrer Kinder Glauben um ein Linsengericht unter römische Botmäßigkeit zu verkaufen. Wir können den Gedanken nicht als unberechtigt zurückweisen, daß ein wesentlich protestantischer Staat das Recht und die Pflicht habe, zu verlangen: seine evangelischen Beamten und Offiziere sollen soviel Selbstbewußtsein und Mannhaftigkeit an den Tag legen, daß sie nicht, wenn sie in gemischter Ehe leben, ihre Nachkommen,

zumal diejenigen männlichen Geschlechts, einer Kirche überlassen, die in den Zeiten der Gefahr für das Vaterland in vielen ihrer Diener und Gesinnungsgenossen eine höchst bedenkliche und zweifelhafte Haltung offen dokumentirt hat. Der Staat kann bei seinen Dienern in hervorragenden Stellungen und bei denen, welche die Ehre haben, seine Schutzmauern unter Waffen in schwierigen Zeiten zu bilden, keine schwachen, zum Widerstande unfähigen Charaktere brauchen. Seine Stützen müssen vielmehr durchaus feste, zuverlässige, charakterstarke Männer sein, die es mit Entrüstung von sich weisen, einer Gesinnung unterthan zu sein, wie sie die Frau eines höhern Offiziers vor einiger Zeit aussprach: Ich habe doch natürlich von der Liebe meines Mannes erwarten dürfen, daß er mir (der Katholikin) zu Gefallen seine (vier oder fünf) Söhne im römisch-katholischen Bekenntnis erziehen ließ. Daß der Betreffende auch seinerseits, nachdem er die Töchter willig der Konfession der Mutter hatte folgen lassen, ein Opfer seiner Frau, der Mutter seiner Söhne, erwarten durfte, daß schien dem von Rom gegängelten Weibe schier unbegreiflich. Freilich ist dies im Grunde die Stellung der römischen Kirche selber, sie ist es zum mindesten bisher gewesen. Von eurer Friedensliebe und Gerechtigkeit erwarten wir mit Bestimmtheit, daß ihr uns zehn Schritte entgegenthut; alsdann werden wir uns darüber zu besinnen anfangen, ob dann auch wir einen halben Schritt nähertreten sollen oder nicht.

Hat vor kurzem noch ein sehr urteilsfähiger und wohl unterrichteter Mann erklärt: Die evangelische Kirche hat nicht nur mit Worten, sondern mit der That zu behaupten und festzuhalten, daß, wer das Versprechen katholischer Erziehung seiner sämtlichen Kinder giebt, ebendamit aus der evangelischen Kirche austritt, so lassen wir das bezüglich protestantischer, ihrer kirchlichen Verpflichtung uneingedenk handelnder, oftmals durch Hoffnung auf materiellen Nutzen und Deckung fühlbarer Defizits angelockter Männer gelten, und den evangelischen Frauen gegenüber vergessen wir nicht, daß nicht nur manche evangelische Rechtsgelehrte, sondern auch Theologen ausdrücklich bis heute für den Satz eintreten: das Weib steht in der Ehe unter Leitung und Gewalt ihres Mannes, und darum bestimmt dieser allein Kirche und Konfession seiner sämtlichen Kinder. Wir möchten unsrerseits dem Weibe, als dem „schwächern Teile," alle Ehre erzeigen und ihm unter Hinweis auf den bekannten Grundsatz: Suum cuique in gemischter Ehe die Kinder seines Geschlechtes überlassen. Insofern wir aber die römische Kirche nicht für die wahre, also Eine halten, außer der es kein Heil gebe, sagen und behaupten wir mit größter Entschiedenheit: Wer irgendwie evangelische Ueberzeugungen hat, kann nicht seine Kinder anhalten, einem Priester zu beichten und dessen Absolution als göttliche anzunehmen, die geweihte Hostie anzubeten, an die Wirkung der Sakramente ex opere operato, auch ohne innere Beteiligung, zu glauben, an Maria und die Heiligen ihre Gebete zu richten, im Abbeten des Rosenkranzes eine gottesdienstliche Handlung zu sehen. Er kann seine Kinder weder zum römischen Gottesdienst, noch auf Wallfahrten und Prozessionen begleiten. Er kann nicht mit ihnen um Ausrottung der Ketzerei beten. Der Protestant weiß, daß auch er dem römischen non possumus sein: Ich kann nicht anders, Gott helfe mir! entgegenstellen muß; und dies umsomehr, als bei evangelischer Trauung das katholische Gewissen nicht geknechtet ist. Den frommen Katholiken ehren und achten wir; ultra montes zu gehen verbieten uns Pflicht und Gewissen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig.

Die Reden in Tertsprachen.

1.

In keinem Land ist der Typus Redner bei weitgebildeten Europäern so ausgeprägt wie in England. Die Geschichte des Parlaments und Englands und Englands in Kampf Weltbesitzes ist seine Geschichte unserer gelungen, und weshalb bei unbedingter Tüchtigkeit Redner, Staatsmänner, Generäle, Admirale, Richter, Gelehrte, Dichter, Künstler, Ingenieure, Erfinder, Kaufleute, Industrielle, Bankiers, Aerzte, Geistliche, Missionäre, Schriftsteller, Journalisten, Schauspieler, Sänger, Tänzer, Turnlehrer, Rennreiter, Boxer, Ruderer, Schwimmer, Jockeys, Stallknechte, Schuhputzer, Kellner, Köche, Kutscher, Hausknechte, Barbiere, Schneider, Schuhmacher, Schlosser, Schmiede, Maurer, Zimmerleute, Maler, Anstreicher, Tischler, Glaser, Sattler, Tapezierer, Schreiner, Wagenbauer, Gärtner, Bergleute, Schiffbauer, Matrosen, Heizer, Lotsen, Fischer, Jäger, Förster, Wildhüter, Schäfer, Hirten, Bauern, Landarbeiter, Gutsbesitzer, Pächter, Pferdehändler, Viehhändler, Schweinehändler, Schafhändler, Geflügelhändler, Eierhändler, Milchhändler, Butterhändler, Käsehändler, Obsthändler, Gemüsehändler, Blumenhändler, Fischhändler, Wildhändler, Fleischhändler, Bäcker, Konditoren, Weinhändler, Bierbrauer, Destillateure, Likörfabrikanten, Tabakfabrikanten, Zigarrenfabrikanten, Zigarettenfabrikanten, Zigarrenhändler, Zigarettenhändler, Hausierer, Trödler, Antiquare, Buchhändler, Verleger, Buchdrucker, Setzer, Korrektoren, Lithographen, Graveure, Photographen, Kupferstecher, Stahlstecher, Holzschneider, Zeichner, Kupferdrucker, Stahldrucker, Steindrucker, Buchbinder, Kartonnagearbeiter, Papierhändler, Papierfabrikanten, Papierschneider, Papierfalzer, Papierlinierer, Papierprüfer, Papierpacker, Papierträger, Papierkarrenschieber, Papierkarrenzieher, Papierkarrenschieber, Papierkarrenzieher, Papierkarrenschieber, Papierkarrenzieher

anlangten, fanden sie die Örtlichkeiten, die sie für Afghanistan okkupiren sollten, bereits in den Händen russischer Soldaten, die ihnen von Merw über Sarachs zuvorgekommen waren, und hinter denen General Komarow mit dreitausend Mann stand.

Ehe wir die daraus sich entwickelnden Vorgänge erzählen, geben wir einen kurzen geschichtlichen Rückblick zur Orientirung über die Besitzverhältnisse in betreff Pendschdehs, um das es sich dabei vorzüglich handelte. Vor etwa 45 Jahren, als Lord Auckland Vizekönig von Indien und Major Todd britischer Resident in Herat war, erhob sich ein Streit zwischen dem Chan der letztgenannten Oase und dem Chan von Chiwa, der den Besitz Pendschdehs zum Gegenstande hatte. Auf einen Bericht Todds gestützt, entschied das indische auswärtige Amt, daß der Ort rechtmäßiges afghanisches Eigentum sei. Als der jetzige Emir Abdurrachman den Thron bestiegen hatte, schickte er Jusuf Bey Jamschidi als Gouverneur dahin. Als die Russen Merw und Julatan annektirten, begab sich dieser mit einigen Häuptlingen der Sarukturkmenen, welche die Oase von Pendschdeh bewohnen, nach Herat, um den Emir zu bitten, sie offen zu Unterthanen aufzunehmen. Infolgedessen legte der letztere eine afghanische Garnison hierher, während er sich bis dahin begnügt hatte, in Bala Margab und in Karawulkana, elf englische Meilen weiter flußabwärts kleine Militärposten zu halten. Den Saruks wurde große Selbständigkeit gelassen. Sie hatten eigentlich nur den Tribut nach Herat weiter zu zahlen, welchen sie seit ihrer Auswanderung aus der Oase von Merw in die von Pendschdeh, die vor etwa drei Jahrzehnten stattfand, entrichtet hatten. Der Emir beanspruchte sie nicht als unabtretbare Unterthanen, sondern betrachtete nur das Land, wo sie ihre Herden weideten, als zu seinem Reiche gehörig. Die Russen aber sahen jenes Land deshalb als Eigentum des Zaren an, weil diese von Merw stammenden Nomaden es innehatten. Die Engländer wollten dies nicht zugeben. Sie waren der Meinung, die Grenze zwischen der Oase von Pendschdeh und Julatan, dem südlichen Teile der Oase von Merw, sei am Margab bei Hasrat Imam, vierzig englische Meilen nördlich von Pendschdeh, und machten geltend, daß das nördlichste Lager der Saruks bei Saryjasi, fünfundzwanzig Meilen nördlich von Ak Tepe sich befinde, und daß die äußersten Vorposten der Afghanen bis zum September 1884 in Urusch Doschan, achtzehn Meilen von dort, gewesen seien und sie Patrouillen bis Saryjasi und zuweilen selbst bis Hasrat Imam am Rande der Wüste, die sich von hier bis Julatan erstreckt, ausgesandt hätten.

Die Russen machten nun zwischen dem 1. November 1884 und dem 31. März 1885 dreimal den Versuch, sich in den Besitz von Badkis und Pendschdeh zu setzen. Das erstemal okkupirten sie die Position Pul i Chatun am Herirud. Der Emir protestirte, und Lumsden forderte Rückzug der Truppen Komarows, die hier unter Führung Alichanows eingerückt waren. Aber sie

blieben, und als Lumsden das benachbarte Sarachs am 11. November verließ, marschirte jener weiter auf Pendschdeh zu. Die Afghanen in Urusch Doschan wichen vor ihm, aber das Eintreffen von Verstärkungen für sie gebot ihm Halt, auch erfolgte die von ihm erhoffte Erhebung der Saruks nicht. Sie wollten nicht russisch werden und erwarteten Unterstützung von den englischen Kommissären, aber der Agent des Emirs Abdurrachman, Kasi Saad Eddin, that alles, was er konnte, um jeden Verkehr der Saruks mit jenen zu verhindern, und als dennoch eine Gesandtschaft derselben bei Lumsden erschien und dort Geschenke empfing, die beiläufig unklug verteilt wurden und so nur böses Blut machten und bei den Häuptlingen einen Umschlag der Stimmung zu Ungunsten Englands hervorriefen, ließ der Afghane sogar einen Teil der Leute verhaften. Der größere Teil der Kommission verließ Bala Margab am 15. Februar und erreichte Kalah i Maur am Kaschkflusse am 18. Als sie am 9. etwa zwanzig Meilen von Pendschdeh waren, hörten sie, daß die Russen die afghanischen Vorposten in Aimak Dschari und Saryjasi angegriffen, sich aber dann bald entfernt hätten. Oberst Ridgeway und Kapitän Laessson suchten sie auf Befehl Lumsdens auf, um durch Besprechung mit ihnen weitere Zusammenstöße zu verhüten, die russischen Offiziere gingen den beiden Engländern jedoch sorgfältig aus dem Wege. Während der Abwesenheit der letztern verschlimmerte sich die Stimmung unter den Saruks; sie hatten gehört, daß in Hasrat Imam Verstärkungen für die Russen eingetroffen seien, und glaubten, die Engländer würden sie verlassen. Sie dachten deshalb an Aufstand gegen ihre afghanischen Gebieter und Übergang zu Alichanow, der sie fortwährend aufreizte, während der Agent des Emirs fortfuhr, sie vom Verkehr mit den britischen Offizieren fernzuhalten. Am 18. Februar erlangte Ridgeway in einer Besprechung mit Kasi Saad Eddin Erlaubnis für die Saruks, ihn in Pendschdeh zu besuchen. An demselben Tage ersuchte er brieflich Alichanow, der sich in Hasrat Imam befand, sich mit ihm zur Vermeidung einer Kollision zu verständigen, empfing jedoch die Antwort, wenn die afghanischen Vorposten nicht auf Pul i Chisti zurückgezogen würden, so werde er sie dazu zwingen. Lumsden ordnete darauf den Rückgang derselben nach Urusch Doschan an und schrieb Alichanow, wenn er bis zu diesem Punkte vorrücke, müsse es zu einem Zusammenstoße kommen.

Als Ridgeway am 19. nach Pendschdeh zurückkehrte, besuchten ihn die Saruks in Masse und baten um seinen Rat. „Was sie sagten, war — wir zitiren im nächstfolgenden auszugsweise den Bericht eines bei dieser Angelegenheit beteiligten Engländers — in der Kürze folgendes: »Wir ziehen die britische Herrschaft der russischen bei weitem vor. Wir wissen, daß die Afghanen den Russen ohne englische Unterstützung nicht widerstehen können. Wenn uns daher die britische Regierung nicht bestimmt ihren Beistand versprechen kann, müssen wir uns, um uns selbst sicherzustellen, ohne Verzug den Russen unterwerfen.« Da Oberst Ridgeway die, gelind gesagt, sehr unbestimmte Politik seiner Re-

gierung kannte, so konnte er ihnen nur die Versicherung geben, die Kommission werde ihre Interessen im Auge behalten, und sie mit der Bemerkung, Alichanows Drohungen seien wahrscheinlich nur Großsprecherei, zu neutralem Verhalten ermahnen."

Am 20. Februar forcirte Alichanow die afghanische Stellung bei Uruschi Doschan und rückte dann gegen den linken Flügel der Afghanen vor, der sich auf Pul i Chisti stützte. „Ein Trupp russischer Reiter, aus Turkmenen bestehend, zog voran, in der Entfernung einer [englischen] Meile folgte eine Schwadron Kosaken, und weiter entfernt waren zwischen den Hügeln mehr Truppen sichtbar. Ein afghanischer Offizier ritt den Russen entgegen und sagte dem Befehlshaber derselben, wenn er weiter vorginge, so würden seine Leute das Feuer auf ihn eröffnen. Nach einigem Parlamentiren erlaubte man einem russischen Offizier und drei Mann, unter afghanischer Bedeckung sich bis nach Pul i Chisti zu begeben, und nachdem er von dort zurückgekehrt war, traten die Russen sämtlich den Rückmarsch an." Pul i Chisti wurde also an diesem Tage von ihnen nicht besetzt. Dagegen fand man am nächsten Morgen, daß Alichanow in der Nacht zuvor auf einem Hügel, der Kisil Tepe heißt und etwa eine englische Meile von Pul i Chisti liegt, eine Abteilung von Saruks aus Julatan aufgestellt hatte. Unser Berichterstatter zieht daraus den Schluß: „Es ist unbegründet, wenn die Russen behaupten, sie hätten vor der Attacke vom 30. März Pul i Chisti innegehabt. Es war nur ein Vorwand. Und jetzt, wo jener unprovozirte Angriff Gegenstand eines Schiedsspruches werden soll, ist es höchst wünschenswert, genau zu wissen, daß das ganze Vorgehen der Russen, mit dem sie ihren Gewaltschritt rechtfertigen, sich nicht auf Wirklichkeit, sondern auf einen geographischen Irrtum basirt, den man sich zunutze machte."

Der Rückzug der Russen am 20. Februar wirkte auf die Saruks von Pendschdeh in einem den Engländern vorteilhaften Sinne. Sie erboten sich sogar beim Widerstande gegen die Russen mitzuwirken, aber die Unklarheit der Politik Gladstones und Granvilles ließ die Kommission nicht zu dem Entschlusse kommen, Widerstand zu leisten und von ihrem Anerbieten Gebrauch zu machen. Man ermahnte sie abermals, neutral zu bleiben, und tröstete sie im übrigen so gut als möglich über ihre Zukunft. Es war infolgedessen nicht zu verwundern, wenn sie Englands Interesse nicht mehr für das ihrige hielten und den Kommissären, die ihnen nichts zu bieten hatten, endlich ganz den Rücken kehrten. Alichanows heimliche Intriguen begannen jetzt Frucht zu tragen. Als am 1. März die Nachricht eintraf, daß in Hasrat Imam russische Infanterie und Artillerie angelangt sei, merkten die Häuptlinge der Saruks, wie der Wind blies, und daß es hohe Zeit sei, den Verkehr mit dem britischen Lager abzubrechen. Aber noch einmal lächelte den Kommissären das Glück für eine kurze Frist. Die russischen Verstärkungen machten in Hasrat Imam Halt, und die

bisher wenig zahlreichen afghanischen Truppen in der Oase von Pendschdeh erhielten ihrerseits von Herat her erhebliche Verstärkung. Die Saruks faßten wieder Mut. Am 11. März kam Kapitän Yate in Pendschdeh an, und am 20. kehrte Oberst Ridgeway zu seinen Verpflichtungen als Mitglied und Sekretär der Grenzkommission zu Gulran zurück. Gesetzt den Fall, daß die britische Regierung jetzt eine entschiedne Haltung angenommen hätte, so wäre einige Hoffnung vorhanden gewesen, Alichanows Pläne zu vereiteln. (Daß sie das nicht konnte, ist in frühern Aufsätzen hinreichend dargethan worden.) Yate setzte das versöhnliche Verfahren, welches Ridgeway eingeschlagen hatte, fort und redete nach seinen Instruktionen den Saruks gleichfalls zu, neutral zu bleiben. Sie wiederholten aber auch ihm gegenüber mehrmals ihr Anerbieten, sich bei der Bekämpfung der Russen zu beteiligen.

Endlich traf am 22. März die Nachricht ein, daß ein starkes russisches Korps unter dem General Komarow im Anmarsche gegen Uruschy Doschan bemerkt werde. „Die Saruks gerieten in Angst und Sorge, und die Kapitäne Yate und Laessoe hatten alle Hände voll zu thun, um sie zu beruhigen und den Afghanen Rat zu erteilen. Am 25. erschien die russische Streitkraft vor der Stellung der letztern, die sich von Pul i Chisti bis zu dem Hügel Ak Tepe ausdehnte. Ein Trupp von Tekereitern ritt von russischer Seite her vor, zog sich aber zurück, als die Afghanen Feuer zu geben drohten. Vom 26. bis zum 29. bemühten sich die Russen eifrig, ihre Gegner dahin zu bringen, angriffsweise gegen sie vorzugehen, während die britischen Offiziere alles, was in ihrer Macht stand, thaten, sie durch Vorstellungen davon abzuhalten. Die Saruks ihrerseits wußten nicht recht, was sie bei dieser Lage der Dinge thun und lassen sollten, sie schwebten fortwährend zwischen ihrem Haß gegen die Russen und ihrer Furcht vor denselben. Die Afghanen, und zwar sowohl die Offiziere als die Mannschaften, bewiesen einer höchst unwürdigen Herausforderung gegenüber große Selbstbeherrschung und Zurückhaltung. Es war eine sehr angstvolle Zeit. Einmal traten mehrere Russen und Turkmenen, anscheinend ohne Waffen, in eine Verschanzung der Afghanen und zupften den dort befehligenden Offizier am Barte. Ein andermal galoppirte Alichanow mit einem Trupp von Tekes durch die Vedetten und um den linken Flügel der Afghanen das Thal des Kaschkflusses hinauf. Der afghanische General Gaus Eddin folgte ihm mit einem Regiment Kabulireitern und zwang sie dadurch zur Umkehr, ohne indes Gewalt anzuwenden. Zu derselben Zeit rückte russisches Fußvolk auf dem rechten Ufer des Margab vor und zog sich nicht eher zurück, als bis der Naib Salar, der Oberbefehlshaber der Infanterie des Emirs, sich ihr mit der letztern entgegenstellte und zu feuern drohte, wenn der russische Offizier den Versuch unternähme, seine Linie zu durchbrechen oder zu umgehen. Nachdem diese Manöver der Russen fehlgeschlagen waren, nahmen sie ihre Zuflucht zu anonymen Briefen, in welchen sie den General und den Gouverneur aufforderten,

ohne Wissen der Engländer mit ihnen zusammenzutreffen und zu verhandeln. Diese Briefe fanden keine Beachtung und wurden alle dem Kapitän Yate gezeigt. Am 26. hatte dieser Offizier mit Oberst Zakrschewski, dem Stabschef Komarows, eine Besprechung, die jedoch zu keinem festen Ergebnis führte. Am 29. sandte Komarow dem General der Afghanen ein Ultimatum zu, in welchem er verlangte, derselbe solle seine Truppen vom linken Ufer des Kaschk und vom rechten Ufer des Margab bis zu der Stelle, wo jener in ihn mündet, zurückziehen. Am 29. nachmittags hatte Yate wieder eine Zusammenkunft mit Zakrschewski, in welcher jener auf die dreisten und herausfordernden Akte der russischen Offiziere und Soldaten hinwies, wofür der Russe keinen Grund und keine Entschuldigung anzuführen wußte. Er spielte nur [man vergesse nicht, daß unsre Darstellung hier ein Auszug aus englischer Quelle ist] vage Behauptungen von afghanischer Insolenz als Trümpfe aus, die jeden Grundes ermangelten. Er gab zu, daß General Komarow von seiner Regierung Befehle erhalten habe, die ihn im Einklange mit dem zwischen dem Petersburger und dem Londoner Kabinette vereinbarten Abkommen vom 16. März, nach welchem keiner der beiden Teile vorläufig über die bisherige Stellung hinausgehen solle, anwiesen, einen Zusammenstoß zu vermeiden. Als Yate darauf hinwies, daß die russischen Truppen Pul i Chisti niemals besetzt gehalten hätten, und daß ihr Vorrücken nach diesem Punkte, das in Komarows Ultimatum lag, ein flagranter Bruch jener Übereinkunft sein würde, hatte Oberst Zakrschewski nichts darauf zu erwiedern. Yate sagte dann, der General der Afghanen suche den Wünschen Komarows dadurch zu entsprechen, daß er seine Vedetten zurückzöge, und als Zakrschewski äußerte, die ganze afghanische Aufstellung sei eine Bedrohung des russischen Lagers, wurde ihm mit dem Hinweise darauf geantwortet, daß die Afghanen schon deshalb keinerlei Angriffsmaßregeln beabsichtigen könnten, weil sie die Pferde der russischen Kavallerie ruhig innerhalb ihrer Vorpostenkette grasen ließen. Nachdem Yate eine weitere Besprechung mit Komarow vorgeschlagen hatte, endigte die Unterredung mit Zakrschewski."

Der General und der Gouverneur der Afghanen waren beide der Meinung, daß man einem weitern Vormarsche der Russen mit Gewalt entgegentreten müsse, und zwar erstens, weil jede Nachgiebigkeit auf afghanischer Seite das Signal für die Saruks sein würde, zu den Russen überzugehen, zweitens aber, weil nach Räumung der Höhen im Westen von Pul i Chisti der Rest der dortigen afghanischen Stellung unhaltbar sein würde. Am Morgen des 30. März erhielt der Naib Salar, der General der Truppen Abdurrachmans, einen zweiten Brief, der unter Drohungen das mit dem Ultimatum gestellte Verlangen wiederholte, und bald nachher ging die russische Armee gegen die bei Pul i Chisti stehenden Afghanen vor. Diese gaben Feuer, wurden aber nach tapferer Gegenwehr durch die Übermacht der Gegner erdrückt und zum Teil zusammengehauen, zum größern Teile zersprengt. Sie verließen, soweit sie nicht gefallen oder in Ge-

fangenſchaft geraten waren, in Eile ihr Lager und flohen ſüdwärts nach Marudſchak. „Die britiſchen Offiziere verblieben noch einige Stunden an Ort und Stelle. Kapitän Yate bot den Ruſſen brieflich die Dienſte Dr. Owens für die Verwundeten an, dann bat er um eine Unterredung und zu dieſem Zwecke um eine Eskorte. Statt irgendwelcher Antwort reizten die Ruſſen die Saruks zu einem Angriffe auf das engliſche Lager an, und ein Häuptling der Turkmenen überbrachte dem engliſchen Kapitän die Stiefeln des afghaniſchen Generals mit den ſpöttiſchen Worten, ſie ſeien ein Geſchenk General Komarows.“ Die Engländer befanden ſich, als ſie zunächſt den vertriebnen Afghanen folgten, auch dieſen gegenüber in ſehr übler Lage. Jene behandelten ſie als die eigentlichen Urheber ihrer Niederlage und des Verluſtes von Pendſchdeh, welches nach derſelben von Komarow in Beſitz genommen wurde. Die afghaniſchen Beamten ließen ihnen mehrere Tage weder Lebensmittel noch Futter für ihre Pferde zukommen und entzogen ihnen ſogar die Zeitungen und Briefe, welche die Poſt aus Herat für ſie gebracht hatte. Man wußte eben noch nicht, wie der Emir die Vorgänge des 30. März auffaſſe, und fürchtete ſeinen Zorn, den man dann auf die engliſche Kommiſſion abzuleiten gedachte. Endlich erleichterte eine Depeſche aus Kabul ihre Herzen. „Was bedeutete, ſagt darin jener hochſinnige Monarch, das Leben von ein paar hundert ſterblichen Menſchen? Sind ſie nicht alleſamt jetzt im Paradieſe, wo ſie im Genuſſe der höchſten Freuden ſchwelgen und von unvergleichlichen Huris mit nimmer endenden Liebkoſungen getröſtet werden? Ihr habt recht gethan, den Moskofs Widerſtand zu leiſten, und ich lobe euch dafür.“ Von Stund an änderte ſich das Benehmen der afghaniſchen Beamten gegen die Briten, welche ſie durch ihre Einmiſchung und ihre Ratſchläge, hinter denen kein Entſchluß zu thatkräftigem Beiſtande ſtehen konnte, auf irrige Wege geführt hatten.

Wir unterſuchen nicht, welcher von beiden Teilen in der Zeit zwiſchen dem 16. und dem 30. März mehr geſündigt hat, ſondern nehmen an, daß beide etwa gleichviel Werg am Rocken hatten. Die Politik und der Krieg haben nicht viel mit der Moral zu ſchaffen. Eins nur iſt ſicher: die Regierung, die hinter Komarow und Alichanow ſtand, wußte, was ſie wollte, die dagegen, in deren Auftrage Lumsden, Ridgeway und Yate handelten, war ebenſo unklar über ihr Ziel als machtlos in ihren Mitteln. Es iſt nun noch zu zeigen, warum die Ruſſen ſo begierig ſind, im Süden von Merw feſten Fuß zu faſſen, und warum es für England ſehr nachteilig ſein wird, wenn die Verhandlungen über die Sache, die noch ſchweben, dahin führen, daß Rußland ſich hier zwiſchen Herirud und Margab feſtſetzt. Die Wüſte ſüdlich der Oaſe von Merw würde eine natürliche und ganz vortreffliche Grenze zwiſchen dem ruſſiſchen und dem afghaniſchen Gebiete ſein, eine ſolche, die nur zu gut gegen Abſichten der Ruſſen auf das letztere und namentlich auf Herat wäre. Am Margab begegnet man zwiſchen Julatan bis nach Saryjaſi nicht einem Morgen anbaufähigen Landes. Die vegetations-

losen Sandhügel des Landes erstrecken sich bis hinab zum Rande des Wassers. In der Umgebung von Saryjasi dagegen öffnet sich das Flußthal zu einem weiten Becken mit dem fruchtbarsten Boden, welches einem aus der Wüste im Norden heranziehenden Heere Getreide und andre Lebensmittel in Fülle liefern könnte. Pendschdeh ferner ist eine hochwichtige strategische Position. Es beherrscht die Straße, welche das Thal des Kaschk hinauf direkt nach Herat führt, sowie die Routen, die über Kalah Weli und Bala Margab nach Maimene laufen. Behalten die Russen, wie jetzt vollkommen festzustehen scheint, Pendschdeh, so ist wenigstens der westliche Teil des afghanischen Turkestans von Herat abgetrennt. Aber das ist noch nicht alles. Nördlich von Chaman i Bid, fünfzig englische Meilen südlich von Pendschdeh, am Passe von Kaschk, an dem von Zalfikar und am rechten Ufer des Herirud breitet sich zwischen dem letztern und dem Kaschkflusse eine wasserlose, unpassirbare Wüste aus, welche alle Kommunikation von rechts und links her ausschließt. Die Russen, welche die Absicht haben, in Zukunft, wenn ihre Eisenbahn nach Zentralasien fertig ist, zur Eroberung Herats zu schreiten, bedürfen einer ununterbrochenen Front, von der aus sie weiter operiren können. Sobald sie sich Zalfikars, Akrobats und Chaman i Bids bemächtigt haben, ist ihr Zweck erreicht. Das sind die strategischen Vorteile, nach denen sie bei den gegenwärtigen militärischen und diplomatischen Manövern streben. Dazu kommt aber noch, daß die Turkmenenstämme von Chahar Aimak unausbleiblich nach der Macht hin gravitiren werden, welche sich im Besitze von Pendschdeh befindet, und daß das ganze afghanische Turkestan bis nach Chulm, Kandus und Masari Scherif hin, durch die Bergkette des Hindukusch von Kabul und durch die russischen Garnisonen im Nordwesten, zwischen Margab und Herirud, von Herat getrennt, binnen kurzem eine Beute der Russen werden muß. Sie werden dann ihr mittelasiatisches Reich bis an den Fuß des Hindukusch und des Paropamisus ausgedehnt haben. Solche Ergebnisse vertragen sich in keiner Weise mit dem Interesse Englands in Indien und ebensowenig mit den Versprechungen, welche man dem Emir gegeben hat, der die Engländer jetzt als unfähig, sie zu erfüllen, ansehen wird. „Wir waren, so sagt der oben zitirte Berichterstatter, mit Bekümmernis Zeugen, wie die Episode von Pul i Chisti und Pendschdeh uns die Gemüter unsrer afghanischen Bundesgenossen entfremdete. Wir hörten, wie sie ausriefen, es sei die Pflicht Englands, ihnen Beistand zu leisten, um das dort angerichtete Gemetzel rächen zu können. Sollen wir einwilligen, daß ihnen der Grund und Boden genommen wird, für den und auf dem sie ihr Blut vergossen haben? Sollen wir die wertvollen Salzsümpfe von Nimaksau und die grünen, fruchtbaren Ebenen von Badkis den Russen überlassen? Es ist kaum zu glauben, aber noch schwerer will uns der Gedanke in den Kopf, daß nach allen Anstrengungen Sir Peter Lumsdens, Oberst Ridgeways und der andern Mitglieder der Grenzkommission den Russen schließlich gestattet werden soll, eine Stellung zu behalten, die eine

unmittelbare Bedrohung Herats einschließt und das afghanische Turkestan vollständig in der Flanke umfaßt?"

Wir sagen dazu: gewiß wird das patriotischen Briten schwer in den Kopf wollen. Ändern aber wird es sich nicht lassen, auch wenn es den neuen Ministern in London gelingen sollte, den Russen von ihrem letzten Gewinn in Mittelasien die eine und die andre Einzelheit abzuhandeln, und die Bedeutung jenes Gewinns wird sich erst recht ermessen lassen, wenn in etwa vier Jahren die Eisenbahn vom Kaspisee bis an den Margab fertig sein wird. Inzwischen wird man russischerseits wohl auch noch einige Lücken auszufüllen suchen, welche das Generalgouvernement Turkestan am Amu Darja aufweist. Anzeichen davon sind vorhanden, Vorbereitungen dazu getroffen. Trügt nicht alles, was von dort her berichtet wird, so dürfen wir annehmen, daß das Werk der Vervollständigung nicht lange auf sich warten lassen wird.

Rußland will durch die Erwerbung der Oase Merw nicht bloß, wie gezeigt, Ansprüche auf Gebiete erlangt haben, die von England als dem Emir von Afghanistan gehörig betrachtet wurden, sondern auch solche auf gewisse Landstriche des Emirats Buchara, und wahrscheinlich wird infolge dessen bald auch hier eine „Grenzregulirung" in Gang gebracht werden und sich umso rascher vollziehen, als der Emir Mosafar schon längst von dem Willen des Generalgouverneurs in Taschkend abhängig ist und England hier keinerlei Recht hat, Einspruch zu erheben. Der Beherrscher der Bucharen besitzt nämlich auf dem linken Ufer des Amu Darja eine Strecke Landes, deren Ausdehnung etwa durch die Ortschaften Kerki und Chargui bezeichnet wird. Sein Eigentumsrecht in betreff derselben ist jedoch zweifelhafter, wenigstens provisorischer Natur; denn die frühern Chane von Merw erhoben gleichfalls Anspruch auf dieses Territorium, es wurde zwischen ihnen und den Bucharen mehrmals mit den Waffen darüber gestritten, und zuletzt, vor etwa fünfundvierzig Jahren, einigten sich die Parteien dahin, die endgiltige Entscheidung über den Besitz zu vertagen und den Landstrich bis dahin bei Buchara zu belassen; doch sollten dessen Bewohner fortfahren, bestimmte Abgaben nach Merw zu entrichten. Jetzt hat Rußland, als Besitzer von Merw zugleich Besitzer von dessen Anspruch, die damals vorbehaltene definitive Regelung der Sache angeregt, und es ist nicht anzunehmen, daß dieselbe zu gunsten des Emirs ausfallen wird. Ferner bereisten russische Ingenieure im letzten Jahre im Auftrage der bucharischen Regierung den mittlern Lauf des Amu, um dort Punkte auszuwählen, die sich zur Anlage von Forts eignen. Dieselben sollen, wie sie versichern, dazu dienen, afghanische Turkmenenstämme von Einbrüchen in das Gebiet des Emirs Mosafar abzuhalten, in Afghanistan aber befürchtet man, daß sie Brückenköpfe für Übergänge russischer Truppen bilden sollen, da man sie für schwere Geschütze einrichten will.

Auch an Chiwa wird vermutlich bald die Reihe kommen, dem Zarenreiche einverleibt zu werden. Es ist reif dazu und wird, da der Chan ein hab-

süchtiger und grausamer Despot und infolge dessen bei seinem Volke äußerst unbeliebt ist, kaum Widerstand gegen eine Annexion leisten. Er thut nichts gegen die räuberischen Tekinzen auf den Steppen seines Landes die von hier aus nach wie vor gelegentlich Razzias nach Gegenden jenseits der russischen Grenze unternehmen und die Karawanenstraße zwischen Krasnowodsk und Chiwa sehr unsicher machen. Erst vor zehn Monaten beraubten sie einen großen Transport russischer Waaren bei Kungrad, sodaß die Russen dort für die Zukunft einen Kosakenposten aufstellten. Es fehlt also auch nicht an Anlässen, hier wieder eine Lücke zu schließen und einem unbequemen Nachbar das Lebenslicht auszublasen, das ohnedies seit dem letzten Kriege mit Rußland nur noch flackerte, und da England auch hier rechtlich nichts dreinzureden hat, so wird das keine große Mühe verursachen. Rußland aber wird dann in Mittelasien in recht befriedigender Weise abgerundet sein.

Nordamerikanische Eisenbahnzustände.

In einem vor etwa fünfundzwanzig Jahren veröffentlichten Lehrbuche der Finanzwissenschaft stellte Umpfenbach die Behauptung auf, daß ein verkehrs- und kulturförderndes Element von so großer Tragweite wie das Eisenbahnwesen nur dann in voller Ausdehnung Früchte tragen könne, wenn es als Staatseinrichtung behandelt würde. Er bezeichnete es einfach als Pflicht des Staates, als Staatszweck schlechthin, alle Eisenbahnen des Landes zu übernehmen. Lange genug hat es gedauert, bis dieser Gedanke allgemeine Anerkennung gefunden hat, und selbst heute, wo er in der Theorie mehr als je befürwortet wird, hat er noch verhältnismäßig selten praktische Ausführung gefunden. Meist sind es die territorial kleinern Länder gewesen, die dem guten Beispiele, welches Belgien schon seit 1834 mit dem Ausbau eines Staatsbahnnetzes gab, gefolgt sind, Baden, Hannover, Würtemberg, später auch Baiern und Sachsen, während Preußen erst in neuerer Zeit dazu geschritten ist, die vorhandnen Privatbahnen anzukaufen. Außerhalb des deutschen Reiches scheint man noch geringere Neigung zu verspüren, die Staatsverwaltung um dieses kolossale Verkehrsgebiet zu erweitern, oder hält es da, wo vielleicht Lust dazu entstanden ist, wegen des ansehnlichen Kapitals, das für den Ankauf erforderlich ist, zur Zeit nicht für möglich, derselben Raum zu geben.

In Italien sind allerdings etwa 64 Prozent aller Bahnen im Besitze des Staates. Von den 5891 Kilometern aber, die ihm gehören, werden nur 4419 auf eigne Rechnung betrieben. Österreich-Ungarn hat bei einem Netze im Umfange von 19 599 Kilometern nur 3920 Kilometer, Rußland von 23 000 Kilometern nur 2294 Kilometer Staatsbahnen. In Frankreich, das sich freilich das Heimfallsrecht gegenüber den konzessionirten Privatbahnen gesichert hat, sind von 29 489 Kilometern nur 4396 Kilometer staatliches Eigentum, und in Großbritannien und Nordamerika herrscht die Aktiengesellschaftsbahn unbedingt.

Gerade in den letztgenannten Ländern wird nun in neuerer Zeit außerordentlich viel über die Eisenbahnen geklagt. In mehr als einer Hinsicht bieten sie Veranlassung zu den mannichfachsten Beschwerden des sie benutzenden Publikums, seien dies Geschäftsleute oder Privatpersonen, und in England und Rußland sind durch amtliche Erhebungen, die in zahlreichen Bänden kürzlich an die Öffentlichkeit gebracht worden sind, grobe Mißbräuche ermittelt worden. Kaum kann für die Kenntnis von „Eisenbahnzuständen" etwas lehrreicher sein als das Studium dieser Enqueten. Jedes Blatt derselben beleuchtet die Systemfrage „Staats- oder Privatbahnen" so grell zu Ungunsten der letztern, auf jeder Seite ist so massenhafter Stoff, als erdrückendes Beweismaterial für die Ausbeutung und Benachteiligung des Publikums durch die Privatbahnen zusammengetragen, daß — wie ein neuerer Forscher, dem man eine wertvolle Bearbeitung der englischen Eisenbahnzustände verdankt, sich treffend ausdrückt*) — aus den verschlungnen Einzelheiten heraus sich nur eine einzige Lösung darbietet, daß wie mit tausend Fingern aus allen Wirrnissen und Klagen auf eine einzige Abhilfe gedeutet wird — auf den Staat als den allein befähigten und berechtigten Ordner dieser Angelegenheit.

Nicht besser als in Rußland und Großbritannien gestaltet sich das Eisenbahnwesen in Nordamerika, und es ist in hohem Grade lehrreich, von einem bewährten Sachkenner eine objektive Schilderung der dort eingerissenen Mißstände zu hören. Herr von der Leyen giebt in seinem Buche über diesen Gegenstand**) nicht nur den umfangreichen literarischen Stoff kritisch gesichtet wieder, sondern er kennt die amerikanischen Schienenwege auch aus eigner Anschauung, und so wird es doppelt interessant, von einem hochgestellten preußischen Beamten, dessen Blick für diese Dinge durch die Praxis geschärft ist, ein Urteil über diese Ent- und Verwicklung zu hören. Es ist die nationalökonomische Seite der Eisenbahnen, die erörtert wird, während die technische, die kaum über die Fachkreise hinaus Aufmerksamkeit beanspruchen könnte, unberührt geblieben ist. Im übrigen handelt es sich nicht um eine systematische zusammenhängende Darstellung der Geschichte und des heutigen Zustandes der Eisenbahnen in den Vereinigten

*) Gustav Cohn, Die englische Eisenbahnpolitik der letzten zehn Jahre. Leipzig, 1883.

**) Die nordamerikanischen Eisenbahnen in ihren wirtschaftlichen und politischen Beziehungen. Leipzig, Veit u. Comp., 1885.

Staaten von Nordamerika, sondern es ist eine freiere Form, die der Verfasser gewählt hat. Jeder der lose aneinandergereihten Aufsätze, aus denen das Buch besteht, behandelt ein Thema für sich, aber die Auswahl ist so glücklich und die Durchführung so geschickt, daß jeder derselben eine Seite der amerikanischen Mißwirtschaft darstellt. Jede Abhandlung erläutert dieselbe in einer andern Richtung, und auf diese Weise erhält der Leser ein farbenreicheres und bequemer aufzunehmendes Bild, als wenn er sich durch langatmige trockne Auseinandersetzungen durchwinden müßte, die bei dem Erbauer der ersten Bahn etwa begönnen und bei der neuesten Phase, dem Siege des Eisenbahnkönigs Jay Gould über unsern Landsmann Villard, aufhörten.

So liefert die Geschichte der Camden-Amboy-Frachtgesellschaft, d. h. der Eisenbahn, die fast vierzig Jahre lang die beiden Handelsstädte Newyork und Philadelphia ausschließlich verbunden hat, einen neuen Beitrag zu dem Kapitel der Ausbeutung des Publikums durch die Privatbahnen. In der alten Welt möchte sich kaum ein derartiges charakteristisches Beispiel dafür finden lassen, wie weit ein Eisenbahnmonopol ausarten kann, welches von Privatpersonen unter der Herrschaft einer schwachen Staatsregierung ausgeübt wird. Das schwierige Kapitel der Tarifpolitik erfährt in den Aufsätzen über die Lokaltarife der Eisenbahnen des amerikanischen Nordwestens und über „Eisenbahnkriege und Eisenbahnverbände" Beleuchtung. Es ist dabei namentlich die Kostspieligkeit der Benutzung auffallend. Der niedrigste Satz der amerikanischen Abonnementsbillets, der sogenannten Tausendmeilenbillets, ist beispielsweise beinahe so hoch wie der regelmäßige Preis der preußischen Personenbillets erster Klasse. Wie weit ist man jenseits des großen Wassers doch von der Verwirklichung des Gebührenprinzips, als der Richtschnur für die Verwaltung der Staatsbahnen, entfernt! Ein grelles Schlaglicht auf die Gefährlichkeit und Gemeinschädlichkeit einer engherzigen Tarifpolitik wirft die Erzählung von den vereinigten Monopolen nordamerikanischer Privatbahnen und der Standard Oil Company, eines großen Petroleumgeschäftshauses in den Staaten Newyork und Philadelphia, welches bis auf den heutigen Tag das Petroleumgeschäft der ganzen Erde allein und ausschließlich beherrscht und nach seinem Gutdünken leitet. v. d. Leyen selbst nennt sie eine groteske, für alle Zeiten merkwürdige Erscheinung, ein lebendes Beispiel der haarsträubenden Konsequenzen, welche eine verwerfliche Tarifpolitik nicht nur für das Publikum, sondern auch für die Leiter der Tarifpolitik nach sich zieht. Wieder nach einer andern Richtung weist der Aufsatz: „Die staatliche Aufsicht über die Eisenbahnen," ein weiterer Beleg für die Behauptung, daß mit einer bloßen Aufsicht gegenüber den mächtigen Gesellschaften wie sie diese Aktienbahnen repräsentiren, nichts gewonnen ist oder ausgerichtet werden kann. Kurz, jede der zehn Abhandlungen, für sich verständlich und in sich abgeschlossen, betont einen Gesichtspunkt besonders, und alle zusammen bieten eine erschöpfende Darstellung von der ganzen Ausdehnung des Unwesens.

Man kann dem Buche, obgleich es die Systemfrage garnicht im Hinblick auf die spezifisch amerikanischen Zustände berührt, nachrühmen, daß es zu dem Besten gehört, was je für die Staatsbahninteressen geschrieben worden ist. So wirkt allein die Schilderung der erschreckenden Folgen der vollkommnen Freiheit, welche die Privatbahnen genießen. Vermutlich hat dem Verfasser diese Tendenz ferngelegen, und er hat nur im Auge gehabt, die hochinteressanten amerikanischen Zustände bei uns bekannt zu machen. Dennoch drängt auch sein Buch die Frage auf, die schon Professor Cohn in seinem ebengenannten Werke aufwirft: „Warum ist im kleinen öffentlichen Verbande die Straße eine öffentliche Anstalt, dagegen im großen Verbande nicht?“ Welcher andre Grund kann dazu veranlassen, wenn nicht die Mangelhaftigkeit des großen Verbandes?

Soviel ist allerdings sicher, daß ohne die Privatindustrie das Eisenbahnnetz der Vereinigten Staaten von Amerika heute schwerlich die Ausdehnung gewonnen hätte, die es aufweist. Die Länge der Eisenbahnen der ganzen Welt beträgt gegen 450000 Kilometer, die der amerikanischen etwa 200000 Kilometer. Also besitzen die Vereinigten Staaten beinahe ebensoviele Eisenbahnen als die gesamte übrige bewohnte Erde. Das war kaum anders möglich als durch die Mitwirkung der etwa 1500 Erwerbsgesellschaften, welche das erforderliche Kapital auf ihre Gefahr aus eigner Tasche oder den Taschen von Privatpersonen aufzubringen gewußt haben. Die Bedachtsamkeit einer Staatsregierung hätte es niemals gestattet, innerhalb eines so kurzen Zeitraumes derartig schwerwiegende, die Zukunft belastende Ausgaben zu unternehmen. Dafür sind aber auch infolge des schnellen Wachstumes allerlei bedenkliche Verhältnisse entstanden. Mit der Befürchtung, daß eine Bevölkerung von etwa 50 Millionen Einwohnern, d. h. nur 5 Millionen mehr als das deutsche Reich hat, für ein so großartiges Netz garnicht den genügenden Verkehr beschaffen könnte, gewinnt die Eisenbahnfrage eine völlig andre Physiognomie. In der alten Welt denkt man, wenn von einer solchen die Rede ist, an das Publikum, an die Benutzer der Bahnen, die Kaufleute und Industriellen. In Amerika dagegen besteht das railroad problem auch für die Eisenbahngesellschaften selbst, für ihre Leiter und Aktionäre. Die Freiheit des Bahnbaues hat eben einfach zu einer maßlosen Überproduktion geführt, die auf diesem Gebiete einen ähnlichen Kampf ums Dasein erzeugt wie auf andern.

Wenn man Staats- und Privatbahnen mit einander vergleicht, so ist eines der am meisten auffallenden Unterscheidungsmomente die Art der Kapitalbeschaffung. Die Regierung weiß sich mit einer ungleich würdigern Manier, als es oft bei Aktienemissionen der Fall ist, die erforderlichen Summen zu besorgen. Gerade für die Wege, die eine sich vollständig selbst überlassene Privatgesellschaft einschlägt, um zu ihrem Ziele — Einstreichung eines möglichst hohen Gewinnes — zu gelangen, bietet Amerika außerordentlich charakteristische Beispiele. Die Aktiengesellschaft, die sich in Amerika zum Bau einer Bahn bildet, ist durch

nichts in ihrem Treiben gehemmt. Während die europäische Eisenbahngesetzgebung eine ganze Reihe von Bestimmungen enthält über die Höhe des erforderlichen Kapitals, die Art der Aufbringung desselben u. s. w., und von den zu konzessionirenden Gesellschaften in dieser Hinsicht bestimmte Vorschläge erwartet, kümmert sich die Staatsgewalt in der Mehrzahl der Vereinigten Staaten darum nicht. Nur insoweit sind Vorschriften erlassen, als eine gewisse, freilich ziemlich niedrig bemessene Zahl von Aktionären wirklich vorhanden, ein Teil des Aktienkapitals gezeichnet und ein Teil — der wiederum sehr niedrig gegriffen ist — des gezeichneten Kapitals wirklich eingezahlt sein muß.

Die Regierung verlangt keine Kostenanschläge; es ist ihr gleichgiltig, wie die Gelder zum Bau aufgebracht werden, welche Richtung die Bahn einschlägt, wie viel Aktien und zu welchem Kurse sie ausgegeben werden, ob das ursprüngliche Aktienkapital erhöht wird. Dieses Vertrauen aber, das ihnen entgegengebracht wurde, haben die Gesellschaften nicht zu rechtfertigen gewußt. Vielmehr haben sie die Freiheit dazu benutzt, sich Dinge zuschulden kommen zu lassen, die als eine entschiedne Schädigung der Gesamtheit angesehen werden müssen. Da haben u. a., um diese Behauptung mit einer Thatsache zu belegen, die Regierungen einiger Staaten die vorsichtige Anordnung getroffen, daß, wenn die Erträge der Bahnen sich auf mehr als zehn Prozent des jeweiligen Anlagekapitals belaufen sollten, eine Ermäßigung der Tarifsätze eintreten müßte. Als nun einige Bahnen sich in dieser Lage befanden, verspürten sie gar keine Neigung, sich diese Schmälerung ihres Gewinns gefallen zu lassen, und ersannen einen sehr einfachen Ausweg, sich aus der Verlegenheit zu ziehen. Sie vermehrten unter irgendeinem Vorwande das Aktienkapital und stellten die neuen Aktien den bisherigen Aktionären entweder unentgeltlich oder zu sehr niedrigem Kurse zur Verfügung. Damit war dann die Einnahme von mehr als zehn Prozent angeblich hinfällig geworden. Als Gründe zur Erweiterung des Anlagekapitals wurden angeführt etwa die Notwendigkeit eines Baues von Ergänzungsstrecken oder eines zweiten Geleises, die Behauptung, daß das ursprüngliche Aktienkapital zu gering bemessen gewesen sei, u. a. m. Jedoch war die Fadenscheinigkeit dieser Vorwände so klar, daß man für diesen Vorgang eine eigne Bezeichnung erfand, indem man ihn watering the stock — Verwässerung des Aktienkapitals — nannte.

Bei allen Vorteilen, die dieser Ausweg bot, war er immerhin ein etwas umständliches Mittel. Schließlich konnte die Regierung es sich doch ernstlich verbitten, daß ihre Gesetze in dieser Weise umgangen würden, und unbequeme Kollisionen waren möglich. Daher wandte man ein neues Verfahren an. Man bemaß das Baukapital möglichst hoch, ließ aber dasselbe von den Aktionären garnicht oder nur zu einem geringen Bruchteile einzahlen und baute mit Hilfe von Prioritäten, sogenannten Bonds. Für eine Bahn von hundert Meilen Länge wurde bei Annahme der Kosten von 25000 Dollars pro Meile ein Aktienkapital von 2500000 Dollars in Aussicht genommen. Davon wurde ein Prozent wirk-

lich eingezahlt, d. h. 25000 Dollars, und gleichzeitig wurde eine Anleihe in der Höhe des Baukapitals gemacht. Jeder Zeichner einer Obligation bekam die gleiche Summe in Aktien umsonst, und das gesamte Aktienkapital oder wenigstens ein großer Teil desselben hatte auf diese Weise nur fiktiven Wert. Auch Geschenke in Aktien vonseiten der Gründer an Gemeinden, Korporationen und Behörden, welche ihnen nützlich gewesen waren oder es voraussichtlich sein konnten, kamen vor. Unter solchen Umständen rechnete natürlich niemand auf eine Dividende der Stammaktien, und die Verwaltung der Bahn war froh, wenn der Ertrag soviel abwarf, daß die Zinsen der Obligationen — sechs bis sieben Prozent — bestritten werden konnten. Die Aktien aber, die den ersten Aktionären so gut wie nichts gekostet hatten, wurden auf den Markt gebracht und fanden bei gehöriger Anwendung der Reklametrommel auch Absatz. Das ging, sofern die Bahn sich einigermaßen rentirte, ganz gut. Wurden dagegen die Zeiten schlecht, sanken die Erträge, fing die Zinszahlung für die Obligationen an, Schwierigkeiten zu bereiten, so krachte das ganze Kartenhaus zusammen, und die Aktien verschwanden für immer oder mußten wenigstens für einige Zeit vom Schauplatze abtreten. v. d. Leyen giebt an, daß von 2093 Millionen Dollars, um welche in den Jahren 1881 bis 1883 das Anlagekapital dem Nennwerte nach vermehrt worden ist, nicht weniger als 1200 Millionen Dollars derartig fingirte Werte darstellten.

Dieser Gründungsschwindel, zusammengehalten mit dem unheilvollen Einflusse, den ein kleiner Teil der Aktionäre oft auf die Verwaltung zu gewinnen weiß, hat das absolute selbstherrliche Eisenbahnkönigtum geschaffen, das den Vereinigten Staaten eigentümlich ist. Bei den Generalversammlungen gewährt eine Aktie auch eine Stimme. Es giebt ferner völlige Freiheit in der Stellvertretung, und diejenige Partei oder Person, welche eine Aktie mehr als die Hälfte aller vorhandnen besitzt, hat meist die gesamte Verwaltung in ihrer Hand. Ohne jedes Bedenken wird dies dann ausgenutzt, die Partei wählt ihre Mitglieder in den Verwaltungsrat, stellt die ihr ergebnen Personen als Beamte an und leitet das Unternehmen so, wie es ihr gerade paßt. So ist es zu erklären, daß einzelne reich begüterte und mächtige Persönlichkeiten immer höher und höher gestiegen sind, daß schließlich ihrem Szepter sich alles beugt. Zwei der mächtigsten solcher Eisenbahnkönige sind im Osten William Vanderbilt, der Besitzer der New-York Central- und Hudson-River-Eisenbahn, und im Westen Jay Gould, der Haupteigentümer des Systems der ältern pazifischen Bahnen, gleichzeitig auch der Beherrscher der größten Telegraphengesellschaft. Man stelle sich vor, daß der letztgenannte mit einigen Genossen Gebieter über sieben verschiedne Eisenbahnunternehmungen mit zusammen 32800 Kilometern ist, daß er auch an den Eisenbahnen in Mexiko stark beteiligt ist und viele der in den östlichen Staaten gelegnen Eisenbahnen, beispielsweise die Newyorker Hochbahnen, mit verwaltet!

Nicht minder gefährlich sind die Verschmelzungen stärkerer und schwächerer Bahngesellschaften. Wenn schon einzelne Privatpersonen eine so mächtige Stellung erringen können, um wie viel mehr müssen die Befürchtungen sich steigern im Hinblick auf die Möglichkeit einer Verbindung der einzelnen Aktiengesellschaften unter einander. Es entstehen dann leicht Staaten im Staate, wie man gesagt hat, und gewiß ist ein Teil der vorhandnen Unzuträglichkeiten im englischen Eisenbahnwesen gerade auf den Umstand zurückzuführen, daß es vier große Kompagnien sind, welche die Fäden des Verkehrs in den Händen halten. In Frankreich sind es sechs große Gesellschaften, von denen alles abhängt, und wenn, wie erwähnt, in den Vereinigten Staaten allerdings die Zahl der Aktiengesellschaften, welche Eisenbahnen gebaut haben und noch bewirtschaften, eine ansehnliche ist, so gehören gleichwohl Fusionen dort nicht zu den Seltenheiten, und man weiß durch Verbände und Verträge sich manche Vorteile zu sichern, die nicht immer für das Publikum zu solchen werden. So ist die mächtige New York Central and Hudson River Railroad, eine der wichtigsten Bahnen für den Verkehr von Newyork nach den großen Seen hin, durch Vereinigung einer ganzen Anzahl kleiner Bahnen entstanden, und das mächtige System der Vereinigten Bahnen von Pennsylvanien hat den gleichen Ursprung. Eine andre, weniger auffällige, vielleicht aber deshalb umso bedauerlichere Form der Vereinigung ist der Erwerb eines sogenannten controlling interest bei einer andern Gesellschaft. Darunter versteht man „den Erwerb soviel stimmberechtigter Aktien eines andern Unternehmens, daß der erwerbende Unternehmer über die Mehrheit der Stimmen in der Generalversammlung des «kontrolirten» Unternehmens verfügt, somit die Verwaltung desselben nach seinem Belieben leiten und dabei eine Personalunion in der Leitung der verschiednen Unternehmungen herbeiführen kann.“ Auch Pachtungen einer Bahn durch die andre kommen vor, die sogenannten leases; nicht selten auf die Dauer von 99 Jahren, was selbstverständlich alsdann nur eine verschleierte Eigentumsübertragung ist.

Weniger gefährlich sollen die Eisenbahnkartelle sein, die unter dem Namen pools bekannt sind. Dieselben beabsichtigen die Transporte einer bestimmten Gegend unter alle die Bahnlinien, die für dieselbe in Betracht kommen können, gleichmäßig oder in einem gewissen bestimmten Verhältnisse zu verteilen. Im Publikum herrscht ein Vorurteil gegen die pools, die Ansicht, daß diese es mit den Benutzern der Bahnen nicht gut meinen. Jedoch wird von sehr verständiger amerikanischer Seite behauptet, daß die Organisation der pools so wenig ehrenrührig sei, wie die deutschen oder europäischen Eisenbahnverbände und Verträge, die für den internationalen Verkehr von größtem Nutzen und unentbehrlich sind. Die Schilderung, die v. d. Leyen in dem Aufsatze „Eisenbahnkriege und Eisenbahnverbände“ von der Thätigkeit des unter dem Präsidium eines Deutschen, Colonel Albert Fink aus Darmstadt, bestehenden Joint Executive Committee entwirft, ist denn auch dazu angethan, diese letztere Vorstellung zu unterstützen.

Diese, aus dem im Volksmunde als Trunk Line Pool bekannten großen Verbände der fünf ostwestlichen Hauptbahnen (Trunk Lines*) schließlich nach mehrjährigen Vereinigungsversuchen im Jahre 1878 hervorgegangne Organisation umfaßte anfangs zwanzig, später vierzig Eisenbahngesellschaften und hat unzweifelhaft segensreich gewirkt, wie ausführlich bei v. d. Leyen nachzulesen ist. Dennoch tritt auch bei ihr das Verhängnisvolle des Privatbahnensystems wieder sehr deutlich hervor, denn auf die Dauer hat sie sich nicht halten können. Nachdem sie 1878 bis 1883 ruhmreich gewirkt hatte, brachen im Jahre 1884 aufs neue Tarifkriege aus, die vermutlich zur Auflösung des Joint Executive Committee führen werden. Wenigstens hat Colonel Fink den Vorsitz niedergelegt. Wie verwüstend und vernichtend diese Kämpfe um die Besorgung der Transporte, sei es von Personen oder von Gütern, sich zeigen, beweist die Thatsache, daß man im Jahre 1884 Wochen lang für einen Dollar von Newyork nach Chicago, eine Entfernung von 1400 Kilometern, fahren konnte, und daß auch die Frachten nicht entfernt zur Deckung der Selbstkosten ausreichten.

Diese und andre Schattenseiten eines durch Privatgesellschaften geleiteten Eisenbahnwesens haben auch in den Vereinigten Staaten auf den Ausweg geführt, welchen die Anhänger des Privatbahnsystems in der alten Welt gleichfalls befürwortet haben. Man unterwarf nämlich die Privatbahnen einer angeblich strengern Oberaufsicht des Staates und einer Gesetzgebung, welche die Mißstände zu verhindern sucht. Es wurde oben erwähnt, wie wenig die Gesetzgebung im gegebnen Falle respektirt werde, und um garnichts besser verhält es sich mit den Aufsichtsbehörden, welche einzelne Staaten ins Leben gerufen haben, in der Hoffnung, dieselbe von einer bundesstaatlichen Oberaufsichtsbehörde gekrönt zu sehen. Während die erstern die innerhalb der Einzelstaaten gelegnen Bahnen überwachen sollten, war der letztern die Aufgabe zugedacht, sich mit der Regelung des zwischenstaatlichen Verkehrs zu befassen.

Ähnliche Bestrebungen verfolgt man seit Jahren in England. Seit dem Jahre 1873 giebt es dort ein Eisenbahnaufsichtsamt — die sogenannten Railway Commissioners. Aber es ist Thatsache, daß diese Behörde sogut wie garnichts geleistet hat. Jeder Geschäftsmann hütet sich, vor derselben eine Klage gegen die Eisenbahngesellschaften anzustrengen, weil er dann für immer ein „Gezeichneter" — a marked man — ist, und selbst das Kriegsdepartement Ihrer britischen Majestät hat, laut seiner eignen Erklärung vor der Enquetekommission, die Scheu nicht überwinden können, gegen die Bahngesellschaften zu klagen — „weil es so viel mit denselben zu thun habe." Die Übermacht der Eisenbahnen, die jeden mit Strafe bedrohen, der sich wider ihre Verfügungen auflehnt, ist eben zu groß, als daß die Aufsichtsbehörde eine ersprießliche Wirksamkeit entfalten könnte.

*) Es sind gemeint die New York Central and Hudson River Railroad, die Pennsylvania Railroad, die New York Lace Erie and Western Railroad, die Baltimore and Ohio Railroad und die Grand Trunk Railroad of Canada.

Dieselben Erfahrungen macht man in den Vereinigten Staaten, wo übrigens die Aufsichtsämter noch nicht sehr verbreitet sind — erst in zweiundzwanzig von den achtunddreißig Unionsstaaten bestehen sie — und wo von diesen selbst die Einsetzung einer bundesstaatlichen Aufsichtsbehörde als ein „heroisches, beinahe verzweifeltes Mittel" gelegentlich bekämpft wird. Ihre Befugnisse sind insbesondre in den östlichen Staaten nicht weitreichend; sie sollen mehr durch sanfte Überredung und Vermittlung als durch Zwang und Strenge Übelstände zu beseitigen sich bemühen, und da, wo wie z. B. im Staate Massachusetts wirkliche Erfolge erzielt worden sind, werden diese als „eine vereinzelte, auf besondern Verhältnissen beruhende Erscheinung" hingestellt. Aber selbst in Massachusetts, das im ganzen von den verderblichen Auswüchsen der reinen Privatbahnpolitik verschont geblieben ist, werfen die Berichte der Behörde, wie v. d. Leyen im einzelnen zeigt, gerade keine günstige Beleuchtung auf die Eisenbahnen, lassen u. a. die Betriebssicherheit als nicht über alle Zweifel erhaben erscheinen. Und in Newyork, wo allerdings das Aufsichtsamt erst eine zweijährige Existenz aufweist, trotzdem aber sich sehr anerkennend über das Gesetz, dem es seine Begründung verdankt, und dessen Folgen äußert, möchte nach den von v. d. Leyen mitgeteilten Proben der Schluß, daß es mit den Eisenbahnzuständen wesentlich besser geworden sei, ein voreiliger sein. Der Wille der Aufsichtsbehörden ist gut, aber der Widerstand der Bahnen, bald aktiv, bald passiv, läßt nur geringe Erfolge reifen. So bringt denn die amerikanische Erfahrung einen neuen Beleg für die Unhaltbarkeit des Vorschlages, mit Aufsichtsbehörden mächtige Aktiengesellschaften zu einem das Publikum mit gehöriger Rücksicht behandelnden Verfahren anzuhalten. „Bei einfachen, normalen Verhältnissen, sagt v. d. Leyen (S. 175), kann ein staatliches Aufsichtsamt in kleinen Dingen nützlich wirken. In dem Wesen der Sache, der großen Aufgabe, die Eisenbahnen zu Dienerinnen des allgemeinen Verkehrs zu machen, sie anzuhalten zu einer dauernden, wahrhaft gemeinnützigen Wirksamkeit, können Aufsichtsbehörden den mächtigen Eisenbahngesellschaften gegenüber so gut wie nichts ausrichten, nicht in England, noch viel weniger in den Vereinigten Staaten von Amerika."

Nur an einige Punkte in dem reichen Inhalte des interessanten Buches konnte hier angeknüpft werden. Wer noch nicht überzeugt ist von den Segnungen des Staatsbahnwesens, der lese bei v. d. Leyen nach, was für Zustände sich bei der Freiheit des Eisenbahnwesens ausbilden. Da England, Rußland, Amerika auf diesem Gebiete übereinstimmende Erscheinungen zeigen, möchte man fast hinzufügen: zu welchen Zuständen naturgemäß die schrankenlose Freiheit Veranlassung bieten muß.

Strafen und Strafabmessung.

Die von dem Kaiserlichen Statistischen Amte herausgegebene „Kriminalstatistik für das Jahr 1883“ ist kürzlich erschienen. Ihr eingehendes Studium bietet nicht bloß für den Kriminalisten eine Fülle interessanter Daten, jeder Gebildete, dem die Sittlichkeitszustände in unserm Volke der Beachtung wert erscheinen, wird aus den mitgeteilten Zahlen so manches Ergebnis herausfinden, das überrascht und ihm neue Gesichtspunkte eröffnet. Besonders bemerkenswert erscheint die diesjährige Kriminalstatistik deshalb, weil zum ersten male für das ganze Reich ein Vergleich mit den entsprechenden Zahlen des Vorjahres möglich ist. Hierdurch wird es erst möglich, eine sichere Grundlage für die aus den Ergebnissen der Statistik zu ziehenden Schlüsse zu finden, denn, wenn es gewagt ist, aus den für ein Jahr ermittelten Zahlen sofort auf die kriminellen Zustände eines Landes zu schließen, so wird es doch schon erlaubt sein, dann, wenn dieselben Erscheinungen in zwei aufeinander folgenden Jahren wiederkehren, zu folgern. daß den gleichen Erscheinungen gleiche oder ähnliche Ursachen zu grunde liegen,

Die erschienene Statistik hat nicht alle strafbaren Handlungen zum Gegenstande, bezüglich deren im Jahre 1883 ein Strafverfahren stattgefunden hat. Es sind von ihr ausgeschlossen geblieben alle strafbaren Handlungen, über welche nicht von den ordentlichen Gerichten entschieden worden ist (u. a. die von den Militärbehörden abgeurteilten, die durch Strafbescheide der Polizei-, Verwaltungs- und Steuerbehörden erledigten Handlungen). Von den zur Zuständigkeit der ordentlichen Gerichte gehörenden Strafsachen sind nicht zum Gegenstande der statistischen Erhebungen gemacht worden: a) alle Übertretungen, d. h. die nur mit Haft oder mit Geldstrafe bis 150 Mark bedrohten Handlungen — weil bei der großen Zahl solcher Vergehen das an den weitaus größten Teil dieser geringfügigen Strafthaten sich knüpfende kriminalstatistische Interesse zu der durch ihre statistische Bearbeitung verursachten Mühewaltung in keinem Verhältnis stehen würde; b) Verbrechen gegen Landesgesetze — weil bei dem verschiednen Umfange des in den einzelnen Bundesstaaten neben dem Strafgesetzbuche bestehenden Landesstrafrechts und bei der Verschiedenartigkeit, mit welcher die einzelnen Landesgesetze gewisse strafbare Handlungen desselben oder ähnlichen Charakters (z. B. Forstdiebstahl) bald als Vergehen, bald als Übertretung qualifiziren, durch die Berücksichtigung der nach Landesrecht strafbaren Handlungen die Einheitlichkeit der Statistik beeinträchtigt worden wäre; c) Zuwiderhandlungen gegen die Vorschriften über die Erhebung öffentlicher Abgaben und Gefälle — weil dieselben bereits den Gegenstand einer besondern Statistik bilden.

Bei allen deutschen Amtsgerichten und Landgerichten waren im Jahre 1883 1 851 245 Strafsachen anhängig. Von dieser Gesamtzahl sind nicht Gegenstand der Statistik, weil unter die oben aufgeführten Ausnahmen fallend: 1 432 480, d. h. 77,38 Proz. aller gerichtlich entschiednen Strafsachen. Setzt man von dem hiernach für die Statistik verbleibenden Teile von 22,62 Proz. noch den auf Vergehen gegen die Gesetze, betreffend die Erhebung der Reichssteuern und Zölle, sowie auf Verbrechen und Vergehen gegen Landesgesetze fallenden Bruchteil ab, so ergiebt sich als Rest für die Kriminalstatistik 20,5 Proz. gegen 19,01 Proz. im Jahre 1882. Aus dieser nur unbedeutenden Erhöhung des Bruchteils wird der Schluß gezogen, daß 1883 wie 1882 ungefähr ein Fünfteil aller durch die ordentlichen Gerichte entschiednen Straffälle in der vorliegenden Kriminalstatistik Berücksichtigung gefunden hat.

Im ganzen Reiche hat sich die Zahl der rechtskräftig abgeurteilten Verbrechen und Vergehen gegen Reichsgesetze um ein kleines (3 Proz.) vermehrt. Am stärksten beteiligt an dieser Vermehrung sind die Oberlandesgerichtsbezirke Köln (+ 12,8 Proz.), Zweibrücken (+ 11,3 Proz.) und Kolmar (+ 10,9 Proz.), also der äußerste Westen Deutschlands. Eine besonders große Verminderung fällt — abgesehen von den beiden kleinsten Bezirken, Braunschweig (— 13,6 Proz.) und Oldenburg (— 17,6 Proz.) — auf Königsberg (— 9,2 Proz.).

Greift man aus den einzelnen gezählten Handlungen diejenigen heraus, von welchen in jedem der beiden Jahre 1882 und 1883 mehr als 30 000 den Gegenstand einer rechtskräftig gewordenen Entscheidung bildeten, so fielen

auf	Handlungen:	1883 Proz.:	1882 Proz.:
1. Diebstahl (einfachen und schweren) . . .	141729	30,1	30,8
2. Beleidigung	57983	12,3	12,3
3. Unterschlagung	37368	8,0	6,9
4. Gefährliche Körperverletzung	35180	7,5	7,3
5. Betrug	30721	6,5	6,7
zusammen:	302981	64,4	64,0,

auf alle übrigen Verbrechen und Vergehen gegen Reichsgesetze hingegen nur 167 235 Handlungen, d. h. 35,6 Proz. im Jahre 1883 gegen 36 Proz. im Jahre 1882.

Der Prozentsatz der Verurteilungen — gegenüber den auf Freisprechung oder Einstellung des Verfahrens lautenden Entscheidungen der Gerichte — betrug, gezählt nach

	Handlungen:		Personen:	
	1882	1883	1882	1883
Verbrechen und Vergehen gegen Reichsgesetze überhaupt	81,8	81,7	85,3	85,1
Diebstahl und Unterschlagung	88,4	88,3	85,6	85,3
Beleidigung	79,8	79,2	76,0	75,8
Körperverletzung	85,0	85,4	80,7	81,2.

Der Prozentsatz der Verurteilungen betrug	1883:	1882:
bei den strafbaren Handlungen gegen Staat, Religion und öffentliche Ordnung	88,43	87,98
bei den strafbaren Handlungen gegen die Person	81,82	82,08
bei den strafbaren Handlungen gegen das Vermögen	85,93	86,27
bei den Verbrechen und Vergehen im Amt	85,26	89,00.

Interessant ist weiter die durch Zahlen belegte Feststellung, daß sowohl 1883 wie 1882 überhaupt etwa ein Viertel, bei Vermögensvergehen nicht ganz ein Dritteil aller Verurteilten mit Freiheitsstrafe schon vorher bestraft war.

Zur gerichtlichen Entscheidung wurden im ganzen Reiche gebracht:

	Handlungen:		Personen:	
	1882	1883	1882	1883
Verbrechen und Vergehen gegen Reichsgesetze überhaupt:				
a) Entscheidungen überhaupt	456240	469718	403284	403657
b) auf Verurteilung lautende	389289	388611	329688	329750.

Hierzu wird bemerkt: Bezüglich der Verbrechen und Vergehen überhaupt zeigen sowohl die Handlungen als die Personen im Jahre 1883 gegen das Vorjahr eine Vermehrung in den absoluten Zahlen. Dieselbe ist aber bei den Personen so gering, daß im Verhältnis zu der gestiegenen Bevölkerungszahl sich für 1883 eine kleine Verminderung, also eine um ein geringes günstigere Zahl ergiebt. Dagegen zieht die stärkere Steigerung der Zahl der Handlungen auch höhere relative Zahlen nach sich. Es berechnen sich mehr Verbrechen und Vergehen auf die Einwohnerschaft; die Gefährdung derselben scheint also in der Art zugenommen zu haben, daß von einer kleinern Anzahl von Personen mehr solcher Handlungen verübt wurden. Man braucht jedoch diese verhältnismäßig stärkere Zunahme der Handlungen nicht in innern, in der Bevölkerung, beziehentlich dem Verbrechertum liegenden Gründen zu suchen, sondern kann sie darin sehen, daß zufolge der bei der Bearbeitung gemachten Erfahrungen die Angaben über die Handlungen sich verbessert haben. Diese Verbesserung bezieht sich auf die Gemeinschaftlichkeit der Strafthaten und läuft darauf hinaus, daß im Jahre 1883 mehr Handlungen gezählt worden sind, die Zunahme derselben also eine nur scheinbare ist.

Die ungünstigsten Stellen, ihren Kriminalitätsziffern nach, nehmen die östlichen Landesteile längs der russischen Grenze ein. Die günstigsten Ziffern haben Bezirke des Westens — Trier und Aachen —, des Nordwestens — Herzogtum Oldenburg, Osnabrück, Münster, Minden, beide Lippe, Waldeck — und des Nordens — Schleswig und beide Mecklenburg. Eigentümlich ist, ebenso wie im Vorjahre, die ungünstige Stellung der Rheinpfalz und der beiden schwarzburgischen Fürstentümer inmitten von Bezirken mit weit günstigeren Zahlen, und anderseits treten mit auffallend günstigen Ziffern auch 1883 wieder die Bezirke Sigmaringen, Baden und Mosbach aus ihrer Umgebung heraus. Von

den Veränderungen gegen das Vorjahr iſt die bedeutend ungünſtiger gewordene Stellung des Elſaß, ſowie die bedeutend verbeſſerte des Herzogtums Oldenburg, Anhalts und des Staates Lübeck hervorzuheben. Hierbei fällt der außerordentlich weite Abſtand auf, der die ungünſtigſten von den günſtigſten Verhältniszahlen trennt. Während z. B. im Bezirke Königsberg auf 100000 über zwölf Jahre alte Einwohner 1432 Verurteilte kamen, waren es im Bezirke Minden nur 436, alſo etwa ein Dritteil, auf 100000.

Bei den Verbrechen und Vergehen gegen Reichgeſetze überhaupt kamen

	auf 1000 ſtrafmündige		auf 100
	männliche Einwohner	weibliche Einwohner	männliche Verurteilte
im Jahre:	männliche Verurteilte:	weibliche Verurteilte:	weibliche:
1882	17,14	3,80	23,4
1883	17,03	3,81	23,7.

Es iſt alſo eine ſo gut wie vollkommene Übereinſtimmung in den Verhältniszahlen beider Jahre vorhanden. Indeſſen iſt die kleine Abnahme, die in der Kriminalitätsziffer im allgemeinen ſtattgefunden hat — im Jahre 1882: 10,28, im Jahre 1883: 10,23 Verurteilte auf 1000 Einwohner —, lediglich beim männlichen Geſchlechte bemerkbar. Bei den einzelnen Vergehensarten zeigt die Kuppelei ein großes Überwiegen der weiblichen Verurteilten, bei den andern wird die größte Annäherung erreicht bezüglich der Hehlerei, an dieſer zeigt das weibliche Geſchlecht einen mehr als dreimal ſo ſtarken Anteil wie an den Verbrechen und Vergehen überhaupt. Während die Zahl der weiblichen Verurteilten nur den vierten Teil der ſämtlichen Verurteilten überhaupt beträgt, iſt die Zahl der wegen Hehlerei verurteilten weiblichen Perſonen nahezu drei Vierteile (73,3 Proz.) der wegen desſelben Vergehens verurteilten männlichen Perſonen.

Von 100 der in den Jahren 1882 und 1883 wegen Verbrechens und Vergehens verurteilten gehörten ihrem Berufe nach an: 1. der Land- und Forſtwirtſchaft, Jagd und Fiſcherei: a) als Selbſtändige und Geſchäftsleiter: 5,70 und 5,57, b) als Gehilfen, Arbeiter, Tagelöhner: 15,66 und 21,62, c) Angehörige: 2,61 und 3,45; 2. Induſtrie, Bergbau und Bauweſen: a) Selbſtändige und Geſchäftsleiter: 7,14 und 7,24, b) Gehilfen, Arbeiter und Tagelöhner: 23,66 und 24,87, c) Angehörige: 4,05 und 4,20; 3. Handel und Verkehr: a) Selbſtändige und Geſchäftsleiter: 5,17 und 4,97, b) Gehilfen, Arbeiter, Tagelöhner: 3,27 und 4,12, c) Angehörige: 1,11 und 1,07; 4. Arbeiter, Tagelöhner ohne Angabe eines beſtimmten Erwerbszweiges: a) Erwerbsthätige: 16,88 und 11,49, b) Angehörige: 3,45 und 2,22; 5. Dienſtboten für häusliche Zwecke: a) Erwerbsthätige: 3,16 und 2,46, b) Angehörige: 0,07 und 0,07; 6. öffentliche und Hofdienſte, ſogenannte freie Berufsarten: a) Erwerbsthätige: 1,53 und 1,39, b) Angehörige: 0,23 und 0,21; 7. ohne Berufe und Berufsangabe: a) Selbſtändige: 5,23 und 5,67, b) Angehörige: 0,59 und 0,38.

Die Vergleichung der Ergebnisse der Statistik für die beiden Jahre 1882 und 1883 zeigt ferner, daß auf 100000 Einwohner derselben Religion oder Konfession Verurteilte kamen:

	bei den Christen			bei den
im Jahre:	evangelischen:	katholischen:	zusammen:	Juden:
1882	675	773	710	617
1883	663	787	708	641.

Die Erläuterungen sagen hierüber: Dies würde eine zwar geringe, aber doch bemerkenswerte Verschiebung zu Ungunsten der Katholiken erkennen lassen. Indessen muß, auch abgesehen davon, daß aus dem Vergleich zweier Jahre überhaupt keine Schlüsse auf einen Einfluß der Religion, der sich doch nur in einer längeren Reihe von Jahren erkennbar machen könnte, gezogen werden dürfen, betont werden, daß man sich sehr zu hüten hat, den Einfluß der Religion oder Konfession Wirkungen zuzuschreiben, die von ganz andern Faktoren abgeleitet werden müssen. Sowohl für die Religionen wie für die Konfessionen kommen bekanntlich die Stammesverschiedenheiten in Betracht, und diese hängen ihrerseits mit denjenigen der Wohnsitze zusammen. Wenn man nun Veränderungen in den Kriminalitätsziffern der verschiednen Konfessionen wahrnimmt, so mögen sich in denselben Veränderungen in der Verbrechensbeteiligung der gesamten Einwohnerschaft einzelner, vorwiegend katholischer oder vorwiegend evangelischer, Landesteile aussprechen. Diese Veränderungen aber mögen ihrerseits wieder auf Ursachen zurückzuführen sein, die weder mit der Religion noch mit der Stammeseigentümlichkeit der Einwohner etwas zu thun haben, sondern in nur durch äußere Ursachen herbeigeführten wirtschaftlichen Veränderungen begründet sind. Die jüdische Bevölkerung weist bei den meisten Vergehen eine geringere, eine stärkere Beteiligung jedoch an folgenden auf: Verbrechen und Vergehen im Amte, Zuwiderhandlungen gegen § 147 der Gewerbeordnung, Meineid, Beleidigung, Hehlerei, Betrug, Urkundenfälschung und Bankerott. Beispielsweise sei erwähnt, daß, während bei den Christen auf 100000 Einwohner 1,9 wegen Meineids Verurteilte kamen, bei den Juden auf 100000 4,4 gezählt wurden.

Die Häufigkeit der wegen Verbrechen und Vergehen gegen Reichsgesetze verhängten Strafarten stuft sich in folgender Reihenfolge ab: Gefängnis 68 Proz., Geldstrafe 26,70 Proz., Zuchthaus 3,74 Proz., Verweis 1,04 Proz., Haft 0,44 Proz., Festungshaft 0,05 Proz., Todesstrafe 0,03 Proz.

Und hier kommen wir nun auf einen Punkt, der zwar in der Statistik nicht besonders hervorgehoben wird, der aber aus den betreffenden Tabellen überall klar hervorleuchtet. Das ist die allzugroße Milde der Richter in der Anwendung der Strafgesetze. Bereits im Jahre 1874 war die hierin liegende Gefahr durch den preußischen Justizminister Dr. Leonhardt erkannt und es war in einem Schreiben an die Beamten der Staatsanwaltschaft darauf hingewiesen worden, daß nicht ohne Grund eine ungerechtfertigte Milde

in der Bestrafung Schuldiger als eine der ganzen bürgerlichen Gesellschaft drohende Gefahr empfunden werde. Faßt man nun die Praxis der Gerichte, wie sie in der Kriminalstatistik für 1883 zusammengestellt ist, ins Auge, so ergiebt sich sofort, daß die Milde überall noch Platz greift. Es wurde beispielsweise im Jahre 1883 in den verschiednen Oberlandesgerichtsbezirken erkannt: bei einfachem Diebstahl auf Gefängnisstrafe von 3 Monaten und darunter in 95,6 Proz. (Karlsruhe), in 93,7 Proz. (Königsberg), in 94,3 Proz. (Darmstadt) aller Fälle. Gefängnisstrafen von über 3 Monaten bis zu einem Jahre erhielten in Karlsruhe von 2226 wegen einfachen Diebstahls Verurteilten nur 52, in Königsberg von 5778 Verurteilten nur 182, in Darmstadt von 886 Verurteilten nur 21. Nur gegen 3 wegen einfachen Diebstahls Verurteilte wurde in Darmstadt eine Gefängnisstrafe von mehr als 1 Jahr ausgesprochen; eine höhere Strafe wurde überhaupt nicht erkannt. Und doch droht der § 242 des Strafgesetzbuchs für den einfachen Diebstahl Gefängnis bis zu 5 Jahren an. Ähnlich wie in den herausgehobenen, oft noch schlimmer, ist es in allen andern Oberlandesgerichtsbezirken. Überall läßt sich aus den gegebnen Zahlen das Bestreben der Gerichte herauslesen, von dem zulässigen Strafminimum nicht allzuweit sich zu entfernen und nur geringfügige Strafen auszusprechen. Es wird dabei ganz vergessen, daß eine derartige Anwendung des Strafgesetzes fast ebenso willkürlich ist, als wenn etwa ein Gericht sich garnicht mehr um den gesetzlichen Strafrahmen kümmern wollte. Denn wenn der Gesetzgeber ein Vergehen — nehmen wir der Kürze halber wieder den Diebstahl — mit einer Gefängnisstrafe von einem Tage bis zu 5 Jahren bedroht, so ist er doch der Ansicht, daß der Richter nur in ganz besonders leichten Fällen auf die geringste Strafe erkennen soll, daß dagegen in allen gewöhnlichen Fällen eine Gefängnisstrafe, die sich etwa in der Mitte des Strafrahmens bewegt, eintreten soll. Wird nicht dieser Absicht des Gesetzgebers beinahe Hohn gesprochen, wenn kürzlich ein Gericht, wie in der Zeitschrift des Königlich Preußischen Statistischen Büreaus, Heft I bis III, Jahrgang 1885, mitgeteilt wird, gegen eine Mutter, die ihre zehnjährige Stieftochter in fünf Fällen zum Diebstahl angestiftet hatte, eine Gefängnisstrafe von drei Wochen erkannt hat? Formell mag diese Strafe innerhalb des gesetzlichen Strafrahmens geblieben sein, materiell aber ist die Entscheidung ebenso unrichtig, als wenn das Gericht etwa auf einen Verweis erkannt hätte.

Ich glaube diese Betrachtung nicht besser schließen zu können als mit den Worten, die am Schlusse einer längern Abhandlung des Geh. Oberregierungsrates Illing, abgedruckt in der vorhin erwähnten Zeitschrift des Königlich Preußischen Statistischen Büreaus, zu lesen sind. Dort heißt es: Dem Verlangen nach strengern Bestrafungen wird gemeinhin mit dem Hinweis darauf begegnet, daß die barbarischen Strafen der Vorzeit nicht zur Verminderung der Verbrechen, sondern zur Verrohung des Volkes geführt hätten. Mit diesem Einwande, der häufig die Form von Deklamationen über die Anforderungen der

Humanität und der fortſchreitenden Ziviliſation annimmt, iſt aber die Sache nicht abgethan. Es fällt niemandem ein, die Schreckensſtrafen der Carolina oder nur des Landrechts wiederherſtellen zu wollen. Gegenüber der milden Praxis aber, wie ſie ſich aus der Statiſtik ergiebt, iſt die Frage geſtattet, was eigentlich mit ſolchen Strafen erzielt werden ſoll. Sie können weder zur Abſchreckung noch zur Beſſerung dienen und haben ſchließlich nur den einen Erfolg, daß die Anfänger auf der Laufbahn des Verbrechens durch die Gemeinſchaftshaft in den kleinen Gefängniſſen für das Verbrechertum reif gemacht werden und ſich nach und nach an die Gefängnishaft gewöhnen, während die fertigen Verbrecher, die Diebe von Profeſſion, nach Verbüßung der gegen ſie erkannten kurzen Strafen den Krieg gegen das Eigentum ihrer Mitbürger mit ungeſchwächtem Mute fortſetzen, bis ſie, wieder und wieder rückfällig, ſchließlich das Zuchthaus als eine Art von Verſorgungsanſtalt anſehen. Der gemeine Mann ſchätzt die Schwere der Verbrechen nach der Strafe, und wenn dieſe allzu gelinde wird, dann lernt er auch die Miſſethat gering anſchlagen. So lange die gegenwärtige Strafpraxis fortbeſteht, kann unſre Strafrechtspflege als ein Mittel der Repreſſion gegen das Verbrechertum nicht zur vollen Geltung kommen.

Darmſtadt. Karl Meiſel.

Zwei fürſtliche Frauen des achtzehnten Jahrhunderts.

2. Fürſtin Eleonore Liechtenſtein.

In der Geſchichte der Staaten ſind es nicht bloß allbekannte, vor jedermanns Augen ſich vollziehende Thatſachen, die auf den Gang der Politik beſtimmenden Einfluß üben; vielleicht vorzugsweiſe ziehen ſich die eigentlichen tonangebenden Motive in ein geheimnisvolles Dunkel zurück, aus dem ſie nur der dem innerſten Kern der Dinge nachſpürende Fleiß und Scharfſinn ſpäterer Geſchlechter wieder hervorzuziehen vermag. Wir wiſſen nicht, ob dies überall gelungen iſt und überhaupt gelingen kann; bei manchen wichtigen Ereigniſſen der Weltgeſchichte ſind wir wohl öfters in Verlegenheit, wie wir uns den Zuſammenhang von Urſache und Wirkung zu denken haben. Wir fühlen deutlich, daß dieſes und jenes überlieferte Faktum nicht der letzte Grund einer Handlungsweiſe geweſen ſein kann, daß das Verhältnis zwiſchen Urſache und Wirkung ein zu ungleiches iſt, als daß wir den von der naiven Anſchauungsweiſe der alten Schriftſteller angege-

benen Äußerlichkeiten ein unbedingtes Zutrauen schenken dürften. Daß wir über viele Punkte in der Geschichte der Völker ältern und neuern Datums noch heutzutage, wo doch die Geschichtsforschung ihren eminenten Aufschwung und ihr unterscheidendes Merkmal gerade der Versetzung historischer Motive in die Innerlichkeit des Gemüts verdankt, in tiefem Dunkel schweben, rührt einerseits von der völligen Unmöglichkeit her, aus den dürren Notizen früherer Chronisten ein objektiv richtiges Bild zu erhalten, anderseits wohl auch von der sogar jetzt noch bei vielen herrschenden Art und Weise, sich Weltgeschichte zu konstruiren. Denn wenn auch bei dem oben bemerkten Mangel der ältern Geschichtschreibung Gefahr vorhanden ist, daß für die Phantasie geistvoller Forscher ein allzuweites Feld subjektiver Darstellung offen steht, so hat doch die andre Anschauungsweise, die mit dem Geiste der Geschichte fertig zu sein glaubt, wenn sie Cäsar nach Gallien wie auf den Exerzierplatz gehen läßt, außer der unrichtigen auch noch eine langweilige Seite.

Unter denjenigen Einflüssen, die sich mehr oder minder dem Auge des oberflächlichen Beobachters entziehen und die namentlich in neuerer und neuester Zeit die Geschicke der Völker bestimmt haben, nimmt der Einfluß, den die Frau auf den Mann ausübt, nicht den letzten Platz ein. Dieser Einfluß war nicht immer derselbe. Daß diese Verschiedenheit mit der öffentlichen Stellung der Frauen in den verschiedenen Zeitaltern zusammenhängt, braucht wohl kaum erwiesen zu werden. Ich zweifle nicht im geringsten, daß die Frauen aller Zeiten Energie und Willen genug besessen haben, um ihren ganzen Einfluß, den ihnen ihre natürliche Stellung dem Manne gegenüber giebt, zur Geltung zu bringen; aber erst der neuern Zeit mit ihrer verfeinerten Lebensweise blieb es vorbehalten, das Weib aus dem Innern des Hauses heraus auf den Markt des öffentlichen Lebens zu treiben. Und da ist es denn wieder das Mutterland aller feinen Lebensart, Frankreich, das nicht nur die Vorbilder, sondern auch das größte Kontingent zu der Reihe öffentlicher Frauencharaktere geliefert hat. Welcher reiche Wechsel bunter Gestalten! Was schön und liebenswürdig, geistvoll und witzig, verschwenderisch und zügellos ist — in der Geschichte der drei letzten Jahrhunderte Frankreichs haben wir es anschaulich vor uns. Von der strengen, schlauverständigen Tochter der Medici und der sanften Gabriele d'Estrées, von der kühnen, leidenschaftlichen Montespan und der kühlen, leidenschaftslosen Maintenon bis herab zu der raffinirtverschwenderischen Pompadour und der im Pfuhl der gemeinsten Sinnlichkeit versunkenen Dubarry — welch ein Kreis wechselnder Gestalten, bedeutend genug, um daraus den Kern der neuesten französischen Geschichte zu bestimmen! Nicht nur der Charakter der einzelnen Regenten, auch der Geist der ganzen Zeit spiegelt sich in diesen Frauenbildern wieder. Die kalte, ränkevolle Mediceerin — ist sie nicht der lebhafte Wiederschein ihrer unruhigen, kabalesüchtigen und kriegswilden Zeit? Verkündet nicht die liebliche Gabriele d'Estrées den anbrechenden Morgen eines geordneten Zeitalters unter Heinrich IV., dem angebeteten Volks-

könige, unter dem, charakteristisch genug, jeder Bauer sein Sonntagshuhn auf dem Tische haben sollte? Erinnert uns die phantasievolle, nicht unedel Erscheinung der Montespan nicht an die bessern Jahre Ludwigs XIV., der mit dem Auftreten der Maintenon die dunkeln Seiten seines Charakters, unbezähmbare Ruhmsucht, Frömmelei und bigotte Verfolgungswut hervorkehrte? Wie sehr endlich die Pompadour und die letzte in der langen Reihe königlicher Geliebten, die Gräfin Dubarry, den Eigenschaften und Fähigkeiten Ludwigs XV. entsprechen, ist allbekannt.

Auch die deutsche Geschichte zählt unter ihren berühmten Frauennamen nicht wenige politische Charaktere; doch zeigt sich auch hier sofort der tiefe Gegensatz, der überall und zu allen Zeiten deutsches und wälsches Wesen getrennt hat. Weniger der Grad des Einflusses, den die einzelnen Frauen der beiden Nationen auf ihre Zeit gewonnen haben, als die Art und Weise, wie derselbe zur Geltung gebracht wurde, ist das unterscheidende Merkmal zwischen den politischen Frauencharaktern Frankreichs und Deutschlands. Keine der berühmten Frauen unsers Vaterlandes ist in gleichem Maße wie ihre französischen Ruhmesgenossinnen über die natürlichen Schranken ihres Geschlechts hinausgegangen. Unsre Geschichte hat keine Jeanne d'Arc aufzuweisen, wenn auch deshalb niemand behaupten wird, daß es den deutschen Frauen jemals an patriotischem Opfermut gemangelt habe. Die geschichtlichen Frauen Deutschlands bieten deshalb ein in ruhigere und harmonischere Farben getauchtes Bild dar: fast ausnahmslos finden wir bei ihnen, neben den heroischen Eigenschaften, welche sie über ihre nächste Berufssphäre hinaushoben, auch die zarteren Seiten vertreten, die das Glück eines engern und engsten Kreises ausmachten. Ist dies auch kein Ruhm in dem gewöhnlichen Wortsinne, so ist es doch eine Zierde, und wir dürfen uns glücklich preisen, daß häusliche Tugenden und echt weibliches Empfinden recht wohl neben den glanzvollen, nach außen wirkenden Eigenschaften Platz finden können.

Von solcher Art ist die Frau, welcher die nachfolgenden Seiten gewidmet sind. Eleonore Liechtenstein gleicht einer der fürstlichen Frauen, wie sie die römische Kaiserzeit in Marmor gebildet oder wie sie Tizian und Holbein gern gemalt haben. Sie war kein Ideal, aber ein typischer Charakter ihrer Gesellschaft, eine Frau des achtzehnten Jahrhunderts, mit allen Vorzügen und Schwächen ihres Geschlechts und ihrer Zeit: voll von Kontrasten, voll Geist und Spott, Anmut und Kraft, herzlich und derb, stark im Wollen, unabhängig im Urteil, ihrer Überzeugung getreu, streng, sittlich, aufopfernd, stolz, keusch und barmherzig. Obwohl aus der Aufklärungszeit erwachsen, behielt sie doch eine Abneigung gegen die philosophischen und humanisirenden Bestrebungen ihrer Zeit; ihre Sympathie wandte sich mehr den herrschenden Ständen und Personen als dem Volke zu; ihr politischer Enthusiasmus war mehr loyal als patriotisch; aber sie hatte eine lebendige Teilnahme für das öffentliche Leben und fühlte

das Unglück der Zeit, den Gegensatz der herrschenden Ideen bis ins tiefste Herz. Sie war eine Zeitgenossin der Frau von Stein, der Angelica Kaufmann, der Landgräfin Karoline von Hessen, der unglücklichen Marie Antoinette von Frankreich und der Königin Luise von Preußen. Sie gehörte der vornehmen Gesellschaft Österreichs an, war eine Aristokratin von Geburt und Gesinnung, eine der ersten Frauen am Hofe Maria Theresias und Josephs des Zweiten. Sie erlebte die französische Revolution und wurde die Stammmutter eines Geschlechts, dessen Enkel und Urenkel ihrer mit Stolz und Verehrung gedenken.

Eleonore Liechtenstein war eine geborne Fürstin von Öttingen-Spielberg, eine Tochter des Fürsten Johann Aloys des Ersten, jenes wunderlichen und gutmütigen Duodezsouveräns, von dem der boshafte Ritter von Lang in seinen bekannten Memoiren erzählt, daß er, nachdem seine tiefverschuldeten Güter unter kaiserliche Sequestration gekommen waren, weil er nichts mehr zu regieren hatte, tagelang im Fensterflügel seines Schlosses, oberhalb des Thores gelegen, die aus- und eingehenden Leute beobachtet und mit ihnen con amore geplaudert habe. Auch die sonstigen Zustände am Öttingenschen Hofe waren nicht dazu angethan, einen bildsamen Einfluß auf begabte jugendliche Gemüter auszuüben. Zur Vollendung ihrer Erziehung wurde Eleonore mit ihrer Schwester in ein französisches Kloster nach Straßburg gebracht. Die Mädchen vergaßen dort ihre Muttersprache fast gänzlich, lernten Französisch, etwas Geschichte und Geographie, Reliquien einfassen, Altarpolster sticken und ähnliche Künste. Im Jahre 1760 starb ihrer Mutter Schwester, die Herzogin von Guastalla, und vermachte ihnen ihr ganzes bedeutendes Vermögen. Eleonore wurde dadurch mit einem Schlage aus einer mittellosen, fast armen Prinzessin zu einer der reichsten Erbinnen. Die nächste Folge dieses Glückswechsels bestand darin, daß die beiden jungen Mädchen noch im Sommer desselben Jahres an den Wiener Hof kamen, mit dem, wie die meisten süddeutschen Adelsfamilien, auch die Öttingen seit Alters intime Beziehungen unterhielten. Es dauerte auch nicht lange, so hatten die Schwestern Freier aus den höchsten Kreisen der österreichischen Gesellschaft gefunden. Leopoldine verlobte sich mit dem jungen Grafen Ernst Kaunitz, dem Sohne des Staatskanzlers; zwei Monate später Eleonore mit dem Fürsten Karl Liechtenstein, der sich bereits im siebenjährigen Kriege aufs vorteilhafteste ausgezeichnet hatte und in der Stufenleiter militärischer Ehren bis zum Generalmajor emporgestiegen war. Die ersten Jahre ihrer glücklichen Ehe verlebte Eleonore meist auf ihren Gütern in Mähren und auf denen ihres Mannes in Niederösterreich. Die Wintermonate wurden in Wien zugebracht. Die erste Gelegenheit, nach außen hin bedeutsamer hervorzutreten, fand sich für die junge Frau, als sie im Jahre 1764 mit ihrem Gemahl der Krönung Josephs des Zweiten in Frankfurt als Ehrendame assistiren mußte. Auf dem Wege dahin wurde in München, wo die Mißwirtschaft des bairischen Hofes Eleonore scharfe und treffende Worte entlockte, und in Öttingen Halt

gemacht. Ergötzlich ist die Schilderung, welche die Reisende von einem Besuche an dem benachbarten Ansbachschen Hofe macht. Eleonore fuhr in einem alten viersitzigen Wagen, den schon ihre Mutter verwünscht hatte und der unterwegs auch zweimal brach; dabei war sie hofmäßig gekleidet und stieß mit ihrer hohen Frisur immer an die Decke des Wagens. Der Markgraf Friedrich Karl Alexander — derselbe, der später sein Land an Preußen abtrat — empfing die Liechtenstein inmitten seines kleinen Hofstaates kühl und feierlich wie ein großer Souverän. Die Hofherren waren nicht unterhaltend, die Damen häßlich, abscheulich angezogen und in einer Weise dekolletirt, wie Eleonore es noch nie gesehen hatte. Bei dem Diner brachten alle Toaste aus. Nach demselben zeigte der Markgraf dem Gaste seine Pferde und Hunde, die er für seine Parforcejagden aus England hatte kommen lassen. Eleonore blieb indessen bei den Damen. Abends war Spiel und Souper, und sie fuhren dann müde und gelangweilt nach Hause. Am 19. März trafen sie in Frankfurt ein. Wer kennt nicht die anschauliche Schilderung, die Goethe von der Krönung Josephs des Zweiten in „Dichtung und Wahrheit" gegeben hat? Eine große Anzahl Herren und Damen aus den vornehmsten Kreisen ganz Deutschlands hatte sich in Frankfurt zusammengefunden. Schon damals ging Joseph seine eignen Wege, die weitab von der überlieferten Bahn führten. Durch den frühzeitigen Tod seiner ersten Frau, der schönen, melancholischen Isabella von Parma, war er in den Jahren, wo andern der frohe Lebensgenuß erst recht aufzugehen pflegt, zu stiller Zurückgezogenheit und träumerischer Grübelei veranlaßt worden. „Mein Herz ist von Schmerz erfüllt — schreibt er unmittelbar vor der Krönung an seine Mutter —, wie kann ich von einer Würde erfreut sein, von der ich nur die Last und keine Annehmlichkeit kenne; ich, der ich die Einsamkeit liebe und nur schwer mit unbekannten Leuten verkehre, soll immer in der Welt sein und Gespräche mit fremden Personen führen; ich, der ich nur wenige Worte habe, soll den ganzen Tag schwätzen und auf angenehme Weise nichts sagen." Doppelt bedeutsam klingt aus einem solchen Munde das Lob, das der junge König über die in Frankfurt anwesenden deutschen Frauen äußert: „Die deutschen Frauen gefallen mir in ihrer äußern Erscheinung viel besser als die Frauen in Wien; sie sind fröhlicher und haben mehr Geist."

Seit dem Krönungsfeste war Eleonore Liechtenstein in nähere Beziehungen zum Hofe gekommen. Es ist ein wahrhaft erquickendes, fast idyllisches Bild, eine Oase inmitten der Wüsteneien der zahlreichen Höfe des achtzehnten Jahrhunderts, dieser Hof Maria Theresias. Von ihren Töchtern war im Jahre 1760 die älteste, Maria Anna, 22 Jahre alt, Maria Christine 18, Elisabeth 17, Amalie 15, die jüngeren, Johanna, Josephine, Karoline und Antonie, waren Kinder von 10 bis 5 Jahren. Außer Joseph waren noch vier jüngere Söhne, Karl, Leopold, Ferdinand und Max, da. Einen jähen Riß in das schöne Familienleben machte der plötzliche Tod des Kaisers im August 1765. Einige

Zeit glaubte man, die Kaiserin werde in der Heftigkeit ihres Schmerzes die Regierung an den Sohn abtreten; erst nach und nach gewann die mutige Frau wieder die Lust am Leben.

Die nächsten Jahre nach dem Tode Kaiser Franz' waren für Eleonore von dem buntesten Wechsel des Hoflebens in Anspruch genommen. Nicht ohne ihre Mitwirkung war die zweite Heirat Josephs mit der bairischen Prinzessin Josepha, der Schwester des Kurfürsten Max Joseph, zustande gekommen. Bekanntlich war diese Ehe eine der unglücklichsten, die je geschlossen wurden, und konnte die Verdüsterung in Josephs Gemüt, anstatt sie — wie man gehofft hatte — zu heben, vielmehr nur noch steigern. Dagegen glückte die Verbindung der zweiten Tochter Maria Theresias, Maria Christine, mit dem Herzog Albert von Sachsen-Teschen, dem spätern Reichsgeneral-Feldmarschall, in einer umso erfreulicheren Weise. Die Memoiren des letztgenannten Fürsten geben ein genaues Bild des gleichzeitigen gesellschaftlichen Hof- und Adelslebens. Wie verschieden war doch dasselbe von jenem des siebzehnten Jahrhunderts und von dem unsrer Tage! Man hörte nichts von den wüsten Gelagen, von den wilden nächtlichen Ritten, von welchen uns die Chroniken nach der Zeit des dreißigjährigen Krieges erzählen; man hörte auch nichts von der Frivolität und Raffinirtheit des französischen Adels am Hofe Ludwigs XV. Wohl war noch die Rokokozeit mit ihrem koketten Treiben und ihren süßmatten Spielen in der Blüte, aber alles hatte eine feine, glatte Form angenommen. Die Herzen pulsirten gewiß noch in heißer Leidenschaft, die Strenge der Alten und die Ausgelassenheit der Jungen kamen oft in Streit, aber in der häuslichen Zucht und in dem kühlen, steifen Ton der Gesellschaft erloschen die Flammen. Eine große Verschiedenheit war zwischen dem Adel in Innerösterreich und jenem in Böhmen und Mähren. In Steiermark, Kärnten und Krain hatte sich der Landadel mit kleinen Gütern erhalten. In den slawischen Ländern war nach der großen Revolution unter Ferdinand II. der Grundbesitz in großen Latifundien an wenige, zunächst deutsche Familien gekommen, welche sich nach der Sitte der Zeit französirten und die französische Kultur, wie früher die italienische, vermittelten. Man darf nur die Schlösser in Steiermark mit denen in Böhmen und Mähren vergleichen; die erstern sind fast alle burgartig und im Renaissancestil, die letztern im Rokokostil gebaut. Wenn man durch die Säle dieser Schlösser geht, tritt einem überall das vorige Jahrhundert mit seiner steifen Grandezza, mit seiner gepuderten falschen Antike und seiner hausbacknen Gelehrsamkeit entgegen. Aus diesen Schlössern ist eine Reihe von Männern hervorgegangen, ausgezeichnet durch ihre praktische Tüchtigkeit im Krieg und im Frieden, aber in der Teilnahme für die geistige Bildung der Zeit wurden sie von ihren Frauen überragt. „Die Erziehung, die wir unsern Frauen geben — schreibt einmal Leopoldine Kaunitz an ihre Schwester —, ist gut, die unsrer Söhne schlecht. Man lehrt sie größtenteils unnütze Dinge; was am allernotwendigsten ist und das Glück des Lebens bildet, nämlich sich

selbst beschäftigen, daran denkt man nicht. Du findest bei uns viele Frauen, welche die Lektüre lieben und trachten, sich zu unterrichten; aber es giebt nur wenige Männer bei uns, welche sich darum kümmern; die meisten spötteln, wenn man ein gutes Buch liest oder von interessanten Geschichten spricht, ohne zu wissen warum. Das kommt daher, weil sie in ihrer Jugend nur lateinische Bücher in die Hand bekommen und ihre Zeit mit einem abstoßenden langweiligen Studium ausgefüllt ist."

Der österreichische Adel hatte seine Freiheiten längst zu den Füßen der Habsburger niedergelegt, und seit Ferdinand II. gab es in den Landstuben der Provinzen keinen Widerstand mehr. Die vornehmsten Geschlechter hatten selbst an dem Aufbau des absoluten Österreichs mitgearbeitet und blieben die Hauptstützen desselben bis in die Neuzeit. Bei aller Schärfe des absoluten Regimes unter Leopold I. und Karl VI. war Österreich ein föderativer Staat und wurde aristokratisch regiert, denn die ersten Stellen in der Armee, die Minister-, Gesandten- und Statthalterposten, die Bischofssitze und Domherrnpfründen, waren fast durchaus von den Söhnen der adlichen Geschlechter besetzt. Der Adel umgab den Hof, leitete die Regierung und beherrschte das Volk. Auch als Maria Theresia den einheitlichen Staat gegründet hatte, fügte sich der Adel in allen Provinzen, sogar in Ungarn. Erst als in der Reformperiode von 1765 an das Feudalverhältnis angebrochen wurde und über den Trümmern der alten Ordnung ein neuer Staat mit gleichartiger Prägung und vornehmlich büreaukratischen Formen erwuchs, trat der Adel allmählich in einen Gegensatz zur Krone. Dieser Gegensatz wurde in den ständischen Ausschüssen und im Ministerrate nur selten und leise ausgesprochen, auch nicht gehört, aber er zog trotz der mannichfaltigen Neigungen zur Aufklärung immer weitere Kreise und öffnete eine Kluft, in welcher ein großer Teil der josephinischen Reformen begraben ward.

So lange Maria Theresia lebte, hat die politische Strömung das gesellschaftliche Leben des Adels nicht gestört. Wer vermöchte dieses heitere, innerlich bewegte Leben mit seinen Reizen und Genüssen zu schildern! Wir erkennen es nur aus den Briefen und Bildern jener Zeit. Im Frühjahr, wenn der Hof nach Laxenburg ging, zerstreute sich die ganze vornehme Gesellschaft in die Bäder und Schlösser. In fröhlichen Zügen streiften Herren und Frauen durch Park und Wald, über Feld und Wiesen, bald zu Fuß, bald zu Pferd, bald zum Vergnügen, bald um einen Besuch zu machen. Die Korridore und Säle hallten wieder von Musik und Gesang, von neckischen Scherzen und fröhlichem Gelächter, von Tanz und Spiel. An einsamen Tagen, wo auch die besten Wege nicht fahrbar waren, rückte alles zusammen und brachte soviel Unterhaltung, daß die Zeit rasch verging. Gewiß war in diesem Leben viel kindische Lust und Ausgelassenheit, aber es spielten auch heftige Kämpfe und Leidenschaften, Neigung und Abneigung, Leid und Entsagung aller Art hinein.

Eine größere Rolle ſpielt in den Briefen Eleonorens die Verbindung der jüngſten Kaiſertochter Maria Antonie mit dem Dauphin von Frankreich. Wir erfahren da, was das ſpätere unglückliche Schickſal dieſer Fürſtin in natürlicher Weiſe vergeſſen machen mußte, daß ihr Charakter ſchon in jener frühen Jugend die bedenklichſten Blößen aufwies, die jeden Weiterſchauenden mit ſchweren Sorgen für ihre Zukunft erfüllen mußten. Die Erziehung Maria Antoniens, die ausſchließlich mit Rückſicht auf ihre künftige hohe Stellung eingerichtet wurde, hätte bei ihrem Hang zum Leichtſinn gerade nach entgegengeſetzten Normen geleitet werden müſſen; ſo aber beſchränkte man ſich darauf, ihr die geläufige franzöſiſche Ausſprache und einiges wenige aus der Geſchichte und Literatur beizubringen. Am 21. April 1770 nahm ſie Abſchied von ihrer Mutter und ihrer Vaterſtadt, um ſie niemals wiederzuſehen. Eleonore Liechtenſtein war von der Kaiſerin eingeladen worden, die Prinzeſſin zu begleiten, hatte aber die Einladung abgelehnt. In den Wiener Kreiſen berührte es unangenehm, daß die Dauphine in Straßburg ihre deutſche Begleitung entließ, ohne ein Wort mit den Frauen zu ſprechen, mit denen ſie als Kind geſpielt hatte und die ihr in Treue und Anhänglichkeit gefolgt waren. „Die kleine Perſon, ſchrieb damals Eleonore, iſt hier vollſtändig verdorben worden, indem man ihr immer nur von dem Glanz und den Feſten, welche ſie in Frankreich erwarten, erzählt hat.“ Die ſchriftliche Anweiſung, welche Maria Thereſia ihrer Tochter mitgab, berührte zunächſt nur die religiöſen Pflichten: wenn ſie ihr Gebet ſprechen, wie oft ſie die Meſſe hören und wie ſie ihre geiſtliche Lektüre einrichten ſolle. Aber die Kaiſerin fügte noch einige Regeln über ihr perſönliches Verhalten bei, und noch während der Reiſe ſchrieb ſie: „Laß dich in kein Geſpräch über die Jeſuiten ein, weder für noch gegen ſie, du kannſt dich auf mich berufen und ſagen, daß ich ſie hochſchätze, daß ſie in meinen Ländern viel gutes geleiſtet haben, daß ich ſie nicht verderben will; wenn aber der Papſt den Orden aufheben will, werde ich kein Hindernis entgegenſetzen. Über den Dauphin ſage ich nichts, du kennſt meine Zartheit in dieſer Beziehung; das Weib iſt in allem dem Manne unterworfen und ſoll nichts denken als ihm zu gefallen und ſeinen Willen zu thun. Das einzig wahre Glück auf dieſer Welt iſt eine glückliche Ehe, ich kann davon ſprechen. Alles hängt von der Frau ab, wenn ſie gefällig, ſanft und unterhaltend iſt.“ Bekanntlich unterhielt Maria Thereſia bis an ihr Ende eine geheime Korreſpondenz mit Graf Mercy, dem öſterreichiſchen Geſandten in Verſailles, deren Gegenſtand das Leben und Treiben der Tochter war. Als die letztere einſt in einem Briefe ihren Gemahl als le pauvre homme bezeichnete, ſchrieb die Kaiſerin in prophetiſchem Geiſte an Mercy: „Was für ein Stil, welch eine Denkart! Das beſtätigt meine Befürchtungen nur zu ſehr; ſie eilt mit Rieſenſchritten ihrem Verderben entgegen; ein Glück, wenn ſie nur noch die Tugenden ihres Ranges bewahrt, indes ſie ſich zu grunde richtet.“

Am bekannteſten iſt Eleonore von Liechtenſtein durch ihr Verhältnis zu

Joseph II. geworden. Joseph liebte die Fürstin Jahre hindurch offen und innig; ob sie ihn wieder liebte, ist eine Frage, die wohl niemals genügend gelöst werden wird. Hat sie ihn geliebt, so hat sie es meisterhaft verstanden, ihre Gefühle zu verbergen und ihnen den Schein einer uneigennützigen Freundschaft zu geben. Bekanntlich hat Joseph nach dem Tode seiner zweiten Frau, der bairischen Josepha, trotz der eifrigen Gegenbemühungen des Hofes, nicht wieder geheiratet. Mit desto größerer Empfänglichkeit gab er sich dem Verkehr mit der Wiener Gesellschaft hin. Ganz besonders war es der sogenannte Kreis der fünf Damen, der ihn bis in seine letzten Tage mächtig fesselte. Die Perle dieses Damenkranzes aber war Eleonore Liechtenstein; außer ihr nahm daran Teil ihre Schwester Leopoldine Kaunitz, ferner ein zweites Schwesternpaar, die Fürstinnen Clary und Kinsky, und eine Fürstin Leopoldine Liechtenstein. Alle wohnten in dem von der Schenkengasse und Freiung gebildeten aristokratischen Viertel nahe bei einander und kamen jede Woche wenigstens einmal, später drei- bis viermal, gewöhnlich in den Abendstunden von acht bis zehn Uhr zusammen. Außer Joseph waren in diesem Kreise nur seine beiden treuesten Freunde, der Feldmarschall Lascy und der Oberstkämmerer Rosenberg, zugelassen. Alles Spiel war scharf verpönt; nur anregende Unterhaltung wurde getrieben, wobei die Damen in einfacher Haustoilette sich mit weiblichen Arbeiten beschäftigten. Hier verlebte Joseph seine glücklichsten Stunden. Durch den Tod seines Vaters war er deutscher Kaiser geworden, während die Regierung der österreichischen Lande in den Händen der Mutter blieb, und Joseph zu einer ähnlichen Rolle wie sein Vater verdammt war. Unangenehme Konflikte konnten bei diesem Doppelverhältnis nicht ausbleiben. Aber auch sonst zeigte sich schon in den ersten Jahren der Mutter gegenüber eine weitgehende Meinungsdifferenz des Sohnes. Namentlich in einem Punkte, in den Anschauungen über das Verhältnis zwischen Staat und Kirche, war eine Verständigung zwischen beiden unmöglich. Maria Theresia war bigott und von unduldsamer Härte gegen akatholische Konfessionen. „Toleranz und Indifferentismus, schreibt sie einmal an Joseph, sind die wahren Mittel, alles zu untergraben; nichts ist so notwendig und heilsam wie die Religion. Willst du, daß jeder sich eine Religion nach seiner Phantasie bilden soll? Kein bestimmter Kultus, keine Unterwerfung, wohin kommen wir? Ruhe und Zufriedenheit würden aufhören, das Faustrecht und andre schreckliche Zeiten wiederkehren. Ich will keinen Verfolgungsgeist, aber noch weniger Indifferentismus und Toleranz; darnach will ich handeln. Ich wünsche zu meinen Ahnen hinabzusteigen mit dem Troste, daß mein Sohn ebenso religiös denke wie seine Vorfahren, daß er zurückkomme von seinen falschen Räsonnements, von den schlechten Büchern, daß er nicht jenen gleiche, die ihren Geist glänzen lassen auf Kosten alles dessen, was heilig, ehrwürdig ist, und die eine imaginäre Freiheit einführen wollen, welche in Zügellosigkeit und Umsturz übergehen kann." Als im Jahre 1770 gegen mährische Konvertiten mit der Strenge des alten

Strafgesetzes eingeschritten werden sollte, schrieb Joseph seiner Mutter: „Ich erkläre positiv: wer dieses geschrieben, ist unwürdig zu dienen, ein Mann, der meine Verachtung verdient.“ Welche Heftigkeit der Auffassung und des Ausdrucks liegt nicht in diesen Worten! Und rasch wie sein Urteil, war sein ganzes Wesen. Rasch war sein Gang, rasch seine Geberde, rasch sein Thun. Auf seinen Reisen ging es mit Windeseile vorwärts, durch Nacht und Nebel, über reißende Ströme und wilde Gebirgspässe. Mehrmals war er in Lebensgefahr. Immer war er bereit zu lernen, er ging dabei ins Einzelne, ins Kleinste. Viel zu wenig hat er den Rat befolgt, den ihm der große Friedrich in Neisse gegeben hatte: er möge sich nicht von Bagatellen erdrücken lassen, das ermüde den Geist und verhindere, an große Sachen zu denken. Sein Haushalt, seine Tagesordnung waren gleich einfach. Gern nahm er den Schein an, als wenn er niemanden bedürfe. Er war gewohnt zu befehlen, streng, rücksichtslos, oftmals gewaltsam, zerschmetternd und doch wieder gütig und mild, barmherzig, voll Verständnis für jedes Leid, zumeist für die Seufzer der Armen und Bedrängten. Er war seit Jahrhunderten der erste Fürst seines Stammes, welcher wieder in die offnen Kreise des Lebens hinaustrat, der erste Fürst, welcher ein erträgliches Deutsch sprach und schrieb. Wohin er kam, bezauberte er alle, hoch und niedrig, mit seinem offnen, freundlichen Wesen. In Deutschland war er in jenen Jahren der populärste Fürst, die Freude und die Hoffnung der Jugend.

Am 29. November 1780 starb Maria Theresia. Ihre letzten Lebensjahre waren für sie eine Quelle unausgesetzter Verstimmungen und Kränkungen. „Bin nicht mehr en vigeur — schreibt sie in jener Zeit einmal an Joseph —, bin allein, verlassen, der Tod meiner Freunde, die Irreligion, die Verschlechterung der Sitten, die Sprache, die man jetzt führt, alles das drückt mich nieder.“ Jetzt erst kam Joseph dazu, auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens seine tiefeingreifenden Reformgedanken zur Ausführung zu bringen. Fassen wir den Gesamtinhalt und Charakter seiner Reformen in kurzen Worten zusammen, so werden wir sagen müssen, daß sein Staatsideal die absolute einheitliche Monarchie unter der Herrschaft des Gesetzes gewesen ist.

Es ist oben hervorgehoben worden, daß Österreich bis auf Josephs II. Zeiten herab mehr ein Föderativstaat, gelenkt von den Ständen und Korporationen des einzelnen Landes, als ein einheitlicher Staat mit strammer zentralisirter Verwaltung gewesen war. Hier mußte zuerst Hand ans Werk gelegt werden. Vor allem wurde den Ständen, den Grundherren und den Städten jede Ausübung einer obrigkeitlichen Thätigkeit entzogen, sodann allgemach ein ständisches Recht nach dem andern aufgehoben, bis endlich 1788 mit der Auflösung der Landtage die letzten Überbleibsel der alten Rechte zertrümmert waren. In den Städten hörte die alte Zunftgliederung auf, alle Bürger sollten in gleiche Pflichten und Rechte eintreten, auf dem Lande wurde die Leibeigenschaft aufgehoben, die Zinsen und Frohnden wurden gesetzlich be-

stimmt, das persönliche und Eigentumsrecht des Bauers geschützt. Ein neues Zivil- und Strafgesetzbuch ward erlassen, das Unterrichtswesen nach neuen Grundsätzen geregelt, die deutsche Sprache als allgemeine Geschäftssprache eingeführt. Am tiefgreifendsten waren jedoch die kirchlichen Reformen, unter denen das placetum regium, das Toleranzedikt, die Beschränkung der bischöflichen Gewalt und die Aufhebung der Klöster obenan stehen. Schade nur, daß diese dringend notwendigen Maßregeln zu rasch und gewaltthätig durchgeführt wurden, als daß sie in einem Lande wie Österreich, in dem infolge der jahrhundertelangen Mißwirtschaft fast alle gesunden Keime abgestorben waren, einen Anspruch auf längern Bestand hätten haben können. Dennoch blieben ihre segensreichen Wirkungen nicht aus: wurden auch viele derselben von dem Thronnachfolger wieder aufgehoben, ja mußte sich Joseph selbst zur Zurücknahme mancher derselben entschließen, so blieben andre doch auch späterhin noch bestehen, wie es überhaupt gerade für das alte träge Österreich schon von unermeßlichem Werte war, daß einmal von oben herab die Ausrottung der überkommenen Mißstände energisch in die Hand genommen wurde. Die Wirkung der josephinischen Reformen auf die tiefer Gebildeten seiner Zeit schildert uns Herder in den „Briefen über die Humanität“ in folgenden Worten: „Joseph hat viel, sehr viel und weniges müßig gesehen und das Innere seiner Länder bis zum kleinsten Detail kennen gelernt. Er wollte nur billiges, nützliches, gutes. Oft war, was er wollte, nur die erste Pflicht der Vernunft und Humanität, der gesellschaftlichen Rechte. Golden sind seine Grundsätze, die er in mehreren Befehlen äußert, er kannte den Quell des Verderbens und nahm sich seiner bis auf den Grund an. Jede Saite des menschlichen Elends hat er berührt. Er unterlag nicht der Schwachheit der menschlichen Natur, sondern der von Kindheit auf genährten Allgewalt des Selbstherrschens. Nicht das Schicksal, die Natur der Dinge, der Wille seiner Unterthanen hat ihn gebeugt. Seine Fehler hat er mit ins Grab genommen; das Gute, das er gewollt, wird, obwohl einesteils in zerfallenden Resten, bleiben und dereinst glücklicher an den Tag treten, denn es ist dem größten Teile nach reines Gute zum Ertrage der Menschheit.“

Weniger anerkennend war die Stimmung im eignen Lande. Den Anhängern der Aufklärungstheorien, die gerade damals fast in ganz Europa in den Kreisen der Regierenden wie der Regierten tonangebend waren, erschienen die josephinischen Reformen als eine Halbheit; der Katholizismus blieb nach wie vor die Staatsreligion, der Protestantismus war nur geduldet, der Adel noch immer zu sehr begünstigt, die Verwaltung zu scharf und willkürlich. Die Anhänger der alten Ordnung wieder erblickten in den Reformen einen Eingriff in das göttliche und menschliche Recht, die Vernichtung des Adels, die schrankenlose Freiheit und den Beginn der sozialen Revolution. Die Beamten empfanden die gesteigerte Arbeit, die größere Verantwortlichkeit und die strengere Zucht als eine Last; der Adel, die Geistlichkeit, die Städte murrten über den Verlust

ihrer Sonderprivilegien, nur der Kleinbürger und der Bauer nahmen die Reformen wie eine Befreiung von alten, drückenden Fesseln auf. Auch in der Gesellschaft der fünf Damen machte sich offene Opposition gegen das neue Regime geltend. In den Abendunterhaltungen trug der Kaiser nicht selten seine Reformgedanken vor und verbreitete sich in lebhafter Selbstverteidigung über die neuerlassenen Gesetze. Aber niemals hat Eleonore Liechtenstein an dem Charakter ihres kaiserlichen Freundes gezweifelt; sie erkannte und achtete die offene Ehrlichkeit seines Wesens, seinen guten Willen, sein warmes Herz für alles, was das Wohl seines Volkes betraf. Daß sie durch dieses revolutionäre Vorgehen gegen die alten kirchlichen Einrichtungen beängstigt und verstimmt wurde, wer möchte dies ihrem Frauengemüt verargen?

Es ist bekannt, daß Joseph in den letzten Jahren seiner Regierung selbst Hand an die Zerstörung seines mit so unsäglichen Schwierigkeiten aufgebauten Werkes zu legen genötigt war. Anstatt daß mit den Jahren die neuen Einrichtungen gekräftigt worden wären, wurden sie vielmehr von der immer kühner auftretenden Opposition erfolgreich unterwühlt. Selbst der Bruder und Thronfolger, Großherzog Leopold von Toskana, einer der wenigen, denen Joseph sein ganzes Vertrauen schenkte und der zu Anfang zu den begeisterten Anhängern seiner Reformen zählte, zog sich allmählich in das andre Lager hinüber. Dazu kam das Fehlschlagen der josephinischen Politik in den Niederlanden, in Ungarn, in den Beziehungen zu Preußen, Rußland und der Pforte. Joseph ist auch in seiner äußern Politik eine tragische Erscheinung dadurch gewesen, daß er stets nicht nur das Beste — denn welcher gewissenhafte Fürst wollte das nicht! — sondern auch das Richtige wollte, daß ihm aber dieses sein Wollen regelmäßig bei der Ausführung ins Gegenteil umgeschlagen ist. Zuerst schlug in Ungarn die Empörung in hellen Flammen auf, später folgten die katholischen Niederlande, Hand in Hand mit der gleichzeitigen französischen Revolution, bis zum völligen Abfall von Österreich. Den Schluß in dieser Kette von Unglücksfällen bildete der schlimme Ausgang des Türkenkrieges, in dessen Strapazen sich der Kaiser den Keim zu unheilbarem Siechtum holte. „Versunken in mein eignes Mißgeschick — schrieb er im Dezember 1789 an seinen Bruder Leopold — und in das des Staates, mit einer Gesundheit, welche mich jeder Erleichterung beraubt und nur die Arbeit noch peinlicher macht, bin ich gegenwärtig der Unglücklichste unter den Lebenden; Geduld und Ergebung sind meine einzige Devise. Du kennst meinen Fanatismus, darf ich sagen, für das Wohl des Staates, dem ich alles geopfert habe; das bischen guten Ruf, das ich besaß, das politische Ansehen, welches die Monarchie sich erworben, alles ist dahin; beklage mich, mein teurer Bruder, und möge Gott dich vor einer ähnlichen Lage bewahren!“ Fast schon auf seinem Totenbette unterzeichnete Joseph den berühmten Widerruf seiner Gesetze in Ungarn und vernichtete damit für Jahrzehnte den Kulturfortschritt in diesem Lande. Einsam und verlassen brachte er die letzten Lebens-

tage hin, keine liebende Hand legte ſich über ſeine Augen, die Geſchwiſter hielten ſich herzlos abſeits, nur ſein Liebling, ſeine Nichte Eliſabeth von Würtemberg, ließ ſich, obgleich ſie ihrer Entbindung entgegenſah, in einer Sänfte an das Sterbelager tragen, wurde aber ſchon nach den erſten Worten des Kaiſers ſo ohnmächtig, daß man ſie wegbringen mußte. Am nächſten Tage that ſie eine Fehlgeburt, und am andern Morgen war ſie eine Leiche. „Und ich lebe noch," rief Joſeph bei dieſer Kunde aus. Der letzte Gruß galt den fünf Damen; am Vorabend des Todestages brachte Lascy ihnen ein Abſchiedsbillet des Kaiſers. In der Frühe des 20. Februar hauchte Joſeph nach kurzem Todeskampfe ſeine große und edle Seele aus. „Die Geſchichte — fügte die »Wiener Zeitung« der Todesnachricht bei —, wird ihm die Gerechtigkeit leiſten, daß er mächtige Vorurteile zum Teil glücklich beſiegt und daß er großen Wahrheiten nicht nur den Weg zum Thron eröffnet, ſondern auch einen ausgebreiteten Einfluß verſchafft hat. Er hat auch in der kurzen Zeit ſeiner Regierung ſo viele wichtige Anſtalten gemacht und ſo viele ſegensvolle Denkmäler der Weisheit und Güte hinterlaſſen, daß der Dank der Nachkommenſchaft ſeinen Namen verewigen wird."

Mit dem Tode ihres kaiſerlichen Freundes erloſch auch Eleonorens Glücksſtern. 1789 war ihr Gemahl an einem Faulfieber, das er ſich im türkiſchen Feldzuge geholt hatte, geſtorben; 1795 fiel ihr älteſter Sohn, auf den ſie große Stücke gehalten hatte, im Duell von der Hand des Barons von Weichs, eines jungen Domherrn aus Osnabrück. Gegenſtand des Streites ſoll die ſchöne und geiſtreiche Fanny Arnſtein, eine geborne Itzig aus Berlin, die Gattin des Bankiers und ſchwediſchen Generalkonſuls Nathan Adam Arnſtein, geweſen ſein, in deren Salons ſich alles zuſammenfand, was Wien an Intelligenz aufzuweiſen hatte. Sie hat eine gewiſſe Bedeutung für die Geſchichte Wiens, denn ſie vertrat hier zuerſt jene Bewegung im Judentume, welche in Berlin mit Mendelsſohn begonnen hatte und in der Rahel ihren Gipfelpunkt gewann. Der zweite Sohn, Wenzel, der für den geiſtlichen Stand beſtimmt war, machte der Mutter durch ſeinen leichtſinnigen Lebenswandel vielen Kummer; erſt als er das Pfaffenkleid abgelegt hatte und Soldat geworden war, beſſerte ſich ſeine Aufführung. 1795 ſtarb Leopoldine Kaunitz, die teure Schweſter und Beraterin. Sie hinterließ nur eine Tochter, welche noch in demſelben Jahre den Grafen Clemens Metternich, den ſpätern öſterreichiſchen Staatskanzler, heiratete.

Nachdem Eleonore Liechtenſtein in ihrer Jugend den höchſten Glanz der öſterreichiſchen Monarchie unter Maria Thereſia geſehen und ſpäterhin Joſeph II. näher als irgend eine andre Frau geſtanden hatte, mußte ſie am Ende ihres Lebens den Zuſammenſturz des alten Staatsgebäudes mit erleben. Sie ſtarb an demſelben Tage, an welchem die Reſte der großen Armee die Bereſina zu überſchreiten begannen.

Eleonore war eine Frau, deren Wert erſt dann erkannt werden kann, wenn ſie mit eignem Maße gemeſſen wird. Ihr Leben fiel in die zweite Hälfte des

achtzehnten Jahrhunderts, aber ihre Bildung wurzelte in der Kultur der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts und war deswegen ganz französisch. Sie verstand wenig von der bildenden Kunst, wenig von der Musik und noch weniger von den Naturwissenschaften; nur in der Geschichte und Literatur besaß sie gründliche und umfassende Kenntnisse, die sie aber nicht im Kloster zu Straßburg, sondern durch spätere fleißige Lektüre erworben hatte. Sie fing mit den französischen Klassikern an und endete mit den deutschen. Nur Rousseau ist ihr zeitlebens fremd geblieben. „Ich danke Gott, sagte sie 1806, daß ich niemals die Werke dieses verführerischen Autors gelesen habe; mein Abbé hielt mich immer davon zurück, er hätte mir eher Voltaire erlaubt.“ Im Wiener Verkehr lernte sie zwar Deutsch, aber sie vermochte sich darin nur unvollkommen und schwer auszudrücken, und wenn sie auch später die besten Werke der deutschen Literatur kennen gelernt hat, den tiefern Gehalt derselben hat sie nicht erfaßt, so wenig wie den Wohllaut, die Kraft und Innigkeit der deutschen Sprache. Sie erkannte dies und drang bei ihren Kindern frühzeitig darauf, daß sie deutsch denken, sprechen und schreiben lernten. Sie munterte ihre Tochter auf, deutsche Briefe zu schreiben; „wenn du auch nicht so gut schreibst als die Frau Herder, welche sich durch ihr ganzes Leben geübt hat und unter einem solchen Meister, wie ihr Mann ist.“ Dagegen blieb sie den Aufklärungstheorien zeitlebens abgeneigt, indem sie in ihnen nur die Negation aller positiven Religion und der altüberkommenen sozialen Verhältnisse erblickte. Ein wahres Entsetzen mußte ihr daher die französische Revolution einjagen. In der Politik war sie eine Freundin der alten feudal-föderalistischen Zustände, wenn sie auch wohl erkannte, daß dieselben nicht für jede Zeit paßten. Als 1802 eine Restauration der theresianischen Staatsordnung angestrebt wurde, sagte sie: „Die Zeit der Kaiserin Maria Theresia war vielleicht die glücklichste für die Monarchie, aber ich wünsche sie nicht zurück; ist auch nicht möglich, die politischen Verhältnisse sind anders geworden.“ Mit ganzer Seele hing sie an der alten Ordnung des Reiches, und als dieselbe zusammenbrach und das Kaisertum sang- und klanglos zu Grabe getragen wurde, war sie tief erschüttert. Sie war ein durch und durch gesunder und offner Charakter, alles Mystische und Phantastische war ihr zuwider. Es erregte nur ihre Heiterkeit, als in den siebziger Jahren Mesmer mit dem tierischen Magnetismus seinen Schwindel trieb, als Gall über die Schädellehre Vorlesungen hielt und der Abenteurer Casanova so viele wundersüchtige Frauen begeisterte. Ebenso haßte sie alle Geheimthuerei und Geheimbündlerei und wollte weder von den Freimaurern und Illuminaten, noch von den Rosenkreuzern etwas wissen.

Breslau. Christian Meyer.

Englische Musik.

Die Meinung über die englische Musik steht auf dem Festlande seit langer Zeit fest; sie ist, in Deutschland zumal, eine kurzhin abfällige. Wir messen die musikalische Bedeutung eines fremden Landes in erster Linie an seinen Kompositionen, und bei diesem Maßstabe bleibt England unter dem Nullpunkte. Es hat Komponisten, es hat Kompositionen, aber diese werden sogut wie nicht exportirt, sie sind größtenteils nicht exportfähig. Das war nicht immer so. Vor zwei und drei Jahrhunderten hatte England seine schaffenden Tonkünstler, welche neben den besten des Festlandes genannt werden durften. Da lebte Henry Purcell (1658 bis 1695), den sie heute noch den britischen Orpheus nennen und noch heute praktisch verehren, d. h. durch schöne Gesamtausgaben seiner Werke und durch Aufführung derselben. Er war einer der ersten Engländer, welche Opern schrieben, Opern, die dramatisches Leben haben und sich namentlich durch reizende Chöre auszeichnen. Noch bedeutender sind seine Kirchenkompositionen; in erster Linie das große, noch heute vielfach zu Gehör gebrachte Tedeum. Man traut dem auffallend sinnlichen Gesichte des Künstlers die tiefen Züge kaum zu, welche in diesen Werken leben.

Eine noch höhere Stellung als die Werke Purcells nehmen auf dem Gebiete der mittelalterlichen Vokalkomposition die englischen Madrigale ein. W. Byrd, John Dowland, Thomas Morley, John Wilbye sind die Hauptvertreter dieser Gattung. Es waren sehr kunstreiche Männer. In der Manuskriptensammlung bedeutender Komponisten (sie ist so reichhaltig, daß auch manche unbedeutende ein Plätzchen fanden), welche gegenwärtig in Verbindung mit der großartigen Ausstellung von Erfindungen in Kensington (Albert-Hall) zur Schau steht, lockt kein Stück die Besucher so an wie ein Blatt in Riesenfolio von der Hand jenes Wilbye beschrieben. Es ist das Fragment eines Psalmes, den er für vierzigstimmigen Chor a cappella komponirt hat: ein Beweis, daß die englischen Komponisten jener Zeit sich auf die Technik und den Prachtbau der venetianischen Tonschule gleichfalls verstanden. Was wir aber an den englischen Madrigalen jener Periode besonders schätzen, das ist ihr menschlich anheimelnder Ton: das warme Gemüt, die einfache, echte Herzlichkeit und die zuweilen drastische Lustigkeit, welche ihren Inhalt bilden. Die schönste Seite des englischen Nationalcharakters kommt in ihnen zum Ausdruck, wie sie auch noch heute im Familienleben von merry Old England lebt. Seit mehreren Jahren sind diese hübschen Kunstwerke aus dem historischen Käfig wieder erlöst worden. Eine Anzahl ist auch in Deutschland durch die Ausgabe des Münchner Kustos J. J. Maier bekannt und beliebt geworden.

Nach jener Madrigalenperiode hat sich die englische Musik nie wieder über die Höhe anständiger Mittelmäßigkeit emporgeschwungen. Die Arnold, Arne, Dibdin, Storace, Bishop — sie alle haben sehr hübsche Sachen in ihren Opern, und namentlich sind es volkstümliche Elemente, die ihre Musik zuweilen traulich machen. Aber keiner von ihnen hat es zu einer imponirenden Originalität gebracht. Man sieht die Begabung, aber es scheint der künstlerischen Atmosphäre diejenige Kraft zu fehlen, welche das Talent in die Höhe fördert und zu seiner vollen Entfaltung bringt. Größer noch als auf dem vokalen Gebiete ist die Differenz zwischen kontinentaler und englischer Musik auf dem instrumentalen. Eine einzige halbe Säule: Sterndale Bennett, vertritt die Ehre des Landes im ganzen neunzehnten Jahrhundert! Neuerdings scheint es besser zu werden. Die „skandinavische Symphonie" von F. Cowen, die in mehreren deutschen Konzertsälen während der letzten Winter aufgeführt worden ist, darf sich wohl hören lassen. Sie ist nicht ganz reif, aber sie hat kräftige Phantasie. Und Cowen steht nicht mehr allein, namentlich einige junge Schotten haben lebensfähige und talentvolle Instrumentalkompositionen über den Kanal geschickt.

So wenige Komponisten — und doch so lohnend, in England zu komponiren! Die Honorare, welche in London von den Musikverlegern für gangbare Sachen bezahlt werden, machen einem deutschen Tonkünstler das Wasser im Munde zusammenlaufen. Da ist Herr A. Sullivan, der gegenwärtige Matador der englischen Tondichter, ein Talent in der Sphäre und von der Größe unsers verstorbnen Abt etwa und ein praktischer Kopf, der seine augenblicklichen Chancen durch unermüdliche Lieferung von neuen Operetten und Liedern auszunutzen weiß. Er erzählt selbst durch den Mund eines Interviewer, daß er für eins seiner frühern Lieder, welches sehr einschlug, 700 Pfd. Honorar (= 14000 Mark) erhalten habe und für einen der letzten seiner Favorit songs (das hübsche Last Chord, das ihm wohl nicht mehr als zwei Stunden Arbeit gekostet haben kann) bezieht er eine jährliche Rente von 300 Pfund.

Bekannt ist es, daß auch die Unterrichtshonorare in England sehr hoch sind. Eine Stunde bei Gesangs- und Klavierlehrern, die sich zu den bessern rechnen, ist nicht unter 20 Mark zu haben, und die Spitzen der musikalischen Pädagogik, Männer, die größtenteils auf dem Kontinent nicht einmal dem Namen nach bekannt sind, sind für diesen Preis nicht einmal zugänglich. Der Unterricht liegt zum großen Teile in den Händen von Ausländern, Deutschen für das Instrumentale, Italiener für den Gesang; die Eingebornen genießen nicht dasselbe Vertrauen. Und doch sind die Engländer keine schlechten Musiklehrer. Bis zu einem gewissen Grade kommt ihnen für dieses Fach ihr praktischer Sinn zu gute. Auch im Theoretischen bewährt sich das. Die Harmonielehre von Macfarren z. B. gehört zu den instruktivsten Werken ihrer Gattung — die Gabe, ja selbst die Einsicht von der Notwendigkeit, die Lehrsätze durch gute Paradigmen anschaulich zu machen, zeigt sich in wenigen deutschen Lehrbüchern

Digitized by Google

so trefflich wie in diesem englischen. In neuerer Zeit scheinen sich die Engländer ihrer pädagogischen Befähigung bewußt zu werden: das neue, vielbesprochene Royal College of Music hat in seinem Lehrpersonal die Ausländer so gut wie ausgeschlossen. Dieses Institut ist wohl das reichst dotirte Konservatorium, welches zur Zeit existirt: Paris, Neapel, Mailand sind gegen seine Fonds Bettelkinder. Ob es aber den jungen englischen Musikern einen Aufenthalt in Berlin, Leipzig, München oder einer andern musikalischen Hauptstadt Deutschlands wird ersetzen können, bezweifeln wir. Ja, es scheint uns etwas bornirt, daß man das überhaupt will. Darin liegt wohl derselbe verblendete Nationaldünkel, der die englischen Musiker ab und zu plötzlich ergreift und zu einer starken Blamage treibt. S. Bennett, der doch ohne Mendelssohn und Schumann nichts gewesen wäre, erklärte einmal als Direktor der jetzt in die zweite Linie degradirten Royal Academy of Music, daß die englische Musik der deutschen, französischen, italienischen ebenbürtig, daß sie groß, selbständig, genial sei. Sein Nachfolger im Amte, der obengenannte Macfarren, hat diesen Ausspruch häufig wiederholt und sich zu demselben Glauben bekannt. Der praktische Beweis ist immer ausgeblieben, die wiederkehrenden Versuche, ihn zu führen, z. B. durch eine englische Nationaloper, fielen bei den eignen Landsleuten durch.

Es ist nicht zu verkennen, jener praktische Sinn, dessen wir oben erwähnten, hat seine Schattenseiten. Er macht die Menschen zu mancher höhern Erkenntnis einfach unfähig, wenn er zu sehr in den Vordergrund gestellt wird. Wer England kennt, wird für diese Behauptung eine große Anzahl Beispiele beibringen können. Wie leer und schwach das geistige Leben in den englischen Mittelklassen! Wäre nicht Religion, Menschenfreundlichkeit und Wohlthätigkeit durch die alte Sitte geheiligt und gefestigt, wo bliebe das Ideal in jenem Lande! Die Hingabe, mit welcher der deutsche Gelehrte, der deutsche Künstler über das zum Leben Erforderliche hinaus sich seinem Berufe widmet — wie wenige üben sie da drüben, und noch viel weniger sind es, die sie zu schätzen wissen und nicht für eine Untugend halten! Ja, es ist dort auf der schönen, reichen Insel, welche von unsern Vettern bewohnt wird, des praktischen Sinnes etwas zu viel. Er hat die Phantasie dieses Volkes gelähmt, seinen Geist verarmt, die großen Gesichtspunkte selten gemacht. Es wird vielleicht ein Tag kommen, wo dieser Mangel sich auch an der politischen Stellung dieses Landes, an seinem gemeinen und praktischen Leben selbst rächt!

Daß dieses übermäßige Vorwalten des praktischen Sinnes mit dazu beigetragen hat, die Entwicklung der englischen Musik hintanzuhalten — wer wollte dies leugnen? Die Stagnation begann genau in dem Moment, in welchem in Deutschland die Instrumentalmusik in den Vordergrund trat, jener Zweig der Tonkunst also, welcher an die Phantasie der Schaffenden wie an die der Hörer die größten Anforderungen stellt. Der Abstand zwischen England und Deutschland hätte aber nie so groß, wie er ist, werden können, wenn England mehr

Orchester besessen hätte. Daran ist es aber bis auf den heutigen Tag noch in einem Grade arm, welcher einem Deutschen — Dank sei es unsrer Kleinstaaterei mit ihren Höfen und deren vortrefflichen Kapellen — geradezu unglaublich erscheinen muß. In ganz England zählte man bis vor „zwanzig Jahren zwei Konzertorchester: das der Philharmonischen Gesellschaft in London und das des Deutschen Charles Halle in Manchester, eine Art Reisekapelle, welche in der Zeit ihres Wirkens im Lande die nützlichsten Pionier- und Missionärdienste geleistet hat. Jetzt wird es etwas besser, aber es giebt noch so viele Städte von zwei- bis dreihunderttausend Einwohnern in England, wo ohne Hilfe von London her kein Symphoniekonzert und keine Oratorienaufführung zustande kommen kann. In London, der großen Viermillionenstadt, haben sich inzwischen neben der alten berühmten „Philharmonischen Gesellschaft" noch mehrere Vereine für Instrumentalmusik gebildet, aber es giebt nur ein zweites Orchester, welches deutschen Ansprüchen genügt: das des Krystallpalastes. Unter Direktion eines Deutschen, namens Manns, hat sich dasselbe der neuern Musik sehr angenommen und wird dafür von jungen Schwärmern in einer Weise gelobt, welche seinen Leistungen und der Kapazität des Herrn Manns nicht ganz entspricht. Dieser ist eine Art Bilse — nicht mehr und nicht weniger. Daß man ihm die Direktion der großen Händelfeste übertragen hat, ist für uns Deutsche verwunderlich, aber für die englischen Verhältnisse bezeichnend. England hat zu allen Zeiten Sänger gehabt, die mit Seele zu singen wußten und die auch auf dem Festlande Ehre einlegten. Erinnern wir uns an O'Kelly, an Miß Storace aus Mozarts, an Miß Shaw und Novello aus Mendelssohns Zeit. Spärlicher war es mit guten Instrumentalvirtuosen versehen. Das Allerseltenste aber sind gute englische Dirigenten. Das Technische und Mechanische beherrschen sie meist: es geht rein und präzis zu, aber auch äußerst langweilig. Wir vermissen so ziemlich alles, was die Musik erst zur Musik macht: die Feinheit, das Feuer und das Leben im Vortrage. Diese Dirigenten sind der böse Genius der Aufführungen, sie fungiren wie Automaten und könnten ebenso gut, vielleicht noch besser, wegbleiben. Wir wissen nicht, woran es liegt, daß unter den Engländern so wenig Musiker gedeihen, die fähig sind, den Geist der Kunstwerke auf die Massen zu übertragen. Einige suchen die Ursache in der Money-Macherei, welche den Herren keine Zeit läßt, sich in große Kompositionen zu vertiefen; andre sagen wieder, die Ursache liege im Temperament der Nation, in seiner schwerfälligen und im Grunde antimusikalischen Organisation. Zu bedauern ist dieser Mangel an fähigen Dirigenten namentlich in Bezug auf die Chöre. Denn im allgemeinen sind die natürlichen Bedingungen für den Chorgesang in England günstiger als bei uns. Das Material ist durchschnittlich besser. So paradox dies angesichts der schwachen Leistungen der Engländer auf dem Gebiete der höhern Musik klingt, die Thatsache ist doch unverkennbar: die Liebe zur Musik in England ist größer als bei uns in Deutschland. Man trifft infolgedessen dort einen viel größern Prozent-

satz junger Leute, die vom Blatte und die rein singen, als bei uns. Man kann das schon merken, wenn man in die Kirchen geht: in Stadt und Land ist es dort in der Regel eine große Freude zuzuhören, wie die ganze Versammlung frisch und sicher die zum Teile nicht leichten Hymnen und Psalmen ausführt. Dem englischen Gemeindegesang fehlt der Ernst und die Feierlichkeit unsrer Choräle, in einzelnen Sekten hört man muntere Weisen, die wir unter dem Begriff der Kirchenmusik kaum unterbringen können. Aber das Wohlgefallen an der Ausführung, an dem allgemeinen und sichern Mitthun hilft dem Fremden über diese Bedenken hinweg. Auch ist in England die Zahl der geschulten Kirchenchöre eine viel größere. Ein Blick in die Zeitungen zeigt schon, daß dort der Stand eines Kirchensängers sehr annehmbare Chancen bietet. Es giebt Musikfeste, welche nur von Kirchenchören in den Gesangspartien besetzt werden. Das alles sind Verhältnisse, welche dem Gedeihen des Chorgesanges und der Chorvereine in England sehr zu statten kommen. So oft ich Oratorienaufführungen von englischen Chorvereinen gehört habe, war ich über die Fülle und Reinheit des Klanges und über die Sicherheit und Frische, mit welcher gesungen wurde, erfreut. Garcia und andre Gesanglehrer haben zwar erklärt, eine englische Kehle und ein guter Gesangton seien Größen, die einander ausschlössen. Das mag richtig sein, so lange die Engländer Italienisch oder Deutsch singen sollen — in diesen Sprachen ist ihnen die Bestimmtheit der Vokale unerreichbar. Wenn sie aber in ihrer Muttersprache zu singen haben, so kommt das vorzügliche Stimmenmaterial zur Geltung. Es klingt gut, nur etwas anders, als wir es gewöhnt sind, nämlich etwas flacher und heller. Dieselbe Nüance bemerken wir aber auch im Ton der englischen Klaviere und schließlich auch auf den englischen Bildern. Sie ist dem Engländer die normale — er hört und sieht etwas anders als wir —, eine kleine Neigung zum Grellen kann man in allem verfolgen, was englisch ist: in der Tracht der Kleider, in den Romanen u. s. w.

Einen ziemlich guten Beweis für die günstige Disposition zum Chorgesang kann man in der Menge der Aufführungen erblicken, welche die Chorvereine veranstalten. Wer namentlich um die Weihnachtszeit nach London kommt, wird überrascht sein über die Menge von Gelegenheiten, Oratorien zu hören — oft zwei oder drei an einem Tage! Und in was für Besetzungen! Die Chorschaaren von fünf-, sechs-, achthundert Damen und Herren, welche wir bei unsern Musikfesten anstaunen, sind dem Londoner eine alltägliche Erscheinung. Die Riesensäle des Krystallpalastes und von Albert-Hall verlangen auch Massen, wenn die Musik noch physisch wirken soll. Man denke sich einen Kuppelbau, in welchem 8000 Zuhörer Platz haben, das ist Albert-Hall! Von der obersten Galerie kann man die einzelnen Musiker auf dem Podium nur mit dem Opernglase unterscheiden, und an grauen, feuchten Tagen liegt der Nebel im Raume und bedeckt das ganze Parterre. Und doch hört man in diesem Koloß ganz gut, selbst die Solisten. Dünn klingen die Stimmen allerdings, selbst die stärksten,

wie die der beliebten Altistin Patey, aber man kann ganz gut jede Regung des Vortrags verfolgen, wenn die Künstler nur über Vortrag verfügen. Strauß aus Wien spielte kürzlich dort mit fünfundvierzig Mann, und mit ganz gutem Effekt. Am besten wirkten die langsamen Stücke mit Sordinen im Streichorchester. Man kann sich die Summe denken, welche ein so gefülltes Haus einbringt, und es ist nicht zu verwundern, daß der geschäftliche Unternehmungsgeist die Chorinstitute in Regie genommen hat. In der großartigsten Weise ist dies bei den sogenannten Händelfesten der Fall, welche die Aktiengesellschaft, der der Krystallpalast gehört, aller drei Jahre in ihrem Händelsaale veranstaltet. Man giebt das durchschnittliche Geschäftsergebnis dieser Händelfeste auf 10 000 Pfund Ausgabe und 30 000 Pfund Einnahme an. Das ergiebt einen Reingewinn von 20 000 Pfund für die Kompagnie. Wer einen Begriff von der Besetzung bei diesen Händelfesten haben will, der gehe in den Saal. Gerade gegenüber von der großen, schönen Orgel steht ein Pavillon von den Dimensionen eines kleinen Gartenhäuschens. Dieser Pavillon enthält ein Modell von dem Chor- und Orchesterkörper, wie er bei den Händelfesten zusammentritt: die Hauptfiguren sind handgroß und porträtgetreu. Wir konnten Costa, den frühern Dirigenten, und einige Solisten erkennen, und fingen dann an, im Orchester die einzelnen Instrumente zu zählen. Es waren fünfundsiebzig Kontrabässe! Das genügt. Wir rechnen in Deutschland ein Konzertorchester unter die großen, das überhaupt mit fünfundsiebzig Instrumenten besetzt ist. Das Gewandhausorchester im alten Saale war nicht stärker. Verschweigen läßt sich allerdings nicht, daß diese Riesensäle auch etwas demoralisirend gewirkt haben und der so wie so schon landesüblichen Rohheit im Musiziren noch mehr Vorschub leisten. Ich bin einmal aus einer Messiasaufführung in Albert-Hall hinausgegangen, weil ich (außer der ledernen Direktion des Herrn Barnby) die den Chören zugeschriebene Baßposaune nicht mehr vertragen konnte. Es war, wie wenn man der Rafaelschen Sixtina die Backen mit Ziegelrot überstreichen wollte, um sie für die Fernerstehenden besser erkenntlich zu machen! Gegen jene Baßposaunen, Ophikleiden und ähnliche Gemeinheiten, die dem Händel und Beethoven versetzt werden, sagt aber kein Mensch etwas. Die englische Kritik, die bis auf wenige Ausnahmen unter aller Kritik ist, sagt garnichts davon, weiß vielleicht garnicht, daß das nicht in Ordnung ist. Und solche Barbareien sind vollständig überflüssig, denn man hat zur Verstärkung die besten, gewaltigsten Orgeln zur Hand. In England ist — anders als bei uns — die Orgel als Begleitungs- und Füllinstrument bei Choraufführungen nie außer Dienst gekommen, und für die in Deutschland so viel ventilirte Begleitungsfrage ist die Tradition nie unterbrochen worden.

Die Orgel ersetzt dem englischen Musikfreunde in den Provinzstädten einen Teil der Genüsse, die der Deutsche in den Orchesterkonzerten findet. Organ-recitals finden überall und regelmäßig statt; während der musikalischen Jahreszeit wöchentlich. Sie sind sehr gut von einem sehr dankbaren Publikum besucht. Die eng-

lischen Kirchenorganisten haben mir wenig gefallen: sie machen Vor- und Nachspiele, die gar zu profan sind. Die Konzertorganisten sind viel besser. Sie sind durchschnittlich gute Techniker, im Pedal und Manual fertig und Virtuosen im Registriren. Sie spielen fleißig Bach, aber auch sehr viel französische Orgelmusik — ein Genre von Tondichtung, das wie ein klingender „Frosch- und Mäusekrieg" wirkt. Es war mir betrübend und bedenklich, daß sich das Publikum gerade über dieses musikalische Katzensilber so erfreut zeigte.

Bei dem Mangel an Konzertinstituten für die Pflege höherer Orchestermusik, wie wir sie in Deutschland zahlreich besitzen, ist in England das Terrain für die Virtuosenkonzerte sehr groß. Aber es ist weder leicht, auf diesem Terrain Fuß zu fassen, noch auch sich auf demselben zu behaupten. Es ist ganz auffällig, wie wenig sich der Engländer hier blenden läßt. Der Ruhm auf dem Festlande veranlaßt wohl eine Einladung, aber er wird in England erst einer neuen scharfen Prüfung unterworfen, und manche Größe fällt an der Themse, die an der Pleiße und der Spree sicher steht. In der Abschätzung von Virtuosenkünsten besitzt der Engländer eine viel größere Sicherheit, als wir sie ihm in Deutschland zutrauen. Er ist auf diesem Felde von Alters her geübt: er hat urteilen gelernt, da er immer die Besten vergleichen konnte. Seit Jahrhunderten haben alle die Spitzen der Sing- und Spielkunst London und die goldreiche Insel aufgesucht. Der Engländer verlangt von dem Virtuosen eine Spezialität, etwas Positives, an dem er ihn von einem andern unterscheiden kann. Und er findet dieses Positive schnell heraus. Daher kommt es, daß manche junge Talente, die in Deutschland lange unbemerkt in Reih und Glied mitliefen, ihre Stellung vor der Front erst von London aus erhielten. Es giebt Konzertinstitute in London (die frühere Ella'sche Musical Union und die Popular Monday Concerts), welche für die Entdeckung neuer Sterne besonders eingerichtet sind und jahraus jahrein eine Unmasse von Novizen probiren und verbrauchen. Wie aber gegen junge Talente von wirklicher Eigentümlichkeit ungemein entgegenkommend und fördernd, so ist der Engländer gegen seine alten befreundeten Virtuosen ungewöhnlich pietätvoll und begrüßt und honorirt sie weiter, wenn sie auch nur noch den Schatten ihrer ehemaligen Leistungen zu bieten haben. Sir Julius Benedict, für uns Deutsche eine halbmythische Erinnerung aus der Weberschen Zeit — die guten Londoner haben ihn gefeiert bis zu seinem vor wenig Monaten erfolgten Tode! An dem Virtuosensegen der City nehmen übrigens die Provinzen ihren reichlichen Teil. Es ist ein stehender Gebrauch, daß die Unternehmer mit ihren ersten Kräften an den freien Tagen der Londoner Saison oder nach deren Beendigung die Hauptstädte der einzelnen Grafschaften besuchen.

Viel spricht man von dem Reklamewesen, das in England mit den Konzertunternehmungen und dem Auftreten der Virtuosen verbunden sein soll. Es ist wahr: wer in England die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich lenken will, braucht

stärkere Mittel als auf dem Kontinent. Wir finden, daß in den großen Zeitungen ein einzelnes Konzert fünf- bis achtmal hinter einander auf derselben Spalte in kleinen Variationen annoncirt wird, ja die Namen der großen Virtuosen werden von Dienstmännern auf Tafeln durch die Straßen getragen — man nennt diese Annoncenmänner Sandwiches. Aber an Zartgefühl und Takt in diesem Reklamewesen sind wir den Engländern seit der Einführung der Konzertagenturen in Deutschland sicher nicht mehr voraus.

Zu den Zeiten der Queen Bess galt England für das musikliebendste Land der Erde. Mit Neid sprach man auswärts von der großen Zahl der dort befindlichen Virginals (Klaviere). Auch heute noch wird in den englischen Häusern sehr viel gespielt und gesungen — nur das Wie und das Was sind etwas zweifelhafter Natur. Über letzteres orientirt man sich schnell, aber wenig befriedigend, durch einen Blick in die Verlagsverzeichnisse und in die Schaufenster der Musikladen — Leihinstitute für Musik giebt es in England nicht. Am deutlichsten aber zeigt sich die außerordentliche, große Liebe des englischen Volkes zur Musik in der Rolle, welche die Straßenmusik in England spielt. Es giebt Zeiten und Orte, wo man, soweit Häuser stehen, kaum ein ruhiges Plätzchen findet. Da löst eine Bande die andre ab, eine größere eine kleinere, eine bessere eine schlechtere. Da, wo eben ein Sänger stand, zieht jetzt ein Klavierdreher auf — gewöhnlich sind es jene entsetzlichen, jetzt auch schon in Deutschland auftauchenden Leierklaviere; daß eins mit den Händen und noch dazu mit geübten musikalischen Händen gespielt wird, ist in der Straßenmusik höchst selten. Wunderliche Ensembles begegnen uns: hier ist ein Quintett von vier Trompeten und einem Bombardon, ein Vater mit seinen vier Knaben besetzt es, ein kleines dreijähriges Töchterchen schlägt den Triangel dazu; bald darauf treffen wir ein Trio von Trompete, Violine und Harmonium in Thätigkeit. Badeorte sind am meisten heimgesucht. Da hört man ab und zu zwei Orchester zu gleicher Zeit spielen, womöglich das eine in E-, das andre in Es-dur, und beide in der Regel mit vielen falschen Tönen. Man trifft unter diesen herumziehenden Banden gute, die Mehrzahl ist aber herzlich schlecht. Bläser von Mittelstimmen, die ein ganzes Stück hindurch bequemlichst auf ein und demselben Tone bleiben, sind eine häufige Erscheinung. Sie scheinen weder die Sicherheit ihrer Mitspieler noch die Geduld des zuhörenden Publikums erschüttern zu können. Die Mehrzahl dieser Banden kommt aus Deutschland oder behauptet dies wenigstens. Als ich einmal den Führer einer solchen Kapelle — sie nannte sich Rhine-Band — wegen des schlechten Spiels interpellirte, erhielt ich als Antwort: „Ja, wir haben so viele Engländer bei uns!“ Das Allerunerträglichste bei dieser Bandenmusik ist die Frechheit, mit welcher sie die Originalinstrumentirung bekannter Werke ändern. Ob Hochzeitsmarsch aus dem Sommernachtstraum, ob ein Haydnsches Andante — was es auch sei, ohne die Piccoloflöte thun sie es nicht. Dieses vandalische Verhalten gegen

die Originalinstrumentirung der Meister ist jedoch in England alt, und auch in den Kreisen der gebildeten Musiker zu finden. Wir gaben oben hierfür ein Beispiel bezüglich des „Messias" — wenn alles veröffentlicht würde, wie man mit Händelschen Werken in England bei praktischen Aufführungen und auch bei Neudrucken derselben umgesprungen ist — das Staunen würde groß sein!

Rührend ist die Nachsicht und die Mildthätigkeit, mit welcher der Engländer sich dieser Straßenmusik gegenüber verhält. Vor das Haus, in welchem ich wohnte, kam mittags ein Bettler, der auf einer Trompete radebrechte, und gleich nach ihm ein sogenannter Krystall Ministrel: ein Mensch mit schwarzgefärbtem Gesicht und mit bunten Lappen behängt, seinen kleinen ebenso verputzten und verunstalteten Jungen an der Hand. Erst blies er auf einem hohlen Hausschlüssel — nein, es war eine Flöte von einer Sorte, die in Deutschland längst ausgestorben ist. Dann krächzte er mit dem armen Kinde zusammen eine Parodie eines italienischen Opernduetts. Einmal läßt man sich solche Sachen der Kuriosität halber gefallen; aber diese Virtuosen erschienen jeden Tag zu der nämlichen Zeit wieder, und jeden Tag gaben ihnen die mitleidigen Engländer willig und reichlich!

Diese ganze Straßenmusik gehört mit zu dem Stück Mittelalter, das sich im englischen Volksleben erhalten hat. In einzelnen Zügen tritt dieser mittelalterliche Charakter besonders stark hervor: die Postillone in Devonshire blasen Clarin, den echten, langen Clarin mit dem eigentümlich vollen und reinen Tone, den wir in Deutschland für unsre Bachaufführung so gern wieder eingeführt haben möchten! Mittelalterlich ist es auch, daß die Musik zu Propaganda- und Agitationszwecken benutzt wird. Dies geschieht z. B. von der vielbesprochnen Salvation-Army, welche die ersten Breschen in die Herzen der belagerten Ortschaften mit der großen Trommel legt. Die Salvation-Army wird in Deutschland und auf dem Festlande sehr unterschätzt und verkannt, das ist gewiß; aber ihre Musik kann man kaum zu schlecht machen!

In dem Bilde, welches wir hier flüchtig von der englischen Musik und vom englischen Musikleben entworfen haben, finden sich mehr freundliche Züge, als man in Deutschland im allgemeinen annimmt. Die Anlage zur Musik kann man den Engländern nicht absprechen, in ihrer Neigung zu dieser Kunst stehen sie hinter keinem Volke des Festlandes zurück. Wenn sie in dem höhern Teile derselben zurückgeblieben sind, so lag das zur Hälfte wenigstens an einer schlechten Leitung ihres Talents und an Fehlern, die noch wieder gut gemacht werden können. Zu den schon genannten Anzeichen, welche den ernstlichen Beginn einer Besserung zu verkünden scheinen, wollen wir noch die Neuorganisation des Gesangunterrichtes in den Volksschulen hinzufügen. Es scheint uns darnach nicht unmöglich, daß England in der Musikgeschichte der Zukunft wieder eine bedeutendere Stelle einnehmen wird.

Notiz.

Agrarische Bewegungen in Oberitalien. Fast ganz unvorbereitet lasen die Meisten kürzlich von ziemlich grausigen Empörungen der Bauern in Oberitalien gegen die großen Grundbesitzer. Die Mitteilungen erinnerten in der That an die deutschen Bauernkriege. Wenn die italienische Regierung bald wieder eine leidliche Ordnung hergestellt hat, so ist es doch von Interesse, auf die Uebelstände zurückzukommen, die sich in so argen Symptomen kundgaben.

Unter den vielen Uebelständen, die aus alter Zeit die gegenwärtig neu belebte und so begabte italienische Nation hemmen, ist auch das Proletariat der kleinen Bauern. Es herrscht in Italien überall, von Sizilien bis Piemont, aber seine betrübendsten Wirkungen zeigen sich in Oberitalien, wo das Klima nicht so sehr die Bedürfnislosigkeit ermöglicht wie im Süden. Die Bauern sind kaum noch Pächter, sie sind eigentlich nur Tagelöhner. Die Verträge lauten z. B. auf Schlafstelle und sechzig Centesimi den Tag oder auf die gleiche Teilung der Produkte, wobei aber noch Abzüge gemacht werden, oder sie lauten auf Ablieferung eines bestimmten Maßes von Produkten, wobei der Bauer den Schaden einer Mißernte zu tragen hat. Es kommt auch vielfach Geldvertrag vor zu Wucherſätzen, denn der Grundbesitzer hat die Macht. Trotz der starken Auswanderung der Italiener finden sich mehr Arbeitsuchende, als gut ist. Die Folge ist das elendeste Leben dieser Männer und Familien in Löchern, in denen das Wasser an den Wänden herunterläuft, eine Ernährung, die seit Generationen in zunehmender Weise die furchtbare Krankheit erzeugt, die man Pellagra (Teufelsflechte, Alpenskorbut) nennt. Es ist ein Hautausschlag, der sich auf die Muskeln und zuletzt auf das Gehirn wirft und mit Melancholie und Geisteskrankheit endet. Man rechnet fast hunderttausend solcher Kranken auf eine Landbevölkerung von etwa $6\frac{1}{8}$ Millionen, also fünfzehn pro Mille. In Frankreich, wo diese Krankheit auch nicht unbekannt ist, hat man herausgefunden, daß, wenn man an die Stelle des schlechten ungesalzenen Hirsebreis ordentlich gebackenes Brot setzte, die Pellagra nicht mehr die Heranwachsenden befiel. Jedenfalls ist die Krankheit eine Elendskrankheit.

Wenn die so gequälten Bauern, die man jetzt zwangsweise lesen und schreiben lehren will, sich mit brutaler Gewalt gegen ihre reichen Grundherren wenden, so ist das nur allzu begreiflich. Ohne etwas von den Irländern zu wissen, gehen sie ähnliche Wege. Die südlichern Landsleute werden zu Briganten aus Mangel an Subsistenzmitteln, im Norden wird auf andre direkte Art dem Gutsbesitzer zu Leibe gegangen. Die eigentliche Ursache des Uebels erkennen sie nicht. Die Volksvertreter und Staatsmänner sehen wohl, wie tief der Schade sitzt, auf dem Papier hat man auch Heilmittel dagegen entworfen, aber geschehen ist nichts von Erheblichkeit, und bei der Natur des italienischen Parlaments versteht sich das ziemlich von selbst, wenn man bedenkt, daß zu wirklichen Verbesserungen, wie Dr. Bernardi in G. Schmollers Jahrbüchern gezeigt hat, eine nicht unbedeutende Geldsumme gehört, mit der das ohnehin vielbesteuerte Volk zu belasten kein Parlament gern auf sich nimmt.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.

Die Nixen in Irrenkasten.

4. Cktober.

Es ist die zweite Abtheilung der Klasse in entsetzlicher Bestürzung. Denn heute, den 30. des Monats, haben Lehrer und Lehrerin, welche mit ausführlicher schriftlicher Arbeit nur kurz in dieser Stunde sind, ihnen eine Aufgabe gestellt, die sie nicht lösen können. Sie sollen in ein regelrechtes Gedicht die verschiedenen Nixen unterbringen. Nixchen war der Kindheitsname, auf Kösen Nixkasse, Zusammenziehung von Nixenkasse, Nixenkasten, Nixenkinderkasten, Nixenkinderkasten, und namentlich in der Kindheit Adolfs, welcher Nixkasse, Nixkasten und zum Eigennamen der Regen und Schnee seiner Kindheit so benannte, daß er sich selbst Nixkasse nannte, und Nixkasse, Nixkasten, Nixkasse, und die Regenzeit, wo Lehrer und Lehrerin ihn Nixkasse nannten, eine entsetzensvolle Nixkasse wurde, wo Du sich sehr empfand. Denn Adolf hatte sich in seinem Leben noch nie so sehr empfunden, als wie in Lehrer Langbeins Gedicht. Nixen war Adolfs, wenn auch nicht sein Lieblingsthier, doch sein Thier, das er sehr gern hatte, und Adolf hatte in Wirklichkeit, bei heutiger Stunde und Aufgabe, nicht das Gefühl, daß er sich selbst empfand, sondern daß er sich selbst verlor. Denn wenn er sich selbst, wenn Adolf sich selbst in Nixen, das Nixenhaft-Nixenhafte, Nixenhaftigkeit, Nixenhaftigkeit zu suchen, so suchte man ihn vergebens. Adolf war nicht in Nixen, Nixen nicht in Adolf. Adolf war Adolf, Nixen Nixen, Nixenhaftigkeit Nixenhaftigkeit, Nixenhaft Nixenhaft, Nixen Nixen, Adolf Adolf, Nixen Nixen, Nixenhaft Nixenhaft, Nixenhaftigkeit Nixenhaftigkeit, Nixenhaftigkeit Nixenhaftigkeit, Nixenhaftigkeit Nixenhaftigkeit

Lichtbringer, allerdings hat es bei diesem Vordringen bis jetzt vielfach Opfer bringen müssen. Bewußter Zweck aber war sein Zivilisiren nicht. Es hätte dann zu Hause bleiben und hier mit der Kultur anfangen oder, wo schon angefangen und einiger Erfolg erzielt worden ist, fortfahren müssen. Es hätte da noch reichlich Gelegenheit gefunden, zu reformiren und zu beglücken, schon im europäischen Teile des ungeheuern Reiches und noch mehr in den unermeßlichen Gebieten Sibiriens.

Richtiger, aber auch einzuschränken und zu ergänzen ist es, wenn man von einem Verhängnisse gesprochen hat, welches die Russen im Zentrum Asiens von Eroberung zu Eroberung nötige, nachdem sie einmal damit begonnen. Der erste Schritt in dieser Richtung war die Aufnahme zweier Kirgisenhorden in den russischen Staatsverband. Sie wurden dadurch vorerst nur dem Namen nach Unterthanen der Zaren. Bald stellte sich die Notwendigkeit heraus, sie wirklich zu solchen zu machen, ihnen einerseits Ordnung und Gesetz aufzuzwingen und sie andrerseits gegen die Intriguen und Räubereien der Nachbarn zu schützen. Man versuchte dies zunächst damit, daß man bei ihnen eine Linie von Forts anlegte. Ein Aufstand unter ihnen erforderte, wie wir zeigten, zuerst Expeditionen gegen sie, welche diese Linie überschritten, dann den Feldzug Perowskis gegen Chiwa, welches die Insurrektion angestiftet und unterstützt hatte. Perowskis Unternehmen scheiterte, und man versuchte, sich in der nächsten Zeit mit der Anlegung von Steppenbefestigungen an der Grenze Schutz zu schaffen. Eine feste politische Grenze gab es nicht, und die natürliche, zu der man griff, war auch nicht leicht zu bestimmen. General Obrutschew wollte sie am nördlichen Rande der „Hungersteppe" hinlaufen lassen, die sich vom Kaspisee über den Ust Urt nach dem Aralsee und von da nach dem Tschufluß und dem Norduser des Balkaschsees hinzieht, und schlug vor, hier, nicht weiter südlich, die beabsichtigten Forts zu erbauen, indem er glaubte, dies werde genügen, um den Einbruch von Räuberbanden aus den südlichen Nomadenstämmen in das russische Gebiet zu verhindern und die eignen Unterthanen im Zaume zu halten. Der Kaiser Nikolaus aber befahl ein weiteres Vorgehen nach Süden und Anlegung eines Militärpostens an der Mündung des Syr Darja. Diese Maßregel erfüllte ihren Zweck nicht, das neue Fort war zu weit von Orenburg entfernt, es sicherte die Ruhe nicht, vielmehr wurden dicht dabei Karawanen beraubt, und sein Bau war der zweite verhängnisvolle Schritt der russischen Politik nach Mittelasien hin, da er die Russen, welche es bis dahin nur mit den dortigen Nomaden zu thun gehabt hatten, zugleich mit der seßhaften Bevölkerung jener Gegenden in feindliche Berührung brachte. Aus dem einen Militärposten entwickelte sich eine Linie solcher Befestigungen am Syr Darja, und mit der Einnahme von Akmedsched befand man sich in offnem Kampfe mit dem Chanat von Kokand. Hatte man eine Position gewonnen, so durfte man sie nicht aufgeben, da man damit an Ansehen eingebüßt hätte, und um sie nicht

aufgeben, nicht zurückweichen zu müssen, mußte man weiter erobern, die Verteidigungslinie weiter ausdehnen. Ein diplomatisches Rundschreiben des russischen Reichskanzlers Fürsten Gortschakow sprach diese Notwendigkeit damals in folgenden Sätzen aus:

„Die Stellung Rußlands in Zentralasien gleicht der aller zivilisirten Staaten, die sich mit halbwilden Nomadenvölkern ohne feste Gesellschaftsordnung berühren. In solchen Fällen ist es im Interesse der Sicherheit der Grenzen und der Handelsbeziehungen notwendig, daß der zivilisirte Staat ein gewisses Übergewicht über die Nachbarn übe, deren unruhiges Wesen sie höchst unbequem macht. Man ist genötigt, Einfälle und Plünderungen abzuwehren, und zu dem Zwecke muß man die Bevölkerung an der Grenze zu mehr oder weniger direkter Botmäßigkeit zwingen.“ Dies sei, so wird dann ausgeführt, für die kaiserliche Regierung Veranlassung gewesen, zuerst am Syr Darja und dann am Issik Kul eine feste Stellung einzunehmen und diese Linie durch vorgeschobne Forts zu verstärken, die nach und nach bis ins Herz jener fernen Lande gedrungen seien, ohne daß man dahin gekommen wäre, jenseits dieser Posten die Ruhe herzustellen, welche für die Grenzen Rußlands notwendig sei. Die Ursache dieses Mangels an Erfolg habe in erster Reihe darin gelegen, daß zwischen den Ausgangspunkten jener beiden Linien ein unermeßlicher wüster Raum unbesetzt geblieben sei, wo die Einbrüche der Räuberstämme jedwede Ansiedlung und jeden Karawanenhandel zur Unmöglichkeit gemacht hätten. „Diese Gründe waren, so bemerkt der russische Reichskanzler dann, trotz unsrer Abneigung vor weiterer Ausdehnung unsrer Grenzen so mächtig, daß sie die kaiserliche Regierung bewogen, den Zusammenhang dieser Linien zwischen dem Syr Darja und dem Issik Kul durch Befestigung der vor kurzem von uns besetzten Stadt Tschimkend herzustellen. Indem wir diese Linie annahmen, erhielten wir einen zweifachen Gewinn. Einesteils ist der Landstrich, den sie einschließt, fruchtbar, reich an Wald und mancherlei Gewässern, und teilweise von Kirgisenhorden bewohnt, die sich unsrer Herrschaft gefügt haben, und so bietet er gute Bedingungen für Ansiedlungen und für die Verproviantirung unsrer Garnisonen. Andrerseits macht er die ackerbauende und handeltreibende Einwohnerschaft Kokands zu unsern unmittelbaren Nachbarn. Wir stehen damit jetzt einer solideren, dichteren, weniger beweglichen und besser organisirten Bevölkerung gegenüber als früher, und diese Erwägung bezeichnet mit geographischer Genauigkeit die Grenzlinie, bis zu welcher Interesse und Vernunft vorzuschreiten heißen. Wir müssen hier Halt machen; denn jede weitere Ausdehnung würde nicht auf unstäte Nomadenstämme, sondern auf regelmäßiger eingerichtete Staaten stoßen, erhebliche Anstrengungen erheischen und uns von Annexion zu Annexion und zu unabsehbaren Verwicklungen fortreißen.“

Vieles hiervon war unbestreitbar. Aber die Erwartungen, die hier von den neuen Nachbarn Rußlands gehegt wurden, und nach denen behauptet wurde,

dieses müsse und dürfe nun sich nicht weiter ausdehnen, erfüllten sich nicht. Diese solidern Staaten erwiesen sich fast ebenso unzuverlässig und gefährlich wie die Nomadenstämme. Der Emir von Buchara wollte Kokand erobern, und hätte man ihm das gestattet, so würde er eine Macht erlangt haben, mit der er Rußlands bisherige Erwerbungen in Mittelasien ernstlich zu bedrohen imstande gewesen wäre. So nahmen die Russen Taschkend und später auch Samarkand. Im Westen ließ Chiwa jene Erwerbungen nicht zur Ruhe kommen, indem es das Zentrum aller Verschwörungen der Turkmenen gegen dieselben war, und so mußte es mit den Waffen niedergeworfen und für immer am Wiedererstarken gehindert werden, was durch Annexion eines Stückes seines Gebietes und Anlegung einer Festung vor dem Eingange in die Oase bewirkt wurde. Den aufständischen Kokanzen gegenüber war Rußland zuerst auf die Defensive hingewiesen: es hatte die Einfälle derselben in sein Gebiet abzuwehren. Dann aber durfte in dem Chanat keine Anarchie herrschen, die sich nach russischen Besitzungen verbreiten konnte, zumal da die mächtigsten Häupter der dort sich bekämpfenden Parteien entschiedne Russenfeinde waren. So nahm man das Land notgedrungen in eigne Verwaltung. Ähnlich war es später mit den Achaltekinzen, ähnlich mit den Turkmenen in der Oase Merw.

Überall war Rußland in diesen zentralasiatischen Angelegenheiten mehr getrieben als treibend, wenigstens konnte seine Diplomatie dies behaupten und mit Gründen belegen, die sich hören ließen. Indes hatte es bei seinem Umsichgreifen in den letzten Jahren keineswegs bloß die Interessen der Verteidigung seines bis dahin erworbnen Besitzstandes vor Augen. Es dachte dabei auch an Gewinnung von Märkten für die Erzeugnisse seiner Gewerbthätigkeit. Die letztere hat sich seit etwa dreißig Jahren so gehoben, daß sie weit mehr produzirt, als was das Reich selbst bedarf und verbraucht. Sie muß ihren Überfluß exportiren können, nach Westen hin ist dies unmöglich, und so mußte man sich nach Käufern im Osten umsehen. Auch hier stieß man auf Schwierigkeiten; die Wüsten und Steppen, durch welche die Handelswege führten, wurden durch räuberische Nomaden unsicher gemacht, die unstäte Bevölkerung der meisten Landstriche hatte nur ein geringes Bedürfnis nach russischen Waaren und wenig Geld, sie zu kaufen, wenig andern Besitz, gegen den sie einzutauschen waren, die Zustände in den Staaten mit seßhafter Bevölkerung waren von der Art, daß sie nicht viel bessere Abnehmer liefern konnten. Es mußte Ordnung geschaffen werden und mit der Ordnung größerer Reichtum der Landesbevölkerung, mehr Bedürfnis und mehr Fähigkeit, es zu befriedigen. Dies wurde von Rußland direkt und indirekt angestrebt. Die Beraubung der Handelskarawanen durch Turkmenen und Kirgisen hörte auf, Handelsverträge mit den Chanaten förderten Ausfuhr und Einfuhr, und in den annektirten Provinzen entwickelte sich allmählich mehr Nachfrage nach den Fabrikaten der russischen Industrie. Diese Nachfrage wird aber steigen, wenn die Waaren wohlfeiler werden, und das letztere wird geschehen'

wenn die vom Innern Rußlands nach Mittelasien projektirten Eisenbahnen sich weiter als bisher erstrecken, sich ihrer Vollendung nach den dortigen Hauptmärkten nähern und neben sich Dampferlinien auf den Flüssen und Seen haben, die sich dazu eignen. Alles das wird sich aber nur langsam und kaum sehr befriedigend entwickeln.

Über den letzten Grund der Eroberungen Rußlands in Zentralasien, seine Absichten auf Indien und zunächst auf dessen Vorland, Afghanistan, haben wir in diesen Blättern schon so oft und so erschöpfend gesprochen, daß uns darüber nicht viel zu sagen übrig bleibt. Es möge hier nur an einen Punkt erinnert werden, der bei dem jüngsten Streite um die Abgrenzung Afghanistans nicht oder nur beiläufig erwähnt wurde, der aber in Zukunft vermutlich auf die Tagesordnung gebracht werden wird. Vor dem Kriege gegen Chiwa wurde zwischen Rußland und England die Frage erörtert, wie weit der Besitz des Emirs in Kabul reiche, und dabei handelte es sich nicht, wie jetzt, bloß um den Nordwesten von Afghanistan, sondern um bedeutende Landstriche in Osten. England bezeichnete hier die Provinz Badakschan mit dem Bezirke Wachan als rechtmäßigen Besitz Schir Alis, des damaligen Beherrschers der Afghanen, Rußland aber widersprach und erklärte Dschehangir Chan als souveränen Herrn dieser Landschaften. Die Engländer versuchten dem gegenüber zu beweisen, daß dieselben kraft des Eroberungsrechtes dem Emir von Afghanistan gehörten, dem sich die Häuptlinge der dortigen Bevölkerung in aller Form unterworfen hätten. Fürst Gortschakow zog darauf seinen Widerspruch „aus Artigkeit" zurück, aber es können Umstände eintreten, wo man in Petersburg nicht geneigt sein kann, sich wieder zu einem solchen acte de courtoisie zu verstehen, und wo der Streit auch über dieses Grenzgebiet Afghanistans entbrennt und in den Gang der Dinge eingreift.

Wir kommen zum Schluß unsrer Betrachtungen. Wie vor kurzem aus Simla, der Residenz des Vizekönigs von Indien, berichtet und später von Churchill im Parlamente ausführlich dargelegt wurde, hat das letzte Vorrücken der Russen in Zentralasien der indischen Regierung einen Kostenaufwand von mindestens vier Millionen Pfund Sterling verursacht, und dabei handelte es sich nur um einige Vorbereitungen zum eigentlichen Handeln. Selbstverständlich ist man damit erst beim Anfang angelangt, die Ausgaben für genügende Rüstung zur Verteidigung Indiens, zunächst Afghanistans, werden fortdauernd wachsen und noch ganz andre Summen als die obengenannte verschlingen; denn der Marsch Komarows gegen Merw und Pendschdeh hat die Lage der Dinge an der afghanischen Grenze ganz bedeutend verschlimmert. Schon als die Truppen des Zaren sich noch in den Uferlandschaften des Kaspisees und in der alten Hauptstadt Timurs befanden, waren sie eine Gefahr für die englische Herrschaft am Indus und den Einfluß der britischen Politik im Lande des Emirs Abdurrachman. Jetzt, wo sie sich am Herirud und Murgab, an den Grenzen

Chorassans, wenige Tagemärsche von Herat und auf der Flanke der großen Heerstraße festgesetzt haben, die von jener Stadt nach Balch und Kabul führt, hat ihr Einfluß auf das ostasiatische Reich der Briten eine ganz außerordentliche Ausbreitung erfahren. Vor kurzer Zeit noch durften die letztern dieses Reich politisch und militärisch fast wie eine Insel betrachten; denn es ließ sich von einem Nebenbuhler und Gegner nur zur See erreichen. Damals waren, wie es schien, die mächtigen Gebirgsketten und die weiten Wüsten und Steppen, die es im Norden umgeben, und die unabhängigen halbbarbarischen Chanate Mittelasiens eine Schutzmauer, welche seine Landseite fast so unzugänglich machten wie der Ozean den Süden. Während des letzten Vierteljahrhunderts war es das Bestreben Rußlands, die wichtigsten dieser Hindernisse eines Angriffs auf Indien nach Möglichkeit zu beseitigen. Die Chanate wurden eins nach dem andern bis auf geringfügige Reste aufgezehrt, die turkomanischen Stämme in den Oasen südlich vom Oxus dazwischen überwältigt und in leichte Truppen für die Vorhut der zarischen Armee verwandelt, man schuf eine Flotte auf dem Kaspisee, man begann eine Eisenbahn von seinen Gestaden durch die Oase der Achaltekinzen zu bauen, um rasch die in den kaukasischen und transkaukasischen Provinzen fortwährend bereitgehaltnen starken Reserven heranziehen zu können, wenn sich in Mittelasien und Afghanistan Gelegenheit finden sollte, in seiner Eroberungspolitik einen weitern Vorstoß zu thun. Und damit endigen die Pläne, die man russischerseits offenbar auszuführen gedenkt, noch keineswegs. Die Landstriche im Süden des Amu Darja sollen mit den im Norden dieses Stromes gelegnen Gegenden verbunden werden, und Rußland hofft auf beiden Ufern Verbindungslinien herzustellen, sodaß die Hilfsquellen aller seiner neuen Erwerbungen, sobald die Zeit und Gelegenheit gekommen ist, zu augenblicklicher Benutzung bereit sind. Indem sie Chorassan in die Flanke nehmen, sind die Russen in der Lage, auf diese persische Provinz einen kräftigen Druck auszuüben, und bei einer Besetzung oder indirekten Beherrschung solcher Teile derselben, welche (wie z. B. das Land, durch welches die Straße von Askabad über Mesched nach Herat führt) für die Förderung ihrer weitreichenden Absichten von Nutzen sein können, sind zu gleicher Zeit Persien, Afghanistan und das nordwestliche Indien bedroht. Keins dieser Länder kann bei dem raschen Weitervordringen einer Macht, die in den letzten Jahrzehnten soviel verschlungen und soviel weitere Einverleibungen vorbereitet hat, gleichgiltig bleiben. Der Schah wird leicht erkennen, daß der Nordosten seines Reiches der Annexion an die Besitzungen Rußlands in Zentralasien entgegenrückt. Der Emir in Kabul weiß ohne Zweifel noch bestimmter, daß die Russen das afghanische Turkestan als ihr künftiges Eigentum ins Auge gefaßt haben und damit die Hoffnung auf den baldigen Besitz Herats verbinden. Kein indischer Staatsmann endlich kann sich jetzt noch gegen die Thatsache verblenden, daß die während der letzten Jahrzehnte in Zentralasien vollzognen und noch geplanten russischen Eroberungen, wie sehr

auch andre Motive dazu drängten, in der Hauptsache zu dem Zwecke unternommen wurden, das Reich der Kaisar i Hind einzuengen, zu gefährden und schließlich ganz oder teilweise wegzunehmen.

Mit diesen unaufhörlichen, immer wiederholten Versuchen, die Grenz- und Nachbarlande Indiens, dessen Vorwerke gegen Norden, in russische Hände oder unter russischen Einfluß zu bringen, um daraus eine Operationsbasis zu endlichem Angriff auf das Hauptobjekt zu bilden, hat die russische Politik den Engländern in Indien auch indirekt großen Schaden zugefügt, indem sie dieselben nötigte, einen erheblichen Teil der Einnahmen des Landes auf Mittel und Maßregeln der Abwehr zu verwenden, ihn also der Verwendung zur Verbesserung innerer Zustände zu entziehen, die dringend Reformen erheischen. Schon die in Petersburg zugestandne und von uns mehrfach hervorgehobne Thatsache, daß die mittelasiatischen Erwerbungen Rußlands dem kaiserlichen Schatze nicht nur nichts einbringen, sondern sehr erhebliche Ausgaben verursachen, welche sich auch in der nächsten Zukunft aus diesen Ländern kaum verzinsen, geschweige denn amortisiren lassen werden, ist ein Beweis für den rein politischen Zweck, der mit dieser Eroberungspolitik verfolgt wird. Nicht eine einzige der neuen zentralasiatischen Provinzen deckte bisher auch nur die Kosten der bürgerlichen und militärischen Verwaltung, und dies gilt selbst von den ältern Erwerbungen, den transkaukasischen Besitzungen. Die Feldzüge, welche die Russen nach Georgien und Armenien führten, waren gegen die Türkei gerichtet, die ungeheuern Eroberungen am Amu Darja und jenseits dieses Stromes zielten auf die Herrschaft Großbritanniens in Südostasien und bis auf die neueste Zeit, d. h. bis auf die Entstehung des deutschen Reiches und dessen Defensivbündnis mit Österreich-Ungarn, zugleich auf Konstantinopel. Dieses war bis dahin das nächste Hauptziel, und die gegen die Vorlande Indiens ins Feld geführten russischen Streitkräfte, die in diesen Vorlanden versuchten und teilweise geglückten diplomatischen Schachzüge waren in erster Linie nur Mittel, in denen der Zweck verfolgt wurde, Englands Aufmerksamkeit und Kraft abzulenken, es hier zu beschäftigen und es zu nötigen, seinen Widerstand gegen die Öffnung des Bosporus und der Dardanellen für Rußland und gegen die Besitznahme der Großstadt am Goldnen Horn aufzugeben. Seit Deutschland und Österreich-Ungarn dieser Absicht in den Weg getreten sind, ist sie, wie wir glauben, aufgegeben, wie andre meinen, vertagt worden. Die Flut der russischen Eroberung strömt fortan nicht mehr nach Südwesten, aber umso kräftiger geht ihr östlicher Arm, bisher nur ein Nebenstrom, nach Süden. Er suchte seinen Weg durch die Steppenländer und Oasen am Oxus und jenseits desselben, er füllte zuletzt die Gegenden am Margab, Merw und die Steppe am Nordflusse des Paropamisus; nicht lange mehr, und er wird dicht vor den Mauern Herats stehen und nach dessen Fall in der Richtung von Kandahar ablenken, wenn die Engländer ihm nicht bei Zeiten Dämme von genügender Stärke vorbauen. Lassen sie den

Russen Aussichten auf Erfolg, so wird das Verhängnis sich fortan noch rascher vollziehen als in den letzten zehn Jahren.

Schon vor fast drei Dezennien wurde auf die Gefahr hingewiesen und empfohlen, ihr in geeigneter Weise vorzubauen. Die dazu erforderlichen Mittel waren verhältnismäßig nicht bedeutend. Es geschah nichts, und jetzt sind größere Rüstungen und Ausgaben nötig. Geschähe wieder nichts genügendes, so würden später noch beträchtlichere Mittel kaum eine erfolgreiche Verteidigung ermöglichen. Das englische Volk muß endlich erkennen, was unter dem Regimente der Liberalen verschleiert wurde, daß es mit Rußland in Asien keinerlei Interesse gemein hat, und daß es dort niemals zu einer Verständigung zwischen den beiden Mächten kommen kann, wie in Europa zwischen Rußland und den Mächten in der Mitte des Festlandes. Die Engländer haben zu begreifen, daß die Russen ihnen in Indien wirklich und allen Ernstes ans Leben wollen, und sich zu überlegen, ob sie sich die dahin gerichteten Schritte weiter geduldig gefallen lassen dürfen oder einen männlichen Entschluß fassen müssen, sie zu vereiteln, was beiläufig jetzt schon sehr schwer, aber noch nicht unmöglich sein würde.

Die Kosten, welche Indien den Engländern verursacht, müssen infolgedessen auch in Zeiten des Friedens wachsen, und das bedeutet entweder Stillstand des materiellen Fortschrittes oder Steuererhöhung, und die Folge der letztern, Mißstimmung und Klage über Druck, gehört natürlich ebenfalls in den Plan der Russen: ein unzufriednes Indien kann als ihr Verbündeter, wenigstens nicht als ein eifriger Gegner betrachtet werden. Der Kredit Indiens steht jetzt hoch, und noch immer wächst die Nachfrage nach seinen Papieren. Aber wenn schon seit geraumer Zeit die allgemeine Sicherheit des indischen Reiches gefährdet ist, wenn am nördlichen Horizonte desselben fortwährend neue Wolken aufsteigen und die Gemüter mit Befürchtungen erfüllen, wird der Kredit der Regierung Indiens bald heruntergehen und die Nachfrage der privaten Spekulation nachlassen und zuletzt ganz aufhören.

Militärs und Staatsmänner müssen gemeinschaftlich die Frage entscheiden, auf welche Weise Englands Interessen im südöstlichen Asien am geeignetsten gegen die vom Zentrum des Weltteils herandringenden Gegner zu schützen sind. Wenn jene keinen rechten Rat wissen, so wird niemand helfen können, und eine Zeit lang sah es in der That so aus. Im Sommer dieses Jahres gelangte man zu einem Abkommen mit dem Emir von Afghanistan, von dem das Publikum nichts bestimmtes erfuhr, das aber im ganzen befriedigend für beide Teile ausgefallen zu sein scheint. Dasselbe schließt Subsidien für Abdurrachman, deren Betrag unbekannt blieb, und ruhiges Verhalten gegenüber dem kühnen Marsche der Russen von Merw nach dem Herirud und dem obern Murgab ein, welcher die Bataillone und Schwadronen Komarows fast bis vor die Außenwerke Herats brachte und ihnen zu einer Stellung verhalf, von der aus sie binnen Wochenfrist die nach Maimene und Balch führenden Straßen schließen

können. Desgleichen ist der Heerweg am Herirud aufwärts mit und ohne Zalfikar jetzt vollständig in der Gewalt der Russen. Auf englischer Seite besitzt man, abgesehen von dem, was in Afghanistan versprochen sein mag, Quettah und Pischin, und ist eifrig darüber her, eine provisorische Eisenbahn zur Beförderung von Truppen nach Norden zu bauen, welche den Bolanpaß, durch den der nächste Weg führt, wo aber eine Eisenbahn leicht zu verstopfen wäre, umgehen soll. Jene Bahn sollte längst fertig und im Betriebe sein. Quettah hat den Mangel, daß es nicht alle Pässe des Gebirgszuges von Beludschistan deckt. Keine Stellung entspricht diesem Zwecke als die von Kandahar, und so war schon mehrfach davon die Rede, es sollte hier ein britisches Standlager von 10000 Mann errichtet werden. Wir halten dies für mindestens verfrüht; denn Salisbury würde dann die Absicht haben, den Krieg mit Rußland zu beschleunigen, und dies kann er wenigstens nicht vor dem Ausgange der englischen Wahlen wagen. Es scheint sich von selbst zu verstehen, daß Rußland sich zum Einrücken eines britischen Heeres in die zweite Hauptstadt der Afghanen nicht gleichgiltig verhalten könnte. Selbst wenn dieses Ereignis nach friedlicher Beendigung der jetzt schwebenden Verhandlungen über die Nordwestgrenze Afghanistans stattfände, würde die unausbleibliche Folge sein, daß die Russen unverweilt nach Herat marschirten und es als Äquivalent für Kandahar in Besitz nähmen. Kehren wir nach Quettah zurück, so bietet es trotz jenes Mangels als vorgeschobner Posten auf der zum Indus führenden Linie große Vorteile. Man beabsichtigt die Verbindungsstraßen auf beiden Ufern des Indus weiter auszubauen und den Strom zu überbrücken; die Wege zwischen Multan und Lahore sollen vermehrt und verbessert werden, auch die Dampferflotte des Flusses wird eine wesentliche Vermehrung erfahren. Alle diese Maßregeln werden den indischen Finanzen schweres Geld kosten, aber sie sind bei weitem noch nicht alles, was die Annäherung der Russen dringend verlangt. Man wird die eingeborne Armee Indiens wesentlich verstärken müssen, und da dieselbe allein nicht genügt und unzuverlässig werden kann, auch die Regimenter, die aus Europäern zusammengesetzt sind. Die indische Regierung wird hinfort, wenn sie wohlgerüstet sein will, eine beträchtliche, leicht bewegliche Streitkraft zwischen Karradschi am Ausflusse des Indus, Delhi und Peschawer auf den Beinen halten müssen, die einen starken Vorposten auf den Bergen von Chelat an der nach Norden gerichteten Spitze hat. Die Arsenale und Magazine müssen gefüllt werden und gefüllt bleiben, man muß Pferde, Elephanten und Packochsen in hinreichender Menge bereit halten, wenn man einem Angriffe, der sehr bald und der über Nacht erfolgen kann, wenn die Verhältnisse sich noch mehr gespannt haben, mit Aussicht auf Erfolg zu begegnen imstande sein will.

Wie verschieden von dem einst nach außen hin friedlichen Zustande Indiens sind die Verhältnisse, welche jetzt die Verwaltung des asiatischen Reiches der Königin Viktoria umgeben! In der That, die Herren sind nicht auf Rosen

gebettet. Man hat lange nicht gesehen und geglaubt oder nicht sehen und glauben wollen, was das Vordringen der Russen in Zentralasien seinem letzten Zwecke nach bedeutete. Jetzt ist der Kern des Pudels, der zum Elephanten geschwollen war, klar und deutlich aus der Dunstgestalt herausgetreten, sodaß niemand mehr über ihn im Zweifel sein kann. Man darf nicht mehr wie Gladstone und seine Partei auf einen Kompromiß hoffen, man muß Entschlüsse fassen, und es ist schwer, genau zu sagen, welche. Palliativmittel helfen nicht. Das lehrt die Vergangenheit, predigt die Gegenwart, und von der nächsten Zukunft ruhigere Tage erwarten, heißt träumen. In Rußland erwartet man den baldigen Tod oder Sturz Abdurrachmans und hält Ejub Chan bereit, damit man ihn als Karte ausspielen, sein Recht als Vorwand, seinen Namen als Sammelruf benutzen kann, wenn jene Erwartung sich erfüllt. Die letzten Gerüchte von Wirren jenseits der Berge haben sich nicht bewahrheitet. Sie waren aber Anzeichen dessen, was man in jenem Lager hofft, wünscht und vielleicht vorbereitet, und es ist nichts weniger als unmöglich, daß solche Gerüchte binnen kurzem Thatsachen werden, die den russischen Eroberern wieder um ein Stadium weiter nach Süden hin verhelfen. Wir werden dann sehen, was Salisbury oder sein Nachfolger dagegen vermag.

Der Notstand des Privatkapitals.

Ich verhehle mir keineswegs, daß es beinahe vermessen ist, in unsern Tagen zu Gunsten des Kapitals zu schreiben, welches als der Feind der Arbeit, als schuld an vielem Übel bezeichnet wird; welches die Extremen ganz abschaffen, Gemäßigtere durch den Staat konfiszíren lassen wollen, und welches selbst die Besonnenen wenigstens durch Steuern und andre Maßregelungen in gewisse Schranken verweisen zu müssen glauben, um seinen verderblichen Wirkungen einigermaßen entgegen zu treten.

Es sei die Frage erlaubt: Verdient das Kapital der allgemeine Prügelknabe zu sein, ist es wirklich der Feind der Arbeit, der Gesellschaft? Sehen wir uns nach Gründen um, warum das Kapital so großer Mißgunst unterliegt, so ist es wohl vor allem die Vorstellung, welche man sich von einem „Kapitalisten“ zu machen liebt als von einem Menschen, der, jeder Arbeit ab-

geneigt, bis zum späten Morgen im Bette liegt, dann nach üppigem Frühstück einige Stunden in seinem eleganten Kabinet mit Couponsabschneiden beschäftigt ist, dann in den Klub fährt, einige Zeitungen liest, ein wenig spielt, an die Börse geht und abends nach üppigem Mahle gähnend in seiner Theaterloge sitzt. Wer wollte es leugnen, daß es solche Menschen giebt, und wer möchte ihnen seine Sympathie entgegenbringen oder den Mut haben, sie als nützliche Glieder der Gesellschaft zu bezeichnen? Aber sind sie denn das Charakterbild des Kapitalisten, und nicht vielmehr Ausnahmen, Auswüchse, wie sie sich in jeder Klasse der bürgerlichen Gesellschaft finden? Bilden sie nicht, so groß auch der Reichtum eines Einzelnen sein mag, doch nur einen mäßigen Teil des nationalen Gesamtkapitals? Steht ihnen nicht eine unendliche Zahl höchst achtbarer Personen gegenüber, die emsig arbeiten, die redlich mit des Lebens Notdurft kämpfen und gleichwohl Kapitalisten sind, und obendrein den größten Teil des Gesamtkapitals repräsentiren?

Die Schwäche des menschlichen Begriffsvermögens bringt es mit sich, daß wir eine Erscheinung, welche wir der Beobachtung unterziehen, nicht immer sofort als Ganzes erfassen können, sondern sie nach und nach, erst von der einen, dann von der andern Seite betrachten müssen, wobei nicht nur die gedankenlose Menge, sondern oft auch bedächtigere Leute stehen bleiben und in dem Wahne leben, sie hätten zwei Erscheinungen vor sich, während es doch nur zwei Seiten ein und derselben Erscheinung sind. So stellt man die Produzenten als eine besondre Klasse den Konsumenten gegenüber, während doch fast ausnahmslos jeder sowohl Produzent als Konsument in einer Person ist, oder wie ein englischer Schriftsteller sagt, der reine Konsument mit dem vierzehnten Jahre aufhört. Ebenso ist es mit Kapital und Arbeit. Wenn man zuerst die Gesetze des Kapitals erforscht hat und dann diejenigen der Arbeit, so glaubt man zwei verschiedne Dinge beobachtet zu haben und zwei besondre Klassen von Menschen vor sich zu sehen, während man doch nur zwei Seiten des sozialen Menschen zum Gegenstande der Forschung gemacht hat; man vergißt, daß dieser soziale Mensch fast immer, wie Produzent und Konsument, so auch Arbeiter und Kapitalist in einer Person ist.

Was ist denn Kapital?

Jeder Mensch, der arbeitet, strebt etwas mehr als nur seinen Lebensunterhalt und den Ersatz seiner Auslagen zu gewinnen, seine Absicht ist auf einen Überschuß gerichtet. Ein Korbflechter, wollen wir annehmen, müßte täglich zwei Körbe flechten, um seinen Unterhalt zu bestreiten. Gelingt es ihm, drei Körbe im Tage anzufertigen, so kann er immer den dritten Tag feiern, oder er kann eine andre Person ernähren, eine Frau oder einen Gehilfen; er kann damit seine Wohnung verbessern, seinen Hausrat mehren, Land kaufen, eine Vorsorge für arbeitslose Tage der Zukunft treffen und andres mehr. Kurz, der Überschuß seiner Arbeit über den Aufwand für dieselbe ist ein Kapital. Wie man

sieht, besteht dies Kapital zunächst in Körben und erst dann in Geld, wenn er die Körbe verkauft hat. Aber dies Geld ist nicht, es repräsentirt nur das aus Körben bestehende Kapital. Geld ist überhaupt an und für sich absolut wertlos. Robinson warf seinen Goldklumpen unbedenklich ins Wasser, und der Afrikareisende würde dem Hungertode nicht entgehen, auch wenn seine Träger unter der Last seines baaren Geldes zusammenbrächen. Für alles Geld giebt ihm niemand auch nur eine Banane oder eine Hand voll Maniok; was ihn allein erhält, sind die Waaren, die er mit sich führt, Kattun, Messingdraht, Glasperlen, denn gegen diese Dinge ist jeder Neger bereit, ihm Lebensunterhalt zu liefern. Erst unter entwickelteren Kulturzuständen, wo Geld das allgemeine Tauschmittel wird, erhält es einen Wert. Aber es ist kein Wert an sich, sondern ein abgeleiteter; Wert hat es nur als Repräsentant aller derjenigen Güter, die man dafür eintauschen kann.

Wo immer du daher Geld siehst, vergegenwärtige dir, daß es in Wahrheit nur Güter sind, welche durch die Arbeit erzeugt wurden. Es kann der Besitzer selbst der Erzeuger sein oder dessen Erbe oder ein Dieb; Geld stellt immer nur erzeugte Güter dar und hat an und für sich weder Wert noch Bedeutung (von dem Metallwerte der Münze abgesehen).

Man denke sich einen Ackerbauer auf herrenlosem Lande. Er bearbeitet zuerst ein kleines Feld. Aber der Überschuß seines Ertrages über seinen Unterhalt befähigt ihn, einen Gehilfen anzustellen, mit welchem er ein größeres Feld bewirtschaftet, und so fort, bis er Besitzer eines Gütchens ist. Sein Überschuß, sein Kapital besteht also in Land, seinen Weizen hat er gegen Fleisch, Kleidung, Ackergerät, Waffen und dergleichen umgetauscht, Geld ist nicht in seine Hände gekommen, und doch ist er ein wohlhabender Kapitalist.

So ist denn das Gesamtkapital eines Volkes, das Kapital der ganzen zivilisirten Welt der Überschuß des Arbeitsertrages über den Aufwand, der Überschuß aus der Vergangenheit bis rückwärts auf Adam und Eva; es ist die materielle und geistige Kultur, in der wir leben, in der wir fortzuschreiten bemüht sind; es ist das Fundament, auf dem wir weiter bauen, es ist der Ast, auf dem wir sitzen, und derjenige ist ein Narr oder ein Verbrecher, der die Axt an diesen Ast legt.

Wenn demnach das Gesamtkapital den Arbeitserfolg der Vergangenheit, unsre Zivilisation darstellt, so ist es wahrscheinlich, daß jeder zivilisirte Mensch mehr oder weniger Miteigentümer dieses Kapitals sei; es ist undenkbar, daß nicht auch der Ärmste zu einem Teile wenigstens einen Nießbrauch an diesem Kulturkapitale habe. Alles was aus den Kapitalien, aus der Arbeit der Vergangenheit entstanden ist an Wegen, Brücken, Eisenbahnen, an öffentlicher Beleuchtung, an Zufluchtsstätten für Bedürftige, an Kanälen und Wasserleitungen und tausend andern Dingen, welche der allgemeinen Wohlfahrt gewidmet sind, nicht an letzter Stelle auch die Organisation des Staates, kommen auch dem

Ärmsten zu gute, und überhaupt ist kein menschliches Wesen in unsrer Gesellschaft zu finden, welches als ohne Teilnahme an den Vorteilen des Kulturbaues gelten könnte, der durch die Arbeit der Vergangenheit, das heutige Kapital, aufgerichtet worden ist. Da dieser Kulturbau fortwährend wächst an Umfang und Vollkommenheit, so ist es auch einleuchtend und kann nicht bezweifelt werden, daß der Mitgenuß des Einzelnen, oder wie wir sagten, sein Nießbrauch am Kulturkapital in demselben Maße an Inhalt gewinnt. Der ärmste Mensch von heute befindet sich sicher in einem bessern Zustande, als sich der Ärmste vor hundert oder zweihundert Jahren befand, als noch Tausende unbemerkt verhungern konnten, als wegen der Unvollkommenheit der Verkehrswege Überfluß und Mangel an Nahrungsmitteln in benachbarten Provinzen dicht neben einander bestehen konnten; als Kranke und Hilflose unbeachtet verkamen und Tausende von Menschen Vorurteilen zum Opfer fielen, welche der Fortschritt der Kultur seitdem beseitigt hat. Denn auch die Wissenschaften sind Erfolge des Kapitals, dessen Vorhandensein allein es möglich macht, daß Menschen, ohne täglich für ihren leiblichen Unterhalt sorgen zu müssen, sich zur Erforschung der Wahrheit, zur Wissenschaft ausbilden und ihr Leben derselben widmen können. Das goldne Zeitalter liegt nicht hinter uns, sondern vor uns; in der Zukunft leuchtet uns ein Zustand entgegen, worin ein jeder glücklich sein kann, insofern wir fortfahren, Überschüsse der Arbeit zu erzielen und statt sie zu verzehren, zur Weiterführung des Kulturbaues verwenden.

Aber sehen wir weiter! An die bloßen Nießbraucher des allgemeinen Kapitals schließen sich die Miteigentümer desselben an. Wie groß ist ihre Zahl? Wer sind sie?

Ehe wir diese Frage beantworten, wird es nützlich sein, uns zuvor über den Begriff des Kapitals noch näher zu verständigen. Wir haben das Kapital vorläufig als Überschuß des Arbeitserfolges über den Aufwand bezeichnet. Aber diese Definition bedarf noch einer Erläuterung. Denn nicht alles, was ich durch meine Arbeit erübrige, ist Kapital, sondern nur dasjenige davon, was zu neuer Gütererzeugung verwendet wird. Was ich zurücklege, um es später für Nahrungsmittel oder Kleider, zur Anschaffung von Hausgerät, für Reisen, Vergnügungen und ähnliches zu verbrauchen (konsumiren), ist nicht Kapital; es ist es nicht, auch wenn ich meine hierfür bestimmten Überschüsse in Geld verwandelt habe, um dies Geld später für Verbrauchszwecke zu verwenden. Man kann demnach Eigentümer sein von reichlichem Hausrat, von Pferden, von baarem Gelde, von Kunstgegenständen, von Parkanlagen u. dergl., ohne um dieses Besitzes willen den Namen eines Kapitalisten zu verdienen; denn alle diese Dinge werden durch den Gebrauch mehr oder weniger rasch aufgezehrt, sie dienen der Konsumtion. Sobald ein solcher Besitzer aber seine Luxuspferde an einen Rollwagen spannt und damit Frachtlohn verdient oder die Erzeugnisse einer Fabrik zu den Abnehmern befördert, werden diese Pferde Kapital. Ein Klavier in meinem Salon

ist kein Kapital, sondern ein Gegenstand der Konsumtion, wenn es aber öffentlichen Konzerten dient, so ist es ein Teil des Kapitals des Konzertunternehmers, das er zum Betriebe seines Geschäftes nötig hat.

Es sind dies bekannte, oft erörterte Dinge. Es ist aber gut, sich den Unterschied gegenwärtig zu halten, welcher zwischen solchem Vorrat besteht, der zur Verzehrung (Konsumtion) bestimmt ist, und jenen andern Überschüssen, die zu neuer Gütererzeugung in Verwendung kommen oder doch dazu vorbehalten sind. Das reichste Land ist zum Stillstande, wenn nicht zum Rückgang verurteilt, wenn es seine Einkünfte völlig verzehrt, sei es in Wohlleben oder in nutzlosen Kriegen; ein armes Land wird rasch zu Reichtum gelangen, wenn seine fleißigen Bewohner ihre Konsumtion zu gunsten der Kapitalbildung möglichst beschränken. Das kaiserliche Rom verzehrte die Arbeitsüberschüsse einer ganzen Welt und ging bergab wie heute die Türkei; die englischen Kolonisten in Nordamerika wurden durch Arbeitserfolge, die zu ihrer Konsumtion in gar keinem Verhältnisse standen, im Laufe eines Jahrhunderts eine mächtige und vielleicht die reichste Nation. Das Gedeihen, der Fortschritt eines Landes hängt nicht sowohl von seinem gegenwärtigen Reichtum, von der Menge vorhandner Besitztümer ab, als von dem Maße, in welchem seine Arbeitserfolge, seine Bedürfnisse seine Konsumtion überschreiten. Ich sage absichtlich Arbeitserfolge und nicht Produktion. Denn das bloße Produziren von Gütern kann nutzlos, ja schädlich und das Gegenteil eines Erfolges sein, wenn der Erzeugung des Gutes kein entsprechender Bedarf gegenübersteht.

Es würde irrig sein, nun zu folgern, daß ein Volk in Entbehrung leben müsse, um reich zu werden. Das Bedürfnis giebt die Anregung zur Produktion; je größer die Bedürfnisse werden, desto lebhafter wird die Thätigkeit, um sie zu befriedigen; Bedürfnis und Produktion bedingen sich gegenseitig, jede Produktion, welcher kein Bedürfnis gegenübersteht, ist vom Übel und nur ganz vorübergehend möglich. Vom Gesichtspunkte der Weltwirtschaft aus betrachtet müssen sich Produktion und Konsumtion mathematisch genau decken und für das Ganze könnte von Überschüssen nicht die Rede sein. Die Menschheit kann ihren Bedarf bis ins Unendliche steigern, wenn ihr die Gütererzeugung nachfolgt, und umgekehrt, die Gütererzeugung kann sich ins Ungemessene vermehren, wenn die Nachfrage gleichen Schritt hält. Von Überschuß kann immer nur beim Austausch von Individuum zu Individuum, von Volk zu Volk die Rede sein; Überschuß tritt nur da ein, wo das ursprüngliche Verhältnis, daß jeder die Güter, die er nötig hat, selbst erzeugt, nicht mehr besteht, wo eine Verschiebung im Verhältnisse des Bedarfs und der Produktion stattfindet, wo Arbeitsteilung eingetreten ist und wo im Austausch eine verschiedne Wertschätzung stattfindet. Der Handel kann einen Nettogewinn, einen wirklichen Überschuß nur abwerfen, wenn es einen Ort oder einen Zeitpunkt giebt, wo die Waare mehr wert, wo das Bedürfnis nach derselben stärker ist als an der Stelle oder zur Zeit ihrer Erzeugung.

Für wenige Ellen Kalliko, für einige Schnüre Glasperlen oder etwas Messingdraht, wie sie in Europa für den Tagesbedarf vielleicht nur eines Menschen hinreichen würden, tauscht man im Innern Afrikas Lebensmittel ein, die für Wochen genügen, oder einen Elefantenzahn, für den man in Europa die hundertfache Menge von Kalliko, Perlen oder Messingdraht kaufen kann. Denken wir uns aber einen künftigen Zustand, wo die Verkehrsmittel so vollkommen wären, daß die Fracht keinen nennenswerten Einfluß auf die Preise mehr übte, wo überdies die Güter eben an jenen Stellen erzeugt würden, wo die größte Nachfrage darnach besteht, so würde Bedarf und Gütererzeugung, Produktion und Konsumtion überall im Gleichgewichte stehen, so würde von eigentlichem Handelsgewinn kaum mehr die Rede sein, der mögliche Fortschritt bestünde nur noch in der Steigerung des Bedarfs, dem die Produktion folgen würde, also in einem gleichmäßigen Steigen aller Preise. In einem solchen Zustande der Welt würde von Bildung neuer Kapitalien nicht mehr die Rede sein, man würde darauf beschränkt sein, die vorhandnen Kapitalien zu erhalten, die einen Teil der Produktionsmittel bilden, es würde ein Beharrungszustand in der allgemeinen Wirtschaft, ein Stillstand eingetreten sein, der freilich keine Dauer haben könnte, weil tausend Umstände, vor allem die bewegliche Natur der Menschen selbst, das Gleichgewicht stören und dadurch von neuem die Möglichkeit der Überschüsse, der Kapitalbildung und des Fortschritts schaffen würden.

Diese Betrachtungen gehören zwar nicht eigentlich zu unserm Thema, liegen aber so nahe, daß man ihre Berührung entschuldigen wird.

Wir kehren nun zu unsrer Frage zurück: Wer sind im Gegensatz zu den bloßen Nießbrauchern die Miteigentümer des Nationalkapitals, wer sind die Kapitalisten?

Der Tagelöhner, der aus dem Überschusse seines Lohnes eine Axt anschafft, der Schuhmacher, der seine Ersparnisse zum Ankauf von Leder oder zur Besoldung eines Gesellen verwendet, der Fabrikant, welcher seinen Jahresgewinn zur Vermehrung seines Betriebsfonds bestimmt, sie alle haben aus Überschuß Kapital gebildet, und es mag diese Art der Kapitalbildung, die Verwendung der Ersparnisse im Betriebe des eignen Geschäftes, weitaus die bedeutendste und umfangreichste sein, wenn sie auch kaum kontrolirbar ist. Kapital bildet aber auch derjenige, welcher seine Ersparnisse einem andern zur Ausdehnung oder Begründung eines Geschäftes leihweise überläßt, und diesen nennen wir im engern Sinne einen Kapitalisten.

Die ersterwähnte Art der Kapitalbildung hat zu allen Zeiten bestanden, auf ihr beruhen die Anfänge jeder Kultur und der natürliche Fortbau derselben. Die zweite Art dagegen hat erst in der modernen Welt jene großartige Entwicklung erfahren, in welcher wir sie heute walten und fortschreiten sehen. Es ist zwar jede, auch die einfachste und uranfänglichste wirtschaftliche Arbeit ihrem Wesen oder dem Wesen des Menschen nach auf Erzielung eines Überschusses

gerichtet. Allein damit ein solcher Überschuß, wenn er nicht in der eignen Arbeit Verwendung findet, in der Gestalt von Geld an andre überlassen werde und daß dies in umfassendem Maßstabe geschehe, dazu sind schon hochentwickelte Gesellschaftszustände erforderlich. Auch war die Sache nicht immer so einfach, wie sie es heute ist. Im Mittelalter und bis in die neuere Zeit hinein konnte derjenige, welcher Überschüsse anlegen wollte, Grundeigentum kaufen; dies war aber nicht immer an passender Stelle und besonders für kleinere Beträge nicht zu haben. Sein Geld auf Zinsen auszuleihen, war nur den Juden erlaubt, die das kanonische Recht nicht band. Der Rentenkauf war kein genügender Ersatz für das Darlehen, weil das Kapital bei dieser Vertragsform niemals zurückkehrte und weil auf den Inhaber lautende Urkunden noch nicht erfunden waren, durch welche die Übertragung der Rente auf einen andern ohne Schwierigkeit hätte geschehen können. Die Verlegenheit wurde groß, nicht gerade in Deutschland, wo ewige Fehden und Kriege dafür sorgten, daß der Wohlstand nicht zunahm; wohl aber in England und den Niederlanden, wo der Reichtum rasch und mächtig gewachsen war. In katholischen Ländern half die Mutter Kirche den Besitzern von Überschüssen gern aus der Verlegenheit. Auch die Bauluft, wie sie in vielen Städten, zum Beispiel Belgiens, in erstaunlichem Maße herrschte, mag auf die Schwierigkeit anderweiter Geldanlage zurückzuführen sein. Macaulay giebt eine anziehende Schilderung der Lage, in welcher sich reiche Leute in England am Ende des siebzehnten Jahrhunderts befanden, als es noch keine Staatsschuld gab, die heute bekanntlich nach starken Tilgungen etwa 800 Millionen Pfund Sterling oder 16 000 Millionen Mark beträgt. Macaulay bemerkt, die Schwierigkeit, Geld anzulegen, sei so groß gewesen, daß die Sitte, bedeutende Baarvorräte anzuhäufen, ganz allgemein bestanden habe. Der Vater des Dichters Pope, welcher sich um diese Zeit von Geschäften zurückzog, habe eine Geldkiste mit ungefähr 20 000 Pfund Sterling (400 000 Mark) mit auf seinen Landsitz genommen, um derselben von Zeit zu Zeit zu entnehmen, was für den Haushalt nötig war. Es ist, fährt Macaulay fort, in hohem Grade wahrscheinlich, daß dieser Fall nicht vereinzelt war. Gegenwärtig, glaubt er, sei das von Privatpersonen angehäufte Baargeld so gering, daß wenn es plötzlich in Umlauf gesetzt würde, die dadurch bewirkte Vermehrung der Umlaufsmittel kaum bemerkt werden würde. Aber in der ersten Zeit der Regierung Wilhelms des Dritten waren alle berufnen Schriftsteller einig, daß eine sehr erhebliche Menge baaren Geldes bei den Privaten hinter Schloß und Riegel liege.

Es ist einleuchtend, wie sehr der Nationalwohlstand dabei gewinnen mußte, als jene Schwierigkeiten beseitigt wurden und als mit der Möglichkeit auch die Sitte, überflüssige Baarbeträge alsbald nutzbringend anzulegen, allgemein wurde. Tausende von Bürgern wurden erst jetzt wahrhafte Kapitalisten, d. h. Inhaber von Beträgen, welche ausgeliehen wurden, um in der Nationalwirtschaft produzirend mitzuarbeiten, und Milliarden wurden vom müßigen Liegen in der

Kasse zu nutzbringender Verwendung hingeleitet. Erst jetzt konnte Wohlstand allgemein werden, und erst jetzt konnten zahlreiche großartige Unternehmungen ausgeführt werden und dadurch solche Massen von Arbeitern beschäftigt werden, wie es heute der Fall ist.

Es verdient indessen hervorgehoben zu werden, daß die Personen, welche infolge der leichten Geldanlage Kapitalisten geworden sind oder werden können, nicht alle so behäbige Leute sind wie der Vater des Dichters Pope mit seiner Kasse von 400 000 Mark, und daß leichte Gelegenheit zur Geldanlage nicht lediglich der Kontrahirung der Staatsschulden beizumessen ist.

Vor der Zeit, welche wir, um uns nicht auf Zahlen einlassen zu müssen, die moderne nennen wollen, spielte der Tauschhandel auch im gewöhnlichen Leben eine größere Rolle; eine unendliche Menge der bestehenden Verpflichtungen wurde durch Lieferung von Wirtschaftsprodukten, durch persönliche Dienst- oder andre Naturalleistungen ausgeglichen. Erst als die moderne Welt von der Natural- zur Geldwirtschaft überging, gewann das Geld als Repräsentant aller Güter und Leistungen jene souveräne Bedeutung, die es heute hat. Geld ist zum Betriebe jedes Geschäftes erforderlich und daher allgemein begehrt; die Anlage ist also ohne Schwierigkeit für den Kapitalisten, insofern nur sein Vorrat groß genug ist, um den Zwecken eines Entlehners zu entsprechen. Es ist nicht möglich, ziffermäßig zu bestimmen, welche Größe eine Summe haben muß, um als Kapital ausgeliehen zu werden. Es genügt zu sagen, daß kleine Beträge so lange zusammengelegt werden müssen, bis sie anlagefähig werden. Mit diesem Geschäfte des Zusammenlegens befassen sich die verschiedenartigsten Personen und Anstalten. Wir wollen hier aber nur die Sparkassen ins Auge fassen, weil sie die kleinsten Überschüsse sammeln und weil sie von bürgerlichen Kreisen benutzt werden, in welchen man die Kapitalisten sonst nicht zu suchen pflegt. Wir wählen diese Anstalten auch deshalb, weil ihr Betrieb ganz offen zutage liegt.

Ganz Deutschland, mit Ausnahme Baierns, hatte 1871 (nach der Statistique internationale, Rom, 1876) in seinen Sparkassen ein Kapital von 1 553 111 119 Mark liegen. Aber bereits 1884 betrug die Kapitalschuld der preußischen Sparkassen allein 1 965 722 265 Mark und diejenige der kgl. sächsischen im Jahre 1881 rund 350 Millionen, beider Länder zusammen, Preußen und Sachsen, also 2365 Millionen Mark. Angenommen, der Zuwachs in den übrigen deutschen Staaten habe in gleichem Maße stattgefunden, so würde das Sparkassenkapital Gesamtdeutschlands (außer Baiern) etwa 3300 Millionen Mark gegen rund 1553 im Jahre 1871 betragen. Es würden demnach, wenn wir 200 Mark als durchschnittliche Einlage annehmen, die Sparkassen von Deutschland, ohne Baiern, von 16½ Millionen Einlegern benutzt, auf eine Bevölkerung von 40 Millionen Seelen!

Erwägt man nun, daß die höher im Wohlstande stehenden Klassen sich nicht der Sparkassen zur Verwaltung ihrer Ersparnisse bedienen, ferner daß für

die weniger bemittelten noch unzählige andre Anstalten, Kassen, Genossenschaften, Verbindungen bestehen, welche kleinere Beiträge zu den verschiedenartigsten Zwecken sammeln und als Kapitalien ausleihen, und endlich daß von den 40 Millionen Menschen, die das fragliche Gebiet bewohnen, ein Dritteil Kinder unter vierzehn Jahren sind, von welchen man keine Ersparnisse zu erwarten hat, so wird man zugeben müssen, daß mehr oder weniger doch beinahe das ganze Volk oder doch dessen sehr große Mehrzahl bei der Kapitalbildung beteiligt ist, also nicht bloß als Nutznießer, sondern auch als Miteigentümer des Nationalkapitals zu gelten hat.

Mag nun dies Miteigentum noch so ungleich verteilt sein, so bleibt es doch unleugbar, daß alle mitleiden, wenn die Bedingungen, unter welchen das Kapital steht, ungünstig, und ebenso, daß alle Vorteil haben, wenn diese Bedingungen günstig sind, und daß deshalb ein Interessenkampf, der gegen die Kapitalisten als Klasse gerichtet wird, durchaus ungerechtfertigt und widersinnig ist, daß daher diejenigen, welche solchen Kampf führen, nur etwa den absolut Besitzlosen möglicherweise und jedenfalls nur vorübergehend nutzen können, allen andern aber notwendig schaden müssen. Mag immerhin das Streben der kleinsten Kapitalisten dahin gerichtet sein, durch irgendwelche Mittel auf Kosten der größern Kapitalisten einen erhöhten Anteil an dem Gesamtkapital zu erlangen, so bleibt es doch gleichsam ein Streit innerhalb der Familie, welche alle Kapitalisten umfaßt und deren gemeinsames Interesse es ist, daß Kapital unter günstigen Verhältnissen bestehe, d. h. daß es Sicherheit und angemessenes Erträgnis genieße. Diejenigen, welche dagegen einen wahren Interessenkampf zwischen Arbeit und Kapital für einen naturgemäßen Zustand, ja auch nur grundsätzlich für berechtigt halten, sind in dem Irrtume befangen, daß Arbeiter und Kapitalisten zwei getrennte, sich einander ausschließende Klassen seien; sie übersehen, daß fast jeder Arbeiter ein Kapitalist, wenigstens an einem Kapital beteiligt und jeder Kapitalist zugleich ein Arbeiter ist, und sie übersehen, wie wir schon bemerkten, daß die Unterscheidungen und Trennungen, die wir vermöge der beschränkten Beschaffenheit unsers Begriffsvermögens bei wissenschaftlichen Untersuchungen zu machen genötigt sind, indem wir die Erscheinungen nach einander von ihren verschiednen Seiten betrachten — daß diese Trennungen eben nur geistige Operationen sind und in Wirklichkeit nicht oder doch nicht immer bestehen. In der That sind ja Arbeit und Kapital nur zwei Seiten des wirtschaftlichen Lebens, von denen keine ohne die andre denkbar ist. Das Kapital kann nicht ohne die Arbeit bestehen, welche allein es nutzbar macht, die Arbeit nicht ohne das Kapital, welches ihr die Bedingungen ihrer Möglichkeit liefert, Rohstoff, Werkzeug, Unterhalt. Auch ist ja das Kapital nichts andres als Frucht der Arbeit von gestern, und diese Frucht erstrebt jede gegenwärtige Arbeit, nämlich Überschuß ihres Erfolges über den Aufwand. Das Kapital, der Arbeitserfolg der Vergangenheit, ist das Funda-

ment, auf welchem die Wirtschaft mittels der Arbeit sich aufbaut, und welcher Zwist auch zwischen Arbeit und Kapital, zwischen Vergangenheit und Gegenwart bestehen mag, es ist, wie gesagt, ein Zwist innerhalb der Familie, sie sind und bleiben auf einander angewiesen, und wenn sie sich ernstlich einander bekriegen, so wüten sie gegen ihr eignes Fleisch und Blut.

Man würde mich indessen aufs ärgste mißverstehen, wenn man glauben wollte, ich fände alles in schönster Ordnung, ich meinte, die Verteilung des Produktionsgewinnes zwischen Arbeit und Kapital, oder genauer zwischen Arbeit und Unternehmer, sei keiner Änderung fähig, es gäbe keine Arbeiterfrage und dergleichen mehr. Im Gegenteil, ich bin von der Überzeugung durchdrungen, daß in sehr vielen Fällen der Anteil der eigentlichen Arbeit am Produktionsgewinne einer dem Arbeiter günstigeren Regelung bedürftig und auch fähig sei, daß der Begriff der Produktionskosten insofern einer Erweiterung bedürfe, als ebenso wie die Abnutzung der Werkzeuge auch die Abnutzung der menschlichen Arbeitskraft einzubeziehen sei. Davon zu sprechen, behalte ich mir für einen spätern Aufsatz vor. Im vorliegenden Aufsatz will ich nichts weiter als auch einmal das Kapital zum Worte kommen lassen, das, wenn auch allgemein und stürmisch begehrt, gleichwohl in der öffentlichen Erörterung als Stiefkind behandelt und mißgünstig betrachtet wird.

* * *

Wenn Kapital eine Frucht, ein Erzeugnis der Arbeit ist und wenn es durch Arbeit seine Nutzung findet, so ist es schon aus diesem Grunde sehr wahrscheinlich, daß die Arbeit und das Kapital an und für sich keine feindlichen Interessen haben. Auch sehen wir in der That, wenn wir sorgfältig und ohne Voreingenommenheit die Dinge untersuchen, daß die Beschwerde der Arbeiter, man verkürze ihren natürlichen Anteil an dem Werte der durch ihre Hände erzeugten Güter, nicht gegen das Kapital gerichtet sein kann. Denn nicht das Kapital ist es, welches auf Kosten der Arbeiter gewönne, sonst wäre es nicht möglich, daß Kapital und Arbeit gleichzeitig unter niedrigem Preise litten, d. h. daß Zins und Lohn zur selben Zeit gedrückt wären oder daß beide gleichzeitig steigen könnten. Und doch ist dies nicht selten der Fall.*) Die gemeine Lehre lautet freilich anders. Indem sie von dem Vordersatze ausgeht, daß Kapital und Arbeit die alleinigen Elemente der Produktion seien, kann sie es nur dem Egoismus des „mächtigen" Kapitals zuschreiben, wenn der Arbeiter Not leidet. Allein jener Vordersatz ist falsch! Kapital und Arbeit sind zwar Elemente der Gütererzeugung, aber für sich allein vermögen sie nichts, es muß

*) Die Lohnstatistik des Vereins deutscher Eisen- und Stahlindustriellen z. B. konstatirt, daß gegen 1879 die Zahl der Arbeiter in 206 Werken um 40,5 Prozent, der durchschnittliche Lohn um 56,5 Prozent zugenommen hat, während gleichzeitig die Dividende der unter den 206 Werken befindlichen 89 Aktiengesellschaften von 2,57 Prozent auf 6,75 Prozent gestiegen ist.

ein Dritter hinzukommen, der beide in seinen Dienst nimmt. Dieser Dritte ist der Unternehmer, in ihm liegt der Ausgang und Schwerpunkt aller Produktion. Wenn derjenige, welcher ein Gut erzeugen will, so viel Kapital besitzt und mit seinen alleinigen Kräften so viel auszurichten vermag, als nötig ist, so steht er ganz auf eignen Füßen, und von einer Teilnahme andrer Personen an dem erzeugten Werte ist keine Rede. In dieser Lage ist z. B. ein Tischler, der mit eignem Werkzeug und mit Holz, das er aus eignen Mitteln erkauft hat, ohne Gesellen arbeitet. Er ist Unternehmer, Kapitalist und Arbeiter in einer Person. Wenn aber sein Geschäft wächst und seine persönliche Kraft nicht mehr ausreicht, so muß er sich einen Arbeiter als Gehilfen zugesellen, und wenn sich das Geschäft so ausdehnt, daß er zur Anschaffung von Holz und Werkzeugen fremden Beistandes bedarf, so muß er den Kapitalisten als andern Gehilfen herbeirufen. Arbeiter und Kapitalist sind also die Gehilfen des Unternehmers, und jeder dieser beiden Gehilfen hat seinen Lohn für sich mit dem Unternehmer zu vereinbaren.

Nun ist es ganz natürlich und der menschlichen Natur, wie sie nun einmal ist, ganz angemessen, daß sich der Unternehmer, soweit er nicht unter der Herrschaft moralischer und humaner Rücksichten steht, nur von seinem Egoismus leiten läßt, und eben dieser Egoismus des Unternehmers ist es, gegen den der Arbeiter anzukämpfen hat, nicht der Egoismus des Kapitalisten. Hieran ändert auch der Umstand nichts, wenn der Unternehmer gleichzeitig Eigentümer des im Geschäfte mitwirkenden Kapitals ist, wenn auch diese Vereinigung seinen Egoismus zu stärken vermag.

Es ist nicht meine Absicht, dies hier weiter auszuführen, weil sich dieser Aufsatz nicht mit der Arbeit, sondern nur mit dem Kapital befassen soll und weil es mir deshalb nur darauf ankommen kann, festzustellen, daß Kapital und Arbeit direkt nichts miteinander zu schaffen haben. Es können hohe Löhne bei hohem wie bei niedrigem Zins bestehen, die Unternehmer können gute Geschäfte machen, obwohl sie sowohl hohen Zins als hohe Löhne bezahlen müssen, und wiederum kann die Industrie darniederliegen, obgleich sowohl Kapital als Arbeit für geringes Entgelt zu gebote stehen.

Wenn der Arbeiter mit dem Unternehmer über Höhe des Lohnes verhandelt, so soll nach der herrschenden Lehre das Verhältnis von Nachfrage und Angebot entscheiden. Es ist dies insofern nicht zu bestreiten, als die Löhne ganz gewiß höher sein werden, wenn sich weniger Hände anbieten, als die Unternehmer verlangen, und als die Löhne niedriger sein werden, wenn das umgekehrte Verhältnis besteht. Allein die nachteilige Lage der Arbeiter besteht darin, daß das Überwiegen des Angebots von Arbeitern durch zwei Umstände stetig gefördert wird, welche ganz außerhalb des eigentlichen Prozesses der Gütererzeugung liegen. Der eine ist die fortwährende Zunahme der Bevölkerungszahl, insbesondere der von ihrer Hände Arbeit lebenden Klassen, der andre ist der

Fortschritt der Wissenschaften, welcher es möglich macht, die menschliche Arbeit mehr und mehr durch Maschinen zu ersetzen. Diese beiden gleich Naturgewalten wirkenden Ursachen geben dem Egoismus der Unternehmer den Arbeitern gegenüber einen größern Spielraum, und ich fürchte, daß kein Lohn- und kein sonstiges wirtschaftliches System ersonnen werden kann, welches diesem Übelstande abhälfe, glauben aber, daß das Heilmittel auf dem moralischen Gebiete gefunden werden wird, d. h. in einem Fortschritte der allgemeinen Humanität, welche den Egoismus des Unternehmers läutern und so weit beschränken wird, daß er den Arbeiter nicht zu dem niedrigsten Lohnsatze annimmt, der überhaupt zu erreichen ist, sondern — um in dem Sinne der Moral sentiments von Adam Smith zu reden — zu einem solchen Lohnsatze, welcher die Billigung seiner Nebenmenschen findet, d. h. dem Arbeiter ein menschenwürdiges Dasein gestattet.*)

Wie steht es nun aber mit dem Kapital? Auch dieses hat mit dem Unternehmer seinen Lohn zu vereinbaren, und das Kapital wird mit demselben Recht nach gutem Zins streben wie der Arbeiter nach hohem Lohn. Auch hier wird das Verhältnis von Nachfrage und Angebot im wesentlichen entscheiden. Aber wie die reine Wirkung dieses Verhältnisses bei der Verhandlung zwischen Arbeiter und Unternehmer durch die schwächere Lage des Arbeiters gestört wird, die sich aus dem Einfluß der Volkszunahme und der Vervollkommnung der Maschinen ergiebt, so bei der Verhandlung zwischen Kapital und Unternehmer durch den übermächtigen Einfluß des Großkapitals. Der Unterschied zwischen Kapital und Großkapital wird nicht genügend beachtet, ja das Kapital selbst ist sich seiner vom Großkapital unterschiednen Stellung kaum bewußt, und es ist daher zunächst meine Aufgabe, diesen Unterschied darzulegen. Ich hoffe beweisen zu können, daß während das Kapital aus Arbeit entsteht und in Arbeit nutzbringende Verwendung gegen Zins anstrebt, diese beiden charakteristischen Eigenschaften des Kapitals dem Großkapital abgehen, indem es erstens nicht aus Arbeit, sondern durch Spekulation entsteht, und zweitens nicht mittels der Arbeit in der Gütererzeugung Verwendung sucht, nicht auf Zinsgenuß ausgeht, sondern auf Verschlingen, Aussaugen andern Kapitals, daß mithin Großkapital und Kapital zwei wesentlich verschiedne Dinge sind, die nicht unter demselben Namen zusammengefaßt werden sollten. Es sei mir gestattet, etwas weiter auszuholen.

* * *

Ein Markt ist schon in sehr unentwickelten Kulturzuständen ein unabweisbares Bedürfnis. Der Nomade wandert von seiner kirgisischen Steppe nach

*) Wie mächtig der moralische Einfluß ist, sehen wir an dem Beispiel, welches König Humbert von Italien gab, als er die Cholerakranken in Neapel besuchte, ein Beispiel, welches auch den König von Spanien genötigt oder doch veranlaßt hat, aus demselben Grunde trotz des Widerspruchs seiner Minister nach Aranjuez zu gehen. Der Moralkodex der Könige wird vermutlich dieses Gebot für die Zukunft festhalten.

Nischninowgorod, um seine Hammel und seine selbstgefertigten Zeltfilze gegen Waffen, Pulver, Getreide und sonstige Bedürfnisse auszutauschen. Er ist sicher, dort Käufer seiner Produkte und Verkäufer derjenigen Waaren zu finden, welche er einzutauschen wünscht. Diese Gewißheit überhebt ihn der Mühe, im weiten Lande umherzuziehen, um die gewünschten Käufer und Verkäufer zu finden oder — vergeblich zu suchen. Stellen wir uns nun aber den Markt nur als den Versammlungsort aller derjenigen vor, die ihre Produkte gegen ihren Bedarf umsetzen wollen, so würde er seinen wirtschaftlichen Zweck nur in ungenügendem Maße erfüllen. Denn es würde vom Zufalle abhängen, ob — um bei unserm Beispiele zu bleiben — so viele Liebhaber von Hammeln und Zeltfilzen in Nischninowgrod erschienen wären, um dem Angebote der Kirgisen zu entsprechen, oder ob so viele Kirgisen zum Markte gekommen wären, um der Nachfrage nach Hammeln und Zeltfilzen zu genügen. Vom Zufall also würde es abhängen, ob der Kirgise unverrichteter Sache wieder heimziehen müßte, weil er seine Hammel und Filze nicht anbringen konnte oder nicht zu Spottpreisen hergeben wollte, oder ob der Russe seinen Bedarf an Hammeln und Filzen garnicht oder doch nur zu übermäßigen Preisen decken konnte, weil nur wenige Kirgisen erschienen wären. Um diesem Übelstande vorzubeugen, muß es auf einem richtigen Markte noch eine dritte Klasse von Personen geben, die weder eigne Produkte zu verkaufen haben, noch ihren Bedarf an fremden Produkten decken wollen, die also weder Produzenten noch Konsumenten, wohl aber bereit sind, solche Güter, die sonst keine Abnehmer finden, zu kaufen, oder solche Güter zu verkaufen, die verlangt, aber nicht in genügender Menge von den Produzenten angeboten werden, sei es, daß jene dritte die fehlenden Waaren von ihrem Vorrate abgeben, den sie auf dem vorigen Markte, als das Angebot überwog, vorsorglich angeschafft haben, oder daß sie die Lieferung in genügender Frist und am gewünschten Orte versprechen. Diese Klasse von Spekulationskäufern und Verkäufern verhindert durch ihr Dazwischentreten ein unbegrenztes Sinken oder Steigen der Preise und eine zeitweilige Entblößung des Marktes von gewissen Waaren; sie sind demnach, wenn sie kaufen, lästige Konkurrenten der übrigen für eignen Bedarf auftretenden Käufer, und wenn sie verkaufen, die lästigen Konkurrenten der ihre eignen Produkte ausbietenden Verkäufer. Sie bilden aber den Regulator der Marktpreise und sind deshalb nicht nur nützlich, sondern geradezu unentbehrlich.

Nun ist es leicht einzusehen, daß diese Spekulation sehr gefahrvoll ist, weil sie auf Beurteilung gegenwärtiger und auf Berechnung künftiger Umstände beruht und von Dingen abhängig ist, auf welche der Spekulant in der Regel keinen Einfluß hat. Das Geschäft wird daher nur von den geriebensten Leuten mit Erfolg betrieben werden können, und es ist zu vermuten, daß dieselben leicht veranlaßt werden, statt nur vorhandne Umstände zu benutzen — was ihres Amtes ist —, solche Umstände durch allerlei Mittel künstlich herbeizu-

führen und so das natürliche Verhältnis zwischen Nachfrage und Angebot zu ihrem Vorteile zu stören. So kommt es, daß mit dem an sich nützlichen Spekulationshandel eine Reihe verderblicher Auswüchse verbunden ist, welche manche verleiten, die Spekulation überhaupt zu verurteilen und auf deren Beseitigung oder doch möglichste Beschränkung hinzuwirken. Die unbefangne Betrachtung jedoch wird die Nützlichkeit, ja Unentbehrlichkeit solcher Spekulationen für ein gedeihliches Wirken des Marktes wenigstens so lange nicht bestreiten können, als sich die Spekulation nur mit Kauf und Verkauf wirklich vorhandener Waaren befaßt, d. h. solange ihre Absicht ernstlich nur auf wirklichen Bezug und auf wirkliche Lieferung von Waaren gerichtet ist, oder — anders ausgedrückt — so lange der Spekulationskäufer nur mit einem wirklichen Verkäufer und der Spekulationsverkäufer nur mit einem wirklichen Käufer handelt. Solange wird die Spekulation dem Markte und allen seinen Besuchern Dienste leisten, und die Auswüchse bei dieser Art der Spekulation werden zu ertragen sein. Erst wenn die Spekulanten unter sich in Handel treten, wenn weder die Absicht des Käufers auf Bezug, noch die Absicht des Verkäufers auf Lieferung der Waare zielt, erst dann beginnt das Verderben, weil nun die Preisbildung ganz unabhängig von der Summe der Gütererzeugung und der Summe des Bedarfes wird, vielmehr durch ein fremdes und willkürliches Element, nämlich durch das Spiel bedingt wird. Man könnte es nun freilich den Spekulanten ruhig überlassen, durch Spiel und Wette ihr Vermögen zu verlieren oder reich zu werden, wenn sie es außerhalb des Marktes thäten und wenn ihr Spiel nicht die Wirkung hätte, den Preis auch für die ernstlichen Käufer und Verkäufer zu bestimmen und diese somit in den Strudel ihres Spieles zu verwickeln. Insofern ist daher die Spekulation das Verderben des Marktes, der Feind sowohl der Produzenten als der Konsumenten, der Arbeit wie des in der Produktion angelegten Kapitals.

Diese Erörterung über den Markt für Sachgüter schicke ich voraus, weil sie die Schilderung des Kapitalmarktes, der Börse, erleichtert. Denn beide beruhen auf dem gleichen wirtschaftlichen Bedürfnis, bewegen sich parallel auf denselben Bahnen, haben die gleichen Funktionen und leiden an gleichen Schäden, wenn auch an der Börse ein neues Phänomen, das Großkapital, zutage tritt.

Der Geldmarkt, die Börse, wird erst auf einer höheren Kulturstufe Bedürfnis, wenn ein Volk größere wirtschaftliche Erfolge hinter sich hat, wenn namhafte Überschüsse vorhanden sind und das Bedürfnis erwacht ist, dieselben nutzbringend in der Güterproduktion (als Kapitalien) anzulegen. Alsdann entsteht, wie bei den Produzenten und Konsumenten der Sachgüter, ein Verhältnis des Aufsuchens zwischen Angebot und Nachfrage und damit das Bedürfnis einer Stelle, wo diejenigen, welche Geld auszuleihen wünschen, mit denjenigen, welche solches entlehnen wollen, zusammentreffen; diese Stelle ist die Geld-

börse.*) Auch hier jedoch würde, wie auf dem Sachgütermarkte, die Befriedigung der Nachfrage und des Angebotes vom Zufalle abhängen, auch hier würde der (Miet-) Preis des Geldes, der Zins, wegen des zufälligen Überwiegens der einen oder der andern Partei den größten und verderblichsten Schwankungen unterliegen und jeder Stetigkeit entbehren, wenn die Spekulation nicht dazwischen träte, d. h. wenn es nicht eine Klasse von Börsenbesuchern gäbe, die an und für sich weder verleihen noch entlehnen wollen, aber zu beidem bereit sind, wenn sich dazu eine günstige Gelegenheit bietet: zum Darleihen, wenn die Nachfrage nach Kapital, zum Entlehnen, wenn das Angebot überwiegt. Auch diese Spekulanten sind demnach, wie auf dem Sachgütermarkte, ein nützliches, notwendiges, ja unentbehrliches Element, so lange sie nur das wirkliche Angebot und die wirkliche Nachfrage zum Gegenstande ihrer Operationen machen. Ein schädlicher, verwerflicher Auswuchs werden sie erst dann, wenn sie unter sich und ohne Rücksicht auf die wirklich an der Börse Verwendung suchenden oder zur Verwendung gesuchten Kapitalien handeln. Transaktionen der letztern Art entbehren der positiven Grundlage, sind also nur Spiel, Wette, reine Differenzgeschäfte und als solche ein Krebsschaden der Kapitalbörse.

Man wird bemerken, daß bis hierher Sachgütermarkt und Geldbörse ein vollkommen analoges Verhalten zeigen.**)

Allein an der Geldbörse begegnen wir noch einer weiteren Klasse von Besuchern. Es sind in der Regel vornehme Herren; mit Orden und Titeln geschmückt, kommen sie in eleganter Equipage angefahren, halten sich im Börsensaale in vornehmer Entfernung von dem Gewühle der Handelnden; scheinbar teilnahmlose Zuschauer, sind sie gleichwohl die eigentlichen Beherrscher der Börse. Diese großen Herren, die wir als Geldfürsten bezeichnen können und die sich selbst die haute finance nennen, machen zwar auch aus eignem Bedarf oder im Auftrage ihrer Kunden gelegentlich wirkliche Kaufgeschäfte oder spekuliren auf die natürlichen Schwankungen des Marktes; sie enthalten sich aber des Spiels und der Differenzgeschäfte, obwohl viele unter ihnen eben hierdurch emporgekommen sind. Ihr Streben ist vielmehr nur auf Beherrschung der Börse gerichtet, auf Ausbeutung des gesamten Volkskapitals, das an die Börse kommt, als dessen Häupter und absolute Herren sie sich betrachten. Es ist nötig, daß wir ihre Stellung, ihr Verhalten und Verfahren, das unsrer Zeit ihr eigentliches wirtschaftliches Gepräge giebt, einer näheren Betrachtung unterwerfen.

---

*) Die Börse hat zwar auch noch andre Funktionen, z. B. die Vermittlung von Zahlungen; diese können aber für unsre Zwecke außer Betracht bleiben.

**) Auch hier könnte man den Unfug gewähren lassen, wenn er sich außerhalb der Börse vollzöge und damit der Einfluß auf die allgemeine Preisbildung verhindert würde. Vielleicht ist dies der eigentliche Grund, warum in Paris die reinen Spiel- und Wettgeschäfte (im Prinzip) in die sogenannte Coulisse und auf das Trottoir vor der Börse verwiesen sind.

Das werbende Nationalkapital besteht aus einer unendlichen Anzahl großer, kleiner und kleinster Beträge; sie alle suchen zinstragende Verwendung und bilden in ihrer Totalität das Gesamtangebot. Nun aber besteht, wie bereits oben bemerkt wurde, ein sehr namhafter Teil der Kapitalien aus so kleinen Beträgen, daß sie unterhalb der Grenze der Verwendbarkeit, der Ausleihefähigkeit bleiben. Diese Grenze schiebt sich höher und höher hinauf, wenn es sich um den großen Kapitalbedarf der Industrie, der Gemeinden, der Staaten handelt, oder um solche Riesensummen, wie sie die Durchstechung der Landengen von Suez und Panama oder die Zahlung der Kriegsentschädigung erforderte, welche Frankreich 1871 an Deutschland zu leisten hatte. Es ist einleuchtend, daß der allgemeine Trieb des Kapitals zur Anlage die Zusammenlegung der kleinen Beträge zur notwendigen Folge hat, oder daß — wie ich es anderwärts ausgedrückt habe — dem Kapital eine zentripetale Kraft innewohnt.

Das Geschäft nun, welches diesem Bedürfnisse des Zusammenlegens genügt, ist an und für sich ein durchaus berechtigtes, ja in hohem Grade nützliches und für die Nationalwirtschaft kaum entbehrliches. Es wird von den verschiedenartigsten Personen und Anstalten unter sehr verschiednen Namen und auf die mannichfachste Art betrieben. Sparkassen sammeln die kleinsten Beträge, Banken und Bankfürsten allein oder in mächtigen Konsortien vereinigen die mittleren Kapitalien, um die Millionen und Milliarden zu beschaffen, wie sie die Großindustrie, die Gemeinden und Staaten nötig haben. In allen Fällen ist dies Geschäft sehr gewinnreich, und der Sammler verdient nicht nur eine ansehnliche Belohnung für seine Mühewaltung, sondern er erwirbt auch den Einfluß, welcher mit der Verfügung über ein großes Kapital verbunden ist; er übt eine Macht aus, die ihm seine Kunden übertragen, die aber unendlich viel größer ist als die ihrige, weil der Nutzeffekt des angesammelten Großkapitals weit bedeutender ist als die Addition der kleinen Beträge. Der Repräsentant einer Million ist allezeit viel mächtiger als zerstreute und zusammenhangslose tausend Personen, deren jede nur über tausend verfügt. Aus diesen Gründen folgen die Ansammler selbst wieder dem zentripetalen Triebe, indem sie sich zu Gesellschaften, Gruppen, Konsortien verbinden, und so entstehen im Zentrum des Kreises der Kapitalisten jene allmächtigen Geldfürsten, welche mit ihren großen und kleinen Vasallen durch die Börse die Welt beherrschen. Mit der fast absoluten Gewalt der Hochfinanz ist der Natur der Sache nach Selbstsucht und Rücksichtslosigkeit verbunden. Ihre an sich berechtigte und gemeinnützige Funktion, die Geschäfte und Interessen der Kapitalisten zu vertreten, tritt hinter den eignen Vorteil zurück, und der Mißbrauch der anvertrauten Gewalt ist hier ebenso unvermeidlich, wie er es zu allen Zeiten bei absoluter politischer Gewalt gewesen ist. Die einzige Macht, die ihre Ausschreitungen beschränken könnte, die Presse, steht leider in ihren gutbezahlten Diensten.

* * *

Wenn die Sparkassen, um aus kleinen Beträgen anlagefähige Kapitalien zu bilden, jene Beträge als Selbstschuldner übernehmen und den Einzahlern dafür mit eignem Vermögen haften, während sie selbst, die Sparkassen, als Darleiher der Kapitalien auftreten, so ist das Verfahren der Hochfinanz ein durchaus andres. Die Sparkasse vertritt ihre Einleger und handelt lediglich in deren Interesse, das sie zu wahren sucht, indem sie auf möglichst hohe Zinsen ausleiht; sie verstärkt also die Stellung der Einleger gegenüber der Nachfrage nach Kapital. Der Bankier dagegen schiebt sich zwischen die Kapitalisten und die Nachfrage als ein dritter ein, er trennt die beiden natürlichen Kontrahenten, um ihre isolirte Stellung zu seinem Vorteil auszubeuten, um von beiden, wie der neapolitanische Cammorrist, eine Abgabe zu verlangen. Wenn die Börse, wie sie es sein sollte in Wahrheit der Markt für alle diejenigen wäre, welche Kapital darleihen oder Kapital entlehnen wollen, so würden die Regierungen und die sonstigen großen Kapitalsucher auf der Börse erscheinen und sie würden im Verkehr mit den wirklichen Darleihern den Zins und die sonstigen Bedingungen nach den Nötigungen des Augenblicks vereinbaren. Nun aber schieben sich zwischen diese natürlichen Parteien die Großkapitalisten, die Bankiers ein; sie verhandeln mit den Kapitalsuchern außerhalb der Börse und setzen Zins und Bedingungen ohne Mitwirkung der ernsthaften Darleiher fest, auf deren Kapitalien es doch allein abgesehen ist.

Während der Privatmann es nur auf stetige und möglichst vorteilhafte Verzinsung seines Kapitals absieht, geht der Bankier immer nur auf Kapitalgewinn aus; der Zins läuft nun nebenher als Kassenrechnung und ist ihm seiner Höhe nach ziemlich gleichgiltig. Er leihe dem Staate oder der Gemeinde, er gründe eine Eisenbahn, eine Versicherungsanstalt oder eine Spinnerei, niemals ist es seine Absicht, Gläubiger des Staates oder der Gemeinde zu werden oder Aktionär jener Anstalten; er denkt nicht entfernt daran, sein Geld in dieser Weise an- und festzulegen; was er allein beabsichtigt, ist, das Geld der unselbständigen Kapitalisten, die seine Klienten sind oder die seiner Lockung folgen, für jene Anlagen heranzuziehen, für sich aber außer dem laufenden Zins einen Kapitalgewinn zu machen. Banking is a kind of trade carried on for the purpose of getting money; it differs from other trades in as much it is carried on chiefly with the money of other people, heißt es treffend in Gilbarts History and principels of banking.

Die höchste Entwicklung hat diesem Handel mit fremdem Gelde erst die Erfindung und allgemeine Einführung der auf den Inhaber lautenden Partialscheine und Aktien gegeben. Durch diese auf kleine Beträge lautenden Scheine ist der Bankier in den Stand gesetzt, ein Geschäft selbst ganz ohne eigne Vorlage zu machen, wenn er, wie es häufig geschieht, den Entlehner nur nach der Maßgabe befriedigt, wie er die Partialscheine an der Börse veräußern wird. Ja selbst in solchen Fällen ist dies möglich, wenn er die Partialscheine oder Aktien

nicht früher erhält, als er ihren Gegenwert eingezahlt hat; denn er kann die Papiere schon vor ihrer Ausgabe an der Börse gegen Gutscheine veräußern. Und wenn er auch wirklich eine Vorlage zu machen hat, so ist es doch nur auf kurze Zeit, während sich sein Gewinn auf die ganze in dem Unternehmen angelegte Summe berechnet. Angenommen z. B., es handle sich um zehn Millionen, und der Bankier wäre genötigt, ein Fünftel mit zwei Millionen vorzulegen, der Gewinn des Geschäftes aber wäre zwei Prozent = 200 000 Mark, so verdient er, abgesehen von dem laufenden Zins, auf seine Vorlage zehn Prozent. Nun aber wickelt sich ein solches Geschäft im regelmäßigen Verlaufe in sehr kurzer Zeit ab, nehmen wir an in zwei bis drei Monaten; er kann also mit dem nämlichen Kapital drei, vier, ja fünf solcher Geschäfte in einem Jahre machen und also dreißig bis fünfzig Prozent Nutzen daraus erzielen. Man sieht, wie in solchen Geschäften der eigentliche Kapitalzins zur Nebensache wird. In der That ist dem Bankier der Zinsfuß der von ihm kontrahirten Anlehen ganz gleichgiltig, denn sein Gewinn ist die Provision, die ihm der Entlehner zahlt, und der höhere Kurs, zu welchem ihm die Börse die Partialen abnimmt. Aber auch nach vollständiger Abwicklung des Geschäftes bleiben noch garnicht zu verachtende Vorteile für den Bankier übrig, bei Anlehen die Besorgung der Zins- und Rückzahlungen, bei Aktiengründungen die einträglichen Stellen der Aufsichtsräte und der Einfluß, den sie auf die Gesellschaften üben, welche ihre Klientel vermehren — von Orden und Titeln, die bei dem Geschäfte abfallen, garnicht zu reden.

Freilich verlaufen nicht alle Operationen glücklich, und es kommt wohl vor, daß ein Bankier auf seinen Papieren sitzen bleibt. Allein es sind dies doch wohl im ganzen seltene Fälle, die sich bei einiger Vorsicht leicht vermeiden lassen. Denn da der Bankier kraft seines Lebensprinzips sich nur auf solche Unternehmungen einläßt, die sich in kurzer Zeit für ihn abwickeln, so ist es schon an und für sich nicht wahrscheinlich, daß ihn Verluste treffen werden, denn in so kurzer Zeit ändern sich die Umstände nicht leicht, unter denen er sich auf das Geschäft eingelassen hat und die natürlich gewinnverheißend waren; zur Paralysirung leichter Schwankungen in der Konjunktur aber besitzt er allerlei geräuschlose Mittel, die das Vertrauen, die „Stimmung" des Publikums wenigstens so lange erhalten, bis er selbst nicht mehr wesentlich beteiligt ist, d. h. den Kopf aus der Schlinge gezogen hat.

Man kann zwar nicht bestreiten, daß manche jener großen Anlehensgeschäfte ohne die Intervention der Bankiers nicht zustande kommen würden, und in solchen Fällen wäre ihre Thätigkeit dann allerdings eine produktive, so gut wie diejenige des Kaufmanns, der eine Waare von dem Orte, wo sie wenig gilt, an einen Ort bringt, wo sie mehr wert ist. Allein es würde dies doch voraussetzen, daß diese der Geburtshilfe des Bankiers bedürftige Geschäfte an sich nützliche und wirtschaftliche wären. Und eben dies darf öfters stark bezweifelt

werden. Wenn Peru oder Bolivia einige Millionen Dollars borgen wollen, oder wenn eine jenseits der Felsengebirge Nordamerikas projektirte Eisenbahn, deren Aktien noch nicht gezeichnet oder doch nicht eingezahlt sind, Bonds ausgeben will, um ihr gewagtes Unternehmen auszuführen, so würden sie sich allerdings vergeblich an die europäischen Kapitalisten wenden, wenn sie nicht einen Vermittler fänden, der die schwachen Seiten des Kapitalisten so gut wie seinen eignen Vorteil kennt.

Es liegt mir ferne, die Intervention der Bankiers an und für sich verdammen zu wollen; denn es kann ja nicht geleugnet werden, daß bei sehr großen Geschäften der Abschluß erleichtert werden kann, wenn eine das Vertrauen beider Teile genießende Person dazwischen tritt. Man weiß, daß das Haus N. N. nur solche Geschäfte an die Börse bringt, die es als solide erkannt hat, und man ist überzeugt, daß es die Fähigkeit und die Mittel besitzt, sich solche Kenntnis in zuverlässiger Weise zu verschaffen. Ein solches Haus leistet daher unzweifelhaft beiden Teilen wirkliche Dienste und verdient dafür eine kaufmännische Provision. Allein in den meisten Fällen ist das Verhältnis durchaus anders. Der Bankier pflegt sich weniger um das Interesse der Parteien zu kümmern als um sein eignes, er verbindet die Parteien nicht, sondern er trennt sie; er tritt dem Borger, den er von der Kapitalbörse fernhält, als Darleiher gegenüber und beutet dabei seine günstige Lage und seine Macht ohne Rücksicht aus. Dann erscheint er auf der Börse und bietet seine Waare, die Partialscheine, aus, um nun bei den Kapitalisten zu verdienen. Dies ist nicht wirtschaftliche Vermittlung, sondern Ausbeutung. Für das, was der Bankier verdiente, hat er keinen Gegenwert geliefert, er nimmt es von der Substanz des Kapitals, und um soviel er reicher geworden ist, um ebensoviel sind andre ärmer geworden. Aber die Welt ist hieran gewöhnt. Das Großkapital hat das Publikum zuerst mit großen Geschäften bekannt gemacht, und das Privatkapital ahnt es kaum, in welcher Weise es ausgebeutet wird.

Der Jagd der Bankiers auf die unselbständigen Privatkapitalien kommt die Zwangslage der letztern auf halbem Wege entgegen, weil sich infolge ununterbrochener Neubildung von Kapitalien, sowie durch die Rückzahlung aus angelegten Kapitalien fortwährend baares Geld an der Börse häuft, welches Anlage sucht und auf das Kommandowort der Großen wartet.

Die Bande, in welchen die allmächtigen Geldfürsten den Kapitalmarkt, Nachfrage und Angebot gefesselt halten, sind so fest, daß es nur selten gelingt, sich ihrer zu entledigen. Frankreich und England haben unter günstigen Konjunkturen gelungene Versuche gemacht, Anlehen mit Umgehung der Bankiers direkt an die Börse zu bringen, und während ich dieses schreibe, werden die deutschen Börsen, wie es heißt, in der That aber nicht diese, sondern die beiseite gelassenen Bankiers überrascht und höchlichst verstimmt durch das Vorgehen der preußischen Regierung, welche neue $3^1/_2$ prozentige Obligationen durch ihre Agenten ohne sonstige Vermittlung an der Börse verkaufen läßt.

Eine Berechnung derjenigen Summen, welche die Hochfinanz durch Emissionen verdient oder, genauer ausgedrückt, welche sie von der Substanz des Privatkapitals erhebt, läßt sich natürlich nicht anstellen. Wohl aber kann man sich ein allgemeines Bild machen von der Riesenhaftigkeit dieses Prozesses der kunstgemäßen Überleitung eines Teils der Kapitalien des Publikums in die Hände weniger. Man erwäge nur die verhältnismäßige Menge von Welthäusern, welche in den letzten 40 bis 50 Jahren entstanden sind, und überblicke anderseits die Höhe der jährlichen Emissionen. Es fehlt darüber eine erschöpfende Statistik, aber ich besitze aus den Jahren 1869 bis 1874 Notizen über die Emissionen an der Frankfurter Börse, die zwar nicht entscheidend sind, weil es sich um eine Periode besonders lebhafter Emissionsthätigkeit handelt und weil viele dieser Emissionen gleichzeitig an andern Börsen aufgelegt wurden. Sie geben aber doch ein sehr anschauliches Bild und sind in verschiedner Richtung außerordentlich lehrreich, besonders auch für die Frage, inwieweit diese Thätigkeit der Bankiers etwa indirekt den nationalen Interessen Nutzen bringen konnte.

In der gedachten Periode 1869 bis 1874 wurden an der Frankfurter Börse 20278 Millionen Mark emittirt. Darunter befanden sich a) deutsche Werte 2331 Millionen = 12 Prozent, b) außerdeutsche 17947 Millionen = 88 Prozent. Diese Emissionen dienten folgenden Zwecken:

1. in Deutschland:				
a) Staats- und Gemeindeanlehen .	512	Millionen,		
b) Eisenbahnen und Schifffahrt . .	475	„		
c) Banken	987	„		
d) Industrie, Landwirtschaft, Handel	357	„	2331 Mill. =	12 Proz.
2. in Europa:				
a) Staats- und Gemeindeanlehen .	3894	Millionen,		
b) Eisenbahnen und Schifffahrt . .	1617	„		
c) Banken	883	„		
d) Industrie, Landwirtschaft, Handel	88	„	6482 „ =	32 „
3. in Amerika:				
a) Staats- und Gemeindeanlehen .	11094	Millionen,		
b) Eisenbahnen	371	„	11465 „ =	56 „
			20278 Mill.	100 Proz.

Das Welthaus Rothschild allein hat in dieser Periode zwölf Milliarden emittirt! Wieviel die Emissionshäuser gewonnen und wieviel die Zeichner verloren haben, wäre sehr lehrreich zu wissen.*)

*) Das Haus Rothschild erhielt nach amtlicher Erklärung im englischen Parlament für die Emission des ägyptischen Anlehens von 9 Millionen Pfund neben dem Ersatz aller Auslagen ½ Promille, also 90000 Mark als Provision, obwohl bei diesem von allen Großmächten garantirten und von den Kapitalisten sehnsüchtig erwarteten Anlehen die Mühe des Unterbringens gleich Null gewesen ist. Der wirkliche Verdienst des Welthauses bei diesem Geschäfte war nach Labouchere, dessen Behauptung im Parlament (5. August 1885) ohne Widerspruch des Ministers blieb, 270000 Pfd. St. = 5,4 Millionen Mark, also drei volle Prozent! Der Schatzkanzler sagte, die vorige Regierung habe die Anleihe in Submission vergeben wollen, und es wäre dies sehr vorteilhaft für Aegypten gewesen. Allein Fürst Bismarck habe widersprochen, weil ein solcher Modus in Deutschland nicht bekannt sei.

(Schluß folgt.)

Goethiana.

1. Zu Goethes Verhältnis zu Carlyle.

Von Ewald Flügel.

Im Frühjahr 1819 hatte Carlyle angefangen, sich mit dem Studium der deutschen Literatur zu beschäftigen, und zunächst war es Schiller, der ihn vollständig „erfüllte," wie er damals selbst einmal sagte. Körperlich und geistig erschöpft, hatte er im Winter des folgenden Jahres — mit Stundengeben fristete er damals sein Leben — die erste Bekanntschaft mit Goethes Werken gemacht, die für seine ganze Entwicklung von größter Bedeutung werden sollte. Er hatte bald gesehen, daß Goethe „vor ihm den Dornenweg gewandelt war," und mit Goethe, durch Goethe wollte er seinen Geist zur Klarheit hindurchringen. Er plante, um zunächst Existenzmittel zu bekommen, ein „Leben Schillers," aber damals konnte er noch keinen Verleger unternehmend genug dazu finden, denn die ganze Stimmung Englands und noch mehr Schottlands der deutschen Literatur gegenüber, die so berüchtigten Ausdruck in Jeffreys Artikeln in der Edinburgh Review gefunden hatte, war noch die alte geblieben.

Sehr bezeichnend drückt sich Edward Irving, damals Carlyles nächster Freund, in einem Briefe an ihn aus (24. Juli 1821): „All unsre Literatur, die unter Deutschlands Einflusse steht, hat eine höchst gefährliche Wirkung auf alles gehabt, was wir hierzulande unter Sittlichkeit verstehen, und noch schlimmer auf die religiösen Anschauungen gewirkt." „Die Herren von Goethe und von Schiller und die übrigen Aristokraten der deutschen Literatur" (wie es in demselben Briefe heißt) wurden damals im allgemeinen eben von diesem Standpunkte aus betrachtet. Erst ganz allmählich änderte sich das Urteil des englischen Volkes über die deutsche Literatur, und der Umschwung wurde jedenfalls mit in erster Linie durch Carlyles Bemühungen herbeigeführt.

Während das „Leben Schillers" zunächst noch unveröffentlicht blieb, lieferte Carlyle verschiedne Aufsätze über Gegenstände der deutschen Literatur in Zeitschriften, beschäftigte sich fleißig besonders mit Kant, und durch den Namen, welchen er als „Apostel des Deutschtums" allmählich erlangt hatte, erreichte er wenigstens soviel, daß sein „armer Schiller," wie er selbst sagt, schließlich in den Spalten des London Magazine (1823—1824) kapitelweise veröffentlicht wurde. Für seine Übersetzung des „Wilhelm Meister" hatte er merkwürdigerweise bald einen Verleger gefunden, und 1824 lag das Werk dem englischen

Publikum vor. Er hatte die Übersetzung an Goethe nach Weimar geschickt, und ein herzlicher Brief Goethes, der im Dezember 1824 in Carlyles Hände kam (er ist ohne genaues Datum, zuerst von Froude abgedruckt im Life I, 265, Kap. 15; dann auch im Goethe-Jahrbuch IV, 407), war der erste Schritt zu dem nähern Bekanntwerden der beiden Großen. Das persönliche freundschaftliche Verhältnis mit Goethe dauerte bis zu dessen Tode, und ein ziemlich reger Briefwechsel war die Frucht davon.

Wir brauchen hier auf die einzelnen bis jetzt der Veröffentlichung übergebenen oder für verloren gehaltenen Briefe nicht einzugehen, da wir aus erster Hand wissen, daß die Veröffentlichung der (wahrscheinlich fast ohne Lücke erhaltenen) Korrespondenz demnächst zu erwarten ist, von der berufnen Hand des Professors Norton in Cambridge (Massachusetts), dem wir schon die Ausgabe des Briefwechsels zwischen Carlyle und Emerson verdanken. Wir begnügen uns, nur einiges anzuführen, was zur unmittelbaren Einleitung für die beiden folgenden Briefe nötig ist.

Nach seiner Heirat (1826) mit Jane Welsh hatte sich Carlyle in Edinburgh niedergelassen, und von größter Wichtigkeit wurde hier die Annäherung an Jeffrey, der — ein Verwandter von Carlyles Frau — nun auch die Spalten seiner Edinburgh Review dem „deutschen Mystizismus" öffnete, so bittere Kämpfe es auch kostete, denn Jeffrey hielt daran fest, daß es unbedingter Wahnsinn sei, den englischen Geist zum „deutschen Glaubensbekenntnis bekehren" zu wollen und die „absurden Träume dieser Kehrichtkärrner (hierunter verstand Jeffrey Schiller, Goethe, Jean Paul und so viel er von den Romantikern dem Namen nach kannte!) für das englische Publikum aufzuputzen." Das englische Publikum, so prophezeite er — zum Glück ganz falsch —, werde genug Geschmack besitzen, diese Nahrung nicht anzunehmen, und Carlyle möchte sich doch die Mühe sparen, „die plumpen Extravaganzen und langweiligen Anmaßungen dieser Leute genießbar zu machen." Er solle doch endlich diese foeda superstitio aufgeben.

So schrieb der „große Kritiker" zu derselben Zeit, als Goethe seine — für die Engländer damals (und noch jetzt?) „mystischen" — Ideen über „allgemeine Länder- und Völkerannäherung" der Welt offenbarte!

Carlyle ließ sich natürlich nicht von seinen Bahnen ablenken und arbeitete rastlos auf sein großes Ziel los, das ihm damals allerdings nur dunkel vorschwebte. Um sich seinen Plänen mehr widmen zu können und seine Gesundheit zu kräftigen, siedelte er 1828 nach Craigenputtoch über, jenem einsamen, öden Landhause in Dumfriesshire, von dem Goethe 1830 für die deutsche Übersetzung des „Lebens Schillers" eine Abbildung fertigen ließ, „um dem jetzigen gefühlvollen Leser, vielleicht noch mehr dem künftigen einen freundlichen Gefallen zu erweisen." Dort verlebte Carlyle, treulichst von seiner Frau gepflegt, die Jahre bis 1834, wohl die bedeutungsvollste Zeit seines Lebens.

In voller Ruhe verarbeitete er hier zunächst, was er von „seinem“ Goethe gelernt hatte, schrieb mehrere ziemlich bedeutende Aufsätze über „den großen Meister,“ über deutsche Literatur, und beschäftigte sich ernstlich mit deutscher Geschichte, besonders mit Ulrich von Hutten und Franz von Sickingen. Sogar die Pläne, ein großes Leben Luthers zu schreiben und eine zusammenhängende deutsche Literaturgeschichte zu verfassen, gingen ihm durch den Kopf.

Vor allem aber wurde ihm klar, daß seine „Lehrzeit“ vorüber sei, daß er jetzt auf eigne Bahnen kommen müsse, „die eigne, arme Sendung zu erfüllen,“ wie er sein Lebenswerk selbst bescheiden nannte. Mit seinem Herzblut wollte er endlich schreiben, wie es einmal in einem Briefe an seinen Bruder heißt, und allerdings, mit seinem Herzblute schrieb er den „Sartor Resartus,“ die große Frucht seines langen Aufenthaltes in jenem „schottischen Sibirien.“

In dieselbe Zeit, in der wir in Carlyles Tagebüchern die ersten Andeutungen des „wilden“ Werkes finden, fällt die Bücherſendung, welche von dem unten abgedruckten Briefe Goethes begleitet war, der aus Carlyles Nachlaß in den Besitz des Professors Tyndall überging. Dem letztern verdanken wir die Erlaubnis des Abdrucks.

Die Verbindung zwischen dem einsamen Gehöfte in der schottischen Einöde und Weimar blieb eine sehr lebhafte und dauerte bis zu Goethes Tode, durch welchen Carlyle eines Lehrers und Freundes zugleich beraubt wurde. Der schöne Nachruf „Goethes Tod“ zeigt uns, was Carlyle in dem Geschiedenen verloren hatte.

Eine größere Arbeit über Goethes Stellung in der europäischen Literatur wurde geplant, aber seine deutschen Studien waren jetzt thatsächlich abgeschlossen, und außer dem Aufsatze über „Goethes Werke“ und den Übersetzungen des „Märchens“ und der „Novelle“ schrieb er zunächst nichts mehr, was auf Deutschland Bezug hatte.

Nach Vollendung des „Sartor“ — der freilich noch lange des Verlegers harrend im Kasten liegen mußte — drängte es Carlyle, an der Lösung der politischen Fragen seiner Zeit Anteil zu nehmen, die St. Simoniens einmal zu behandeln und die Geschichte der französischen Revolution zu schreiben. Emersons Besuch (1833) brachte ihn sogar vorübergehend auf die Idee, nach Amerika überzusiedeln oder wenigstens längere Zeit dort zuzubringen, bis er sich endlich kurzweg entschloß, nach London zu gehen und dort sein Quartier aufzuschlagen, im Zentrum des geistigen Lebens, dessen hervorragendste Persönlichkeit er werden sollte.

Vor seiner Abreise nach London, mitten unter dem Einfluß von all diesen Plänen und Hoffnungen schrieb er einen Brief an Eckermann, dessen Original wohl verloren ist, der uns aber in einer von Eckermanns eigner Hand gefertigten Übersetzung vorliegt. Dieselbe befindet sich in Weimar im Privatbesitz;

der gütigen Vermittlung des Herrn Archivrats Dr. Burckhardt verdanken wir die Erlaubnis zu ihrer Veröffentlichung.

1.

Sendung an Herrn Carlyle.

1.) Goethes Farbenlehre, zwey Bde. in 8. u. ein Heft Tafeln, in 4° in letzterem finden sich

2.) Zwey Kupferstiche beygelegt: a) von Goethes Garten im Ilmthale und b) dessen Haus in der Stadt. Beym ersteren wird man sich der Bemerkung nicht enthalten daß solches gleichfalls drey Fenster, wie das zu Craigenputtoch hat, und mir mehrere Jahre zur Sommer- und Winterwohnung diente. Nur ungern verließ ich es, um mancher Sorge und Mühe des Städtischen Aufenthaltes entgegen zu gehen.

3.) Hrn. Dr. Wachlers Vorlesungen über die Geschichte der deutschen National Literatur. Zwey Bände. 8. 1818—19.

4.) Ueber Werden und Wirken der Literatur zunächst in Beziehung auf Deutschlands Literatur unserer Zeit v. Dr. Wachler. Breslau 1819.

5.) Schillerisch-Goethescher Briefwechsel 3—6. Bd. incl. und das ganze also abgeschlossen.

6.) Das Chaos, Wochenblatt, Manuscript für Freunde. Gesellige Scherze einer geistreichen Weimarischen Gesellschaft, wie aus dem Inhalt des mehreren zu ersehen ist. Es darf eigentlich Niemanden mitgetheilt werden als wer dazu Beyträge liefert, da nun aber wie zu ersehen ist, auch Mitarbeiter von Edinburg datiren, so ist es billig daß auch ein Exemplar nach Schottland wandere. Man bittet die Freunde in der Grafschaft Dumfries ihre bisherige Gunst fortzusetzen. Leider kann man kein vollständiges Exemplar schicken, die Gesellschaft war im Anfang sehr klein und werden nur wenig Exemplare gedruckt um das Abschreiben zu vermeiden; nach und nach wuchs der Antheil, die Auflage ward stärker aber die ersten Blätter stufenweise nicht mehr zu haben. Mögen diese sibyllinischen [Blätter*)] Productionen, entstanden auf den spätesten Kalkflözen des Continents, den übermeerischen Freunden auf ihrem Urgranit einige anmuthige Stunden verleihen. Von Ottilien habe ich die herzlichsten Grüße beyzufügen, sie ist ganz eigentlich der Redacteur dieses Blattes und dirigirt mit einigen treuen verständigen Freunden die ganze mitunter bedenkliche Angelegenheit.

7.) Der Abschluß der Uebersetzung Ihrer Schillerischen Biographie. Mit der nächsten Sendung hoffe das ausgestattete Werklein zu überschicken. Schon einiges deshalb habe in meinem letzten Briefe vom 7. Juni vermeldet.

8.) Auch liegt eine gar löbliche Trauerrede auf unsre jüngst verstorbene, höchst geschätzte und geliebte Frau Großherzogin bey.

Soviel treulichst u. eiligst
damit kein Aufenthalt sey,
um baldige Nachricht der Ankunft bittend
Goethe*)

Weimar
den 14. Juni
1830.

*) Vom Schreiber durchstrichen. D. Verf.

**) Ein Bogen in Quart, drei Seiten beschrieben. Die Schlußworte: Soviel treulichst ꝛc. sind von Goethes eigner Hand.

2.

Craigenputtoch, Dumfries, 6. May 34.

Mein theurer Eckermann,

Endlich, nach dem langen stürmischen Winter, erreicht mich vor einigen Tagen Ihre liebe Bothschaft vom 10. Nov. 1833, ein langsamer, aber höchst willkommner Empfang. Es ist schmerzlich zu denken wie unsre Correspondenz in der letzten Zeit verunglückt ist: Ihr Brief vom vorigen Sommer gelangte nie hieher, während von mir wenigstens zwey verloren gegangen zu sein scheinen! Mein letzter von Ihnen war das Packet vom Winter des vorigen Jahres, welches, wie ich mich sehr wohl erinnere, mir begegnete (in den Händen eines Landmannes auf seinem Wege zu uns) an einem stürmischen Tage im Thale von Glenetsland (!!), zwischen den Gebirgen. Ich erbrach es eilig, und untersuchte es trotz dem Winde mit hastigen Blicken. Ich fand darin die Gegenstände die Sie erwähnen: einen Brief von Ihnen, das letzte Heft von Kunst und Alterthum, Herrn v. Müllers interessante Brochüre, beydes mit einer höchst freundlichen Inschrift von seiner eignen Hand, endlich Hrn. Schwerdtgeburts Kupferstich, und die Medaille von Frau v. Goethe. Eine dankbare, weitläuftige Antwort verfehlte nicht mit nächstem Posttage von mir abzugehen, und dieses, scheint es, war eine Antwort in die Winde gesprochen. In Wahrheit, Ihr habt der Treue nöthig Ihr meine Freunde in Weimar, woran auch, wie ich zu sehen höchst glücklich bin, es Euch in der That nicht fehlt. Wollen Sie nun, mein theurer Eckermann, nach so langer Zeit sich selber und den Uebrigen alle den Dank sagen den, wie Sie denken können, ich ausdrückte: sagen Sie an Frau v. Goethe, daß ihre Medaille auf unserem Kaminsimse liegt, noch immer in dem Umschlage Ihrer Handschrift, in einem kleinen Kästchen von römischem Porphyr (das einst dem Kaiser Nero gehörte) und uns täglich an sie erinnert. Auch ist ihr Versprechen eines Briefes von uns nicht vergessen worden, und wie wir hoffen auch nicht von ihr. Sagen Sie dem Geheimenrath [von Müller] daß ich lese und wieder lese in mehr Sprachen als in einer, seine schätzbare Schrift, und mit wahrem Vergnügen, und daß ich mich reicher durch seine Achtung fühle. Und nun lassen Sie uns hoffen daß nicht wieder eine solche Stockung und Zögerung in unserem Verkehr eintrete, da bloß irdische Entfernung uns trennt. Ja ich komme in diesem Augenblick Ihnen sogar näher, wenn auch nicht sehr viel in physischen Meilen, doch sehr viel in geselliger Bequemlichkeit.

Denn dieses, mein Freund, ist wahrscheinlich der letzte Brief den Sie aus Craigenputtoch erhalten. Wir gehen mit nächstem Pfingsten nach London und in zwey Tagen, um unsere Vorbereitungen an Ort und Stelle zu machen. Und dort haben wir künftig unsern Wohnsitz. Daß dieß eine große äußere Veränderung ist werden Sie fühlen, aber kaum werden Sie sich sagen können wie groß sie ist. Aus der stillsten tiefsten Einsamkeit dieser Welt zu dem geräuschvollsten nie schlafenden, unermeßlichsten Babel worauf je die Sonne herabsah! Der Gedanke daran erfüllt mich mit einem dunkeln ungeheuren Vorgefühl, aber der Schritt ist unvermeidlich, ja offenbar nothwendig. Auch tröste ich mich oft mit dem auf weiser Einsicht gegründeten und immer aufs neue wieder anwendbaren Spruch unsers Goethe: „Wir betrachten unsere Schüler sämmtlich als Schwimmer, die von dem Elemente das sie zu verschlingen drohte, sich unerwartet gehoben und getragen fühlen.“ Wahr, wie wahr! So laßt uns denn schwimmen, so lange das Leben dauert, in diesem oder jenem Wasser, mit mehr Raum oder weniger, und wenn nur die Richtung gut ist, unser Geschick segnen. Ich pflegte die Londoner Wassers

Bahn Phlegethon-Fleetditch zu nennen; aber ich finde, daß so toll auch der Zustand der Litteratur wird und geworden ist, sie von einem Engländer an keinem andern Orte als London getrieben werden kann. Durch Phlegethon-Fleetditch also geht unsre Bahn, und wir wollen sie mit Gottes Hülfe mit so wenig Tadel verfolgen als möglich. Und so steht denn das alte Stein-Schloß Craigenputtoch hinfort vereinsamt, oder bloß bewohnt von doppelflintigen Moor-Hüner schießenden Männern, die nichts von Weimar wissen. Sie müssen sich uns also künftig in einer ganz andern Umgebung vorstellen.

Wenn Sie nun zu aller dieser äußeren Verwickelung noch hinzunehmen daß ich mich seit lange in einer Art von geistiger Crisis befunden habe, von welchem Zustande Sie ohne Zweifel aus eigner Erfahrung wissen werden, wie schrecklich es ist eher zu reden als sein Ausgang sich entwickelt hat, so werden Sie es natürlich finden, daß ich in diesem Jahre weniger geschrieben habe als in einem der letzten zehn, und daß ich von dem Geschriebenen durchaus nichts habe publiciren mögen. Indessen wenn der Himmel mir günstig ist, so werde ich noch eins und das andre zu sagen haben. Mit der deutschen Literatur insbesondere habe ich sogut wie gar keine Berührung gehabt, die wenigen Bücher die bis zu mir gelangt sind, sind nichts weiter als Heyne und Börne und dergleichen, von keinem Werth, oder weniger als einem. Mein Goethe dagegen und alles was zu ihm gehört, wird immer größer, je wahrer ich mich selber entwickele; doch steht er da, wie ich sagen möchte, als ein beendigter Gegenstand, als etwas wozu keine Fortsetzung wird gemacht werden, ähnlich einem granitnen Vorgebirge, hoch und heiter, sich ausstreckend weit in das wüste Chaos *hinein*, aber nicht *hindurch*. *Hindurch* scheint sich die Welt einen anderen Weg zu suchen, oder Alles Ziel nach irgend einem zu verlieren. Mir höchst bedeutungsvoll! Mit ihm und den Seinigen indessen, scheint es, daß mein Arbeiten auf dem Felde der deutschen Literatur vortheilhafter Weise schließen oder wenigstens eine Pause machen könne. Und was wiederum mein eignes England betrifft, so mag mein Beruf in jener Richtung in so weit es mein Beruf war, als vollkommen erfüllt betrachtet werden. Diene bloß *dieses* zum Zeugniß, daß innerhalb der letzten zwölf Monate wir nicht weniger als drey neue Uebersetzungen des *Faust* gehabt haben, von denen zu Edinburg zwey an einem und demselbigen Tage publicirt wurden. In der That, das Feuer ist angezündet und es ist Rauch genug und mehr als genug. Hie und da auch eine kleine Flamme, wie in Madame Austin's Characteristics of Goethe, welche Sie ohne Zweifel gesehen haben. Alles ist im Gange der Natur gemäß; es wird einst alles Flamme sein und heiteres Licht weswegen wir für jetzt den Rauch heiter begrüßen wollen. „Und du nimm deinen Blasebalg und geh' weiter!" Dieß ist die eine Seite der geistigen Crisis von der ich sprach: wie sie endigen wird und schon endigt, davon hoffe ich Ihnen einige Merkmale zu geben, wenn es mir gelingen wird in London einige Flicken meiner letzten Versuche [Essays oder wie im Original? oder bezieht sichs auf Sartor?] zu sammlen, welche letztere Art für eine lange Zeit wahrscheinlich unsre einzige Art der Herausgabe seyn wird; wenigstens meine, so sehr ich sie haße.

In solcher Stellung gegen meine alten Lieblinge urtheilen Sie nun selbst ob die in Ihrem letzten Schreiben angekündigte Correspondenz von Goethe und Zelter mir wird willkommen seyn. Zelter selbst, der tüchtige Mann und Maurer ist eine Figur, auf die ich, nach dem was ich von ihm weiß, mit beinahe kindlicher Liebe blicke. Daß Goethe ihn so geliebt hat ist mir ein abermaliger schöner Beweis von seiner allumfassenden Tüchtigkeit. Das Buch, denke ich, wird schon in England angekommen seyn, aber ich werde dies nicht eher erfahren, als bis ich London ge-

sehen. Von den nachgelassnen Werken besitze ich keins und habe bloß die erste Lieferung gesehen, wo ich die Fortsetzung des Faust mit mehr Gedanken las als ich bis jetzt habe aussprechen können. Viel Dank für Ihr gütiges Anerbieten sie mir zu senden. Ich werde mit Freuden das Packet empfangen, was auch seine Hersendung kosten mag. Alle die Werke die ich hier habe, sind ein Geschenk von ihm, und ich möchte das Ganze von einer Art haben. Doch auf jeden Fall, denke ich, wird die Übersendung wenig kosten. Was unsre Addresse in London seyn wird ist noch unbestimmt; indessen wird die von Messrs. Black, Young and Young, Foreign Booksellers, Tavistock Street, Covent Garden, London, mich immer finden und für alles, ausgenommen Postbriefe, wahrscheinlich das Beste seyn. Sie haben einen Agenten in Leipzig (einen gewissen Herbig, — denke ich, wahrscheinlich Ihren Weimarischen Buchhändlern bekannt); einmal in seinen Händen wird jedes Packet mich in wenig Wochen erreichen.

Wenn wir in London Anker geworfen haben, sollen Sie von mir wieder hören. Möge nun dieser Brief nicht auch verloren gehen! [!]

Wenn Sie bald an mich zu schreiben gedenken, welches ich hoffe daß Sie thun werden so wird die obige Adresse zu brauchen sein, oder diese von Mrs. Austin, 5, Orme Square Bagswater London noch besser. Sagen Sie mir, ich bitte Sie, einzeln und ausführlich worin Sie begriffen sind und welche Aussichten sich Ihnen darbieten. Sollen wir in dem modernen Babel Sie nie von Angesicht zu Angesicht sehen? Es wird dort ein Schlafzimmer und ein herzliches Willkommen für Sie bereit seyn. Durch Ihre Briefe schon glaube ich Sie zu sehen. — Sie sagten mir auch von Gesprächen mit Goethe, die Sie im Begriffe wären zu Papier zu bringen. Falk dächte ich, wäre ein Fehler, beynahe ein Aergerniß; aber das Ihrige wird gewiß eins der interessantesten Bücher die je geschrieben worden. Ist Ihnen unseres Engländers Boswells Leben von Johnson bekannt? Wenn nicht, so lesen Sie es; nicht zehn Bücher des achtzehnten Jahrhunderts sind so schätzbar. Leben Sie wohl mein Freund! Die Dame erwiedert Ihre gütigen Grüße. Denken Sie an mich als den treuesten Ihrigen. T. Carlyle.

Nachschrift: London 14. May. Bin glücklich hier angekommen; erwarte unter anderen Dingen Mrs. Damieson [eine Freundin von Frau v. Goethe] hier zu treffen und von ihr viel über Weimar zu hören. Noch kein Haus erhalten. Ora pro nobis. T. C.

2. Goethes Logengedichte der Jahre 1815 und 1816.

Von Heinrich Düntzer.

Die Bestimmung mehrerer der fünf Gedichte, welche die Ausgabe letzter Hand 1827 in der Abteilung „Loge" brachte, ist bisher unbekannt gewesen, wodurch das richtige Verständnis erschwert, ja, da man von einer irrigen Annahme ausging, wunderlich verschoben worden ist. Der in mancher Beziehung verdiente neueste Herausgeber der Gedichte, G. v. Loeper, der sonst die vorhandnen Zeugnisse über die Entstehung meist vollständig giebt, ja oft bisher unbekannte hinzufügt, hat hier nicht allein eine weitere Nachforschung unterlassen, sondern auch die Aufnahme von Goethes Sohn in die Loge ein Jahr zu spät gesetzt, ja mehrere Stellen des ihm so wohl bekannten Goethe-Zelterschen Brief-

wechſels zufällig überſehen, wodurch ſeine Behandlung der betreffenden Logengedichte recht unglücklich geworden iſt.

Das Archiv der Loge Amalia zu Weimar bietet, wenn es auch für die hier in Betracht kommende Zeit nicht ſo vollſtändig iſt, als man wünſchte, doch manche für Goethes und ſeines Sohnes Anteil an ihr und für die Beſtimmung der Gedichte entſcheidende Anhaltepunkte. Förmliche Protokolle ſind von jeher nur über die Beſprechungen der Beamten und die regelmäßigen Monatszuſammenkünfte, die ſogenannten Arbeitslogen, nicht aber über die Tafellogen und die Feſtverſammlungen geführt worden. Die Protokolle ſind nicht vollſtändig erhalten, und bei manchen fehlt die Präſenzliſte. Nur über einzelne Feſtlichkeiten finden ſich Berichte oder Andeutungen. Dieſe Mitteilungen verdanke ich der liebenswürdigen Zuvorkommenheit des Herrn Realſchuldirektor Dr. H. Wernecke in Weimar, der auch die Güte hatte, alle einzelnen an ihn gerichteten Fragen zu beantworten. Hieraus ergiebt ſich folgendes Thatſächliche für die beiden hier in Rede ſtehenden Jahre. Die Aufnahme von Goethes Sohn fand nicht, wie v. Loeper (S. 549) annimmt, Ende 1816 ſtatt, ſondern am 5. Dezember 1815. Auch der Vater war dabei zugegen, während ſein Name ſonſt in den Präſenzliſten des Jahres nicht erſcheint. Neun Tage ſpäter war die monatliche Arbeitsloge nebſt Tafel. In der Präſenzliſte derſelben wird „von Goethe“ genannt, worunter, obgleich der Zuſatz „II“ fehlt, der Sohn zu verſtehen iſt, da der Vater kaum ohne den Sohn gekommen ſein würde. Freilich war der Dichter an dieſem Tage in Weimar (er hatte Jena am 24. November verlaſſen), aber ſein Beſuch der Loge erfolgte eben nur in Ausnahmefällen. In den Präſenzliſten des Jahres 1816 findet ſich „Bruder von Goethe II“ am 16. Januar, 6. Februar, 30. März, 20. und 24. Juni, 2. Juli, 6. September, 1. Oktober (die Liſten der beiden folgenden Monate fehlen) und 8. Dezember. Auch der einfache Eintrag ohne den Zuſatz II vom 5. März, vom 11. und 20. Juni iſt auf dieſen zu beziehen; an den beiden letzten Tagen war der Dichter noch in tiefſte Trauer um den am 6. Juni erlittenen Verluſt ſeiner Gattin verſunken, aber dennoch duldete er nicht, daß der Sohn am 11. bei der „Feier der Ankunft des Durchl. Bruders Herzog Bernard [Protektors der Loge] mit ſeiner Frau Gemahlin“ (nach der am 30. Mai in Meiningen erfolgten Vermählung) fehle. An dieſer Feier nahmen ausnahmsweiſe die Schweſtern teil, wozu ein beſondres Ritual entworfen ward. Nach Einführung derſelben erſchienen die höchſten Herrſchaften, nebſt fünf Hofdamen. Der Meiſter vom Stuhl, Ridel, gedachte dankend des Glückes der Anweſenheit des Hofes und drückte die Achtung gegen die den heutigen Abend verſchönernden Schweſtern aus. Der Kanzler v. Müller ſprach über Wert und Pflicht der Teilnahme der Schweſtern an den Beſtrebungen des Maurers, Staatsminiſter von Fritſch über die Geſchichte der geheimen Verbindungen. Bei der Tafelloge wurde „der Dank der Schweſtern durch die geliebte Schweſter Eberwein [Kammerſängerin, in Goethes Hauſe ſehr

beliebt] in schönen Worten dargebracht." Zu diesem Tage war ein Nachtrag der Weimarischen „Gesänge für Freimaurer" ausgegeben worden, welcher mehrere auf die Befreiungsjahre 1814 und 1815 bezügliche Gedichte, Goethes „Symbolum" und ein Festlied für den Tag enthielt. August Goethe erscheint auch sonst mehrfach in den erhaltenen Papieren. Am bedeutendsten ist für uns der Eintrag vom 16. Februar 1816: „Bei der Umfrage bat Bruder Goethe II um das Wort, um den Dank seines verehrten Vaters abzustatten für die ihm in der letzten Loge widerfahrene ausgezeichnete brüderliche Aufnahme." Drei Tage später sprach er beim Stiftungsfeste der Loge zu Erfurt im Namen des Vaters. Am 8. Dezember erfolgte seine Aufnahme in den Gesellengrad. Wenn wir weiter hören, er habe am 24. Oktober 1820 den „Gegentoast der Schwestern" vorgetragen und mit der Äußerung eingeleitet: „Es sei mir vergönnt, einige Worte im Namen der Schwestern freundlich zu erwiedern. Die Worte selbst sendet mein Vater, indem er sich Ihrer brüderlichen Liebe empfiehlt," so fällt dadurch auf die schon in die Ausgabe der letzten Hand aufgenommenen Verse erst das rechte Licht und es schwinden alle Zweifel, die man gegen die Datirung hegen könnte. Goethe schickte die Verse von Jena aus, wo er seit der Rückkehr von Karlsbad verweilte; noch am 26. schrieb er von dort aus an Zelter.

Das Datum der Aufnahme Augusts giebt uns einen ziemlich sichern Anhaltepunkt für das Gedicht „Symbolum," von dem wir sonst nur wissen, daß es ohne Überschrift, aber unter dem Namen des Dichters in dem vor dem 11. Juni 1816 gedruckten Nachtrage der Weimarischen „Gesänge für Freimaurer" nach den vom Jubel über Deutschlands Befreiung erfüllten Liedern gedruckt ist. Nach der ganzen Stellung, die Goethe gegen die Loge einnahm, kann er es nur auf eine besondre Veranlassung hin gedichtet haben, und fast ebenso sicher können wir behaupten, für ihn habe es nur eine in jener Zeit gegeben, die Aufnahme seines Sohnes. Dieser weihte er das schöne Maurerbekenntnis in ähnlicher Weise wie (es wird dies unten erhellen) der Aufnahme in den Gesellengrad das Lied „Verschwiegenheit." Es muß demnach kurz vor dem 8. Dezember 1815 entstanden sein. Es ward wirklich nach einer bekannten Melodie gesungen und ist noch jetzt mit Recht eines der anerkanntesten Freimaurerlieder.

Wie aber verhält es sich mit dem „Dank des Sängers"? Die von der Quartausgabe überlieferte Datirung „Weimar, den 29. Dezember 1815" ist nicht zu bezweifeln. Nun hörten wir, daß August Goethe in der Versammlung vom 16. Januar 1816 im Namen seines Vaters Dank abstattete für die ihm in der letzten Loge widerfahrene ausgezeichnete brüderliche Aufnahme. Sollte zwischen diesem doppelten Danke keine innere Verbindung sein? Der „Dank des Sängers" ist kein Logenlied, da ein Fremder sich an die Brüder wendet, ist auch weder aus Goethes noch aus seines Sohnes August Person heraus gedacht, sondern eine durchaus freie Dichtung. Die Vers- und Reimform stimmt mit der seiner allbekannten Ballade „Der Sänger" überein. Der Dichter läßt durch diese

dichterische Person den Dank an die Brüder, der zugleich ein Preis ist, aussprechen, wobei der Schluß: „Wenn überall, allüberall im Stillen wir uns vermehren" auf die fortdauernde Aufnahme neuer Brüder zielt. „Der Schall, den wir so gerne hören," ist eben das Lob. Wir stellen dieser einfachen Deutung die des neuesten Herausgebers zur Seite, wonach der Schluß besagen soll, daß „das Lied nicht schnell verklinge, vielmehr eine bleibende Wirkung äußere, indem es weiter klinge, auf neue Brüder sich übertrage." Dieser dichterische Ausdruck des Dankes in der sehr realen Logensitzung dürfte Goethes Sohn doch gar zu auffallend gewesen sein und er deshalb seinen Vater bestimmt haben, ihn von dem Auftrage des öffentlichen Vortrages desselben zu befreien. Höchst unwahrscheinlich dürfte es sein, wollte man die Worte des Protokolleintrages auf diesen poetischen Dank beziehen. Eine leichtere Lösung des unleugbaren Rätsels würde ich willkommen heißen.

Wenden wir uns zu dem Liede „Verschwiegenheit," das erst in die dritte Ausgabe des Weimarischen Gesangbuches (nach v. Loeper 1851) aus Goethes Werken aufgenommen worden ist. Der neueste Herausgeber macht die unbekannte Mitteilung: „In Zelters Nachlaß hat es das Datum des 1. Dezember 1816." Aber das freilich willkommene Datum geht auf die Zeit der Komposition. Durch einen unglücklichen Zufall hat v. Loeper die darauf bezüglichen Stellen im Goethe-Zelterschen Briefwechsel übersehen. Schon am 10. November 1816 schreibt Zelter: „Das Bundes- oder Logenlied für den Kammerrat [August war in diesem Frühjahr Kammerrat geworden] ist wohl fertig, schon längst, aber es ist doch noch in der Gare. Bis ich mir ein solches Stück gehörig angemessen habe, dazu brauche ich meine Zeit, und was vielen gefallen will, soll mir auch gefallen. Nehmt daher nicht übel, wenn ich ein oslches Lied in einer Viertelstunde auf Noten bringe, die ich nach einem Vierteljahre wieder ausstreiche." Die Worte sind die Erwiederung auf eine Mahnung, die, wie so vieles andre, bei der Redaktion des Briefwechsels nicht hätte ausfallen dürfen. Das Lied wird zu den „kleinen Gedichten" gehören, um deren Rücksendung Goethe am 25. Oktober bittet. Zelter hatte einen Teil derselben bei seiner Abreise von Weimar anfangs Oktober aus Versehen mitgenommen. Es muß das „Bundes- oder Logenlied" demnach spätestens im Oktober gedichtet sein. Zelter hatte August und dem Vater versprochen, eine Komposition bald einzusenden, damit es im Dezember, in welchem die Beförderung zum Gesellen stattfinden sollte (Goethe selbst war auch nach einem Jahre Gesell geworden), in der Loge vorgetragen werden könne. Das Liedchen sandte Zelter erst am 2. Dezember, was dazu stimmt, daß es ihm am vorhergehenden Tage nach Wunsch gelungen war. „Ich sende das Gedicht auch wieder mit zurück, meldet Zelter, weil ich es mit Andeutungen über den Vortrag der Melodie in den verschiednen Strophen versehen habe. Es ist dreistimmig, für zwei Tenore und Baß; die Mittelstimme kann auch von einem Bassisten gesungen werden, im Fall

nicht zwei Tenore da sind. Die ganze Gesellschaft kann die zwei letzten Zeilen jeder Strophe wiederholen, damit die drei Vorsänger verschnaufen. [Diese Äußerung zeigt deutlich, daß man unter diesem Liede nicht etwa „Symbolum" sich denken kann, worauf sie garnicht passen würde.] Freilich hätte ich wissen sollen, was für Sänger ihr habt. [Natürlich wurden die Lieder vom ganzen Chor gesungen, nur bei besondern Festlichkeiten von musikalischen Sängern.] . . . Der Ton des Liedes ist nicht leicht getroffen [lies: „zu treffen"?], und die Sänger werden dazu das Beste thun müssen, um einer gänglichen Melodie die Gegensätze des Offenbaren und Stillvertrauten [die eben das Lied beherrschen] anzueignen." Goethe erwiederte am 10., zwei Tage nach Augusts Beförderung zum Gesellengrad: „Das Liedchen ist angekommen. Wir danken zum schönsten für das trefflich geratene. Wenn die Melodie nach dem Inhalt, wie du angezeigt hast, variirt wird, so muß es den schönsten Eindruck machen." Es war also nicht, wenigstens nicht nach Zelters Melodie, gesungen worden. Wahrscheinlich hatte es August in seiner ergreifenden Weise gesprochen. Der Vater war nicht zugegen.

Ist nun das Lied „Verschwiegenheit" spätestens im Oktober 1816 gedichtet, so kann es schon der Chronologie nach keine Andeutung auf Augusts Verlobung enthalten, die erst am 1. Januar 1817 sich erklärte. Dieselbe Unmöglichkeit bestünde auch bei der fälschlich angenommenen Datirung vom 1. Dezember. Aber überhaupt kann die ganze Deutung v. Loepers vor einer besonnenen Auffassung des Wortlautes des Gedichtes nicht bestehen. Wenn z. B. in der zweiten Strophe der Ruhm des weltzerstörenden Krieges der herzerfreuenden Dankbarkeit wegen heimlichen Wohlthuns entgegengestellt und dieser weit nachgesetzt wird, so sieht der neueste Herausgeber darin eine Beziehung auf Augusts Thätigkeit im letzten Kriege (doch wohl in den beiden letzten). Aber davon, daß die aus dem Kriege zurückgebliebenen Männer später die von diesem geschlagnen Wunden heilen, kann hier nicht die Rede sein, und Goethe würde sich gehütet haben, auf einen August schwer drückenden Vorwurf, den die meisten ihm machten, hinzudeuten. Aber was die Hauptsache bleibt, das Gedicht ist so durchsichtig klar, daß man eine solche seinen Nerv zerstörende Mißdeutung nicht begreifen würde, ruhte sie nicht auf der thatsächlich falschen Annahme, es sei durch Augusts Aufnahme in die Loge veranlaßt.

Was endlich das Gedicht „Trauerloge," in der Oktavausgabe letzter Hand mit der nähern Bezeichnung: „Der Unvergeßlichen | Prinzessin Caroline | von Weimar Eisenach | vermählten | Erbprinzessin | von Mecklenburg Schwerin | gewidmet. | 1816" betrifft, so ergiebt sich leider aus dem Archiv über diese Trauerloge nichts näheres, da die Präsenzlisten vom 1. Oktober bis zum 3. Dezember dieses Jahres fehlen. Der Großherzog dankte in einem „November 1816" datirten, an einem Freitage geschriebnen Briefe für das Andenken an seine „unglückliche Tochter", die bereits am 20. Januar gestorben war. Der erste

Donnerstag fiel im November 1816 auf den 6. Auch für Goethe, der am 22. März gestorben, fand die Trauerloge erst am 9. November statt. Eine genauere Bestimmung wird sich vielleicht zufällig ergeben. Ich finde nichts darüber berichtet.

Unpolitische Briefe aus Wien.

4. Die Malerei.

So wie das alte Österreich seine ganz bestimmte charakteristische schöne Literatur besaß, so konnte es sich auch einer eignen Malerschule rühmen. Aber was wir früher einmal in Bezug auf unsre vaterländische Poesie sagen mußten, das gilt auch hier: die Traditionen dieser alten Schule sind schier dahin, unsre Maler von heute knüpfen fast niemals auch nur lose an dieselben an, sie sind in die Fremde gegangen, haben dort eine fremde Bildung, eine fremde Technik, fremde Ideale aufgenommen, und wenn sie auch wieder heimgekehrt sind, in ihren Schöpfungen finden wir nur selten einen Zug, der an ihre ersten Lehrer und Muster erinnert, an die Kunstwelt mahnt, in der sie doch aufgewachsen sind und von der ihre Jugendzeit umgeben war.

Wir konnten darauf verweisen, daß in der Literaturperiode, die ungefähr mit 1780 anhebt und mit dem Sturmjahre 1848 ihr Ende fand, vor allem eine Richtung auf das Politisch-Patriotische bedeutend hervortritt: wir nannten den ältern Collin und Grillparzer, von denen der eine am Beginn, der andre am Ausgang der Periode steht. In der ältern österreichischen Malerei ist eine solche Tendenz nicht so stark ausgeprägt; indes sind doch Danhausers Szenen aus Pyrkers „Rudolfias," 1826 in Wien ausgestellt, und die Kraftschen Landwehrbilder — Reflexe von Anno Neun und den Befreiungskriegen —, endlich auch Wurzingers Ferdinand der Zweite künstlerisch hervorragende Produkte einer solchen Tendenz. Religiöse Motive finden wir während der ersten Jahrzehnte des Jahrhunderts in der Malerei ebenso selten in bedeutender Weise verwendet wie in der Poesie, wohl eine Folge und Nachwirkung der josephinischen Zeit. Aber dann erhob sich ein starkes Talent, das sich ganz in den Dienst der Religion, ja des strenggläubigen Kirchentums stellte: Josef von Führich. In idealer Darstellung von Sage und Geschichte glänzte damals Karl Rahl, der erst 1865 ge-

ſtorben iſt und viele von der heute blühenden Künſtlergeneration zu ſeinen Schülern gezählt hat. Aber ſo wenig wie Führich, der eine Zeit lang eine faſt herrſchende Stellung auf der Wiener Akademie einnahm, iſt es Rahl gelungen, eigentlich Schule zu bilden, weder was die Auffaſſung, noch was die Sache betrifft. Denn ſtreng in der Zeichnung, ſauber und elegant bis zur Peinlichkeit ſelbſt in den kleinſten Details, kühl, zurückhaltend, mitunter nüchtern in der Farbengebung, bewahrten dieſe älteren Maler auch in der Darſtellung der Leidenſchaft eine gewiſſe Ruhe, bewegten ſich immer nur auf einer beſchränkten Tonleiter von Empfindungen, ſtiegen niemals in die letzten Tiefen menſchlichen Weſens hinab. Es war eine Kunſt, die keine nervöſen Anwandlungen kannte, der das Dämoniſche fremd war.

In der äußeren Darſtellung folgte die Genremalerei der Zeit denſelben Prinzipien. Als Vorwürfe wählte ſie beſonders gern gemütliche Auftritte und vermied es, einen ironiſchen oder bittern Zug hineinzubringen, auch wenn dies ſehr nahe lag; ſo hat Danhauſer, der im Genre ſein eigentliches Gebiet fand, in ſeinem „Praſſer“ den Gegenſatz zwiſchen dem ſchwelgenden Dickwanſt und dem Bettler, der Almoſen heiſchend an der Schwelle erſcheint, durchaus nicht ſo energiſch betont, wie dies ein moderner Maler unzweifelhaft thun würde. Und ſelbſt dort, wo der Gegenſtand zu einer düſtern, peſſimiſtiſchen Behandlung direkt auffordert, wird ihm eine freundliche Seite abgewonnen, ſo in Ferdinand Waldmüllers „Kloſterſuppe“: die Armen, die ſich da um die Pforte des Kloſters drängen, um die kärgliche Nahrung in Empfang zu nehmen, machen durchaus keinen unerquicklichen Eindruck, es ſind lauter freundliche, zufriedne Geſichter, Greiſe, alte Mütterchen, Frauen mit bausbäckigen Kindern, die bald in freudiger Erwartung, bald in behaglichem Genuß, bisweilen auch in einem kleinen harmloſen Streit um das Gebotene dargeſtellt ſind; nirgends aber ein wüſtes Drängen, ein gieriges Heiſchen, keine Spur von der Not und dem Elend, die ſich bei ſolcher Gelegenheit gewöhnlich offenbart. Es iſt ein Bild, von dem man heiteren Gemütes ſcheidet. Auch in der Ausführung iſt es typiſch für das Genre der Zeit.

In der älteren Landſchaftsmalerei, von der uns ein Gang durch die Sammlung der hieſigen Akademie eine gedrängte Überſicht giebt, finden wir mehr Nachdruck auf ſchwungvolle Linien als auf koloriſtiſchen Reiz gelegt, die Lichter ſind nie grell, Luft und Waſſer meiſt nur leiſe bewegt, die Ferne klar und duftig, das anmutige Laubwerk aufs eingehendſte behandelt. Dabei ſind dieſe Landſchaften, namentlich wenn der Vorwurf ein heimatlicher iſt, nur ſelten von akademiſcher Nüchternheit, meiſt ſind ſie von warmem Gefühl belebt. Frohe Naturempfindung gehört ja zum Erbteil unſers Stammes.

Unſtreitig das Bedeutendſte hat aber die ältere öſterreichiſche Schule auf dem Gebiet der Porträtmalerei geliefert. Und hier hat die Gegenwart noch am meiſten von der Vergangenheit übernommen, hier ſind die alten Traditionen

noch am lebhaftesten geblieben. Freilich ragt ja auch der Meister dieses Genres, Friedrich Amerling, noch in unsre Tage herein, ja er führt zweiundachtzigjährig noch immer Pinsel und Palette. Von ihm darf man auch noch am ehesten sagen, daß er Schule gemacht habe: in der Porträtmalerei gewiß.

Amerling knüpft an keine heimischen Vorgänger an. Mit ihm beginnt eigentlich erst die österreichische Porträtkunst. Vor ihm herrschte noch ganz jene ängstliche, steife Manier, die uns auf den Bildnissen unsrer Ureltern so befremdet. Sonnenfels konnte noch in einer eignen Schrift „Von dem Verdienste des Porträtmalers" die Frage aufwerfen, ob Porträtiren überhaupt eine Kunst zu nennen sei. Allerdings bejaht er diese Frage zuletzt, indem er Shaftesburys Ansicht, der Porträtmaler habe mit einem Künstler nichts gemein, er sei nur ein knechtischer Kopist der Natur zurückweist. In den ersten zwei Jahrzehnten unsers Jahrhunderts ließ sich dann die vornehme Wiener Gesellschaft vorzugsweise von Ausländern malen: Isabey und Lawrence sind die Maler des Wiener Kongresses, von ihnen haben wir die besten Bilder eines Metternich, eines Gentz. An diesen nun bildete sich der junge Amerling, ja er ging selbst nach London, um unter den Augen Lawrences zu arbeiten. Und ihm verdankt er auch gewiß sehr viel über die rein äußerliche Anregung hinaus. Aus England brachte Amerling überdies den sogenannten englischen Malerfirniß mit, der so durch ihn in die österreichische Porträttechnik eingeführt worden ist.

Nach Wien zurückgekehrt, gelangte Amerling rasch zu bedeutendem Ruf, er durfte noch Kaiser Franz für den großen Saal des Laxenburger Schlosses malen. Dann wurde er der Lieblingsmaler der österreichischen Aristokratie und des österreichischen Hofes. Der Höhepunkt seines Schaffens fällt in die vierziger Jahre, da malte er den Fürsten Friedrich Schwarzenberg, den Grafen Nugent, die Fürstin Khevenhüller geb. Lichnowsky, den Grafen Edmund Zichy u. v. a. Aus früherer Zeit noch stammt wohl Thorwaldsens Bildnis, jetzt in der Liechtensteingalerie, das Oehlenschläger bis zu Thränen rührte und ihn zu dem Ausruf hinriß: „Mein Freund, mein teurer, unsterblicher Freund!"

Was Plinius von einem Zeitgenossen des Phidias, Kresilas, sagt: „Das Wunderbare an seiner Kunst ist, daß sie edle Menschen noch edler macht," das gilt auch von Amerling. Es ist nicht das Dämonische, das etwa in einem Menschen liegt, was ihn reizt: nicht dieses sucht er heraus, aber seine Köpfe haben doch auch nichts von der behaglichen, philiströsen Ruhe, die etwa Tintoretto oder Holbein den ihrigen verliehen. Amerling glaubt die geistige und gemütliche Eigenart des Menschen am besten zu fassen, wenn dieser in mäßiger, angenehmer Erregung ist, wie sie etwa ein lebhaftes Gespräch mit sich bringt. „Ich rede zu viel," sagte Oehlenschläger, als er Amerling saß. „Nur zu! erwiederte der Maler, in der Unruhe liegt das Temperament, der Charakter, den brauche ich just." Freilich gelingen Amerling darum auch verschlossene, komplizirte Naturen, die sich in der Konversation, wie lebhaft sie auch sein mag, niemals

ganz mitteilen, am wenigsten. Sein Bild des Exministers Schmerling z. B. enthüllt doch nichts von dem eigentlichen geistigen Kern dieses Mannes, wie er in den bedeutendsten Momenten seiner öffentlichen Thätigkeit zutage getreten ist; das ist nicht der kühle Politiker, der — wie Laube sich einmal ausdrückte — „von konservativer Schärfe starrte," der der Opposition das berühmte „Wir können warten" entgegenwarf, es ist der liebenswürdige Gesellschafter, die Zierde des Salons: auf seinem Antlitz liegt kein milder, kein energischer Zug, der Blick ist fast weich, um die Lippen spielt ein leises verbindliches Lächeln. Wir wollen damit nicht sagen, daß das Bild schlecht getroffen sei, die Ähnlichkeit ist außerordentlich, die Ausführung von großer Feinheit, aber das innerste Wesen des Mannes spricht aus diesen Zügen nicht. Ganz besonders gelingen Amerling eben harmlose, offenherzige, gemütsfrohe Menschen, die leicht und lebhaft empfinden und ihre Empfindung auch gleich ausdrücken; porträtirt er einen solchen, so kann man mit dem Dichter sagen: „Dein Bild hat keine Seele mehr zu fordern." Lieblingsvorwürfe sind ihm denn auch schöne junge Frauen und Mädchen, die er fast immer in jener zarten, holden Bewegung darstellt, die seiner berühmten „Lautenschlägerin" einen so unaussprechlichen Reiz verleiht.

Amerling hat sich aber niemals auf das enge Gebiet beschränkt, auf dem er so große Triumphe feierte, auch im Genre (Fischender Knabe, Italienisches Mädchen, Schlafende Kinder), ja sogar im religiösen Bild (Apostel Paulus) hat er sich mit Erfolg bethätigt, und wenn er auch niemals Landschaften ausgestellt hat, so hat er es doch auch in dieser Richtung nicht an Bemühungen fehlen lassen; wir fanden ihn vor zwei Jahren in seinem Atelier gerade an einer Waldszenerie malend. Während aber im Porträt alle unsre heutigen Berühmtheiten, Canon vielleicht ausgenommen, von ihm vielfach angeregt worden sind und viel von ihm gelernt haben, auch seine Bildnisse uns heute durchaus nicht veraltet, sondern ganz frisch und modern anmuten, so steht er doch mit seinen übrigen Schöpfungen den neuen Richtungen fremd gegenüber. Nicht als ob er diese nicht gelten ließe, aber in seiner Anerkennung liegt die Bitterkeit des Greises, der sich überholt sieht. „Ich bin ein alter Mann — sagte er uns, als wir das Gespräch auf einige künstlerische Berühmtheiten des Tages lenkten — und verstehe diese jungen Leute nicht mehr. Sie machen sehr schöne Sachen, zu meiner Zeit hatte man keine Ahnung von einer solchen Malerei, aber ich kann jetzt nichts mehr lernen. Drum ists mir auch am liebsten, wenn ich garnichts davon höre, wenn sie mich ganz in Ruhe lassen."

Neben Amerling stand L'Allemand, der namentlich in der Darstellung markiger militärischer Gestalten seine Stärke fand. Wenn man seine Bilder betrachtet, leben einem die Offiziere der alten österreichischen Armee wieder auf. Aber auch in ältere Zeiten wußte er zurückzugreifen, die Heldengestalten, die sich um den Thron Maria Theresias und Franz des Ersten schaarten, treu nach der Überlieferung, kraftvoll und glänzend den Enkeln vorzuführen.

So wie die ältere österreichische Literatur trotz der Abgeschlossenheit gegen das Ausland an den Bewegungen der auswärtigen, namentlich der deutschen Literatur einen wenn auch bescheidnen Anteil nahm und sie in ihren Hervorbringungen spiegelte, so auch die Malerei: man wird in den Werken der ältern Münchener oder Düsseldorfer Schule gewiß auch die Richtungen, die wir eben zu schildern versucht haben, vorfinden. Aber ein eigentümlicher Lokalton ist den österreichischen Künstlern doch immer eigen gewesen, im historischen und religiösen Bild tritt er weniger, bedeutender aber im Genre und in der Landschaft hervor. Von Amerlings Kunst aber könnte man sagen, daß sie die alte, vornehme Gesellschaft der Kaiserstadt in ihrer ganzen Liebenswürdigkeit ganz besonders zu charakterisiren verstand.

Wenden wir uns nun zur Malerei der Gegenwart. Da müssen wir zuerst konstatiren, daß eine große österreichische Historienmalerei, die von patriotischen Tendenzen erfüllt wäre und staatspädagogisch wirken könnte, so gut wie nicht vorhanden ist. Während in andern Staaten die Kunst schon Jahrzehnte hindurch zur Propaganda für die Staatsidee, zur Stärkung des Nationalgefühls und Volksruhmes verwendet wird, hat Österreich diese Bundesgenossin von jeher ziemlich gering geschätzt. Schon vor zwanzig Jahren hat der verstorbne Eitelberger darauf hingewiesen und betont, wie wichtig gerade für Österreich eine patriotische Malerschule sein würde, denn gerade in einem Staate, der noch in einem Bildungsprozeß begriffen ist, in dem nationale und politische Parteien sich schroff gegenüberstehen, sei die Kunst als ein einigendes, versöhnendes, völkerverbindendes Element von der größten Bedeutung. Heute liegen die Verhältnisse nicht besser, nur daß man es an maßgebender Stelle weiß und wenigstens den guten Willen zeigt, eine Besserung herbeizuführen. Vor drei Jahren ungefähr war in den Zeitungen ein Reskript des Unterrichtsministers Baron Conrad an die Vorstände der Kunstakademien zu lesen, in welchem jene Wunde berührt und der Wunsch ausgedrückt wurde, man möge auf deren Heilung bedacht sein. Wenn es aber auch sehr anerkennenswert ist, daß man sich in den Büreaus auf dem Minoritenplatz mit solchen Fragen beschäftigt, so ist doch sehr daran zu zweifeln, ob auf dem Wege der Verordnung dem Übel abzuhelfen sei. Denn die Wurzel desselben liegt eben sehr tief. Sonderbar aber ist es, daß die Ansätze zu einer — wenn wir so sagen dürfen — österreichischen Staatsmalerei, die sich allerdings selten genug, aber doch bisweilen zeigen, doch verhältnismäßig wenig beachtet und noch weniger ermuntert werden. Dies hat z. B. C. Rudolf Huber, ein Maler, der sich vor Jahren durch Tierstücke einen guten Ruf gemacht, jüngst, als er auf das historische Gebiet übertrat, erfahren müssen. Angeregt durch die patriotische Bewegung, welche die Türkenfeier vor zwei Jahren hervorgerufen hatte, malte er zwei große Bilder: das eine stellte den Grafen Starhemberg dar, wie er auf der Bastei die Arbeiten der Belagerten leitet; das andre den Herzog von Lothringen, wie er das Entsatzheer die Kahlenbergstraße herab der

bedrängten Hauptstadt zuführt. Die Ausführung war recht tüchtig, über den patriotischen Inhalt konnte keine Frage sein; dennoch haben bis heute weder Staat noch Stadt Miene gemacht, die beiden Gemälde an sich zu bringen.

Giebt es aber keine österreichische Staatsmalerei im Sinne von Karl Wurzinger und Peter Kraft mehr, so besitzen dafür einzelne österreichische Nationalitäten bedeutende Künstler, die ihre beste Kraft der Darstellung von Momenten ihrer Stammesgeschichte widmen. Des gewaltigsten dieser nationalen Maler können sich ohne Zweifel die Polen rühmen, es ist Jan Matejko, von dessen Werken wir bloß zwei — die „Schlacht bei Grünwald," in der die deutschen Ordensritter im Zusammenstoß mit der polnischen Republik unterlagen, und die „Huldigung des brandenburgischen Kurfürsten vor dem polnischen König Sigmund" (1525) — zu nennen brauchen, um den Leser an die Tendenz seiner Malerei zu erinnern. Hinter ihm steht eine ganze Schule von talentvollen jungen Künstlern, die alle das historisch-patriotische Genre ganz besonders pflegen; wir sahen hier im Künstlerhause Jan Stykas Mater Benedicta, Ladislaus Rossowskis „Einzug der Königin Hedwig in Krakau," Josef Krzesz' „Schlacht bei Orsza" (1507). Neben den Polen haben jetzt auch die Tschechen ihren nationalen Maler: Vaclav Brozik, der in seinem „Huß vor dem Konzil zu Konstanz" ein Thema behandelt hat, das der großen Mehrzahl seiner Stammesgenossen immer noch für heilig gilt. Aber weder die Schule Matejkos noch Brozik, der noch zu jung ist, als daß er bereits hätte Schule machen können, haben in Auffassung und Darstellung irgendetwas mit der ältern österreichischen Schule gemein, sie haben sich durchaus an fremden Mustern, namentlich den modernen Franzosen gebildet, wie denn auch Munkacsy, der bedeutendste unter den ungarischen Malern der Gegenwart, wenn er auch eine Zeit lang zu Rahl in die Schule gegangen ist, eigentlich nur in Düsseldorf und Paris wirklich etwas gelernt hat. Wir haben aber hier keinen Anlaß, von diesen Künstlern weiter zu berichten — umso weniger, da sie alle nicht in Wien leben, ja nicht einmal immer hier zuerst ausstellen.

Auch auf dem Gebiete der objektiven Historienmalerei — die, ohne eine politische Tendenz zu verfolgen, in der Geschichte nur tragische oder genrehafte Motive sucht — hat Deutschösterreich keinen nennenswerten Nachwuchs. Diese traurige Wahrheit lehrte uns vor allem die internationale Ausstellung von 1882, und alljährlich wird sie uns von den regelmäßigen Ausstellungen des Künstlerhauses wiederholt. Sind einmal wirklich Vorwürfe aus der Geschichte genommen, so ist es dem Maler dabei immer nur um das Schlagwort zu thun, das bequeme Epigramm, den Prunk der Staatsaktionen, die prächtigen Kostüme vergangener Zeiten — er treibt gleichsam nur ein loses Maskenspiel mit historischen Namen und Ereignissen. In diesem Sinne war dann freilich auch Makart ein Historienmaler, weil er den „Einzug Karls V. in Antwerpen," weil er „Catarina Cornaro" gemalt hat. Von den Professoren der Akademie, die das historische

Fach pflegen und darin unterrichten, ist in den letzten Jahren auch nichts in die Öffentlichkeit gelangt, das als historisches Bild in großem Stil bezeichnet werden könnte. Griepenkerl, den wir weiter unten noch als Porträtisten zu nennen haben werden, hat eben jetzt im Künstlerhause ein großes Gemälde ausgestellt, das zwar nicht eigentlich einen historischen, aber einen dem Historischen nahe verwandten mythologischen Vorwurf behandelt: die „Aufnahme des Prometheus in den Olymp." Hier wird der aufmerksame Beobachter so manches finden, was der ältern Schule angehört: die Zeichnung ist korrekt, die Auffassung nicht leidenschaftlich, sondern heiter und gemäßigt, die Farben sind nicht allzu lebhaft, die Details mit großem Fleiß ausgeführt. Aber wenn man das Bild auch gewiß mit großem Interesse betrachten wird, einen bedeutenden oder gar einen erschütternden und erhebenden Eindruck, wie ihn zu erregen der Stoff wohl angethan ist, wird man nicht davontragen. Vor allem deswegen, weil der Prometheus Griepenkerls nicht der titanische Mensch ist, als welcher er in der Brust eines jeden lebt, der die Tragödie des Äschylos oder auch nur Goethes Dichtung gelesen hat, man erkennt ihn auf den ersten Blick nicht einmal. Freilich war der Künstler auf die Überlieferung von dem gefesselten Prometheus angewiesen, der, an den Felsen geschmiedet und von den schrecklichsten Qualen gepeinigt, dem Götterboten die stolzen Worte zuruft: „Und doch nicht kann Er mich töten." Die Tragödie von dem „befreiten Prometheus" ist uns verloren und von den vielen Vermutungen, die aufgestellt worden sind, wie denn eine Versöhnung zwischen Prometheus und dem Weltthyrannen zu denken sei, hat keine besondre Wahrscheinlichkeit für sich. Was aber den gelehrten Interpreten oft unlöslich erscheint, kann der Künstler mit einem Pinselstrich enträtseln. Griepenkerl hat das nicht gethan. Aber nicht nur die Gestalt des Prometheus ist zu wenig charakteristisch, die ganze Götterversammlung scheint von der ungeheuern Bedeutung des Moments sehr wenig durchdrungen, manche, wie Aphrodite und Ares, sind völlig gleichgiltig, andre zeigen eine rein äußerliche Teilnahme oder auch nur gewöhnliche Neugier. Das vielgebrauchte Schlagwort von der „akademischen Nüchternheit" drängt sich beim Anblick dieser olympischen Versammlung dem Beschauer doch wieder auf die Lippen. Wie anders steht diese Versammlung vor unsrer Seele, wenn wir der herrlichen Verse gedenken:

Jupiter senket die göttliche Stirn, und Juno erhebt sie,
Phöbus schreitet hervor, schüttelt das lockige Haupt;
Trocken schaut Minerva herab, und Hermes, der Leichte,
Wendet zur Seite den Blick, schalkisch und zärtlich zugleich,
Aber nach Bacchus, dem Weichen, dem Träumenden, hebet Cythere
Blicke süßer Begier, selbst in dem Marmor noch feucht.

Gleichsam den Übergang von der ältern zur neuern historischen Schule bilden Eisenmenger, L. Müller und Carl von Blaas. Die beiden erstern sind

während der letzten Jahre nur mit Porträtstücken in die Öffentlichkeit getreten, ihr Lehramt an der Akademie nimmt eben den besten Teil ihrer Zeit und Kraft in Anspruch. Von Blaas hängt ein sehr schönes Bild — allerdings schon ältern Datums — im Belvedere. Es stellt Karl den Großen dar, wie er eine Schule besucht. Der Gegenstand ist ernst behandelt, sein ethischer Gehalt tritt bedeutend hervor, sodaß in dem Beschauer der Wunsch entsteht, es möge jedes Gymnasium eine gute Kopie des Gemäldes in seinem Festsaale haben. Die Gestalt des Kaisers ist wahrhaft majestätisch: unter seinem strafenden Blicke erglühen die Wangen des leichtsinnigen Edelkindes, und seine Augen suchen den Boden — wie mögen erst Karls Feinde erzittern, wenn er ihnen zornig entgegentritt, wie der Frevler, der seinem Richterstuhle naht! Die eine Hand hat der Kaiser auf das geschorene Blondhaupt eines unfreien Knaben gelegt, der mit reizend ernster Miene unerschrocken aufblickt; nichts von Altklugheit liegt auf seinem unschuldigen Gesicht, wenn auch der Kaiser seinen Fleiß vor allen andern rühmt. Die übrigen Schüler und die bescheiden im Hintergrunde stehenden Lehrer sind mit gleicher Liebenswürdigkeit ausgeführt, nirgends drückt sich ein unedles Gefühl aus. Überaus anziehend ist namentlich ein rechts hinter dem Gescholtenen über die Schulbank gebeugter Knabe, offenbar des erstern Freund, in seinem Antlitz ist Mitgefühl mit diesem zu lesen, aber auch das Eingeständnis, daß der Kaiser so unrecht nicht habe. In der Zeichnung ist Karl von Blaas noch ganz so korrekt wie die ältere Schule, auch in den Details so genau, aber die Farbe verwendet er schon mit mehr Freiheit, und seine Charakteristik ist lebhafter. In der letzten Jahresausstellung des Künstlerhauses erregte namentlich ein liebliches Madonnenbild von ihm allgemeine Bewunderung. Noch leuchtender in der Farbe, noch leichter und graziöser ist aber der jüngere Eugen von Blaas. Von seinem „Besuch“ (im Belvedere), von seinen „Beiden Nonnen“ (in der Akademiegalerie) wird sich niemand so leicht trennen. Nach dem Ruhme eines österreichischen Meissoniers ringen Eduard Charlemont und von Pettenkofer mit Erfolg, beide holen ihre Vorwürfe aus dem häuslichen Leben von Gegenwart und Vergangenheit, von der Straße herauf, aus dem Kriegslager, Charlemont wohl auch aus der Tracht des Orients; beide sind gute Zeichner und treffliche Koloristen, ihre feine Charakteristik ist aber von der breiten Manier Danhausers himmelweit verschieden. Bei ihnen sieht man recht deutlich, wie viel die Österreicher in der Fremde und von Fremden gelernt haben.

(Schluß folgt.)

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.

Neuere Literatur über Nordamerika.

Es dürfte kaum eine Zeit gegeben haben, in welcher Europa von Nordamerika mehr Interesse gezeigt hat, als gegenwärtig. Nicht nur die Auswanderung dorthin ist in einem Maße gestiegen, wie es noch niemals der Fall gewesen, auch der Handel und Verkehr mit jenem Welttheile hat einen Aufschwung genommen, wie er vor wenigen Jahren noch nicht zu ahnen war. Die Ursachen dieser Erscheinungen sind mannigfaltig. Die Vereinigten Staaten sind gegenwärtig nicht nur das Land, welches die meisten Auswanderer aufnimmt, sondern auch dasjenige, welches die meisten Auswanderer nach sich zieht. Jeder Auswanderer, der sich in Nordamerika niedergelassen hat, wird nicht müde, seine Freunde und Bekannten zu ermuntern, ihm nachzufolgen. Briefe, Zeitungen, Bücher, Alles trägt dazu bei, die Vereinigten Staaten als das Land der Freiheit, als das Land der Zukunft darzustellen. Wenn auch nicht alle Auswanderer, welche sich in Nordamerika niedergelassen haben, ihre Hoffnungen erfüllt sehen, so ist doch gewiß, daß Jeder, der mit Fleiß und Ausdauer arbeitet, sich in den Vereinigten Staaten eine gute Existenz gründen kann. Dieß ist auch der Grund, warum so viele Deutsche, Engländer, Irländer und Andere sich dort niederlassen. Die Vereinigten Staaten sind ein Land, welches sich rasch bevölkert, und wo Jeder, der sich nützlich macht, Arbeit und Brod findet.

Die Vereinigten Staaten sind ferner

verurteilte und flüchtig gewordne konservative Wirtschaftsreformer, hat sich in der Fremde nach und nach in eine so trübsinnige Auffassung deutscher Wirtschaftszustände und eine solche Feindseligkeit gegen den deutschen Reichskanzler und dessen Regierungssystem hineingearbeitet, daß dadurch für viele seine Schriften ungenießbar geworden sind. Sein Werk wimmelt voll grober und thörichter Ausfälle auf Bismarck. Wenn er sich wenigstens darauf beschränkte, eine Kritik an dessen Wirtschaftssystem zu üben, er vergreift sich aber auch an dessen anerkanntesten Leistungen in der auswärtigen Politik. Er spricht in der leichtfertigsten Weise von Bismarcks „Unfähigkeit, Europa den Frieden zu sichern" u. dergl. mehr. Überaus komisch nimmt sich neben der Herabsetzung Bismarcks und andrer europäischer Staatsmänner die eigne Erhöhung des Verfassers aus, der irgendwo von sich sagt, daß er mit dem Selbstbewußtsein eines Mannes schreibe, welcher über die reife Frucht planmäßiger Arbeit verfüge, und daß in Deutschland kein Mann sei, der auch nur imstande wäre, zu kontroliren, was er geschrieben habe, alles nämlich, nicht das oder jenes Detail. Diese Sprache ist die eines von Größenwahn befallenen, sie soll uns aber nicht abhalten, das viele Lesbare des Reiseberichts anzuerkennen. Meyers Reise — er begleitete einige gräfliche Gönner aus Ungarn — ging durch einen großen Teil der Vereinigten Staaten. Die Reisenden sahen sich zuerst in den großen Hafenstädten der Ostküste um; die Einrichtungen derselben für Getreide- und Kohlentransport, Magazinirung, Sortirung und Verladung werden eingehend beschrieben. Sie fuhren dann durch das gemüsebauende und waldreiche Florida nach Neworleans. Dort wird dem Aufschwung der Industrie im Süden Aufmerksamkeit gewidmet und die Aussichten auf neue Frachtwege für das Getreide von den Pacificstaaten her werden erörtert; dann folgt die Bereisung der für die Ansiedlung so einladenden Staaten Texas und Kansas, worauf die Reisenden auf der damals eben erst eröffneten Bahn von Kansas über Santa Fe nach San Francisco gelangen. Die letztere Fahrt und die Abstecher davon geben Gelegenheit zur Beobachtung der riesigen Großgrundbesitzungen, welche noch aus den Zeiten der frühern mexikanischen Herrschaft herrühren. Dann geht es wieder ostwärts. Das Land Utah mit seiner durch künstliche Bewässerung erzeugten musterhaften Bebauung flößt Meyer Hochachtung vor dem Fleiß und der Wirtschaftlichkeit der Mormonen ein. In Chicago widmet er sich dem Besuche der Schlächtereien und sucht tiefer in die Geheimnisse der Abdeckereien einzudringen. In weiteren Abschnitten wird die Landwirtschaft in Manitoba, Ostkanada, Michigan, Illinois der Gegenstand der Besichtigung. In den Reisebericht eingestreut sind besondre Abhandlungen über das Verkehrswesen, das Unterrichtswesen, die Organisation des landwirtschaftlichen Ministeriums, die Staats- und Gemeindeverfassung, das Molkereiwesen u. dergl. m.

Meyer hat unterwegs ein großes Notizmaterial gesammelt, aus dem er mit vollen Händen schöpft, leider oft mit zu wenig Sichtung. So wiederholen

sich z. B. allenthalben die Berechnungen für die Herstellungs- und Transportkosten des Getreides oder die landwirtschaftlichen Betriebskosten in ermüdender Weise. Meyer kann das Gedeihen des amerikanischen Farmertums nicht genug rühmen. „Vier Millionen meist wohlhabende, freie, gebildete Bauern! dergleichen sah die Welt nie!“ ruft er begeistert aus. Das ist ein oberflächliches Prahlen. Trotz der von Meyer so viel gerühmten Exemptionsgesetze ist auch in den Vereinigten Staaten die Verschuldung des Bauerntums stark fortgeschritten, desgleichen die Zunahme der Pacht- und Metayerswirtschaften. Von den angeblichen vier Millionen Bauernhöfen lassen neuere amerikanische Volkswirte und Statistiker kaum die Hälfte übrig. Man begegnet eben überall bei Meyer einer tendenziösen Voreingenommenheit. Er schildert die gegenwärtige und zukünftige Macht amerikanischer landwirtschaftlicher Konkurrenz in so lebhaften Farben, daß daneben für Europa nichts übrig bleibt als der von ihm wiederholt verkündigte „Verarmungsprozeß“ und die „Proletarisirung des Grundbesitzerstandes.“

Das zweitgenannte Werk enthält eine Sammlung von Einzeldarstellungen, Beiträge bekannter deutsch-amerikanischer Schriftsteller. Daher ist auch dem Deutschtum in den Vereinigten Staaten eine besondre Aufmerksamkeit geschenkt. Klein schreibt über die deutsch-amerikanische Schule, Brachvogel über die deutsche Presse, Müller über das deutsch-amerikanische Theater, Rothe über das deutsche Element in Amerika überhaupt. Man erhält also eine vielseitige Beleuchtung der deutschen Kultur in den Vereinigten Staaten. Daß uns diese Kultur Ehre macht, daß sie in bedeutendem Grade das Yankeetum beeinflußt hat und noch fortwährend beeinflußt, bestätigen uns diese Aufsätze von neuem. Die Lebenseinseitigkeit der Vollblutamerikaner wird von der wärmeren, ausgiebigeren deutschen Natur fortwährend durchdrungen. Eine Fülle harmlosen Frohsinns und gesunden Behagens ergießt sich vom Deutschtum in das ödere amerikanische Volksleben. Unsre Verfasser weisen im einzelnen nach, welchen Einfluß das deutsche Schulwesen, das deutsche Theater, die deutsche musikalische Anlage, die deutsche Geselligkeit und Naturfreude bereits ausgeübt haben. Rothe würdigt in folgenden Worten den Wert des Deutschtums für die amerikanische Zivilisation: „Wenn auch Amerika niemals deutsch werden kann, so ist es doch umso sicherer, germanisch zu werden, germanisch durch und durch im rein kulturhistorischen Sinne dieses Wortes. So wie die Deutschen in ihrer übervölkerten Heimat unter den Einflüssen im Laufe der Jahrhunderte entstandener enger und verwickelter Verhältnisse geworden sind, können und sollen sie in einem neuen Lande nicht bleiben. Vielmehr mögen sie in einem solchen, wo ihnen ein unbegrenzter Spielraum offen ist, jene körperlichen und geistigen Eigenschaften ihrer Nation, durch welche sie aus jedem großen Kulturkampfe schließlich doch als Sieger hervorgeht, zur vollen Geltung bringen. In Amerika haben sie bereits bewiesen, daß sie es imstande sind, und die Angloamerikaner, in welchen heute das germanische Element vorwiegt, sind ihnen dabei entgegen-

gekommen; sie werden mit der Zeit die nach und nach angenommenen keltischen und romanischen Gewohnheiten fallen lassen, die Deutschamerikaner hingegen werden sich dessen entäußern, was an ihnen ungermanisch ist, und die Zukunftsnation Amerikas wird einst der würdigste Repräsentant jenes gewaltigen Stammes sein, welchem die Hegemonie unter den Kulturnationen der Neuzeit nun einmal nicht mehr abzuringen ist."

Als Nationalität soll und kann sich das Deutschtum freilich in den Vereinigten Staaten nicht behaupten. Die deutsche Sprache, das wird von unsern Verfassern unverhohlen eingestanden, bleibt meist nur in dem Stamme der frischen Einwandrer erhalten, schon den Kindern pflegt sie verloren zu gehen, und versiegt einmal die Zuwanderung aus Deutschland, so ist es um ihre Zukunft geschehen. Der deutschen Sprache in Amerika fehlt eine engere deutschamerikanische Literatur von Bedeutung. Wenn geistig hervorragende Deutsche in Amerika etwas Ernstes schreiben, so thun sie es, wie z. B. Schurz und der verstorbene Lieber, englisch.

Ein wertvoller Bestandteil des Werkes sind die Abhandlungen von Jüngst und Douai über die Lage der Landwirtschaft und der Industrie, woran sich die Aufsätze Rümelins über Entwicklung und Stand des Eisenbahnwesens, der Post und Telegraphie und über das Steuerwesen, endlich eine Abhandlung über die Sonntags- und Temperenzfrage anschließen. Die erstgenannten Abhandlungen von Jüngst und Douai überraschen durch die Offenheit, mit der beide Verfasser sich über die Verschlechterung der amerikanischen Verhältnisse äußern. Sie machen der Vorstellung von Amerika als dem Lande, wo jeder, der nur arbeiten wolle, es zum gemachten Manne, sei es als Farmer oder als Geschäftsmann, bringe, gründlich ein Ende. Es hat sich in den Verhältnissen drüben eine Annäherung an alle sozialen und wirtschaftlichen Übel Europas vollzogen. Die soziale Frage erhebt sich womöglich drüben noch drohender als hüben. Nirgends sind die Gegensätze von Armut und Reichtum so groß geworden wie in den Vereinigten Staaten: auf der einen Seite ist eine Klasse von Millionären, Monopolisten des Landes, der Verkehrsmittel, der Regierung entstanden, auf der andern Seite eine lohnarbeitende Masse, deren Aussichten auf Selbständigkeit und besseres Fortkommen sich sehr verringert hat, seitdem es schwierig geworden ist, gutes Kulturland umsonst oder billig zu erhalten.

Die Schönfärberei Meyers erhält in diesen Aufsätzen eine böse Kritik. Da ist nichts von der Ruhmredigkeit mit der amerikanischen Homesteadgesetzgebung, wohl aber erfahren wir, wie rapid das kleine Farmerwesen vernichtet wird und dem Großgrundbesitz und der Pachtwirtschaft verfällt. Während Meyer die Homesteadgesetze als das Palladium für das amerikanische Bauerntum preist und deren Nachahmung bei uns empfiehlt, klagt Jüngst, daß dem amerikanischen Farmer „die wohlthätigen und für die Erhaltung des Bauernstandes unentbehrlichen Gesetze und Einrichtungen Europas fehlen." Jüngst weist auf drohende

Konflikte zwischen Kapital und Arbeit hin: „Extreme Fälle rasch und oft verdienstlos gewonnenen großen Reichtums Einzelner — schreibt er — gegenüber dem langsamen Vorwärtskommen und den verhältnismäßig dürftigeren Vermögensverhältnissen der großen Masse des Volkes im allgemeinen haben Zustände geschaffen, welche den sozialen Erscheinungen Europas nicht allein völlig gleich sind, sondern auch bei dem Mangel an Widerstand im Lande dem Wohle, sowie der ganzen jetzigen Gesellschaftseinrichtung des amerikanischen Volkes weit gefährlicher zu werden drohen, als sie dies je in den westlichen und mittleren Staaten Europas werden dürften.“ Sowohl Jüngst wie Douai raten daher im allgemeinen dem Deutschen von der Einwanderung in Amerika ab. Dem Bauern deshalb, weil kulturfähiges Land in Amerika so teuer ist wie in Europa, während es doch nicht so viel abwirft wie Land der gleichen Güte in Europa. Der Farmerstand Amerikas, einst der Stolz und der Kern der Nation, ist durch den Wucher, die Konkurrenz mit Riesenwirtschaften und die Eröffnung der Konkurrenz mit dem Getreide Indiens und Australiens in eine schwere Lage versetzt. Nicht besser steht es in der Industrie. „In einer langen Reihe der größten Industrien — schreibt Douai — erwirbt heutzutage eine ganze Familie nur so viel, als vordem der Gatte und Vater allein verdiente, und das Familienleben geht dabei total zu grunde.“ Die amerikanische Industrie hat gewaltige Fortschritte gemacht und könnte, wenn ihr der Absatz gesichert wäre, einen fast unbegrenzten Aufschwung nehmen; aber es fehlt nicht nur an fremden Absatzmärkten, sondern auch infolge der Abnahme der Kaufkraft in der Masse des eignen Volkes ist die Produktion in beständiger Gefahr der Überproduktion. „Die amerikanische Industrie erstickt in ihrem eignen Reichtum“ lautet eine der Aussagen Jüngsts; er beklagt, daß der Export in Industrieerzeugnissen bloß etwa den achten Teil der englischen Exportwertsumme beträgt. Nach Douai ist eine weitere Herabdrückung der gesunkenen Arbeitslöhne in den Vereinigten Staaten zu erwarten. Er schreibt: „Ein Land, welches 253840 industrielle Unternehmungen mit 2738950 Arbeitern (darunter ein Viertel Frauen und ein Elftel Kinder) zählt und einen Wert industrieller Produkte von 5369667766 Dollars im Jahre (1880) hervorbringt, nimmt nächst Großbritannien die erste industrielle Stellung in der Welt ein und könnte, wenn der Absatz es erlaubte, Großbritannien binnen einem Jahre weit überholen. Da jedoch dieser Absatz fast nur im eignen Lande gefunden wird — die von Amerika ausgeführten Industrieprodukte machen nur den siebenten oder achten Teil der Gesamtausfuhr und im ganzen nicht viel über 100 Millionen Dollars im Jahre aus — und da (aus Luxus oder der Wohlfeilheit wegen) mehr fremde Industriewaaren eingeführt werden, als Amerika ausführt, so schrumpft auch im Inlande der Absatz eher zusammen, als daß er sich ausdehnte. Es sind daher auch in den besten Jahren, wie 1872, 1880 und 1881, immer eine Anzahl Lohnarbeiter ganz unbeschäftigt, andre nur $^2/_3$ bis $^3/_4$ des Jahres vollauf thätig; und an dieser Flauheit der Geschäfte

nehmen die meisten Industrien teil. Die massenhafte Einwanderung von Lohnarbeitern aus Europa und Kanada ist für die schon vorhandenen eine große Last und muß die Löhne herabdrücken."

Das letztgenannte Werk ist von den drei hier zu besprechenden in mancher Beziehung das beste. Es ist am angenehmsten zu lesen und am wenigsten lückenhaft. Der Verfasser ist in vielen Richtungen in das Leben der Vereinigten Staaten eingedrungen. Er hat sein über 600 Seiten starkes Buch in zehn Abschnitte eingeteilt. Im ersten behandelt er die Lage und die Verhältnisse bei den Farmern, in Gewerbe, Industrie und Handel. Die folgenden betreffen die National- und Staatenregierungen, Armee und Marine, Eisenbahnen und Schiffahrt, Städte und Städteleben. Die spätern Abschnitte enthalten kritisch-reflektirende Rückblicke und Ausblicke, z. B.: Was sind die Aussichten der Auswanderung in die Vereinigten Staaten; was ist die Zukunftsperspektive der Vereinigten Staaten? Der Verfasser wollte „das Wichtigste aus dem vielseitigen amerikanischen Leben herausnehmen und in großem Stile sich darüber verbreiten." Das hat er wirklich gethan. So massenhaft das Detail ist und so sehr er sich zuweilen in feuilletonistischer Manier gehen läßt, so wird er doch immer wieder Herr über die Masse und erhebt sich von Zeit zu Zeit zu kühnen Höhen mit gedankenreichen Aussichten. Der Verfasser bestätigt völlig, was die Deutschamerikaner des vorigen Buches über die amerikanischen öffentlichen Zustände offen dargelegt haben, als unabhängiger Fremder erlaubt er sich noch weiter zu gehen und schonungslos die Blößen des amerikanischen Weltreiches, das seit dem Bürgerkriege immer mehr der Plutokratie und dem Götzenbilde der Anarchie entgegentreibt, aufzudecken. Die Schilderung der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Typen gelingt dem Verfasser vorzüglich; wir verweisen nur auf seine Schilderung des wucherischen Landkrämers, des beschäftigungslosen Kopfarbeiters, des Spekulantentums in seinen verschiednen Arten, vom Jobber bis zum Hausirer. Als Freund der produzirenden Stände beurteilt er den amerikanischen Handelsstand sehr streng. Der Handel in der Union erscheint ihm zum größten Teile „nichts als ein geistiger Kampf gegenseitiger Übervorteilung." Die Ungesundheit der Verhältnisse erkennt er darin, daß der produzirende Teil im Volke der Vereinigten Staaten immer mehr zurückgegangen ist, der zehrende Teil, die Drohnen, immer mehr zugenommen hat. Für den Arbeiter, Handwerker und Landwirt dagegen hat der Verfasser die regste Teilnahme; in dem bessern Handwerkerstande, in der gediegenen Mittelklasse des Besitzes und in der weißen Landbevölkerung erblickt er den einzigen soliden Kern der Bewohner der amerikanischen Nation. Sie sind es, von denen in den gegenwärtigen trostlosen Verhältnissen eine bessere Zukunft zu erwarten ist. Mit großer Achtung spricht er von dem außerordentlichen Fortschritt in der Schulbildung auf dem Lande, sodaß die jüngere Generation daselbst hinsichtlich der Bildung der Städtebevölkerung nahezu ebenbürtig geworden ist. Der vielfach zu sehr nach dem Beispiel der „obern

Zehntausend" beurteilten amerikanischen Frau läßt er alle Gerechtigkeit widerfahren; Frauen und Töchter der Handwerker sieht er „in mancher Beziehung höher stehen als das in individueller Selbständigkeit unterdrückte Weib Europas." Auch sonst fehlt es an anerkennenden Betrachtungen des amerikanischen Volkstums nicht.

Außer dem unlautern Handel ist der Verfasser namentlich dem heuchlerischen Religionswesen abhold. Er weist ausführlich nach, in wie inniger Durchdringung mit den egoistischen und materiellen Interessen das amerikanische Kirchentum steht. In dieser Hinsicht ist er zu der Schlußfolgerung gelangt, „daß infolge des so intensiv gestalteten harten Lebenskampfes, des eigentümlichen Verwebtseins der verschiednen religiösen Kulte mit dem politischen, geschäftlichen und gesellschaftlichen Leben, der Sitten, Charaktereigenschaften und des Nervenzustandes der Bevölkerung der Union, die Erscheinung des vielfach vermehrten Kirchenbesuches und der erhöhten Andachtsübungen hervorgerufen wird, bei dem aber die wirkliche, wahrhafte Religiösität den kleinsten Prozentsatz bildet."

Eine Eigentümlichkeit des Verfassers ist es, von Zeit zu Zeit die gewonnenen Ergebnisse in einigen verallgemeinernden Sätzen zusammenzufassen. Das hat er auch am Schlusse der hauptsächlichsten Abschnitte gethan. Wir geben zugleich eine Probe seiner Schreibweise, indem wir nachstehendes übersichtliche Enturteil des Verfassers wiedergeben: „Die Vereinigten Staaten — sagt er — sind in jeder Beziehung zwar ein rapid schnell emporgeschossenes, Europa selbst in manchem vorausgeeiltes, aber immer noch höchst unfertiges Gebilde, mit den allergrellsten politischen und sozialen Gegensätzen, mit den größten Vorzügen und tiefsten Mängeln, welches sich erst ausgähren, konsolidiren, krystallisiren muß! Seine einstigen enormen totliegenden Naturschätze sind, soweit sie durch einfache Händearbeit, ohne Kapital und Maschinen zu erringen waren, größtenteils ausgebeutet, der Rest, obwohl noch immer unermeßlich, bedarf zu seiner Hebung heutzutage schon die(?) äußerste Anwendung gewaltiger Kapitalkräfte und der vollendeten Technik. Dieser Thatsache gegenüber ist gegenwärtig der einzelne Mann, welcher nichts besitzt als seinen gesunden kräftigen Körper, beinahe ohnmächtig! Das einstige Phantom des »Goldlandes« ist geschwunden, und dem gegenüber steht die nackte Wirklichkeit, die sich darin charakterisirt, daß sich das Kapital, in immer weniger Hände konzentrirt, die Herrschaft im Lande nach jeder Richtung vollkommen an sich gerissen hat, den Arbeitsmarkt auf das egoistischste und oft unreellste ausbeutet, es dem Besitzlosen, dem kleinen Manne fast unmöglich macht, unter diesem Hochdruck bei normalen Verhältnissen materiellen Wohlstand zu erringen, und daher eine immer größere Vermehrung des Pauperismus zur Folge hat, der vielfach im schrecklichsten Elend schmachtet!" (!)

In stilistischer Hinsicht zeichnet sich das Buch durch eine gewisse Beredtsamkeit aus; doch ist der Verfasser ziemlich flüchtig zu Werke gegangen, er hat

sich wenig Zwang in der Benutzung von Fremdwörtern angethan und ist bisweilen im Aufbau der Sätze zu einer schwindelerregenden Höhe und Länge gelangt, ganz abgesehen von wirklichen Sprachschnitzern!

Der Notstand des Privatkapitals.

(Schluß.)

Ich glaube genügend dargethan zu haben, daß das Großkapital nicht wie das Privatkapital aus Arbeit entsteht, sondern durch Spekulation; auch wurde bereits gezeigt, daß es nicht auf Anlage und Zinsgenuß ausgeht, sondern daß es im Gegenteil jede feste Anlage vermeidet und nicht Zinsen, sondern Kapitalgewinn, Profit erstrebt. In letzterer Beziehung sollen noch einige Bemerkungen folgen.

Wie es einem Viehhändler vollkommen gleich ist, ob er um einen Gaul oder um eine Kuh handle, so dem Bankier, ob das Papier, welches er emittirt, 3 oder 6 Prozent trage. Sein Geschäft kann flott gehen, ob der Zinsfuß hoch oder niedrig sei, so gut wie der Viehhändler mit fetten wie mit magern Kühen verdienen kann.

Wie flott das Geschäft in den letzten Jahren bei fortwährend sinkendem Zinsfuße gegangen ist, zeigen die ausgedehnten Zinsreduktionen von 5 auf 4 ½ Prozent und dann von 4 ½ auf 4 Prozent. Solche Reduktion des Zinsfußes, technisch Konversion genannt, vollzieht sich in der Weise, daß der Schuldner (Staat, Gemeinde, Aktiengesellschaft) das Anlehen kündigt und den Obligationsinhabern, jedem einzeln, die Wahl stellt, sich entweder die Herabsetzung des Zinses einfach gefallen zu lassen oder die Rückzahlung des Kapitals anzunehmen. Dieses Vorgehen ist aber mit der Gefahr verbunden, daß ein ansehnlicher Teil der Obligationsinhaber aus irgendwelchen Gründen die Rückzahlung vorzieht, in welchem Falle der Anlehensschuldner in Verlegenheit geraten würde, weil er die dafür erforderlichen Baarmittel, deren Größe sich überdies einer sichern Berechnung entzieht, nicht vorrätig hat. Diese Gefahr übernimmt nun der Bankier gegen Provision, indem er sich verpflichtet, diejenigen Obligationsinhaber, welche Rückzahlung verlangen, aus eignen Mitteln zu befriedigen, deren Obligationen zu übernehmen und zur Konversion einzuliefern. Nun ist es einleuchtend, daß sich die übernommene Gefahr für den Bankier in demselben

Maße mindert, als der Zinsfuß an der Börse gedrückt ist. Er hat also das größte Interesse, in dieser Richtung zu wirken, d. h. den Kurs der 4prozentigen Papiere hinaufzutreiben. Die Bankiers vertreten also mit aller ihrer Macht und ihrem direkten oder indirekten Einfluß das einseitige Interesse des konvertirenden Anlehensschuldners und ihr eignes gegen den Privatkapitalisten, der in seiner Unselbständigkeit sich einem Vorgehen willenlos ergeben muß, das allen seinen berechtigten Interessen entgegen ist. Das Privatkapital verliert, das Großkapital gewinnt bei dem sinkenden Zinsfuß!

Man wird nun einwenden, daß der Rückgang des Zinsfußes von allgemeinen wirtschaftlichen Verhältnissen und nicht von der Willkür der Bankiers veranlaßt werde, daß also die Bankiers nur bestehende thatsächliche Verhältnisse geschäftlich ausbeuten, wozu ihnen die Berechtigung nicht abzusprechen wäre. Dies mag sein; immerhin aber läßt es sich nicht bezweifeln, daß sie den Rückgang des Zinsfußes fördern, daß sie das natürliche Verhältnis zwischen der Nachfrage und dem wirklichen ernsthaften Angebot durch ihre Dazwischenkunft zum Nachteil des letztern stören, und es ist unzweifelhaft, daß sich die Konversionen in weit mäßigerem Tempo und mit geringerem Erfolg vollzogen haben würden, daß also der Zinsfuß nicht so rasch und stetig gesunken wäre, wenn die Intervention des Großkapitals nicht stattgefunden hätte, wenn die konversionslustigen Staaten, Gemeinden, Gesellschaften genötigt gewesen wären, für die eventuelle Rückzahlung gekündigter Obligationen selbst zu sorgen, kurz, wenn dem Privatkapital nicht jede Mit- und Einwirkung abgeschnitten gewesen wäre. Jedenfalls hätten solche Anlehensschuldner, denen vertragsmäßig ein Recht der Kündigung nicht zustand, nicht konvertiren können, wie es vielfach unter Einschüchterung der Obligationsinhaber geschehen ist.

In solchen Zeiten ist Sonnenschein an der Börse, alle Papiere steigen, und auch der Privatkapitalist erfreut sich in seiner Verblendung an den hohen Kursen. Er sollte aber einsehen, daß hohe Kurse niedrige Rente bedeuten, und daß er, soweit er von Rente leben muß, mit seinem Kapital jetzt weniger Rente kaufen kann als früher. Wenn er seine Bücher nachsieht, wird er finden, daß er heute ein Fünftel weniger Einkommen hat als noch vor einigen Jahren, als sein Vermögen noch sehr solide in fünfprozentigen Werten angelegt war. Vielleicht wird er sich damit trösten wollen, daß die Welt rund sei, daß die Zeiten für ihn besser werden können, daß der Zinsfuß wieder steigen werde. Allein er irrt, nicht darin, daß die Welt rund sei, aber darin, daß sie für ihn werde besser werden; denn wenn der Zinsfuß wieder auf 5 Prozent hinaufgeht, so fallen seine vierprozentigen Papiere bedeutend unter pari, er muß sie also behalten, oder wenn er sie verkauft, z. B. weil er ein Kind ausstatten muß oder ein Geschäft gründen will, oder weil seine Renten zum Unterhalt der Familie nicht mehr genügen, bedeutenden Verlust am Kapital erleiden. Er verliert also in allen Fällen, soweit er von der Börse abhängig ist, d. h. sein Kapital in Börsen-

werten angelegt hat, wenn er nicht handelt und spekulirt, d. h. nicht sowohl auf ruhige Anlage und regelmäßigen Zinsgenuß ausgeht, sondern, wie der Großkapitalist, auf Profit. Bei solcher Spekulation aber werden die Kleinen von den Großen verschlungen, sie werden fast immer zu teuer kaufen und zu wohlfeil verkaufen, sie werden den richtigen Moment nicht finden, ein Zukunft verheißendes Papier anzuschaffen oder sich eines gefährdeten zu entledigen; sie — die Uneingeweihten — werden immer einige Schritte zurück sein hinter den Hohenpriestern der Börse, die das Mysterium der Kursbewegung verwalten.

Diese Bemerkungen mögen genügen, um den Unterschied und Gegensatz zwischen Bankier und Kapitalist, zwischen Großkapital und unselbständigem Privatkapital zu beleuchten.

Die Herrschaft des Großkapitals bewirkt jedoch nicht notwendigerweise eine gedrückte Lage des Privatkapitals. Denn unter Umständen fällt auch für das letztere etwas von der Beute ab. Es kann in den allgemeinen Verhältnissen und im besondern Interesse der Bankiers liegen, daß der Zinsfuß steige, und dann haben die Kapitalisten gute Tage. Gegenwärtig befinden wir uns in einer Periode sinkenden Zinsfußes und weil das Kapital mit demselben Rechte auf guten Zins wie der Arbeiter auf hohen Lohn ausgeht, in einer Periode, in welcher das Kapital Not leidet.

Dies bedarf jedoch einer nähern Untersuchung, weil man im allgemeinen geneigt ist, den Prüfstein für den Reichtum und das Gedeihen eines Landes in einem niedrigen Zinsfuße zu erblicken. England und Holland mit ihrem niedrigen Zinsfuß galten immer und zwar mit Recht für die reichsten Länder. Ob aber der niedrige Zinsfuß die Quelle oder die Folge ihres Reichtums sei, oder ob nicht vielmehr die Höhe des Zinsfußes in keinem notwendigen Zusammenhange mit einem gedeihlichen Zustande der Wirtschaft stehe, das eben ist die Frage.

Wäre die gewöhnliche Meinung richtig, so müßte mit dem sinkenden Zinsfuß die allgemeine Wohlfahrt steigen. Nun sehen wir aber in unsern Tagen, daß, während der Zins überall unaufhaltsam zurückgeht, sich gleichwohl die tonangebenden Kulturländer, England, die Vereinigten Staaten, Frankreich, Deutschland, Österreich u. s. w., keineswegs in beneidenswerter Lage befinden. Überall wird Kapital in Masse angeboten, aber Handel und Industrie sind nicht imstande, es zu beschäftigen. Es ist gewiß, daß niedriger Zins einen verhältnismäßigen Reichtum an Kapital voraussetzt, d. h. bedeutende wirtschaftliche Erfolge, Überschüsse der Vergangenheit. Wenn aber die Gegenwart nicht imstande ist, diese Überschüsse nutzbringend zu verwenden, so liegt die Vergleichung nahe mit einem Fabrikanten, der unablässig Waaren produzirt, aber sie nicht zu lohnendem Preise zu veräußern vermag. Jedermann wird einem solchen Fabrikanten sagen, daß dies auf die Dauer nicht angehe. Man wird also auch einsehen, daß der Zinsfuß auf ein solches Maß zurückgehen kann, daß es nicht mehr sehr verlockend ist, Geld anzulegen, daß also der Antrieb zum Sparen abnehmen und die Lust,

seine Überschüsse zu verzehren, zunehmen wird. Dann werden die Epigonen einer reichen Vergangenheit in Lust und Freude leben, das Land aber wird rasch verarmen. Es ist daher einleuchtend, daß das allgemeine Interesse ebensosehr für das Kapital einen angemessenen Zins verlangt, als für den Arbeiter einen Lohn, mit welchem er ein menschenwürdiges Dasein führen kann.

Es sind zwei ganz verschiedne Dinge, das wirtschaftliche Gedeihen eines Landes und sein Überfluß an Kapitalien. Lebhafte wirtschaftliche Thätigkeit kann so gut bei hohem wie bei niedrigem Zins bestehen. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika befanden sich im blühendsten Zustande, als der niedrigste Zins seiner Bonds 6 Prozent war. Gerade dieser hohe Zins machte Europa geneigt, ihm Kapital, so viel es wollte, zu leihen. Jetzt, da die vierprozentigen United States Bonds 120 stehen, liegt seine Industrie darnieder, ja es werden Stimmen laut, welche die Rückwanderung wenigstens der Irländer in ihre Heimat empfehlen. Der industrielle Aufschwung eines Landes wird nicht leicht durch den Mangel an Kapitalien aufgehalten. Denn abgesehen davon, daß das kapitalreichere Ausland immer zur Hilfe bereit ist, schafft sich eine prosperirende Produktion leicht selbst die nötigen Geldmittel. Denn wenn eine rasche Aufnahme der erzeugten Güter durch die Konsumenten gesichert ist, so kehren die bei der Produktion vorgelegten Gelder rasch zurück und sind also durch den Kredit leicht zu beschaffen.

Als etwa mit dem Jahre 1830 Deutschland wirtschaftlich erwachte, als der Zollverein begründet wurde und die Zwischenzölle fielen, als man begann, Maschinen in die Landwirtschaft und Industrie einzuführen, die Flüsse mit Dampfschiffen zu befahren und Eisenbahnen zu bauen, blieb der Zinsfuß gleichwohl niedrig, bis etwa 1845. Das Kapital nahm also in dieser Periode keinen Anteil an der Besserung der wirtschaftlichen Lage. Erst in der zweiten Hälfte der vierziger Jahre begann der Zinsfuß zu steigen, und wiewohrer der Wohlstand bei niedrigem Zinsfuß wuchs, so jetzt bei einer Höhe desselben, welche das Allgemeine Deutsche Handelsgesetzbuch (anfangs der siebziger Jahre) veranlaßte, den nicht vereinbarten Zins auf 6 Prozent zu bestimmen.

England hatte nach den Friedensschlüssen von 1814 und 1815 einen niedrigen Zinsfuß, obwohl seine Staatsschuld auf mehr als 900 Millionen Pfund Sterling angewachsen war. Es vermochte die unerhörten Übelstände seiner papiernen Valuta zu überwinden und über erschreckende Notstände seiner Arbeiterbevölkerung Herr zu werden und doch schon 1818 eine Anleihe von 63 Millionen Pfund Sterling zu $3\frac{1}{2}$ Prozent zu kontrahiren. Der Aufschwung von Handel und Industrie in jener Zeit war staunenerregend, artete zwar um 1824 in die wildeste Spekulation aus mit dem unvermeidlichen Krach, übte aber keinen Einfluß auf den Zinsfuß. Dies könnte zu dem Irrtum verleiten, daß eben der außerordentliche Kapitalreichtum Englands, also der niedrige Zinsfuß, Ursache seines Gedeihens in jener Zeit gewesen sei. Allein die Gegenwart belehrt uns,

daß dies in Wahrheit nicht der Fall sein kann. Denn heute liegt die englische Volkswirtschaft darnieder, obwohl das Parlament sich zu einem Gesetze veranlaßt gesehen hat, nach welchem seine dreiprozentigen Konsols in einem Kapitalbetrage von nicht weniger als 712¾ Millionen Pfund Sterling oder 14 Millionen Mark auf 2½ und 2¾ Prozent herabgesetzt werden sollen.

Diese Bemerkungen mögen genügen, um nachzuweisen, daß niedriger Zins und blühende Volkswirtschaft in keinem ursächlichen Zusammenhange stehen. Es ist nur zu verwundern, daß die entgegenstehende Ansicht, die von der Erfahrung so entschieden widerlegt wird, eine so weite Verbreitung finden konnte. Der Grund davon ist indessen nicht schwer zu entdecken. Ein Irrtum erzeugt eben immer den andern. Wenn man Kapital und Arbeit als die Elemente der Gütererzeugung annimmt, und weiter, daß die Funktion des Kapitals darin bestehe, den Lohn für die Arbeit zu liefern, so folgt allerdings ziemlich natürlich der Schluß, daß, weil es an Arbeitern niemals fehlt, die Produktion nur von der Menge der vorhandnen Kapitalien und in ihrem Gedeihen also von niedrigem Zinsfuße abhängig sei. Allein Kapital und Arbeit sind, wie bereits oben erwähnt, zwar Elemente der Produktion, allein sie vermögen für sich allein nichts, wenn sie nicht vom Unternehmer gerufen werden. Der Unternehmer ist der Vater der Produktion. Hat er Geld und Kraft genug, so bedarf er weder der Arbeiter noch der Kapitalisten, und wenn dies nicht der Fall ist, so hängt es eben von seiner Lage ab, ob und wie weit er Hilfe von Arbeitern oder Kapitalisten in Anspruch nehmen und überhaupt etwas unternehmen wird. Immer wird das Streben der Unternehmer dahin gerichtet sein, sich von der Hilfe des Kapitalisten und des Arbeiters möglichst zu befreien, d. h. nur mit eignem Kapital zu wirtschaften und die Arbeit möglichst durch Maschinen und nicht durch Menschen verrichten zu lassen.

Beide daher, Kapital sowohl als Arbeit, leiden gelegentlich unter dem Stillstande der Unternehmungslust oder der Selbstsucht des Unternehmers, sind abhängig von seiner Thätigkeit oder Unthätigkeit, und wenn der Staat einmal die Pflicht anerkennt, in Notständen zu interveniren und sich nicht nur auf den sogenannten Nachtwächterdienst zu beschränken, so ist kein Grund vorhanden, daß er nicht auch die Kapitalisten gelegentlich unter seine Obhut nehme, daß er zum wenigsten seinerseits alles unterlasse, was die Lage des Kapitals mehr als es die allgemeinen Verhältnisse erfordern in seinem berechtigten Interesse nach angemessenem Zins beeinträchtigen kann.*)

*) Der Finanzminister Scholz äußerte sich im Februar d. J. in der Kammer dahin, man müsse (bei Zinsreduktionen) Rücksicht nehmen auf die zahlreichen Personen, welche genötigt seien, ihr Geld sicher anzulegen, und welche nichts von ihrer kleinen Einnahme entbehren könnten. Auch liege es nicht im Staatsinteresse, die Kapitalisten durch Beschränkung des Zinsfußes vielleicht zu unsicheren Anlagen in der Fremde zu veranlassen, die Inländer würden damit mehr und mehr an das Schicksal auswärtiger Staaten gekettet.

Diese Forderung lautet allerdings ungewöhnlich, vermessen, antisozial, plutokratisch oder wie man sonst sagen will. Aber doch nur für diejenigen, welche Kapital nicht vom Großkapital zu unterscheiden wissen, welche in dem doktrinären Irrtum befangen sind, daß Kapital und Arbeit die alleinigen Elemente der Produktion seien, welche in dem Wahne leben, die Kapitalisten seien eine bevorzugte Klasse, welche vergessen, daß die Arbeit von gestern das Kapital von heute ist und daß, wie wir oben zeigten, wohl eine starke Mehrheit der Erwachsenen zur Klasse der Kapitalisten gehört. „Man übersieht — sagt Scholl in seiner Berechnung des Volksvermögens in Würtemberg (in der Beschreibung des Königreichs Würtemberg, Bd. 2, Abt. 1) —, daß die wahren Vertreter des Kapitals nicht die Großkapitalisten und die Kapital sammelnden und Kapital verwaltenden Kreditinstitute sind, so wenig wie die Großgrundbesitzer und Schlotjunker die ausschließlichen Vertreter der Landwirtschaft und der Gewerbe sind, oder die Viehhändler die Repräsentanten des Viehkapitals. Das Geldkapital ist vielmehr gerade die volks- und arbeiterfreundlichste Form des Vermögensbesitzes, sofern sich nicht jeder ein Gut oder Haus erwerben, wohl aber etliche Pfennige in die Sparkasse legen und damit Kapitalist werden kann. Nicht diejenigen, welche von ihren Renten leben können, sondern wer ausschließlich von den Zinsen früherer Ersparnisse leben muß, die wegen hohen Alters oder körperlichen Gebrechen von der aktiven Berufsthätigkeit zurückgetretenen, die Witwen und Waisen aller Berufsklassen sind die wahren Repräsentanten des Kapitals.“ Scholl hat aus den Steuerlisten seines Landes ermittelt, daß in Würtemberg von 139844 kapitalrentensteuerpflichtigen Personen nur 3,17 Prozent Renten über 2550 Mark hatten, während 96,70 Prozent weniger als 2550 Mark bezogen und 76,4 Prozent nur 350 Mark und weniger. Das Kapital, sagt er, ist keine Wucherpflanze, sondern das mühsame Ergebnis des Sammelfleißes des Volkes und des kleinen Mannes in allen Berufszweigen.

Unser heutiger Staat ist weit entfernt, in Zeiten gedrückter Löhne mit dem Beispiel der Lohnabzüge voranzugehen; er denkt nicht daran, den Betrieb eines Bergwerkes, in dem er Tausende oder auch nur Hunderte von Arbeitern beschäftigt, einzustellen, weil es nicht rentirt; oder er wird doch bei der Einstellung, wenn sie unvermeidlich ist, mit der größten Vorsicht und Rücksicht auf die Arbeiter verfahren. Aus gleich gewichtigen Gründen sollte der Staat auch nicht die Augen schließen, wenn das Kapital in gedrückter Lage ist. Es kann dem Staate nicht gleichgiltig sein, daß die nahezu 4 Millionen Einleger preußischer und 1 Million sächsischer Sparkassen u. s. w. seit 1880 einen halben und teilweise über einen halben Prozent Zins weniger als vorher erhalten.*) Es

*) Die preußischen Sparkassen zählten 1883 3650613 Einlagebücher, und wenn die Zunahme derselben seitdem derjenigen von 1881 auf 1882 mit 271934 gleichgeblieben ist, so würden die Bücher oder Einleger im Jahre 1885 4281000 betragen. Unter jenen 3363518 Büchern des Jahres 1882 befanden sich:

muß sein Bedenken erregen, daß, wenn auch bestehende Industrien mehr oder weniger sich in gedeihlichem Zustande befinden, doch die Unternehmungslust darniederliegt, daß die Industrie keinen nennenswerten Anspruch an den Kapitalmarkt macht, daß das eingeschüchterte Kapital seinerseits industriellen Unternehmungen abgeneigt ist und nur noch in solchen Papieren Anlage sucht, die eine feste, wenn auch niedrige Rente gewähren, ein Wettlauf, bei welchem sich das Kapital selbst eine verderbliche Konkurrenz macht. Der Staat kann nicht übersehen, daß Witwen und Waisen, daß bejahrte Männer, die einem Erwerbe nicht mehr nachgehen können, daß Beamte, die mit ihrer Pension nur darum ausreichen konnten, weil sie aus dem Zinsertrage eignen Vermögens etwas zuzusetzen hatten, daß alle solche Leute mit der reduzirten Rente nicht mehr auskommen können und sich in wirklicher Not befinden oder derselben doch unvermeidlich entgegengehen, wenn der Zinsfuß, wie es allen Anschein hat, noch weiter sinkt. Wenn der Staat solche Wirkungen des niedrigen Zinsfußes in Erwägung zieht, würde er überdies finden, daß die Nachteile nicht durch gegenüberstehende Vorteile aufgewogen werden. Gewiß stehen den Gläubigern die Schuldner gegenüber, die sich des niedrigen Zinses erfreuen. Allein gerade die Klassen, aus welchen sich die kleinen und kleinsten Kapitalisten, die Kunden der Sparkassen, die kleinen und mittlern Rentenbesitzer bilden, weisen nur selten eigentliche Kapitalschuldner auf. Die Industrie hat keinen erheblichen Vorteil vom niedrigen Zins, denn das Kapital ist ihr abgeneigt, und überdies beruht ihr Gedeihen nicht auf einem halben Prozent, das sie weniger an Zins zu zahlen hat. In den Städten erzeugt oder erhält der niedrige Hypothekenzins eine ungesunde Bauthätigkeit, auf dem platten Lande befördert er die Verschuldung und die wucherische Ausbeutung. Auch ist es ein Irrtum, wenn die „Kölnische Zeitung“ in einem sonst bemerkenswerten Artikel behauptet, das Sinken des Zinsfußes bedeute eine natürliche Gegenbewegung gegen die übermäßig große Kapitalansammlung in wenigen Händen. Die „Kölnische Zeitung“ irrt, wenn sie glaubt, das baare Kapital verliere an Macht und Bedeutung in dem Maße, als es wohlfeiler werde, als man sich seiner Dienste leichter versichern könne. Wir haben nachgewiesen, daß dem Großkapital der Zinsfuß fast von gar keiner Bedeutung ist und daß es von dem Sinken desselben in seiner Ausbeutung des Privatkapitals garnicht gehindert wird.

1 023 160	Bücher	mit	60	Mark	und darunter,
645 233	„	„	60 bis 150	Mark,	
575 469	„	„	150 „ 300	„	
570 214	„	„	300 „ 600	„	
795 937	„	„	über 600	Mark.	

Die preußischen Sparkassen hatten angelegt:

515 447 530	Mark	in städtischen Hypotheken,
527 052 035	„	„ ländlichen „
475 404 173	„	„ Inhaberpapieren.

Solche Erwägungen würden die Staatslenker weiter zu der Besorgnis führen, daß bei andauerndem Sinken des Zinsfußes der Antrieb zum Sparen namentlich unter den kleinen Leuten abnehmen könnte, daß sie, nicht mehr von einem angemessnen Zinse zur Anlage verführt, geneigt sein möchten, ihre Ersparnisse zu verzehren, daß die Genußsucht wachsen und alle damit zusammenhängenden Übel sich einstellen müßten.

Aber um des Himmels willen, wird man fragen, was soll denn der Staat thun?

Um eine Antwort hierauf zu geben, müssen wir die Ursachen der Veränderung des Zinsfußes näher ins Auge fassen.

Wir haben bereits oben bemerkt, daß in der Periode unsers wirtschaftlichen Erwachens (1830—1845) der Zinsfuß niedrig blieb, obwohl erhöhte Ansprüche an das Kapital gemacht wurden. Diese an sich auffällige Erscheinung erklärt sich durch die große Langsamkeit, mit welcher sich das wirtschaftliche Fortschreiten vollzog, und durch eine starke Beteiligung fremden Kapitals, welches mehr als das deutsche gewohnt war, in der Industrie Anlage zu suchen. Mit der zweiten Hälfte der vierziger Jahre begann nun eine etwa drei Jahrzehnte andauernde Periode der lebhaftesten wirtschaftlichen Thätigkeit fast aller Völker der zivilisirten Welt. Diese Periode ist durch den Eisenbahnbau charakterisirt. Europa und Amerika bedeckten sich mit einem dichten Netze von Schienenwegen und webten das ungeheure Maschenwerk von Telegraphendrähten, in dessen Besitze wir uns heute erfreuen. Diese Riesenarbeiten belebten direkt und indirekt fast alle andern Industrien und steigerten den Unternehmungsgeist auf eine bis dahin ungeahnte Höhe. Diese ganze Bewegung der Gegenwart bedurfte der Unterstützung des in der Vergangenheit angesammelten Kapitals und mußte daher, zumal da der Aufschwung alle Kulturländer gleichzeitig berührte, eine Steigerung des Zinsfußes zur Folge haben. Nebenbei gesagt, sind in dieser Periode auch die Arbeiterlöhne in sehr erheblichem Maße gestiegen.

Diese so hoch gesteigerte wirtschaftliche Thätigkeit erzeugte eine Menge neuer Kapitalien, welche nun Verwendung suchten, während der Gang der Industrie ein sehr bedächtiges Tempo annahm und fortan nur sehr geringe Ansprüche an das vermehrte Kapital stellte. Die natürliche Folge war ein rasches Sinken des Zinsfußes. Einige Zahlen mögen den Umschwung der Verhältnisse erläutern.

In den 33 Jahren von 1847 bis 1879 wurden in Preußen 5098½ Millionen Mark dem Kapitalmarkte für Eisenbahnbauten entnommen, also jährlich 154½ Millionen. Von 1879 bis 1884 war der Bedarf für den gleichen Zweck nur 272½ Millionen, also jährlich nur 54½ Millionen gegen 154½ Millionen der vorhergegangenen Periode. Zieht man von dieser zur Verwendung gekommenen Summe 166 Millionen ab, welche als bereits vorhandne Fonds mit den verstaatlichten Eisenbahnen in Besitz des Staates gekommen waren, so bleibt

ein Betrag von 22 Millionen Mark, für welche in dieser neuen Periode der Kapitalmarkt in Anspruch genommen wurde. Allein auch dieser Rest des Kapitalbedarfes verschwindet und verwandelt sich in eine Rückgabe des Staates an den Kapitalmarkt von jährlich 11 Millionen, wenn man in Betracht zieht, daß nach dem Budget von 1884—85 der preußische Staat 19 108 113 Mark für Tilgung von Staatsschulden und 13 bis 14 Millionen für Amortisation von Eisenbahnprioritäten, zusammen 33 Millionen Mark an den Kapitalmarkt zurückfließen ließ, während demselben in der Periode von 1847 bis 1879 jährlich 154½ Millionen für Eisenbahnzwecke entzogen wurden.

Dem Druck auf den Zinsfuß, welcher durch den Stillstand im Eisenbahnbau veranlaßt worden ist — woraus natürlich dem Staate keinerlei Vorwurf zu machen ist —, ist eine positive Einwirkung des Staates zur Seite gegangen, welche vielleicht mehr als manches andre zum Sinken des Zinses beigetragen hat. Wir meinen die Maßnahme der Regierung bei der Verfügung über die französische Kriegskontribution. Soetbeers Schrift „Die fünf Milliarden" hat es überzeugend nachgewiesen, daß durch die große Eile, mit welcher man die Entschädigungsgelder durch Auszahlungen aller Art, durch Rückzahlung von Reichs- und Staatsschulden, durch die Anlage der dem Invalidenfonds überwiesenen 107 Millionen Thaler u. s. w. verwendete, eine große und plötzliche Überflutung des Kapital- und Geldmarktes hervorgerufen wurde, auf welche man nicht vorbereitet war und welche daher nicht anders als verderblich wirken konnte. Durch die Heimzahlung der Staatsschulden wurden die betreffenden Summen frei und mußten neue Anlage suchen, der Invalidenfonds trat konkurrirend auf, die großen Güter, welche aus den Dotationen (12 Millionen Mark) gekauft wurden, brachten diese Summen in die Hände der Verkäufer, die sie irgendwie wieder anlegen mußten und also andre Anlagen, in welche sie sich drängten, flüssig machten, welche nun ihrerseits wieder Anlage begehrten u. s. w., kurz, die entstandene Bewegung glich wie ein Ei dem andern jener vergeblichen Bemühung, einen Haufen Erde in ein Loch zu werfen, das man erst graben mußte; das Loch nahm den Haufen wohl auf, aber um das Loch herzustellen, hatte man einen neuen Haufen ausheben müssen, der nun der Beseitigung harrte. Man kennt die Geschichte: soviel Löcher man auch grub, es blieb immer ein Haufen übrig. Soviel Geld man auch anlegte, es wurde immer andres Geld frei, welches aus seiner bisherigen Anlage verdrängt war, bis sich endlich ein Schlund aufthat, der alles verschlang. Dieser Schlund war jene fieberhafte Spekulation, welche neue Anlagegelegenheiten erfand, welche das Kapital ins Ausland, vorzugsweise nach Österreich drängte, um dort für deutsche Rechnung ein Eldorado von Gewinnsten zu begründen, das sich jedoch bald als ein Feuerwerk erwies, welches in einem ungeheuern Krach seinen Schlußeffekt fand. Soviel Kapital auch in jener Zeit zerstört wurde, es blieb mehr übrig, als der Unternehmungsgeist des Volkes, der durch den Krach für lange Zeit gelähmt wurde, zu be-

schäftigen vermochte; zudem hatte die Nachfrage des Staates nach Kapital fast gänzlich aufgehört, und es gab daher keine andre Möglichkeit als ein schnelles und andauerndes Sinken des Zinsfußes. Es gilt heute als ausgemacht, daß jener traurige Erfolg, jenes Zerrinnen so vieler Millionen in unsern Händen hätte vermieden werden können, wenn man die Schleusen des großen Reichsgeldbehälters weniger rasch geöffnet hätte, wenn man auf sofortigen Zinsgenuß verzichtet oder vorläufig Anlagen im Auslande gesucht hätte, von wo dann das Geld nicht in verderblichem Strome, sondern in befruchtenden kleinen Rinnsalen allmählich in das nationale Anlagevermögen hätte übergeleitet werden können. Thatsache ist es, daß der Staat gerade zu der Zeit, als der fast dreißig Jahre bestehende ungeheure Bedarf an Kapital für die Eisenbahnzwecke aufhörte, als dieser Abzugskanal für den Kapitalmakt verstopft wurde, durch die Kriegsentschädigung eine Fülle von Kapital einströmen ließ, für welche das Land keine solide Verwendung hatte. Die sinkende Bewegung des Zinsfußes fand durch das geschilderte Verfahren des Staates bei Verwendung der Kriegsentschädigung natürlich einen mächtigen Antrieb.

Seitdem sind unsre Regierungen nicht wieder in die Lage gekommen, erhebliche Ansprüche an den Kapitalmarkt zu stellen, d. h. Gelegenheit zu umfangreichen Anlagen zu geben, wohl aber fahren sie fort, durch Heimzahlungen neue Kapitalien auf den überfüllten Markt zu bringen und damit einen fortwährenden empfindlichen Druck auf den Zinsfuß zu üben.

Wenn man uns also fragt: was kann der Staat thun, um einem weitern Sinken des Zinsfußes entgegenzuwirken? so antworten wir, er kann erstens durch Einstellen der Staatsschuldentilgung die Kapitalisten der Notwendigkeit entheben, für bereits angelegte Gelder neue Anlagen zu suchen, oder anders ausgedrückt: er kann den Markt vor dem Zurückströmen von Kapitalien bewahren, deren er sich bereits entledigt hatte, d. h. er kann das Angebot beschränken, und zweitens er kann dem Markte umgekehrt vermehrte Gelegenheit zur Anlage bieten, d. h. die Nachfrage vermehren. Beides steht im engsten Zusammenhang. Sprechen wir zuerst von der Amortisation.

Die allmähliche Zurückzahlung von Schulden vermittelst eines jährlichen Prozentsatzes entspricht eigentlich nur einer kleinbürgerlichen Privatwirtschaft. Wenn ich als ein wohlhabender Mann meinem Nachbar ein Darlehen gebe, um ihn aus einer Verlegenheit zu ziehen, und wenn ich, da ich wohl weiß, daß er niemals imstande sein wird, die Schuld auf einem Brette zurückzuzahlen, auf das Recht der Kündigung verzichte, mir aber die jährliche Abtragung von einem Prozent des Kapitals ausbedinge, so entspricht dies den Verhältnissen und dem Standpunkte beider Parteien. Meine Absicht ist, wenn auch nur allmählich, wieder zu meinem Gelde zu kommen, die Absicht des Schuldners ist, sich nach und nach seiner Verbindlichkeit zu entledigen und wieder schuldenfrei zu werden. Wenn ich ein teures Haus erbaut habe, welches sich nur mühselig

verzinst, so mag es ein spekulativer Kapitalist mit 80 Prozent des Bauwertes belehnen. Er stipulirt eine jährliche Amortisation von zwei Prozent, indem er erwägt, ich würde es wohl zehn Jahre lang aushalten und dann würde die Hypothek auf einen umlaufsfähigen Betrag zurückgeführt, d. h. von der Persönlichkeit des Schuldners unabhängig geworden sein. Auch für einen Staat kann das System der Amortisation angemessen sein, wenn es sich darum handelt, eine schwebende Schuld, welche durch Defizits im ordentlichen Budget entstanden ist, durch eine Anleihe zu konsolidiren, d. h. durch eine Anweisung auf die Zukunft zu bezahlen. Weil es in solchem Falle nicht ganz sicher ist, ob in aller Zukunft diese Anweisung honorirt werden kann oder will, so erfordert es die Vorsicht, daß der Gläubiger sich Jahr um Jahr melde, um einen der auf die Zukunft gezognen Wechsel zur Zahlung zu präsentiren. Auch dient in diesen Fällen das Amortisationsversprechen dazu, den Kurs der Obligationen zu halten, wenn er ohne dies sinken würde.

Wenn ein Gutsbesitzer, der aus seinem Gute jährlich 10000 Mark zieht, 100000 Mark auf Amelioration verwenden will, so bewilligt ihm jede Hypothekenbank gern ein Darlehen in der verlangten Höhe und könnte wohl auf jede Rückzahlung verzichten, wenn der Schuldner nicht eine individuelle sterbliche Person wäre, wenn das Gut nicht in andre Hände übergehen könnte, welche den durch das Darlehen geschaffenen Mehrwert zerstören oder aufzehren und demnach die gesunde Grundlage des Geschäftes aufheben würden. Wenn eine Gemeinde zur Anlage einer Wasserleitung, die sich gut rentirt und überdies mannichfache indirekte Vorteile bringt, ein Anlehen von einer Million aufgenommen hat, so hat sie keine Veranlassung zur Amortisation dieser Schuld; denn der Gegenwert der Schuld ist voll in der Anlage vorhanden, und die zu zahlenden Zinsen sind durch die Wassergelder gedeckt. Erst wenn die Gemeinde ihre Wasserleitung an eine Privatgesellschaft veräußern wollte, würde Veranlassung zur Tilgung des für ihre Herstellung aufgenommenen Darlehns entstehen. Dasselbe gilt für einen Staat bei Anlehen zu produktiven Zwecken, z. B. bei Eisenbahnschulden.*) Auf seiten des Schuldners kann unter solchen Voraus-

*) Wenn Ad. Wagner (in Bluntschlis Staatswörterbuch Bd. 10, S. 20) gerade bei Schulden dieser Art die Tilgung gelten läßt, weil sie gewissermaßen an der Anstalt hafteten und diese sich abnutze, so übersieht er, daß, sofern nur die Abnutzung im laufenden Dienst ersetzt wird, der volle Gegenwert der Schuld immer vorhanden bleibt und eben deshalb Tilgung unnötig ist. Was die sogenannten unproduktiven Schulden, d. h. die für allgemeine Staatszwecke kontrahirten Anlehen betrifft, so hält Wagner deren Tilgung noch weniger für gerechtfertigt, ja, wie er sagt, für durchaus verwerflich. Der Staat sei auf ewige Dauer berechnet: in der ewigen Rente erhalte sich der Wert des Schuldkapitals. Die mit der Anleihe geschaffenen staatswirtschaftlichen Anlagen (Zwecke) nutzten sich zwar ab. Aber ihrer Voraussetzung gemäß würden sie möglichst in ihrer Nutzungsfähigkeit erhalten, und insofern hätten Staat und Volkswirtschaft in den Leistungen jener Kapitalanlagen für die Zinsen oder Steuern vollen Ersatz, z. B. bei Justizreform, Herrichtung eines Gensdarmeriekorps u. dergl.

setzungen die vorbehaltene Amortisation nur den einen Zweck haben, daß er sich die Gelegenheit offen halten will, etwaige Überschüsse in eignen Unternehmungen anzulegen. Hat er aber keine Überschüsse, so muß er die Amortisationsbeträge auf das ordentliche Budget nehmen, d. h. durch Steuern erheben, welche seine Bürger ohne Not bedrücken. Auch für den Gläubiger, d. h. für die Obligationsinhaber, ist die Amortisation kein Vorteil. Sie erleichtert weder für einen solventen Staat die Aufnahme eines Anlehens, noch erhält sie das Vertrauen zu den Obligationen (dem Kurs), im Gegenteil, es ist dem Inhaber lästig, wenn er sein Geld, das zur festen Anlage bestimmt ist, zurückerhält; und ist es auch dem Einzelnen wirklich erwünscht, sein Geld zurückzuerhalten, so hilft ihm ja die Amortisation garnicht, wenn, wie es mehr als wahrscheinlich ist, das Loos seine Obligation nicht trifft. Wer sein in Obligationen angelegtes Geld zurückhaben will, rechnet nicht auf den Anlehensschuldner und seine Amortisation, sondern er wendet sich an seine Nebenmenschen an der Börse, die ihm seine Obligation jederzeit zu irgend einem Preise abnehmen.

Es ist doch nicht zu verkennen, daß bei Staats-, Gemeinde- und andern Anlehen dieser Art das Verhältnis der beiden Parteien ein wesentlich andres ist als dasjenige von Privatleuten, die sich als Gläubiger und Schuldner gegenüberstehen. Das eigentliche Darlehensverhältnis, das pactum de mutuo ist wenigstens für den Obligationsinhaber nur noch eine Fiktion, seitdem es allgemeine Übung geworden ist, die große Schuldurkunde in kleine, auf jeden Inhaber lautende Partialscheine aufzulösen. Wer eine Obligation erwirbt, denkt nicht daran, dem Staate darleihen zu wollen, und dem Besitzer liegt der Gedanke fern, Gläubiger des Staates für eine bestimmte Kapitalsumme zu sein. Die versprochene Rente allein ist es, als deren Schuldner ihm der Staat gilt; nicht die der Obligation aufgedruckte Kapitalsumme ist für den Inhaber maßgebend, sondern allein der Preis, den er für dieselbe von Dritten erhalten kann und der selten mit dem Nominalwerte zusammenfällt. Der Kapitalist, der Anlehensobligationen kauft, hat eine feste Vermögensanlage im Sinne, er betrachtet sich weniger als Gläubiger denn als Eigentümer eines verkäuflichen Wertes; er will keine Rückzahlung, denn sie ist ihm lästig, mitunter auch so nachteilig, daß er sich gegen das Herauskommen in der Amortisationsverloosung zu versichern sucht. Der entscheidende Unterschied zwischen Darlehen unter Privaten und Staats- oder Gemeindeanlehen besteht darin, daß bei ersteren die Kontrahenten sterbliche Menschen sind, bei letzteren aber der Schuldner ein ewig

---

Aber auch wenn die Abnutzung eine vollständige sei, sei die Tilgung nicht gerechtfertigt. Denn die Sachgüter, welche der Staat durch die Anleihe heranzieht, würden definitiv in den Staat verarbeitet und in Güter verwandelt, welche von jenen ersten spezifisch verschieden sind. Es sind immaterielle Leistungen aller Art. Der Staat produzirt nicht Güter, mit welchen er tilgen kann. Auch jene Leistungen lassen sich nicht, wie in der Privatwirtschaft, gegen Sachgüter, mit denen getilgt würde, austauschen ꝛc.

dauerndes Rechtssubjekt und auch der Gläubiger des individuellen Charakters entkleidet ist, insofern die Scheine auf den Inhaber lauten, dessen Persönlichkeit für das Rechtsverhältnis vollkommen gleichgiltig ist. Dem ewigen Charakter der Kontrahenten — wenn man sie so nennen darf, da der Erwerber einer Obligation doch eigentlich nicht mit dem Staate kontrahirt, sondern nur ein einseitig vom Staate gegebenes Versprechen acceptirt — entspricht denn wohl auch am besten die ewige Dauer des Rechtsverhältnisses, d. h. die Form der ewigen Rente, und die Jurisprudenz der Zukunft wird deshalb vielleicht in solchen Anlehen nicht mehr ein privatrechtliches mutuum erblicken, sondern ein Verhältnis, das, ähnlich den deutschen Realrechten, als unabhängig von dem Willen der ursprünglichen Konstituenten seine Geltung behauptet.

Die moderne Finanzwissenschaft ist denn auch der Ansicht, daß für Staaten bei geordneten Finanzen das System der Kapitalaufnahme mit Amortisation ein überwundner Standpunkt und nur die Form der ewigen Rente zu empfehlen sei; die Amortisation ist nur zur Erhaltung einer richtigen Bilanz insoweit gerechtfertigt, als die Substanz der vermittelst des Anlehens hergestellten Werte verbraucht ist, und auch in diesem Falle wird es rationeller sein, wenn es angeht, die verbrauchte Substanz zu Lasten des ordentlichen Dienstes wiederherzustellen, als die gegenüberstehende Schuld zu amortisiren.

Als die großen Staaten begannen, ihren außerordentlichen Ausgaben durch Anlehen Deckung zu verschaffen, geschah es in dem vollen Bewußtsein, daß sie Schulden machten, und mit der guten Absicht, diese Schulden so bald als möglich abzutragen, und ebenso mochten die Darleiher sich auf die Rückzahlung ihres Guthabens verlassen. Allein der Lauf der Weltgeschichte bewies sehr bald, daß das Privatrechtsverhältnis des mutuum nicht auf die Anlehen paßte, welche der Staat zur Befriedigung zwar außergewöhnlicher, aber doch immer wiederkehrender Bedürfnisse zu kontrahiren gezwungen war. Es zeigte sich einerseits, daß die Staatsschuld als eine stehende, bleibende Institution betrachtet werden müsse, daß der Staat niemals wieder in die Lage kommen werde, schuldenfrei zu sein, oder auch nur seinen Schuldenstand wesentlich zu vermindern, und anderseits daß seine Gläubiger eine Rückzahlung der dargeliehenen Beträge weder verlangten noch auch nur erwarteten, vielmehr immer aufs neue bereit waren, so viel darzuleihen, als der Staat begehren wollte. Die Unmöglichkeit der Rückzahlung der Staatsschulden war augenscheinlich, aber es war auch ebenso zweifellos, daß — seltene Ausnahmen abgerechnet — jede spätere Periode eine größere Staatsschuld mit geringerer Mühe verzinse, als die vorhergehende Periode die kleinere Schuld.

Als unter dem ersten Pitt die englische Schuld auf 120 Millionen Pfund angewachsen war, sagte der größte Nationalökonom jener Zeit, David Hume, England hätte den Wahnsinn der Kreuzfahrer übertroffen. Richard Löwenherz und der heilige Ludwig wären nicht geradezu gegen arithmetische Beweise

marschirt, denn es sei unmöglich, durch Zahlen zu beweisen, daß der Weg nach dem Paradiese nicht durch das heilige Land führe; aber es sei möglich, durch Zahlen zu beweisen, daß der Weg zum nationalen Verderben durch die Staatsschuld führe; es wäre besser für England gewesen, von Preußen oder Österreich besiegt, als mit einer Schuld von 120 Millionen Pfund belastet zu werden. Adam Smith verbarg sich zwar nicht, daß die Nation trotz der Schuld reicher geworden sei, aber er meinte doch, das Experiment sei gefährlich zu wiederholen, das Maß sei voll und die geringste Häufung könnte verhängnisvoll werden. George Grenville war der Meinung, England vermöge eine Schuld von 120 Millionen nicht zu tragen, ohne einen Teil der Last auf die amerikanischen Kolonien abzuwälzen. Der Versuch mißlang, die Kolonien gingen verloren, und die Schuld stieg auf 240 Millionen. Nach den Koalitionskriegen von 1793 bis 1815 hatte die Schuld 800 Millionen überstiegen; aber England war immer reicher geworden und konnte die Zinsenlast mindestens ebenso gut wie früher ertragen; Englands Wohlstand ist bis auf diese Tage immer gewachsen, ohne daß es seine Schuld wesentlich vermindert hätte. Aber erst 1827 gab es den Grundsatz der Amortisation auf, als seine Staatsmänner endlich einsahen, daß es thöricht sei, Schulden zu machen, um Schulden zu tilgen, und als sie berechneten, daß diese Thorheit der Staatskasse einen Verlust von 11 bis 14 Millionen Pfund eingetragen hatte. Man begreift jetzt, daß dieser Schuld eben doch ein Aktivum gegenübersteht, welches der heutige Stand der Kultur in England ist, daß selbst die ungeheuern Kriegsausgaben, von denen die Schuld ja vorzugsweise herrührt, nicht als unproduktive bezeichnet werden können, weil sie Englands Unabhängigkeit erhalten, seine Herrschaft auf allen Meeren begründet und überhaupt die Grundlagen seines unerhörten Reichtums gelegt haben.

In Frankreich war es Cambon, der 1791 das erlösende Wort sprach, daß die Staatsschuld keine Kapitalschuld sei, sondern das Versprechen einer ewigen Rente. Man ist zwar unter der Restauration zur Amortisation zurückgekehrt, hat sie 1840 abgeschafft, 1858 erneuert, aber endlich doch 1859 im Prinzip definitiv beseitigt. Man hat berechnet, daß in den achtzehn Jahren der Juli-Monarchie 590 Millionen Franks auf den Rückkauf von Rente verwendet, aber 900 Millionen neu aufgenommen worden sind, und daß der Staat bei dem Geschäfte 307 Millionen eingebüßt hat. Auch Österreich hat die Tilgung im Prinzip 1859 (?) abgeschafft. In Preußen hat das Herrenhaus seit 1856 seine Abneigung gegen das Prinzip der Amortisation zu wiederholten malen kundgegeben, und im Abgeordnetenhause hat 1867 Twesten diese Frage zur Sprache gebracht. Aber Preußen fährt bis auf den heutigen Tag fort, Schulden zu tilgen.

Es ist wahr, die Finanz ist nicht ausschließlich eine Wissenschaft, sie ist auch eine Kunst, d. h. ein Finanzminister muß im einzelnen Falle diejenigen

Bedingungen gewähren, unter welchen ein notwendiges Anlehen allein zu haben ist; und unter diese Bedingungen kann unter Umständen auch ein Amortisationsversprechen gehören. Aber zweifellos ist es doch jedenfalls, daß Preußen, daß die übrigen deutschen Staaten und das Reich in einer viel zu sicheren Lage sich befinden, als daß dergleichen Anforderungen an sie gestellt würden und sie solche Künste üben müßten. Es erscheint daher nicht gerechtfertigt, daß sie Steuern erheben, um Schulden zu tilgen, daß sie die Gesamtheit der Staatsbürger beschweren, um einer großen Anzahl derselben Kapitalien zurückzuzahlen, deren Wiederanlage ihnen zur Verlegenheit wird, daß sie in vielen Fällen die Einzelnen mit doppeltem Nachteil treffen, indem dieselben *zugleich besteuert und in ihren Einnahmen durch den sinkenden Zinsfuß geschädigt werden*. Die englischen Finanzminister, sowohl Childers vom Ministerium Gladstone als Hicks-Beach, der jetzige Minister, haben zur Deckung des Defizits im Budget von 1885 und der ägyptischen Unkosten die Einstellung des Dienstes der Tilgungskassen vorgeschlagen und damit im Parlamente keinen Widerspruch gefunden. Wenn dies auch nur eine vorübergehende Maßregel ist, weil diese Fonds und ihre Verwendung auf Gesetzen beruhen, so ist damit doch der Weg gezeigt, auf welchem die Staaten ihre Einkünfte erhöhen können, ohne die Steuerschraube anzuziehen. Warum sollten die finanziell so kräftigen deutschen Staaten diesem Beispiele nicht folgen können? Unsre gesamte Finanzpolitik geht auf Erschließung neuer Einnahmequellen aus; die wichtigsten Reformen sind davon abhängig, wie die Entlastung der Kommunen in Preußen, die Kanalbauten, die Bedürfnisse des Heeres und der Marine, die Kolonialpolitik, die Beseitigung der Matrikularbeiträge an das Reich, die Sozialgesetzgebung und vieles andre. Und doch werden alljährlich zur Verlegenheit der Gläubiger Summen getilgt, die für alle jene Bedürfnisse ausreichen würden. Würden diese Beträge dem laufenden Dienste überwiesen, so könnte entweder ein bedeutender Steuererlaß eintreten oder der produktiven und reformatorischen Thätigkeit des Staates ein wesentlicher Antrieb gegeben werden, was nicht verfehlen würde, eine belebende Rückwirkung auf die gesamte Volkswirtschaft zu üben, während gleichzeitig dem Kapitalmarkte eine Erleichterung verschafft würde. Es würde dies voraussichtlich genügen, um einem weiteren Sinken des Zinsfußes vorzubeugen.

Wenn Preußen 1884/85 33 Millionen für Tilgungszwecke verwendete, wenn das kleine Königreich Sachsen 1882/83 16367601 Mark planmäßig und 6710124 Mark außerordentlich, zusammen 23077725 Mark tilgte, wenn man in Betracht zieht, daß die Amortisation der meisten neuern Anlehen, z. B. in Würtemberg, Baden und Baiern, erst in den nächsten Jahren beginnt, so wird es keine übertriebene Annahme sein, wenn man die Gesamttilgung der deutschen Staaten jährlich auf etwa 70 bis 80 Millionen berechnet. Es ist schwer zu sagen, wie viel von den Gemeinden für Amortisation von Schulden aufgebracht wird, aber es ist wahrscheinlich, daß der Betrag nicht viel verschieden ist von

der Aufwendung der Staaten zu diesem Zwecke. Jedenfalls würden diese Summen genügen, um der Staatswirtschaft neue Bahnen zu erschließen, vielleicht eine Ära von Kanalbauten zu eröffnen, welche der Periode, der wir unser Eisenbahnnetz verdanken, an Größe und befruchtender Wirkung nicht nachstehen würde.

Man wird einwenden, daß die Tilgungspflicht weitaus zum größten Teil auf Gesetz oder Vertrag beruhe, also nicht ohne Gewaltakt und Treubruch beseitigt werden könne. Allein da die Gläubiger keinen Wert auf die Tilgung legen, dieselbe im Gegenteil als eine Unbequemlichkeit empfinden, so würde sich ein Ausweg leicht finden lassen. Man brauchte ja nur an die Wahl der Obligationsinhaber zu appelliren; es würde sich ergeben, daß nur sehr wenige auf der Amortisation bestünden, und diese wenigen könnte man entweder durch Rückzahlung oder durch die Kreirung eines besondern amortisirbaren Anlehens zufriedenstellen. Beneficia non obtruduntur.

Wenn das deutsche Reich bestrebt ist, der Industrie neue Absatzwege zu eröffnen, so mag es zwar zunächst eine Befruchtung der Arbeit im Auge haben, mittelbar aber sorgt eine solche Politik ebenso für das Kapital. Denn wenn die Produktion zunimmt, so beschäftigt sie nicht nur mehr Arbeiter, sondern auch mehr Kapital; es müßte also sowohl der Arbeitslohn als der Zinsfuß steigen oder doch vor einem weiteren Sinken bewahrt bleiben. Um aber eine solche Wirkung zu üben, müßte unser Export Verhältnisse annehmen, die wir vernünftigerweise nicht in sehr naher Zeit erwarten dürfen.*)

Wenn aber Deutschland aufhörte, jährlich 80 bis 100 Millionen auf den Kapitalmarkt zu werfen, und vermittelst derselben eine großartige Politik fruchtbarer Kulturanlagen eröffnete, so würde die Wirkung auf Arbeit und Kapital nicht ausbleiben. Das von der unnatürlichen Konkurrenz der Amortisationen befreite Kapital würde sich entwöhnen, nur noch in festen Renten Anlage zu suchen, es würde den Mut wieder gewinnen, sich im großen bei industriellen Unternehmungen zu beteiligen, und reges Leben könnte einkehren, wo jetzt Versumpfung herrscht. Ein bemerkenswerter Aufsatz über das Sinken der Preise, welchen jüngst die „Zeitschrift für Stahl und Eisen“ brachte, hat ähnliche Gedanken ausgesprochen und, freilich nur sehr schüchtern, für eine Periode um-

*) Der französische Exminister Jules Ferry hat freilich andre Ansichten von einer Kolonialpolitik. Er sagte am 28. Juli d. J.: „Der Erwerb von Kolonien ist ein Gewinn, auch wenn dieselben nicht als eine Ableitung des Bevölkerungsüberschusses dienen. Die Kapitalien, die man aus ihnen zieht, stärken das Mutterland; denn um die einheimische Arbeit zu verwerten, sind große Kapitalien nötig.“ Als ob Frankreich Mangel an Kapital hätte, und als ob Tonkin und Anam Kapitalien liefern könnten! Freilich sind solche Reden nicht ernst zu nehmen, sie haben zunächst nur taktische Zwecke, und es ist anzunehmen, daß Herr Ferry mehr von Nationalökonomie versteht, als aus dieser Rede ersichtlich ist, obgleich dieselbe einen sensationellen Erfolg hatte.

fassender Kanalbauten plädirt. Der Artikel wies nach, daß, wenn die Kanäle auch nicht sofort eine den Anlagekosten entsprechende Rente liefern würden, doch dem fortwährenden Sinken der Preise gesteuert werden könnte. Und doch nahm der Verfasser an, daß die erforderlichen Gelder erst durch neue Anleihen aufgebracht werden müßten. Um wieviel mehr könnte man auf solche Wirkungen bauen, wenn man die Mittel einfach durch Einstellen der Schuldentilgung beschaffte.

Es bliebe noch eine Frage zu beantworten übrig: Ist denn der niedrige Stand des Zinsfußes nicht eine vorübergehende Erscheinung, wird dem Sinken nicht bald eine Periode des Steigens folgen, ist es also nicht unnötig, daß sich der Staat mit diesem Phänomen beschäftige?

Wir antworten: Nein! Die alten Kulturländer sind reich an Kapital, und sie erzeugen alljährlich eine so ungeheure Menge neuer Kapitalien, daß an eine ausgiebige Beschäftigung derselben so lange nicht zu denken ist, als uns nicht neue großartige Aufgaben gestellt werden, als nicht unsre Hilfe angerufen und gewährt wird, etwa zur Überziehung Asiens, Afrikas, Südamerikas mit Eisenbahnen und Telegraphen, zur Überleitung der südamerikanischen Staaten zu rationeller und mit Maschinen betriebener Landwirtschaft, und ähnlichem mehr. Wenn das Kapital der alten Kulturländer schaffensfroh zu solchen Unternehmungen ausziehen wird, wie unsre fernen Ahnen einst zum gelobten Lande zogen und nähere Ahnen zu dem neuentdeckten Amerika, dann allerdings wird abendländisches Kapital und abendländische Arbeit volle und lohnende Beschäftigung finden. Diese Zeit wird kommen, aber nicht so bald und nur allmählich; und dies ist vielleicht sehr gut. Denn noch haben wir im eignen Hause gar manches um- und neuzubauen, und es ist noch viel Raum übrig zur Kapitalanlage im heimischen Kulturbau. Aber es ist nötig, daß wir aus der Selbstzufriedenheit, die sich an den erreichten Fortschritten genügen läßt, aufgerüttelt werden. Dies aber ist die Aufgabe des Staates, der der Inbegriff, der Repräsentant und der Bürge unsrer Kultur ist, und nicht bloß der Nachtwächter, wozu ihn eine gewisse Schule erniedrigen möchte. So lange solche Aufrüttelung und Anfeuerung des wirtschaftlichen Geistes nicht eintritt, wird der Zinsfuß weiter sinken.*)

*) Es scheint dies auch die Ansicht der Finanzmänner zu sein. Darauf deutet z. B. Belgien hin, welches bei der in diesen Tagen erfolgenden Konversion der luxemburgischen Eisenbahnschuld in $3^1/_2$ prozentige Rente sich nur für acht Jahre des Kündigungsrechtes begeben hat, während noch vor kurzer Zeit Frankreich sich in ähnlichem Falle für zehn Jahre gebunden hat.

Unpolitische Briefe aus Wien.

4. Die Malerei.

(Schluß.)

Auf dem Gebiete der Landschaftsmalerei hat sich ebenfalls ein Umschwung vollzogen: man verwendet jetzt nicht mehr so viel Mühe auf die Durcharbeitung jedes einzelnen Blattes und jedes Sternchens, dafür ist aber der Pinsel kühner geworden, Licht und Farbe sind nicht gespart, und die leidenschaftliche Bewegung des Gewittersturmes, die Schauer einer Mondnacht im Walde, die Schrecknisse des Hochgebirges, die grelle Lichtfülle des Orients reizt unsre Landschafter mehr als harmonische Ruhe und idyllische Schönheit. Namen sind hier mehr zu nennen als auf irgend einem andern Gebiete: da ist Robert Ruß, der in einer großen „Südtirolerlandschaft," die auch auf der letzten Jahresausstellung zu sehen war, förmlich in dem Lichte und im Glanze eines südlichen Herbsttages schwelgt, während er uns in der „Waldmühle bei Mals" eine düstere Szenerie vorführt, in welche die ersten Windstöße eines nahenden Gewitters schauerliche Bewegung bringen. Dann ist Ludwig Hans Fischer zu nennen, zum Orientmaler wie prädestinirt, in den Straßen von Kairo, auf den Inseln und in den Buchten des ionischen Meeres gleich heimisch, wie unter den Ruinen von Pola und Ulpia Trajana; Hugo Darnaut, dem wir u. a. eine herrliche Sommerlandschaft „Abenddämmerung," sowie die etwas schwermütig angehauchte „Kirche von Heiligenstadt" verdanken, endlich Hugo Charlemont, der mit der Poesie des heimischen Waldes innig vertraut ist, Jettel, Ribarz, v. Thoren u. v. a.

Die Porträtmalerei steht auch heute noch, wo Amerling fast garnicht mehr in die Öffentlichkeit tritt, in schöner Blüte. Der Hauptvertreter dieser Genres ist jetzt Angeli, weit über Österreich hinaus berühmt und heute fast so in der Mode wie einstens Amerling. Aber er sucht die Seele nicht im Lächeln und in der Heiterkeit gesellschaftlichen Verkehrs wie jener, sondern mehr in einem gehaltenen Ernst, wie man ihn bei bedeutenden Anlässen anzunehmen pflegt. Harte Züge pflegt er so wenig zu mildern wie Eisenmenger, von dem man bei seinem Leo Thun gesagt hat, er charakterisire mit unerbittlicher Strenge. Vor Angeli's Anastasius Grün wird man auch des Poeten weniger gedenken, mehr des edeln Patrioten, des pflichterfüllten Bürgers. Leopold Müller mit seinem Grafen Prokesch-Osten, Griepenkerl mit den Bildnissen des Admirals Urbair-Wöllerstorf und des frühern Abgeordneten von Kaiserfeld, Karl von Blaas mit

Frauen- und Kinderporträts müssen heute alle rühmend genannt werden, wenn man über Wiener Porträtmalerei spricht.

Auf dem Gebiete der Aquarellmalerei ist wenig Nachwuchs. In der Familie Alt scheint allerdings das väterliche Gut unversehrt auf die Söhne überzugehen, denn Franz Alt ist ganz auf dem Wege, die Meisterschaft Rudolfs zu erwerben. Sonst sind nur noch Fendi, Schindler und Hlavacek zu nennen: die Motive ihrer Bilder sind teils landschaftliche, teils genrehafte, in der Technik wirken die guten Traditionen der frühern Generation kräftig nach.

Eine originelle, ziemlich isolirt stehende Erscheinung unter unsern modernen Malern ist Julius von Payer, dessen „Bai des Todes," im vergangnen Winter im Künstlerhause ausgestellt, viel von sich reden gemacht hat. Payer war Führer der letzten österreichischen Nordpolexpedition, als Maler hat er viel von den Franzosen gelernt. In der „Bai des Todes" will man speziell den Einfluß von Géricaults „Floß der Meduja" bemerken. Der Vorwurf ist der Untergang der Franklin-Expedition. Wir sehen einen Kahn, der in den Eismassen des Nordmeeres festgebannt liegt, angefüllt mit Toten: sie sind alle erfroren. Nur einer lebt noch, hat die Flinte ergriffen, um sich und die Leichname seiner Gefährten gegen nahende Eisbären zu verteidigen. Das Schauerliche der Szene wird durch die helle Nacht, den grauen Himmel, die wehenden Eisnadeln noch erhöht. Die Ausführung ist gut, scharf, ganz realistisch, und doch ohne melodramatische Übertreibung. Payer hat sich mit diesem Bilde — und es soll bald ein zweites von ähnlichem Genre folgen — in die erste Reihe unsrer Maler gestellt.

Aber wenn man von moderner Wiener Malerei spricht, denkt man zunächst an keinen von den Namen, die wir bis jetzt nannten. Die Künstler, in denen Deutschland, Europa, ja die ganze gebildete Welt die heutige Wiener Kunst gleichsam verkörpert sieht, die man für ihre berufensten Vertreter hält, nach deren Schöpfungen man sie fast einzig beurteilt, sind Makart und Canon.*)

In diesen beiden, namentlich aber in Makart, scheint uns das Individuelle das Allgemeine bedeutender zu überwiegen als bei irgendeinem modernen Künstler, die persönliche Eigenart alles Typische und Konventionelle auszulöschen. Ob Makart in diesem oder jenem Genre sich bethätigte: er war für uns immer Makart; daß auch er nur an schon Vorhandnes anknüpfen, nur Traditionelles weiterbilden konnte, sehen wir heute noch nicht. Dasselbe gilt, wenn auch nicht ganz in gleichem Maße, von Canon. Ohne daß wir sie mit den großen Meistern der Vergangenheit vergleichen möchten — wir ziehen ihnen vielleicht sogar Künstler der Gegenwart vor —, scheint es uns doch, als wenn sie etwas ganz Apartes, ganz Originelles in der Kunstgeschichte überhaupt zu bedeuten hätten.

*) Auch Canon ist inzwischen aus den Reihen der Lebenden geschieden († in Wien am 12. September).

Makarts Eigenart lag nicht gleich beim Beginn seiner Künstlerlaufbahn klar am Tage. Seine ersten Bilder zeigen ihn als echten Schüler Pilotys. Er war streng in der Zeichnung, nüchtern in der Farbe. Das wurde später umgekehrt. Seine spätere Vorstellungsart war eine ganz spezifische: er dachte in farbigen Komplexen. Die begrenzenden Linien waren bis dicht vor den Schluß seiner Arbeit etwas sehr Schwankendes und Bewegliches, während ein andrer Maler doch zunächst mit diesen ins Reine zu kommen bestrebt ist. Auf einem der „Fünf Sinne" war zu sehen, wie offenbar ganz zuletzt die Grenzen des linken Schenkels der weiblichen Gestalt vielleicht um einen halben Zoll weiter herausgerückt und der Knöchel des rechten Fußes höher angesetzt wurde. Durch die später aufgetragene Fleischfarbe leuchtete an diesen Stellen noch der Grund durch, an einer Stelle sah man sogar ein Blatt von einer Mohnrose durchscheinen. Makarts künstlerische Art ist also der diametrale Gegensatz von Cornelius oder Kaulbach, aber auch bei den ältern österreichischen Malern wäre so etwas unerhört. Die ersten Farbenskizzen Makarts sind darum auch stets ganz unklar, die Farben leuchten schon, aber der Beschauer weiß mit dem ungestalten Fleischklumpen nichts anzufangen, er sieht die einzelnen Körper nicht deutlich von einander abgegrenzt. Wo daher Makart die Aufgabe wurde, streng in den Linien zu sein, fühlte er sich beengt und gefesselt. Zum Porträtmaler war er aber schon deshalb nicht geschaffen, die Behandlung der womöglich recht prächtigen Gewänder ist ihm viel interessanter als der Kopf und die Gestalt. Dies trat besonders auf dem berüchtigten Bildnisse der Sarah Bernhard hervor, an dem das Schönste das Goldbrokatkleid war. Am schwächsten ist Makart in seinen großen Bildern gewesen — wenn man sie nämlich als das ansah, was ihre Aufschrift bezeichnete: als Historienbilder. Von einer Komposition kann man da garnicht reden, beinahe niemals vermag man sich von dem Schauplatze der dargestellten Handlung eine deutliche Vorstellung zu machen; seine Historienbilder sind nur großartige Maskeraden. Auf allen seinen großen Gemälden stehen die Personen eben nur da, um sich dem Publikum recht günstig zu präsentiren. Sie wissen von einander selten etwas, Handlung und Gefühl ist ihnen fremd, noch viel mehr Leidenschaft. Seine Gestalten, namentlich die weiblichen, vegetiren so unschuldig dahin wie die Blumen auf dem Felde. Bisweilen wandelt sie wohl auch ein bischen Melancholie an, aber nur, wenn es ihnen gut steht. Was Schmerz ist, wissen sie garnicht, aber auch Freude empfinden sie nur in einem sehr mäßigen Grade. Sie lächeln gern, um dabei ihre Perlenzähne zeigen zu können. Zweck hat ihr Dasein fast nie. In herrliche Gewänder gehüllt oder in blumenhafter Naivität alle ihre Reize zur Schau stellend, leben sie und sind schön, nur um zu leben und schön zu sein. An einem historischen Ereignis teilzunehmen oder pathetisch zu werden, wird diesen Wesen sehr sauer; mitunter führen sie ihre Rolle mit leidlichem Anstand durch, aber vom Herzen kommts ihnen nicht. Daß die naive Schönheit der Makartschen

Frauenbilder, ihre heitere Sorglosigkeit, ihre Freude an Schmuck und Pracht typische Eigentümlichkeiten der Frauen und Mädchen Wiens sind, ist oft gesagt worden. Aber die Wienerin ist doch weit entfernt davon, ein solches Traumleben zu führen, sie liebt leidenschaftlich und hat auch sehr energische Töne auf ihrer Gefühlsskala gegen das, was sie nicht liebt, wenn sie auch gewöhnlich zu gutmütig ist, um wirklich zu hassen. Das Charakteristische also der Makartschen Figuren, ihre lebensfrohe Lebenslosigkeit ist nichts Wienerisches, sondern aus des Künstlers eigner Natur geflossen.

In den Vorwurf, den die Moralisten wider Makart erheben zu müssen glaubten, können wir nicht einstimmen. Frivol war er nicht, Lüsternheit hat er nicht gepredigt, und sein Pinsel hat von der weiblichen Schönheit nicht mehr ausgeplaudert, als was die Kunst des Malers dem Pinsel zu sagen erlaubt, ja gebietet.

Makart hat von dem Zweige der bildenden Künste, in dem seine Meisterschaft lag, eine ganz eigentümliche, man möchte sagen bescheidne Auffassung gehabt. Seiner Meinung nach hatte die Malerei eigentlich kein Anrecht auf eine ganz selbständige Pflege, sie sollte der Architektur dienen, sich mit einem dekorativen Effekt begnügen. Schon vor Jahren gab er dieser paradox klingenden Ansicht in einem vertraulichen Gespräche mit einem jungen Archäologen Ausdruck. In seinen letzten Jahren wußte man auch in weitern Kreisen davon, und die Arbeit dieser Jahre galt auch zumeist der praktischen Exemplifikation seiner Theorie, die sich etwa mit Richard Wagners Lehre von der Einheit der Musik und Poesie vergleichen läßt. So wird es begreiflich, warum sich Makart zuletzt so leidenschaftlich mit Architektur selbst beschäftigte. Was er davon in die Öffentlichkeit gelangen ließ, war freilich befremdend, ja ungeheuerlich, aber es waren eben die ersten Versuche, und bekannt ist ja, daß Kaulbach, als er zuerst ein Bild des jugendlichen Makart sah, ausrief: „Wer dies gemacht hat, wird entweder ein Narr oder ein großer Maler.“ Vor den Architekturskizzen Makarts mochte sich wohl manchem ein ähnliches Wort auf die Lippen drängen. Gerade zur Dekorationskunst aber — im weitesten Sinne — zeigte er immer die schönste Begabung, keiner unter den modernen Künstlern wußte wie er die Schöpfungen verschiedner Kunstgattungen so harmonisch zu einem Ganzen zu vereinigen. Sein Lebenstraum ist es denn auch gewesen, einmal einen Palast, ein Schauspielhaus oder ein andres öffentliches Gebäude ganz nach seinen Ideen herstellen und schmücken zu können. Der Traum ist nicht in Erfüllung gegangen. Aber eine große Gelegenheit hatte er doch, unsern staunenden Blicken das ganze Maß seines Könnens zu geben. Es war dies der historische Festzug im Jahre 1879, den die Stadt Wien zur Feier der silbernen Hochzeit des österreichischen Kaiserpaares veranstaltete. „Die Augenzeugen wußten nicht, schrieb damals Wilhelm Lauser, sollten sie mehr staunen über den großartigen Entwurf des Ganzen oder über die Sorgfalt, womit jedes Einzelne ausgestattet

und dem Ganzen passend eingefügt war; über den Geschmack der Anordnung oder die unendliche Fülle der Gebilde; über die sichere Auswahl des kunst- und kulturgeschichtlich Passenden und Richtigen oder über die schöpferische Phantasie, der ungesucht tausend Mittel der Allegorie und Symbolik zu gebote standen, um die gewöhnlichsten Vorrichtungen des handwerklichen Lebens zu adeln und Erfindungen unsrer Zeit, wie Eisenbahnen und Dampfschiffe, stilgerecht in den Rahmen des Renaissancebildes zu fassen; über die Denkkraft, die wie spielend die schwierigsten Aufgaben löste, oder über die frische Laune, welche einen heitern Schimmer auch über das Trockenste und Nüchternste ausgoß; über die sachverständige Beherrschung der verschiedenartigen menschlichen Thätigkeiten oder über den künstlerischen Blick, dem alle Farben und all der bunte Glanz zur herrlichsten Gesamtwirkung zusammenstimmten. . . . Mehr als einmal haben wir aus dem Munde bei den Festzugsarbeiten beschäftigter Handwerker, Techniker, Architekten und Bildhauer die Äußerung vernommen, es sei eigentlich schade, daß Makart ein Maler geworden, einen so richtigen Blick und eine so sichere Hand besitze er gerade für ihr eignes Fach. Der große Kleiderkünstler Worth könnte Makart um die Sicherheit und den Geschmack beneiden, womit er, wenn die Not an den Mann geht, ein historisches Frauenkostüm zuschneidet oder aber auch gelegentlich eine moderne Toilette entwirft. Mit einem Druck der Hand versteht er das Haargebäude einer Frau in schöne Ordnung zu bringen. Er tritt in eine Wiese und stellt im Nu aus Feldblumen einen Strauß zusammen, wie ihn der geübteste Kunstgärtner nicht schöner winden könnte. Mit Verwunderung sahen die, die ihn nicht kannten, wie er in den letzten heißen Vorbereitungsstunden hier einen Bildhauer, der mit dem Modelliren nicht zurecht kam, in der Arbeit ablöste, dort einem Architekten seine steifen Linien verbesserte, dann einem Tapezierer, der bei der Ausschmückung der Festwagen sich keinen Rat wußte, aus der Not half."

Hans Canons Originalität fällt dem Beschauer nicht gleich bei dem ersten Blick so entschieden ins Auge wie die Makarts, sie fordert nicht so laut zu Lob oder Tadel auf, sie ist auch schwieriger in Worten auszudrücken. In seiner Malerei sind die verschiedenartigsten überlieferten Elemente eigentümlich verschmolzen. Er gehörte keiner von den großen Schulen an, die im Laufe dieses Jahrhunderts in Deutschland oder Frankreich geblüht haben; verhältnismäßig spät zur Kunst geführt, war er in gewissem Sinne Autodidakt. Aber von den Meistern der Renaissance, von Rubens und den holländischen Genremalern hatte er mehr gelernt als irgendein Moderner. Aber eine kräftige, sinnliche, leidenschaftliche Natur, wie er war, hatte er das Gelernte durchaus selbständig verarbeitet und es fällt auch dem Kenner sehr schwer, in seinen Bildern bestimmte fremde Einflüsse, die ja gewiß da sind, nachzuweisen, man kann nun sagen: hier malt er im Stil der Niederländer, dort des Tizian, hier der deutschen Renaissance. Großartig ist seine Vielseitigkeit: vereinigte man alle seine Werke

in einem Saale, so würde man kaum glauben, daß sie ein und demselben Pinsel entstammen. Kaum daß ihn der eigentümliche Fleischton verrät, den die Hände fast aller seiner Figuren zeigen. Wenn er hier in der Darstellung derben, üppigen Naturgenusses, der Freuden des Mahles und der Jagd förmlich zu schwelgen scheint, so weiß er dort einen religiösen Vorwurf mit der reinsten und frömmsten Empfindung zu gestalten; während er uns hier durch seine feine Charakteristik als Porträtmaler zur Bewunderung hinreißt, fesselt er uns dort wieder durch die grandiose Behandlung eines philosophischen Themas. So schuf er während der letzten Jahre die im Stil der alten Niederländer gehaltene „Wildprethändlerin," die prächtige Kohlenskizze „Ruhe nach der Jagd," dann aber auch mehr im Geiste deutscher Renaissance eine Reihe von Altarbildern, die in dem Beschauer die andächtigste Stimmung hervorzurufen geeignet sind; er malte für den Promotionssaal der theologischen Fakultät vier Bilder, Väter der Kirche darstellend, die in der Behandlung des Inkarnats an Rubens' Manier erinnern, in der Charakteristik aber keinerlei fremden Einfluß verraten. Wunderbar prägte sich da auf dem Antlitz Cassiodors hehre Ruhe aus, während recht im Gegensatz dazu Benedictus voll leidenschaftlicher Bewegung schien: begeistert sieht er von seinem Buche auf, als ob er einer Stimme von oben lauschen wollte. In Papst Leo ergriff uns die Hoheit des Greisenalters gepaart mit der erhabensten priesterlichen Würde, in Boetius der fromme Schwärmersinn, dem das Irdische ein längst Überwundenes ist. Aber der gewaltigste Teil seiner Arbeitskraft gehörte in den letzten Jahren dem großen Deckengemälde, das für das neue naturhistorische Museum bestimmt ist: dem „Kreislauf des Lebens." Das Bild — es war im letzten Frühjahre im Künstlerhause ausgestellt — dürfte wohl das größte auf Leinwand gemalte Ölbild sein. Die Form ist quadratisch. In der Mitte unten beginnt die Handlung: hier sitzt Kronos mit der Sanduhr sinnend am Weltenmeer. Nach rechts hin aufwärts entwickelt sich das menschliche Treiben. Ein Mann ersticht da ein großes Seeungeheuer und stellt so den Kampf des Menschen mit den feindlichen Mitbewohnern der Erde dar. Weiter hinauf blickend sehen wir, wie Mann und Weib sich zum Bunde finden, dann den Trieb nach Erwerb personifizirt, indem ein Mann hastig nach ausgeschüttetem Golde greift. Ganz oben schließen zwei kämpfende Reiter die Darstellung ab. Auf der andern Seite ist der Niedergang von Natur- und Menschenleben geschildert. Der Blitz schlägt in eine mächtige Eiche und spaltet sie, der Mann mit dem Golde windet sich auf dem Boden; von da an stürzt nun alles, Männer und Weiber, in wirrem Durcheinander in die Tiefe, wieder zu Kronos hinab. Dieses Spiel, das Aufwärtsstreben und Abwärtsstürzen, muß man sich endlos wiederholt denken, die kreisförmige Anordnung der Gruppen drängt den Beschauer dazu. In der Mitte, zwischen den einzelnen Gruppen, breitet sich das Meer aus; auf einer Insel ruht die Sphinx, ihre Löwentatze auf ein Buch mit sieben Siegeln legend.

Das Bild verfehlt beim ersten Anblick nicht des imponirenden Eindruckes, die Ausführung ist im ganzen sehr glücklich. Die markige Kronosfigur ist der würdige Ausgangspunkt der Handlung. Auch sonst fehlt es nicht an bedeutenden Gestalten. Die Zeichnung ist in Anbetracht der kolossalen Dimensionen sehr korrekt. Daß hie und da eine Verkürzung unwahrscheinlich aussieht, kann nicht Wunder nehmen. In der Behandlung der Muskulatur fühlt man Rubens' Einfluß. Aber die Farbe ist matt, asketisch: wollte Canon vielleicht den Freskenton imitiren? Verfehlt schien uns die Gestalt der Sphinx: auf ihrem Antlitz liegt ein Zug von Naseweisheit, als thue sie sich etwas darauf zu gute, allein im Besitz der Antwort auf unsre letzten Fragen an das Schicksal zu sein.

Aber was nun die ideelle Gestaltung des Stoffes betrifft: ist Canon da nicht auf halbem Wege stehen geblieben? Von einem Kreislauf des Lebens kann man eigentlich doch nur in Bezug auf das Individuum reden; Geburt, Wachstum, Verfall und Tod: das ist der Kreislauf. Bei Menschengemeinschaften, bei Stämmen und Staaten kann man nur in übertragenem Sinne von einem Kreislauf reden, insofern als Staaten analoge Erscheinungen zeigen wie Individuen, und man früher auch keinen Anstoß nahm, von einem Jugend-, Mannes- und Greisenalter ganzer Völker zu reden. Diesen Kreislauf scheint Canon zu meinen, nicht den, der sich im Geschick des Individuums ausspricht. Er hat aber auch auf seinem Gemälde unzulänglich ausgedrückt, was überhaupt — ob nun bei dem Individuum oder bei ganzen Völkern — das Aufwärtssteigen und was das Abwärtssinken bewirkt. Allerdings mag der Ehebund als Grundlage aller Ethik angesehen werden, der Drang nach Erwerb ist die notwendige materielle Grundlage aller Kultur, aber zuletzt ist es doch die Arbeit, die Individuum und Volk hinauf und vorwärts bringt. So hätte dann auch die Arbeit in ihren verschiednen Repräsentanten auf der rechten Seite des Bildes klar und deutlich zur Anschauung gebracht werden müssen. Den Höhepunkt der Darstellung bildet der Kampf der beiden gewappneten Reiter. Ganz recht! Weil ja der Kampf des Menschen gegen seinesgleichen, ob nun mit Schwert und Spieß oder mit geistigen Waffen geführt, und der Sieg über seinesgleichen des Menschen höchster Kampf und höchster Sieg ist, so konnte er ganz gut dazu dienen, den Endpunkt des „Aufwärts" zu bezeichnen; und weil der Kampf aus sehr unedeln Motiven entspringen kann, der Sieg, unedel und unweise ausgenützt, dem Sieger selbst zum Verderben gereichen kann, so konnte er zugleich als der Beginn des Niederganges aufgefaßt werden. Aber dieser Niedergang selbst ist von Canon ganz unklar dargestellt: man sieht garnicht ein, warum denn plötzlich Verderben und Tod hereinbricht, warum denn auf einmal alles in die Tiefe stürzt. Und doch wäre es Canon gewiß sehr leicht gewesen, hier klar und bedeutungsvoll zu sein, hätte er nur seine eignen Gedanken weitergesponnen. Wie das Aufwärts des Lebens durch Tüchtigkeit und Tugend bewirkt wird, so das Abwärts durch

Schwäche und Laſter. Canon hätte alſo dem heiligen Ehebunde auf der rechten Seite das Bild von Wolluſt und Begier auf der linken, hätte der Erwerbsluſt die Habſucht, der Arbeit Trägheit und Schwelgerei, der Wißbegier frevelnde Zweifelſucht und Unglauben entgegenſtellen können: dann erſt wäre der Kreislauf des Völkerlebens erſchöpfend vorgeführt geweſen. So aber hat ſich Canon eine Fülle des herrlichſten Materials dadurch entgehen laſſen, daß er ſeinen philoſophiſchen Hausgeiſt, den er ſo wacker heraufbeſchworen, zu früh wieder entlaſſen hat, anſtatt ihn feſtzuhalten und bis ans Ende ſeiner Arbeit in ſeinem Dienſte zu verwenden; daß er der Phantaſie Thür und Thor geöffnet hat, bevor der Gedanke mit ſeiner Arbeit fertig war.

Der Streit über die Karolinen.

Wir ergänzen heute zunächſt unſern neulichen Bericht über dieſe Frage durch einige geſchichtliche und geographiſche Zuſätze, welche die ſpaniſchen Anſprüche auf die Karolinen genauer zu beleuchten geeignet ſind. Die Entſcheidung Papſt Alexanders des Sechſten von 1494, die der Krone Spanien alle etwa neu zu entdeckenden Länder zuſprach, welche 370 Seemeilen weſtlich von den Azoren lägen, konnte nur für die Mächte Geltung behalten, welche den Papſt als Oberhaupt der Chriſtenheit auch in weltlichen Angelegenheiten anerkannten. Die andern haben jenen Ausſpruch ſtets als nicht vorhanden angeſehen.

Der Umſtand ferner, daß der Führer eines Schiffes ein neues Land geſehen hatte, begründete ſchon in ſehr alter Zeit für die Nation desſelben ſo wenig ein Recht auf den Beſitz dieſes Landes, daß es für erforderlich galt, das Sehen durch ſymboliſche Handlungen, Landen, Einſchneiden des Wappens oder des Namens des betreffenden Souveräns in einen Baum, Errichtung eines Kreuzes oder eines Altars u. dergl. zu ergänzen. Noch ſpäter hielt man eine förmliche notarielle Urkunde für nötig zur Sicherung des Beſitzrechtes. Von dem allen iſt bei der Entdeckung der Karolinen durchaus nichts geſchehen.

Allmählich genügten auch ſolche ſymboliſche Beſitzergreifungen nicht mehr, und es bildete ſich der Grundſatz aus, daß ein überſeeiſches Land von Angehörigen einer europäiſchen Macht beſiedelt und irgendwie benutzt ſein müſſe, wenn es als ihr gehörig betrachtet werden ſolle. Hiervon iſt aber, ſoweit es Spanien und die Karolinen betrifft, erſt recht keine Rede. Die Spanier haben

Jahrhunderte verstreichen lassen, ohne auch nur den Versuch zu einer Benutzung jener Inseln zu unternehmen, es hat dort niemals eine spanische Ansiedlung gegeben, wohl aber eine Anzahl andrer, die, vor vielen Jahren gegründet, noch jetzt bestehen, und unter denen die deutschen die wichtigsten sind. Auf Jap haben die deutsche Plantagengesellschaft, die auch auf Ponape eine Station errichtet hat, die deutsche Firma Hernsheim u. Komp., der Engländer O'Keefe und der Amerikaner Holcombe Faktoreien, die auf den andern bewohnten Inseln der Gruppe ihre Vertreter haben, was namentlich von der Plantagengesellschaft gilt. Diese Ansiedler beschäftigen sich vorzüglich mit dem Einkauf von „Kopra," d. h. Kokosnußkernen zur Bereitung von Öl, und der Einfuhr von eisernen Werkzeugen, Tabak, Flinten, Kanonen (für die Häuptlinge, die ihre Burgen damit armiren), Blei, Pulver und Zündhütchen. Sie waren bis jetzt keiner Herrschaft unterworfen und wurden von den Eingebornen in keiner Weise behelligt, lebten aber unter einander in keinen freundlichen Verhältnissen, indem besonders O'Keefe in der Verfolgung seiner Interessen sehr rücksichtslos gegen seine Konkurrenten verfuhr und eine Art Faustrecht übte, infolgedessen sich diese nach Schutz aus Europa sehnten. Derselbe Wunsch erwachte auch unter den Häuptlingen der Eingebornen, die sich von jeher vielfach befehdeten, und im vorigen Jahre baten einige derselben in Manila um Aufpflanzung der spanischen Flagge. Der dortige Gouverneur der Philippinen sandte darauf ein spanisches Kriegsschiff, den „Velasco," nach den Karolinen ab, welches Mitte März d. J. Jap und die Palao-Inseln anlief, sich aber auf eine bloße Rekognoszirung beschränkte. Unterhandlungen mit den Häuptlingen und ein Aufhissen der spanischen Flagge fanden bei dieser Gelegenheit nicht statt. Später sollte von Manila der Dampfer „Carriedo" nach den Karolinen und den Palaos abgehen und ihnen in der Person des Schiffsleutnants Capriles einen Gouverneur bringen. Mit diesem sollten sich ein Infanterieleutnant als Sekretär, 25 Soldaten mit 3 Unteroffizieren und 25 Sträflinge, meist Bauhandwerker, sowie 4 Mönche, letztere zu Missionszwecken, einschiffen. Mittlerweile aber erschien das deutsche Kanonenboot „Iltis" an der Küste von Jap und zog hier die Flagge des deutschen Reiches auf. Deutschland hat also nach dem Vorhergehenden unzweifelhaft die Hauptbedingungen erfüllt, auf die das Besitzrecht sich gründet, es hat auf den Karolinen Ansiedlungen errichtet, und es hat dort symbolisch festgestellt, daß es von dem herrenlosen Lande Besitz ergreift und den Schutz seiner dort lebenden Angehörigen und zugleich der Eingebornen übernimmt.

Die päpstliche Entscheidung von 1497 ist dem gegenüber null und nichtig. Und ebensowenig Wert hat völkerrechtlich die Behauptung der Spanier, die Karolinen seien geographisch und wirtschaftlich ein Zubehör der Philippinen, die ihnen freilich unzweifelhaft gehören, aber ebenso unzweifelhaft zu Asien zu rechnen sind, während die Karolinen immer zu Mikronesien, also zu Australien gezählt wurden, und zwar aus guten physischen und ökonomischen Gründen.

Daneben läßt sich die Frage aufwerfen, ob es ein Vorteil zunächst für unsre in diesen Meeren und Ländern handeltreibenden Kaufleute, dann für die eingeborne Bevölkerung sein würde, wenn Spaniens angebliches Recht, dort zu herrschen, zur Geltung gelangte, und diese Frage muß sehr entschieden verneint werden; denn die unausbleibliche Folge solcher Herrschaft würde Störung von Schifffahrt und Handel und unerhörte Bedrückung und Ausbeutung der Eingebornen sein.

Daß dies keine aus der Luft gegriffne Behauptung ist, zeigt ein Blick auf die benachbarten Mariannen, wo das spanische Mißregiment thatsächlich nichts als Ruin und Elend herbeigeführt hat, obwohl diese Inseln von der Natur reich gesegnet sind und ihre Bewohner ursprünglich anstellige und fleißige Menschen waren. Das Klima ist herrlich, der Boden sehr fruchtbar. Vor etwa zwei Jahrzehnten baute man Kopra und Zucker in Menge, und das Volk lebte in Glück und Wohlstand. Verschiedne europäische Kaufleute hatten sich hier niedergelassen und trieben einen schwunghaften Handel und Plantagenbau. Jetzt ist das alles zu grunde gerichtet, und zwar einzig und allein durch das habsüchtige und willkürliche Verfahren der spanischen Beamten, die ihre Posten nur als Gelegenheit auffassen, sich den Beutel zu füllen. Land und Leute müssen ihnen dabei dienen: sie erheben für ihre Kasse eine Kopfsteuer, zwingen das Volk, für ihre Felder und Pflanzungen unentgeltlich zu arbeiten, treiben ihr Vieh in die jungen Zuckerrohrtriebe, verpachten den Fischfang als Monopol, nötigen die Eingebornen, ihnen die Kopra um geringen Preis zu überlassen, und verkaufen sie dann wieder um das Dreifache. Auch der Handel mit Lebensmitteln, mit denen sich die Walfischfänger der Südsee hier zu versorgen pflegen, geht nur durch die Hände der Gouverneure, die auch hier billig einkaufen und teuer verkaufen. Durch dieses Aussaugungssystem ist das Volk völlig heruntergekommen, nur wenige arbeiten mehr, die Pflanzungen sind verwildert, die europäischen Ansiedler haben sich zurückgezogen; denn man verbot ihnen den Handel ebenfalls, und man stellte ihnen, als sie mit Arbeitern von den Karolinen Kulturen anzulegen begonnen hatten, für den Weiterbetrieb derselben unerfüllbare Bedingungen, sodaß sie ihre Einrichtungen mit Verlust eingehen lassen mußten. Eine Erhebung der Eingebornen, welche auf der Hauptinsel Guam stattfand und bei welcher der Gouverneuer getötet wurde, mißlang und wurde hart bestraft. Seitdem hat sich auch der energischeren Naturen dumpfe Gleichgiltigkeit bemächtigt, man läßt über sich ergehen, was nicht zu ändern ist, und lebt, so gut oder so übel sichs machen läßt, in den Tag hinein. Dieselben Zustände würden rasch eintreten, wenn die Karolinen unter spanische Herrschaft kommen sollten; sie würde nichts für ihr Gedeihen thun und alles zulassen was dasselbe hindern und auch die vorzugsweise von deutscher Betriebsamkeit geschaffenen Anfänge dieses Gedeihens vernichten muß. In wenigen Jahren würden dann die europäischen Faktoreien auf Jap und Ponape eingegangen und die Häfen dieser

Inseln verödet sein. Wir hoffen daher, daß die Karolinen unter deutschen Schutz kommen, oder daß der Streit wenigstens mit einem Vertrage endigt, der alle spanischen Mißbräuche von diesen Inseln ausschließt, den deutschen Schiffern und Kaufleuten Sicherheit vor spanischer Willkür verschafft und die Eingebornen vor dem Ruin bewahrt, der den Handel mit ihnen unmöglich machen würde, da sie im entgegengesetzten Falle bald nichts mehr erzeugen und zu verkaufen haben würden.

Daran knüpft sich nach den neuesten Berichten aus der Südsee eine zweite Hoffnung, die nämlich, daß das deutsche Reich bald auch die Marschallinseln, wo Deutsche ebenfalls Faktoreien angelegt haben, unter seinen Schutz stellen wird oder schon gestellt hat. Der Reisende Dr. Stübel schlug vor etwa Jahresfrist vor, man möge ihn auf einem Kriegsschiffe im Mai d. J. zunächst nach Neubritannien und von da nach Jap gehen und hierauf über die Marschall- und Gilbertinseln nach Apia zurückkehren lassen, und ist dies geschehen, so dürfte sich das Gerücht einer Besitzergreifung der ersteren durch Deutschland, das vor etwa vierzehn Tagen in der Presse auftauchte, bestätigen und bald die Nachricht eintreffen, daß auch die Gilbertinseln in unsern Besitz übergegangen sind. Beide Gruppen hatten bis jetzt keinen europäischen Besitzer. Das Regiment der Eingebornen aber war wie auf den Karolinen ein feudales, d. h. die einzelnen Stämme wurden von Häuptlingen beherrscht. Schon 1881 machte das deutsche Kriegsschiff „Habicht" eine längere Rundreise durch die Inselgruppe, und im vorigen Jahre rekognoszirte die „Hyäne" einige der Eilande. Dieselben liefern für den Handel gleichfalls vorzüglich Kopra. Durch einen Bericht Dr. Stübels wissen wir, daß die Firma Hernsheim u. Komp. von den westlichen Inseln dieser Gruppe seit 1876 folgende „bearbeitet": Jaluit (die Hauptstation mit deutschem Konsulat und Kohlenlager), Ebon, Namurik, Arna (je eine Faktorei), Madschura und Milli (je zwei Faktoreien). Von den östlichen hat die Firma im vorigen Jahre Aur und Moloelap „in Arbeit genommen." Weiterhin kommt die deutsche Plantagengesellschaft mit ihren Erwerbungen und neben dieser nur noch die englische Firma Fenderson und Mac Farlane in Betracht, die ihre Niederlassung auf der Insel Madschura hat. Die Marschallinseln haben zusammen (es sind dreiunddreißig an der Zahl) eine Bevölkerung von etwa 10000 Seelen und produziren jährlich ungefähr 1400 Tonnen Kopra, von denen etwa 1100 auf die beiden deutschen Häuser und 300 auf die englische Firma zu rechnen sind.

Der Streit, der sich zwischen den Kabinetten von Berlin und Madrid über den Besitz der Karolinen entsponnen hat, ist noch in der Schwebe und wird vermutlich, wie Fürst Bismarck für den Fall einer Nichtverständigung zwischen den beiden Kabinetten vorgeschlagen hat, durch schiedsrichterlichen Spruch einer dritten Macht beendigt werden, obwohl Spanien dies im voraus abgelehnt zu haben scheint. Auf einen Krieg es ankommen zu lassen, kann nur spanischer

Wahnsinn vorschlagen. Es würde selbstverständlich ein Seekrieg sein, und daß die deutsche Kriegsmarine der spanischen überlegen ist, liegt für jeden Kenner der Verhältnisse auf der Hand. Der Krieg würde Geld und zwar viel Geld kosten, und Spanien ist jetzt schon halb bankerott. Wenn die deutsche Politik in der Sache bisher mit großer Rücksicht vorgegangen ist, so ist sie dabei einzig und allein von ihren stets friedfertigen Grundsätzen und Absichten geleitet worden und nicht von etwaigen Befürchtungen wegen des Ausganges eines Konfliktes in Waffen. Ebenso wenig aber auch aus einem andern Grunde, von welchem manche Blätter Kenntnis haben wollten und an welchen man auch in Madrider Regierungskreisen gedacht zu haben scheint. Wenn man hier auf ein sehr weites Entgegenkommen Deutschlands, auf Erfüllung hochgespannter Forderungen Spaniens hoffte, weil man meinte, Fürst Bismarck fürchte bei einer andern Haltung einen Sieg der spanischen Republikaner über die königlichen Parteien und eine Verschmelzung der dann wieder erstehenden Republik Spanien mit der französischen Nachbarrepublik, so wird der hochoffiziöse Artikel der „Kölnischen Zeitung", der eine solche Fusion als für uns gleichgiltig bezeichnete, die Herren eines andern belehrt haben. Die Redewendungen, nach denen Deutschland gar kein Interesse an dem politischen Schicksale Spaniens hat, nach denen es dem deutschen Reiche ganz gleichgiltig sein kann, ob Spanien sich in ein Abhängigkeitsverhältnis zu Frankreich begiebt und nach denen vom Standpunkte des deutschen Interesses sogar gegen eine vollständige Fusion der beiden Staaten nichts einzuwenden sein würde — diese Sätze waren offenbar ebenso für höhere Regionen bestimmt wie vor einigen Monaten die parlamentarische Rede des Reichskanzlers, in der er erklärte, daß das Haus der preußischen Könige und deutschen Kaiser in der auswärtigen Politik sich niemals durch verwandtschaftliche Rücksichten bestimmen lasse, sondern hier nur dem Gebote des Landesinteresses folgen könne. Diese Wahrheit wurde jetzt dahin erweitert, daß auch freundschaftliche Beziehungen zwischen den Dynastien die deutsche Politik nicht beeinflussen und dazu veranlassen dürften, Schritte zu thun, die nicht zugleich im Interesse des preußischen und deutschen Staates lägen, und wurde damals indirekt nach London hingesprochen, so ging die Erklärung jetzt nach Madrid. Sie lautete jetzt, wenn man zwischen den Zeilen las, ungefähr folgendermaßen: Unser kaiserliches Haus ist mit dem Könige Alfonso dem Zwölften befreundet und wünscht selbstverständlich, daß er auf dem spanischen Throne verbleibe, und daß in Spanien die monarchische Staatsverfassung sich erhalte, darf aber diesem Wunsche und jenen freundschaftlichen Gefühlen das deutsche Interesse nicht unterordnen, und wenn ihr glaubt, ihr dürfet darauf bauen, daß die deutsche Politik jener Freundschaft wegen sich von euch irgendwie mehr bieten lassen werde, als die Billigkeit verlangt, mehr als unser Interesse erlaubt, so gebt ihr euch einem Irrtum hin, so habt ihr falsch gerechnet. Die Warnung galt Ministern, welche so zu rechnen schienen; sie konnte aber auch an eine andre Adresse gerichtet

sein, an spanische und andre Republikaner, die Neigung verrieten, von dem Freundschaftsverhältnisse des Königs in Madrid zum Berliner Hofe Nutzen zu ziehen, daraufhin gegen Deutschland die Übermütigen zu spielen und so sich als Patrioten die Volksgunst zu verschaffen, so zur Macht zu gelangen und sich damit gegen den „Ulanenoberst" zu wenden und die Monarchie in Spanien zu untergraben, zuletzt aber eine Fusion mit der stammverwandten, auch lateinischen französischen Nachbarrepublik herbeizuführen. Diesen wurde gesagt, daß Deutschland einer solchen Verschmelzung mit kühler Ruhe zusehen würde. Und das wäre in der That erlaubt; denn zwei mit einander vereinigt würden in diesem Falle nicht mehr bedeuten als zwei getrennt neben einander. Eine spanische Republik verschmolzen mit einer französischen würde eher eine Schwächung als eine Stärkung der letzteren sein, eine Einimpfung von Gebrechen, welche diese nicht oder nur in schwachem Maße an sich hat, eine Verbindung von disparaten Elementen, welche mit der Phrase von der Einheit der lateinischen Rasse nicht hinwegzuzaubern sind. Gewiß ist, daß viele Spanier republikanische Tendenzen verfolgen, ebenso gewiß aber auch, daß sehr wenige sich mit Frankreich vereinigt sehen möchten, da sie dann das schwächere Glied und somit dem stärkeren untergeordnet sein würden. Wir kennen die Eifersucht der lateinischen Nationen aufeinander, wir wissen, welchem Widerstande das Bestreben Napoleons des Dritten begegnete, die „Schwesternationen" unter eine Art französischer Hegemonie zu bringen, und wir finden in der Geschichte dieses und des vorigen Jahrhunderts, wie wenig Neigung gerade die Spanier haben, sich von Frankreich bevormunden und benutzen zu lassen.

Summa und Moral dieser Betrachtung: das deutsche Interesse wird in der Frage wegen der Karolinen weder der Freundschaft des Berliner Hofes mit dem Madrider, noch der Befürchtung, daß Spanien bei einem Bestehen der Deutschen auf ihrem Rechte und daraus hervorgehenden Verlusten Spaniens zur Republik werden und sich mit Frankreich verschmelzen werde, zum Opfer gebracht werden. Wir würden einer Eventualität der letztern Art mit Ruhe zusehen können; denn sie würde erstens Frankreichs Kräfte nicht vermehren und zweitens keinen langen Bestand haben.

Deutschland wird in der Sache fortfahren, Rücksicht zu üben und zu einer Verständigung die Hand zu bieten, denn es ist in erster Linie eine friedliche Macht. Aber es wird sich unbilligen Zumutungen nicht fügen. Spanien wird mit sich reden lassen müssen. Es geht in der Politik nicht mit dem Don Quixote und dem Eigensinn Don Colibrados. Hier haben Recht, Verstand und Billigkeit, nicht der Dünkel von Leuten das Wort, die große Herren gewesen sind und das nicht vergessen können. Die gesamte öffentliche Meinung außerhalb Spaniens steht hier auf unsrer Seite, selbst die französischen Blätter, soweit sie nicht von Gefühlen beherrscht und von Phantasie verwirrt sind. Dasselbe gilt von der englischen Presse, wie wir bei den scheelen Blicken, mit denen man

hier die deutschen Kolonialbestrebungen längere Zeit ansah, nicht ohne einiges Erstaunen gewahr wurden, aber gern in unser Buch eintragen. Fürst Bismarck führte einen diplomatischen Krieg mit dem uns mißgünstigen Ministerium Gladstone. Er hat denselben nicht nach allen seinen Zielen gewonnen: wir haben am Benue und an der Luciabucht nicht erlangt, was wir wünschten und erstrebten. Aber wir haben doch gute Resultate dabei zu verzeichnen gehabt: wir haben im Westen von Afrika und im Südosten dieses Weltteils unsre Flagge aufgepflanzt, und wir haben sie in Neuguinea entfaltet, ohne daß England Einspruch dagegen erhoben hätte oder uns sonst dabei dauernd in den Weg getreten wäre. Nun kommt der Streit über die Karolinen. Es wurde in Spanien, Frankreich und anderwärts anfangs viel über uns geschrieen, gehetzt und sonst gelärmt. In England dagegen war die öffentliche Meinung von Beginn an — wenige Organe derselben, der freihändlerische Manchester Guardian z. B. ausgenommen — für unsre Ansprüche, fand die spanischen zweifelhaft und erklärte das Madrider Säbelrasseln für lächerliche Thorheit. Sollte das nicht auch die Meinung der jetzigen englischen Regierung sein? Es ist Aberglaube, wenn man meint, die englische Presse sei von der Regierung absolut unbeeinflußt. Unter Gladstone hätte sie sich ohne Zweifel anders verhalten. Wir meinen, diese Andeutung wird genügen.

Notizen.

Die konfessionelle Schule in neuer Beleuchtung. Vor sechzehn Jahren erschien die bekannte Schrift des Professors Gneist, welche zu zeigen unternahm, daß die sogenannte konfessionelle Schule — die katholische und die evangelische — in Preußen nicht zu Recht bestehe, sondern nur auf den Verwaltungsmaßregeln der Behörden beruhe; nur die Simultanschule sei preußisch.

Diese mit viel Geschick durchgeführte juristische Ansicht wurde von bedeutenden Männern sehr bald gebilligt, so von Dove (Kirchenrecht), Hermann Schulze (Preußisches Staatsrecht), G. Meyer (Verwaltungsrecht), von Justizrat von Bar (Staat und katholische Kirche) u. a. Sie schien auch durch den Minister Falk praktisch in Geltung zu kommen, wenn auch in staatsmännisch vorsichtiger Form.

Erst jetzt wird mit gleichartiger staatsrechtlicher Beweisführung vom Professor R. Bierling in Greifswalde den Ansichten Gneists entgegengetreten in seiner Schrift: Die konfessionelle Schule in Preußen und ihr Recht; zwei Abhandlungen (Gotha, Perthes, 1885). Bierling prüft in der ersten Abhandlung die rechtliche Seite, in der zweiten handelt er mehr von dem, was wünschenswert scheint, also von der schulpolitischen Frage. In beiden Abhandlungen ist manches Wertvolle für einen größeren Leserkreis enthalten. Der Verfasser ist auf seinem Gebiet konservativ in jeder Beziehung; den Heißspornen thut er in seiner Kirchlichkeit noch

lange kein Genüge, aber er kämpft mit Maß und Einsicht für die Berechtigung der gegenwärtigen konfessionellen Staatsschulen in Preußen und ist geneigt, auch auf die höhern Schulen diese Schutzrede auszudehnen.

Gneist wollte erweisen, daß die alten kirchlichen Schulen abgeändert seien durch König Friedrich Wilhelm I., denn indem er Schulzwang, Parität der anerkannten Kirchen, Anerkennung der Pflicht des Staates, für den Unterhalt der öffentlichen Schulen zu sorgen, zur Geltung brachte, bahnte er das Stück des Allgemeinen Landrechts an, das Gneist für den gesetzlichen Boden der preußischen Schulen hält und das er bis 1840 im allgemeinen auch in der Verwaltung wiederfindet, während später wieder zur kirchlichen, konfessionellen Form der Schule im Gegensatz zu jener Periode zurückgegangen worden sei. Aus den Aktenstücken zeigt nun Bierling, daß diese Meinungen Gneists nicht der Wirklichkeit entsprechen, daß Friedrich der Große und seine Zeit nur konfessionelle, d. h. je einer Konfession vom Staate angepaßte Schulen im Auge haben und daß Gneist nur aus gewissen Prinzipien seine eignen Konsequenzen gezogen hat, welche man in jener klassischen Zeit weit entfernt war, wirklich zu ziehen. Weil die Schulen damals konfessionell waren, waren sie noch lange nicht kirchlich, d. h. Eigentum und Annex der Kirchen wie früher, sondern der Staat besaß und leitete die Schulen mit Zuziehung der Seelsorger, auch lag darin keineswegs, daß der Religionsunterricht allen andern Unterricht absorbiren sollte. Auch daß die Schullast eine gemeine Last sein soll, entscheidet nichts, denn die Kirchenbaulast wird auch für eine allgemeine Last erklärt. Und was den Schulzwang betrifft, so glaubte man genug gethan zu haben, wenn man die Kinder der Minorität von dem Religionsunterrichte der Schule entband. Es ist unmöglich, wenn man das General-Schulreglement von 1763, die „Anweisung" von 1794 und die folgenden Aktenstücke liest, jener Zeit die Simultanschule unterzuschieben. Kurz, mit der juristischen Begründung der Simultanschule in Preußen kann Gneist nicht durchdringen.

Was Bierling in der zweiten Abhandlung für die sachlichen Vorzüge der konfessionellen Volks- und höhern Schule sagt, entspricht im ganzen den Ansichten der freikonservativen Partei. Er läßt Ausnahmen von dem Normalen zu, wie natürlich. Darin wäre er noch weiter gegangen, wenn er nicht Laie in der Pädagogik wäre, wenn er z. B. über das Wesen der starkbesuchten, einklassigen Volksschulen unterrichtet wäre. Die andre Frage, aus welchen Kreisen die Anträge auf Simultanisirung von Schulen auszugehen haben, wenn die Behörde auf diese Anträge zu achten verpflichtet sein soll, läßt sich ohne Besprechung der lokalen Schulaufsichtskörper nicht beantworten. Daß die Zivilgemeinde, auch wenn sie die Schulen bezahlt, noch nicht die Simultanisirung erfordern kann, ist gewiß richtig; aber die richtige Konstruktion des Schulvorstandes ist darum doch nicht leicht zu finden. Da liegen noch Aufgaben des künftigen Unterrichtsgesetzes. Auch mit dem Hereinreichen des Konfessionellen in andre Gebiete wie in die Geschichte sind wir nicht mit dem Herrn Verfasser einverstanden, sondern mit Gneist, wenigstens in höhern Schulen. Selbst wenn die Geschichte keine Wissenschaft wäre, würde der Staat verpflichtet sein, die neuere Geschichte in einem bestimmten Sinne darstellen zu lassen, wenn es auch beiden Konfessionen nicht gefiele. Den ultramontanen Satz, daß die Staaten kein Gewissen haben dürfen, werden wir auch auf dem Schulgebiete energisch bekämpfen müssen.

Eine „phantastische" Idee. In Westermanns „Monatsheften" begegneten wir vor kurzem einem Artikel: „Die Phantasie als soziale Macht," in welchem

der Einfluß beleuchtet wurde, den die Phantasie nicht nur auf die Kunst, sondern auf unser ganzes soziales und öffentliches Leben ausübe. Es will uns scheinen, als sei hierbei ein Gesichtspunkt vernachlässigt geblieben, unter dem diese ganze Betrachtung sich noch bedeutend hätte vertiefen lassen.

Jedem unsrer Leser sind gewiß jene an und für sich weder ungebildeten noch urteilsunfähigen, aber gleichwohl für alle etwas weiter reichenden öffentlichen Angelegenheiten total unbrauchbaren Menschen bekannt, die nicht imstande sind, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu unterscheiden und deshalb alles nach gleichem Maßstabe als gleich wichtig oder gleich unwichtig behandeln. Sie wissen ganz gut, welchen Einfluß dies und jenes ausübt, sie sagen sich in ganz verständiger Weise, was zur Erreichung dieses und was zur Erreichung jenes Zweckes geschehen müsse; aber es kommen ihnen immer so viele untergeordnete und doch von ihnen gleichmäßig gewürdigte und berücksichtigte Gesichtspunkte dazwischen, daß sie nie imstande sind, zu einem festen, abschließenden Urteile, für welches sie nötigenfalls auch einmal bis aufs äußerste einzustehen willens sein würden, zu kommen. Diese Leute sind mir immer so erschienen, als projizire sich ihnen jeder der Betrachtung darbietende Gegenstand wie eine Fläche auf einem gegebenen Hintergrunde, statt sich ihn körperlich darzustellen und dadurch nun auch die Würdigung seiner Tiefe herauszufordern. Freilich — die Fläche, d. h. das Aeußerliche von der in Frage stehenden Angelegenheit, bietet sich jedem leidlich normalen Auge von selbst dar, die Tiefe, d. h. die Beziehung, in der sie zu den großen allgemeinen Fragen steht, muß erst hinzugedacht werden. Und welche Funktion des Geistes ist es, durch welche wir eine Nebenfrage oder einen untergeordneten Gegenstand über dasjenige hinaus, was wir im ersten Augenblicke von ihm sehen, in eine der großen Hauptkategorien unsers Denkens einreihen und in unsrer Idee die Bedeutung abmessen, welche diese Dinge unter dem Gesichtspunkte dieser Gesamtbetrachtung gewinnen? oder durch welche wir finden, daß diese oder jene scheinbar wenig erhebliche Seite einer Sache eine gewaltige Tiefe erhält und sich als sehr wesentlich darstellt, oder umgekehrt, daß eine viel Geschrei von sich machende Sache eigentlich doch keine Tiefe hat und in ihren Wirkungen an der Oberfläche haften bleibt? Es ist die Phantasie! Mit ihrer Hilfe verleihen wir den Flächenbildern, die in der Welt der politischen, sozialen, wirtschaftlichen ꝛc. Erscheinungen unserm Auffassungsvermögen entgegentreten, einen Körper, wir statten sie aus unserm Innern heraus mit der dritten Dimension, mit der Tiefe, aus, und nun erst wissen wir, was wir vor uns haben. Wer keine Phantasie besitzt, der sieht immer nur das Flächenbild, und kommt nie zum Bewußtsein der dreidimensionalen, d. h. körperlichen, sachlichen Bedeutung, er weiß daher nie, um was es sich eigentlich handelt, kann also auch keine gebührende Stellung dazu nehmen.

Die Versuchung liegt nahe, dies noch weiter auszuführen. Man könnte sagen, die politische Unfähigkeit oder Einseitigkeit, die auf bloße Abstraktionen oder eingelernte Begriffsbestimmungen hin festgehaltene Partei-Verbohrtheit vieler Leute sei auch auf weiter nichts zurückzuführen als auf ihre Unfähigkeit, sich die entscheidenden Fragen körperlich zu gestalten und dadurch je nach ihrer größeren oder geringeren Tiefe zu unterscheiden. Indessen für den bescheidenen, flüchtigen Gedanken, den Einsender dieses hiermit durch einige Zeilen fixirt haben möchte, würde diese Erwägung zu schwer ausfallen. Denke darüber weiter nach, wer Lust hat.

Vielleicht ist es nur eine Gedankenspielerei — aber immerhin ist es ein nicht uninteressanter Gedankengang, der zu dem Resultat führt, daß es zur richtigen

Würdigung unsrer größten und schwierigsten, dabei anscheinend konkretesten Tagesfragen keine wichtigere Geistesfunktion giebt als — die Phantasie!

Literatur.

Geschichte des preußischen Verwaltungsrechtes. Von Conrad Bornhak. Erster Band. Bis zum Regierungsantritt Friedrich Wilhelms I. Berlin, Julius Springer, 1884.

Es ist eine eigentümliche Erscheinung, daß der Einfluß von Gneist sich bisher mehr auf die legislative Praxis als auf die Theorie erstreckt hat. Keinem Zweifel kann es unterliegen, daß Gneists große Arbeiten über die englische Verwaltung und seine hieraus geschöpften Ideen für deren analoge Anwendung auf Grundlage des deutschen Rechtes, sowie seine anregenden Vorträge den erheblichsten Einfluß auf die preußische Verwaltungsgesetzgebung geübt haben. Jetzt liegt ein Buch vor, welches schon auf den ersten Anblick den Schüler des großen Meisters verrät. Es war eine glückliche Idee — und wie beim Ei des Kolumbus erscheint sie bei ihrer Verwirklichung geradezu selbstverständlich —, eine Geschichte des preußischen Verwaltungsrechtes zu schreiben. Denn nicht einem Zufalle ist es zuzuschreiben, daß die beiden entlegenen Marken des Deutschtums, die Ostmark und die Nordmark, sich zu den mächtigsten Staaten deutscher Kultur (Oesterreich und Preußen) erhoben haben und daß sich aus der Nordmark durch die kraftvolle und hingebende Leitung des hohenzollernschen Herrschergeschlechtes der führende deutsche Staat entwickelt hat. Diese Entwicklung wird am anschaulichsten in der Durchforschung der Rechtssätze, welche den hohenzollernschen Staat seit dem Beginn in allen Zweigen der Verwaltung beherrscht haben, denn — wie durch das Verdienst von Gneist jetzt als unbestritten gelten kann — ist nicht die geschriebene Verfassung, sondern die lebendige Verwaltung der Schwerpunkt des öffentlichen Rechts.(?) Dieses bildete sich in der Mark Brandenburg auf den Grundlagen des gemeinen deutschen Rechts; während aber in den reindeutschen Teilen die fürstliche Gewalt an dem Besitze der Großen zerschellte und sich selbst zersplitterte, blieb das Herrschertum in der Mark vermöge der bedrohlichen Lage derselben nach außen und innen ein kraftvolles. Daher kommt es denn, daß Brandenburg und Preußen bis zu dem Großen Kurfürsten in seinem öffentlichen Recht durchaus von den übrigen deutschen Territorien hinsichtlich der Grundlagen nicht unterschieden war, daß für alle Zeiten der grundlegende Charakter gesichert blieb, der Preußen seinem deutschen Beruf nicht nur nicht entfremdete, sondern dereinst befähigte, die politische Führerschaft in dem ganzen Reiche zu übernehmen. Als dann das eigentliche deutsche Reich nur ein Zerrbild seiner ursprünglichen Verfassung war, bildete sich in dem preußischen Partikularstaate der Keim zu dem neuen deutschen Reiche aus. Die Kämpfe, welche der Große Kurfurst und Friedrich der Große zu bestehen hatten, sind nicht bloß für Preußen, sondern für Deutschland gekämpft worden. Trotz dieser jetzt sicherlich unbestrittenen Erscheinung liegt die Vergangenheit des preußischen öffentlichen Rechtes wie ein Buch mit sieben Siegeln geschlossen vor uns. Was Rönne und Schulze in ihren Handbüchern des preußischen Staatsrechtes geben, ist nur eine gedrängte Skizze der Geschichte. Andre Autoren haben nur einzelne Seiten berührt. Von dem verdienstvollen Werke Isaaksohns über die Geschichte des preußischen Beamtentums ist in diesen Blättern schon die Rede gewesen. Von der Geschichte des Berliner Kammergerichts, welche — wie uns bekannt — schon seit Jahren im Manuskript von Baron, Schaper, Strempff u. a. vollendet vorliegt, hört man seit dem Tode des letzten Präsidenten nichts mehr ver-

lauten. Nur Kühns Arbeit der Gerichtsverfassung in der Mark liegt als Vorläufer gedruckt vor. Wir begrüßen daher mit Freuden das Werk Bornhaks. Der erste Band unterscheidet drei Perioden: bis zur Erwerbung der Mark durch die Hohenzollern, bis zur Errichtung des Geheimen Rats (1604), bis zum Regierungsantritt Friedrich Wilhelms I. In jeder einzelnen Periode sind aus den Quellen heraus die einzelnen Zweige der obrigkeitlichen Gewalt und die einzelnen Hoheitsrechte des Staates ebenso gründlich wie klar dargestellt, indem der Verfasser auch in dieser Anordnung das von Gneist gegebene Muster befolgt. Wir erhalten eine sorgfältige Staats- und Rechtsgeschichte der hohenzollernschen Monarchie und dadurch die Entwicklung des kräftigsten deutschen Gliedstaates. Die Grundlagen, aus denen sich unter Friedrich Wilhelm I. das eigne preußische und doch so kerndeutsche Recht entwickeln sollte, sind in diesem Bande gegeben, und wir wünschen mit Lebhaftigkeit, daß der Verfasser auch die andern Bände dem ersten baldigst nachfolgen lassen möge.

Tagebuchblätter aus der Krim. Von Fr. Graf Berg. Reval, Kluge, 1885.

Der Verfasser dieses Buches, seinem Namen nach ein livländischer Edelmann deutscher Abkunft, schildert in zwanglosen, anspruchslosen Tagebuchblättern eine Reise, welche er, jedenfalls nach sorgfältigster literarischer Vorbereitung, im April und den ersten Tagen des Mai 1883 von Dorpat über Moskau, Kursk und Charkow nach der Krim gemacht hat. Sollte der Name und die Sprache des Verfassers noch einen Zweifel an seiner deutschen Abkunft übrig lassen, so muß das lebhafte Interesse, mit welchem er uns über das materielle Wohlergehen der deutschen Kolonisten im südwestlichen Rußland, über ihren Weizenbau ohne Düngung, ihre prosperirende Schafzucht, ihre glücklichen Bewaldungsversuche auf dem schwarzen Steppenboden berichtet, die letzten Spuren desselben tilgen. Auch dürfte das große Plaidoyer auf den Schlußseiten seines Buches für die Vorzüge des Privatbesitzes der deutschen Kolonisten vor der Woloß, d. i. dem kollektiven Grundbesitz der russischen Bauern, wohl nicht allein auf Rechnung seiner Zugehörigkeit zu den sogenannten Liberalen, sondern zum Teil auch auf die Stimme des Blutes zu setzen sein.

Jedenfalls hindert ihn das nicht, den Stolz des echten Russen auf die wunderbaren Gegensätze des Riesenreiches zu empfinden, als er in der Gouvernements-Hauptstadt der Krim, in Simferopol, angelangt den ragenden Fabrikschornstein der Moskauer Konfitürenfabrik Aprikosow erblickt, als er von seinem Gastfreunde mit vortrefflichem Krimweine, mit einer Nußtorte aus krimschen Wallnüssen, mit krimschen Aepfeln und mit Papyros, die aus in der Krim gewachsenem türkischen Tabak gedreht sind, bewirtet wird. Er kann sich nicht besinnen, als er von Simferopol aus „das arme Sewastopol" besieht, „alles, was man mit dem Ausdruck italienischer Himmel zusammenfaßt, am Mittelmeer jemals schöner gesehen zu haben." Nachdem er darauf in Baktschisarai, der alten Chanenstadt der nogaischen Tataren, an dem hundertjährigen Gedenkfest der — doch wohl nicht durch Münnich vollzogenen! — Einverleibung der Krim teil genommen hat, hat er die Freude, bei Balaklawa, dem bekannten Ankerplatz der englischen Kriegsschiffe im Krimkriege, nach der Leere der Steppe und all den Ruinen Sewastopols eine Gegend zu finden, wo Land und Klima, Kultur und Arbeit sehr wohl lohnen können. Den Höhepunkt erreicht aber sein patriotisches Entzücken, als er von den Kalkfelsen der Jaila auf den jähen Absturz derselben zu den unvergleichlich schönen Südufern der Krim hinblickt. Ihm ist „dieser Blick ungleich großartiger, als all die gewiß sehr schönen Stellen bei Cannes und Nizza." Mit immer neuem Entzücken besieht er dann die

Digitized by Google

Hauptorte dieser russischen Riviera, das vielgepriesene Alupka, Orianda, die Sommerresidenz Alexanders des Zweiten, Livadia, Jalta, das krimsche Cannes, und Alutscha, um endlich schweren Herzens über Jalta, Basaraktschai und Simferopol in seine nordische Heimat zurückzukehren.

Wir bemerkten bereits, daß Graf Berg seine Reise ohne Zweifel nach einer allseitigen Vorbereitung angetreten hat. Aber auch während derselben bleibt er bei seiner deutschen Gewissenhaftigkeit. Er reitet, wie er sich selber einmal ausdrückt, „nicht mit der Reitpeitsche, sondern mit dem geologischen Hammer." Er wird nicht müde, immer von neuem auf die geologischen Eigentümlichkeiten der betreffenden Landstriche aufmerksam zu machen. Die unsymmetrische Schwanzflosse des Sterlets, den sein dicker Nachbar im Slawjanski-Basar in Moskau, dem besten Hotel Rußlands, mit so sichtbarem Wohlgefallen verspeist, erinnere ihn daran, daß die Sterlets nachgebliebene Repräsentanten der Urzeit seien. Die beiden Adler, die eines Tages in der Krim über seinem Haupte kreisen, geben ihm das Stichwort zu einem umfangreichen Vortrage über das Fliegen einiger großen Vögel ohne sichtbaren Flügelschlag. Aber er ist weit entfernt davon, uns etwa in schulmeisterlicher Weise die Früchte seines häuslichen Studiums zeigen zu wollen. Mit dem scharfen Blicke des praktischen Landwirtes und des weitgereisten Mannes weiß er aus jeder Erscheinung unmittelbar das Charakteristische herauszufinden. Vor allem dürfte in dieser Hinsicht zu rühmen sein, was er uns auf Grund seiner eignen Beobachtungen über den krimschen Weinbau berichtet. Was dem Krimwein bei dem Publikum vor allem schadet, ist nach seiner Meinung der Umstand, daß in der Krim eine große Anzahl der verschiedensten Weingattungen aus Ungarn, aus Spanien, vom Rhein und aus Frankreich neben den einheimischen kultivirt und, obgleich sie nicht gleichzeitig reifen, dennoch zusammen gekeltert werden. Es fehlt ferner in der Krim an zuverlässigen großen Weinhandlungen. Wenn diesen beiden Uebelständen abgeholfen und wenn die schon einmal durch Stecklinge aus Frankreich nach der Krim gebrachte Phylloxera dauernd ferngehalten wird, so kann nach Graf Bergs Meinung dem krimschen Weinbau eine große Zukunft nicht fehlen.

Vermischte Aufsätze von Iwan Sserg. Turgenjew. Aus dem Russischen übertragen von E. S. Mit einer Einleitung von Eugen Zabel. Berlin, Deubner, 1885.

Die Freunde Turgenjews — und wie zahlreich sind sie in Deutschland, in Europa! — haben alle Ursache für die Uebertragung dieser teils kritischen, teils poetischen Aufsätze dankbar zu sein, welche dadurch erst für uns des Russischen Unkundige zugänglich geworden sind. Die ganze liebenswürdige und geistvolle Persönlichkeit tritt in allem entgegen, was sie schreibt, welches Gebiet es auch immer betreffen mag. Der ganze Turgenjew spiegelt sich gleichsam in jeder Scherbe von ihm. So gleich im ersten Aufsatze über Goethes „Faust," der noch aus dem Jahre 1845 stammt und eine russische Uebersetzung des deutschen Gedichtes zur Veranlassung hatte. Turgenjews Begeisterung für Goethe ist bekannt; er hat ihr auch unter andern in seiner herrlichen und erschütternden Novelle „Faust" Ausdruck gegeben. In diesem Essay setzt er sich mit dem über alle Poeten der Welt hochgestellten deutschen Dichter gewissermaßen auseinander, und wer Turgenjew kennt, merkt, daß alle Grundzüge seines eignen Wesens bei dieser Kritik mitvibriren. Charakteristisch für ihn als russischen Künstler ist seine überschwängliche Huldigung vor dem jungen Goethe und dem ersten Teile der Tragödie, der ihm „als ein im höchsten Grade geniales Werk, von naiver Wahrheit, von unmittelbarer Einheit durchdrungen" erscheint, und dem gegenüber sein ungewöhnlich herbes Ablehnen des

Digitized by Google

zweiten Teiles sowie des alten Goethe, des einsamen Olympiers und „Egoisten," „dem das ganze menschliche Leben zu einer Allegorie geworden ist." Turgenjew sucht den „Faust" historisch zu begreifen: er giebt eine Entstehungsgeschichte desselben aus Goethes Person und seiner Epoche heraus; er stellt beide als Egoisten hin, und nennt den „Faust" ein „egoistisches Werk," welches der geniale Ausdruck seiner Zeit und darum wahrhaft groß sei. Er weist hin auf die ironische Behandlung des Volkes im „Faust" (Spaziergang, Auerbachs Keller, Szene mit dem Schüler), und zeigt, wie weder für Faust noch für seine Zeit der moderne Begriff der Gesellschaft bestand, von der sie beide im Denken und Thun abstrahirten. Hier liegt der unterscheidende Punkt, meint er, zwischen Mittelalter und Neuzeit. Mephistopheles ist ihm die Verkörperung des verneinenden Elementes in jedem Menschen: der Reflexion: „sie ist unsre Kraft und unsre Schwäche, unser Verderben und unsre Rettung." Den Schluß, welchen Goethe mit dem Ende des zweiten Teiles seinem Werke gab, acceptirt Turgenjew nicht: eine thatsächliche Versöhnung findet er so wenig in diesem „Werke der Romantik" wie irgendwo bei Byron. „Die majestätische Gelassenheit im zweiten Teile — sie ist die wahre endgiltige Versöhnung aller ungelösten Fragen und Zweifel. Demjenigen Menschen, welchem die Natur die Möglichkeit einer solchen Beruhigung a priori versagt hat, giebt Goethe keinerlei Bescheid." Also: die Thätigkeit für die Gesamtheit, in welcher Faust schließlich das erstrebenswerte Ziel des Lebens erkannt, die übersieht er. Uebrigens sprüht der Essay von geistreichen Bemerkungen. — Aus dem weitern Inhalt des Buches ist hervorzuheben die Denkrede auf Puschkin, zur Enthüllung seines Denkmals in Petersburg am 13. März 1879 geschrieben; die Vorrede zur russischen Uebersetzung von Auerbachs Roman „Das Wirtshaus (soll wohl heißen: Landhaus) am Rhein," die geistvolle Kritik eines Schauspiels von Ostrowsky, in der Turgenjew gegen die kleinlich detaillirende, musivische Psychologie in der Dichtung sehr schlagend zu Felde zieht. „Die Ausgrabungen in Pergamon" sind einem Besuche derselben in Berlin entsprungen. „Die Feuersbrunst auf dem Meere" schildert ein Abenteuer aus des Dichters Jugend, das ihn bald ums Leben gebracht hätte. „Von den Nachtigallen" und „Pegasus" geben zwei Nachträge zu dem berühmten „Tagebuche eines Jägers": herrliche Naturschilderungen; „Pegasus" ist ein Denkmal für des Dichters so genannten Hund, der als wahres Genie seines Geschlechtes von ihm gepriesen wird.

Die Einleitung von Eugen Zabel hätte ebenso gut wegbleiben können; sie teilt mit, daß die Aufsätze aus dem ersten Bande der russischen Gesamtausgabe genommen seien, sagt aber nicht, ob es alle Aufsätze kritischer Art sind, welche T. hinterlassen hat. Und doch wie wertvoll sind literarische Aufsätze aus der Feder eines so großen Künstlers! Nicht bloß durch ihren objektiven Gehalt, sondern auch weil sie in seine eigne künstlerische Theorie Einsicht verschaffen.

Zur Beachtung.

Mit dem nächsten Hefte beginnt diese Zeitschrift das 4. Quartal ihres 44. Jahrganges, welches durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen ist.

Preis für das Quartal 9 Mark. Wir bitten um schleunige Aufgabe des neuen Abonnements.

Leipzig, im September 1885. Die Verlagshandlung.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig.

Digitized by Google

PRINCETON UNIVERSITY LIBRARY
This book is due on the latest date stamped below, unless renewed or notice for this date is given.
DEC 2 4 1936